This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Digitized by Google

Am 39.20

Harvard College Library

FROM THE GIFT OF

WILLIAM ENDICOTT, JR.

(Class of 1887)

OF BOSTON

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Em. Peter 1847 pinx

W. Woernle

GRAF LEO THUN-HOHENSTEIN.

Digitized by Google

Oesterreichisches

ı-Verein

iaci nihil a me

urgstall 1846.

ines.

Kanzlei: I. Salvatorgasse 12.
In Commission bei Kubasta & Voigt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Oesterreichisches

Jahrbuch.

Für den österreichischen Volksschriften-Verein

herausgegeben und geleitet

von

Frhr. v. Helfert.

Austriacus sum, Austriaci nihil a me alienum puto.
Hammer-Purgstall 1846.

Fünfzehnter Jahrgang.

Wien, 1891.
Verlag des österreichischen Volksschriften-Vereines.
Kanzlei: I. Salvatorgasse 12.
In Commission bei Kubasta & Voigt.

Digitized by Google

A ww 39.20

Harvard College Library
Jan. 12, 1912
Gift of
William Endicott, Jr.

Digitized by Google

Zwei Österreicher.

Ein Blick auf die Vergangenheit und in die Zukunft von

Friedrich Steinebach.

„Es ist der Österreicher froh und frank,
Trägt seinen Fehl, trägt offen seine Freuden,
Beneidet nicht, läßt lieber sich beneiden!
Und was er thut, ist frohen Muths gethan.
's ist möglich, daß in Sachsen und beim Rhein
Es Leute gibt, die mehr in Büchern lesen;
Allein, was Noth thut und was Gott gefällt,
Der klare Blick, der off'ne richt'ge Sinn,
Da tritt der Österreicher hin vor Jeden,
Denkt sich sein Theil und läßt den Andern reden!"

Diese Worte hat der gefeierte Dichter Grillparzer im Jahre 1825 in dem Trauerspiele „Ottokars Glück und Ende" dem Verfasser der Reimchronik von Horneck in den Mund gelegt, und es ist kaum möglich den österreichischen Volkscharakter zarter und doch zutreffender zu schildern. Seit dem Jahre 1825 sind zwar viele und große Wandlungen vor sich gegangen, aber der Kern, die Wesenheit ist geblieben und diese ist entscheidend. Der offene klare Sinn, das neidlose Selbstgenügen und der bescheidene frank und frei sich gebende Charakter, dem Hinterlist und nergelnde Berechnung fremd sind, haben sich unverfälscht erhalten. Frohsinn und Natürlichkeit, Gemüthlichkeit und Lebhaftigkeit sind die Charakterzüge des Österreichers, welcher in das öffentliche Leben hinaus tritt mit einer Heiterkeit und einem Gottvertrauen, das ihn zum angestrengten Gebrauche seiner Kräfte begeistert und geduldig die Schläge der Zeit und des Geschickes ertragen läßt.

An und für sich sind dies gewiß Tugenden, welche ihm mit Recht so leicht die Sympathie fremder Nationen erwerben, allein im täglichen Leben, im Weltverkehre, wie er nunmehr thatsächlich ist, werden diese

Digitized by Google

Eigenschaften nicht selten in das Gegentheil verkehrt, so daß dieselben die natürlichen Interessen des Individuums wie der Gesammtheit gefährden, der Ehre, dem Ansehen und dem Ruhme des Vaterlandes sogar schwere Wunden schlagen und unersetzlichen Nachtheil bereiten.

Je weiter ferner die materialistische Richtung der Zeit fortschreitet und die Begierde nach dem Erjagen von irdischen Gütern sich steigert, um so größer wird die Gefahr dieser allzu großen Bescheidenheit und Sorglosigkeit. Besonders gilt dies den thatsächlichen Verhältnissen gegenüber, indem Gemüthlichkeit, kosmopolitische Offenheit und auf wahre Menschenliebe basirtes Zutrauen einerseits, den Kampf bestehen sollen mit List und Schlauheit, rücksichtsloser Energie und egoistischer Berechnung anderseits, welche nur darauf bedacht sind, alle geistigen und materiellen Schätze, Erfindungen und werthvollen Projecte Anderer sich anzueignen und zum eigenen Vortheil auszubeuten.

Es ließe sich eine lange Reihe von Thatsachen aufführen, welche es beweisen, wie trefflich es die Franzosen verstehen, Ideen, Anregungen und Erfindungen Fremder rasch mit einer bestechenden blendenden äußeren Hülle zu umgeben und der Welt zu präsentiren, wobei sie das geistige Eigenthum, den Ruhm der Erfindung und dadurch den Vortheil derselben dem Erfinder rauben und sich mit dem angemaßten Scheine geistiger Überlegenheit brüsten, um die „gloire“ als diejenige Nation, welche angeblich an der Spitze der Menschheit marschirt, zu vermehren, während in Wahrheit nur die werthlose äußere Form thatsächlich ihnen angehört.

Eine wahre Virtuosität haben weiters die Engländer darin erworben, überall hinzuhorchen, wo sich bei Fremden das geistige Leben regt, um dessen Früchte schon im Embryo zu ergattern und durch Aufbietung von kolossalen Summen und durch kühne Wagnisse den zündenden Funken, den belebenden Gedanken der geistigen Arbeit in aller Eile und Stille sich zu annectiren und plötzlich der erstaunten Welt in sichtbarer Gestalt vor Augen zu führen, als wären sie selbst die Herren der Wissenschaft, welche berufen sind die Menschheit zu beglücken und zu veredeln, während die intellectuellen Urheber und geistigen Meister nur von ihnen im geheimen beschwindelt und ausgenützt, ihrer Energie und Rücksichtslosigkeit zur Beute wurden.

Das geistige Eigenthum und dessen Früchte werden dadurch dem wahren Verdienste einfach entwendet und während die Säcke d.. Frei-

Digitized by Google

beuter vom Gewinn überfließen, darbt, verkommt, stirbt der Mann der Wissenschaft in der Fremde oft in Noth und Elend und dessen Vaterland verliert den Ruhm und Gewinn der geistigen Arbeit seiner genialsten Söhne. All' diese schweren Leiden wären nicht möglich, wenn der Österreicher nicht, in seinem Selbstgenügen, seiner Offenheit und sorglosen Gemüthlichkeit noch von oben und unten bestärkt, zur Beute von Hinterlist und Habgier zu werden um so geeigneter sein würde, als ihm von Seite der leitenden Organe nicht die führende Hand geboten wird, während dies anderwärts den Einheimischen gegenüber in so großartiger Weise geschieht.

Es läge die Versuchung nahe, durch die Aufzählung einer langen Reihe von Thatsachen das Gesagte zu erhärten, allein die einfache Nennung könnte dem großen Interesse nicht genügen, welches dieser Gegenstand besitzt. Es hat einen besonderen Reiz, das innere Getriebe, Ursachen und Wirkungen zu kennen, das wahre Verdienst in seiner vollen Glorie zu erblicken und dagegen die an allem Unheil Schuldtragenden zu stigmatisiren. Es kann dies nicht oft und nicht nachdrücklich genug aller Welt vorgehalten und in Erinnerung gebracht werden, damit dem Verdienste seine Krone, dem Vaterlande der Ruhm zutheil werde, und damit man die von so vielen Seiten begangenen Fehler zu dem Ende erkenne, um sie künftig zu vermeiden.

Es seien daher nur zwei Fälle hier als warnende Beispiele im Detail erörtert, welche durch ihre Eigenart und Contraste besonders anziehend erscheinen. Der eine ragt noch bis in die Gegenwart hinein, der andere ist schon nahezu verschollen; der eine gleicht einem erschütternden Trauerspiele und dessen Held ist ein Märtyrer seines Genie zu nennen, während der zweite Fall mehr einem altbürgerlichen Lustspiele gleicht, in welchem der eigene Schwiegersohn den Erfinder — „barbiert". Gemeinsam haben beide Ereignisse nur den einen Umstand, daß in jedem Engländer und Franzosen das böse Princip sind, welchem die Oesterreicher zum Opfer gefallen waren. — —

Die Wiege des erstgedachten geradezu genialen Erfinders stand zu Chrudim, er wurde am 29. Juni 1793 geboren, und zwar als der älteste Sohn eines sehr bescheidenen, mit einer zahlreichen Familie gesegneten Bürgers; sein Name ist Joseph Ressel. Im Jahre 1806 besuchte er zu Linz das Gymnasium und von 1809 bis 1811 vollendete er den theoretisch-praktischen Curs des Land-Artillerieweſens zu Budweis; hier hat derselbe den Grund zu seinen mathematischen Kenntnissen gelegt, so wie sich jene

Digitized by Google

ausgezeichneten Fertigkeiten im Zeichnen und in der Kalligraphie erworben, die für seine spätere Laufbahn so bedeutsam wurden. Im Jahre 1812 besuchte er die Wiener Universität, an welcher er zwei Jahre verblieb. Diese für seinen Wissensdrang so glückliche Zeit war für Ressel die kurze Spanne für seine Ideale und seine weltbeglückenden Träume, was besonders durch die damalige gehobene Stimmung der Jugend gefördert wurde, denn es war dies dasjenige Jahr, nach welchem die Studenten die Waffen gegen Napoleon ergriffen haben. Sein jugendlicher Geist, sein mechanisches Genie träumte sofort von der Lenkung der Luftballone. Eine archimedische Schraube, von elektrischen Kräften getrieben, sollte die Flugmaschine der Willkür des Reisenden unterwerfen. Doch diese Idee wehrte nur kurze Zeit und der Anblick eines schwerfällig und langsam sich fortbewegenden Raddampfers wendete seine befruchtete Phantasie einem compacteren Elemente zu. Er erkannte es, daß seine archimedische Schraube an Wirksamkeit gewinnen müßte, wenn statt dünner Luft dichtes Wasser ihr als Schraubenmutter dienen würde. Dadurch war seinem Thatendrang ein sicheres Ziel gegeben, denn die Dampfschiffe waren bis dahin nur durch Schaufelräder getrieben worden, welche sehr viele Nachtheile mit sich brachten, daher es eines der wichtigsten Bedürfnisse war, dieselben durch andere Mechanismen zu ersetzen. Diese Räder waren nämlich nicht genügend wegen deren Gebrechlichkeit durch alle möglichen Eventualitäten; deren dann und wann bei zwei Rädern nicht gleichmäßige — und dann sehr störende — Bewegung war hemmend; und der große Raum, welchen die Gehäuse dieser Räder an den Schiffswänden einnahmen, war ungemein nachtheilig. In Folge dessen war damals auch die Anwendung der Dampfkraft bei den Kriegsfahrzeugen nicht rathsam, weil bei der Wichtigkeit der Ruderräder ein einziger Streifschuß das ganze Fahrzeug außer Gefecht setzen und in die Gewalt des Feindes bringen konnte. Es gehörte daher zu den größten Aufgaben, ein Bewegungsprincip anzuwenden, das sich in einen möglichst kleinen Raum zusammendrängen ließ, wenig gebrechlich war und den Elementen wie dem feindlichen Feuer möglichst entzogen werden konnte, dabei aber mindestens die volle Kraft der Ruderräder entwickelte. Hierzu bot nun die obgedachte archimedische Schraube Ressel's, d. i. die Schraube, in welcher das Wasser durch seine eigene Schwere aufsteigt, das beste Mittel. Sie besteht in einer Fläche, welche sich schraubenförmig um einen Cylinder wickelt, wobei das Wasser als Schraubenmutter genügt, um die Bewegung des Schiffes durch die Schraube zu

Digitized by Google

bewirken. Zudem hatte Ressel den genialen Gedanken, einen Raum am Hintertheile des Schiffes zwischen den Hintersteven und dem Steuerruder zu schaffen, in welchem diese Schraube gegen alle Eventualitäten vollkommen gesichert im Verborgenen wirkt. Durch seine Communication mit dem umgebenden Wasser liefert dieser innere Schiffsraum, Propellerbrunnen genannt, die einzig mögliche Art, die Schraube bei Dampfern solid und sicher anzubringen, und daß diese unbezahlbare Aufgabe — die Schraube in das Innere des bewegten Körpers zu verlegen — gelingen konnte, verdankt die Menschheit einzig und allein dem Genie unseres Ressel.

Der schlichte bescheidene kaum neunzehnjährige Student hat dadurch ganz allein, ohne irgend einer Beihilfe oder Unterstützung Dritter, in seiner Studierstube eine Erfindung gemacht, welche ebenso große, weltbeglückende Bedeutung hat, wie die Erfindung der Dampfmaschinen, Eisenbahnen und des Telegraphen. Schon im Jahre 1812 hat er die genaue Zeichnung der Propellerschraube beendet, und diese Jahrzahl ist hier von Bedeutung, denn dieselbe beweist es, daß Ressel der faktische Erfinder der Schiffsschraube ist, und daß alle anderen Personen, welche dieselbe sodann in Anwendung brachten, seine Erfindung von ihm — entlehnt oder seine vertrauensvollen Mittheilungen misbraucht und unbefugt ausgebeutet haben.

Da er nämlich ein echter Kosmopolit voll wahrer Menschenliebe war, beabsichtigte er es niemals, nur seinen Vortheil durch seine Leistungen zu fördern, sondern er wollte der Welt, der Menschheit, dem Vaterlande Ruhm, Ehre und Fortschritt sowie großartigen Gewinn bringen. Daher machte er aus seinen Erfindungen kein Geheimnis, sondern sprach gegen jedermann davon, um sein Werk zu populariſiren und dessen Nutzen rasch zu verbreiten.

Vorerst begegnete er aber nur Zweifeln, Ungläubigkeit und ablehnenden Bemerkungen, denn der Unverstand wollte die großartige Überlegenheit seines Geistes nicht anerkennen. Er aber hielt fest an seiner Überzeugung und strebte nur nach der Möglichkeit, seine Erfindung praktisch in das Leben einzuführen. Während dies nun in der ganzen Welt mit riesigem Gewinn geschah, trug ihm sein großes Werk nur Dornen, Schmerzen, Leiden und Entbehrungen ein. Von all' dem ließ sich aber damals der junge Student noch nichts träumen, und war im Innern still beseeligt durch das Bewußtsein des gelungenen Werkes.

Allein selbst dieses schwer errungene Glück sollte dem aufstrebenden Talente nicht lange gegönnt sein; denn im Jahre 1814 traf ihn wie ein

Digitized by Google

Blitz aus heiterem Himmel die Nachricht, daß seine Eltern der drückenden Armuth anheimgefallen waren. Sogleich gab er die bisher von ihnen erhaltene Unterstützung auf; schloß sich aber dadurch sofort auch von jener kostspieligen Stätte aus, in welcher er seinen Geist allseitig auszubilden und zu bereichern so eifrig bemüht war. Nach reiflicher Überlegung erwachte in ihm der Wunsch, als unentgeltlicher Schüler in die Forstanstalt zu Mariabrunn zu kommen, weil Österreich damals fast kein anderes naturwissenschaftliches Institut besaß. Gestützt auf seine durch prachtvolle Zeugnisse documentirten Kenntnisse hielt er sich des Erfolges für sicher. In naiver Weltunerfahrenheit wußte er noch nicht, daß zu einem Erfolge zuerst Protection und dann erst Kenntnisse nöthig sind. Nur mit letzteren versehen, erhielt er die gewünschte Freistelle nicht. Sein Gesuch wurde unter dem Vorwande abgewiesen, daß er zu schwach auf der Brust sei. Der unerwartete Bescheid preßte ihm die Worte ab: „Ich bin ja nicht bestimmt, die Bäume umzuhauen". Zu einem Freunde äußerte er: „Was hat doch die physische Constitution meiner Brust mit den Forststudien zu thun? Zum Studium scheint mir zu genügen, wenn Kopf und Hirn gesund sind!" So tief verletzte Ressel die ungeschickte Begründung seines abschlägigen Bescheides! Und doch war die Schwierigkeit der Aufnahme in die Forstschule nur ein ganz harmloses Vorspiel gegen die Kämpfe und Mühseligkeiten, die er ein Menschenalter hindurch in dem Streben erfuhr, sein Talent zum Wohle der Menschheit anzuwenden.

Im jugendlichen Drange wollte Ressel das ihm zugefügte Unrecht vor die Stufen des Thrones bringen. Der Kammerdiener des Kaisers Franz, Namens Jellinek, war sein Landsmann. Diesem klagte er sein Leid und beschwor ihn, ihm eine Audienz bei dem Monarchen zu verschaffen. „Ich will ihm beweisen, daß ich nicht zu schwach auf der Brust bin, und alle übrigen Fähigkeiten zweifach und dreifach besitze." Der Kammerdiener erwiderte: „Den Kaiser mit Klagen behelligen, geht nicht an. Er liebt es nicht, daß man zu ihm komme um seinen Behörden Vorwürfe zu machen. Aber, wenn Sie so große Fähigkeiten besitzen, so liefern Sie ein Beweisstück, das man dem Kaiser zeigen könnte."

Ressel sah das Vernünftige dieses Rathes ein, machte sich sogleich an die Arbeit und überbrachte sie nach kurzer Zeit dem Kammerdiener. Der leutselige Monarch frug bisweilen denselben beim Entkleiden, ob er in seiner Sphäre etwas neues wisse. Die erste solche Gelegenheit benützte Jellinek und antwortete: „Einer meiner Landsleute hat mit Hilfe des Mikroskops eine

Digitized by Google

herrliche Zeichnung der Schlacht von Leipzig in kleinsten Dimensionen ausgeführt; Eure Majestät sind auch darauf mit der Gruppe der Souveräne. Ein wahres Wunderwerk. Der Zeichner brennt vor Sehnsucht, es Eurer Majestät zu Füßen zu legen". Und so erlangte Ressel eine Privataudienz, in welcher er sein kleines Meisterstück überreichte. Seine wahrhaft treffliche Arbeit und seine glänzende Überredungskunst erwarben ihm die kaiserliche Gnade. Er wurde durch ein ihm aus der Privatschatulle des Kaisers verliehenes Stipendium in den Stand gesetzt, in die Forstakademie einzutreten und so seine weitere Ausbildung seinem Wunsche gemäß zu verfolgen.

Ressel's ungewöhnliche Talente befähigten ihn, noch als Schüler seinen Lehrern in Mariabrunn beim Unterrichte zu assistiren und schon im Februar 1817 wurde er zum Districtsförster von Platerjach in Krain mit 700 Gulden Gehalt ernannt.

Die Dankbarkeit für seine erste so glückliche Anstellung und die kaiserliche Zufriedenheit mit seiner früheren Arbeit veranlaßte ihn, dem Kaiser vor seiner Abreise nach Platerjach eine zweite Zeichnung, deren Gegenstand diesmal die Schlacht von Aspern war, begleitet von einer kalligraphirten Widmungsschrift zu überreichen. Die außerordentliche Schönheit der letzteren überraschte den Kaiser. Nicht ohne Mistrauen sagte er zu Ressel: „Schreiben Sie in meiner Gegenwart Ihre Gage-Quittung mit einer solchen Kalligraphie wie diese Inschrift." Schnell und gewandt vollführte Ressel den Befehl des Kaisers. „Wohlan denn, junger Mann", sprach der Monarch zu ihm, „rechtfertigen Sie durch Treue und Eifer das Vertrauen, das ich in Sie gesetzt habe."

Im Waldaufenthalte zu Platerjach erwartete den praktischen Mann die Romantik in ihrer wildesten Art, wie sie dem jungen Arago in Spanien und dem Künstler Antonio Allegri dereinst in Italien begegnet ist, — bei einem Ritte wurde er eines Abends im Walde von drei Räubern angegriffen und seiner Uhr und Baarschaft entledigt. Als sie auch sein Pferd nehmen wollten, warnte er sie: „Thut das nicht, es ist mein Dienstpferd und meilenweit in der Runde bekannt; ihr würdet so euren eigenen Steckbrief mit euch führen." Hierdurch stutzig gemacht, ließen ihm die Räuber das Pferd. Einige Tage später wurde des Nachts an seine Wohnung geklopft. Da standen dieselben Räuber vor der Thüre und erklärten ihm, sie hätten nun erfahren, daß er der im ganzen Revier beliebte Förster sei. Sie seien deshalb bereit, ihm das Gestohlene zurückzugeben;

Digitized by Google

er möge kommen und es in Empfang nehmen. Wohl bewaffnet ging er zu ihnen hinab. Kaum hatte er aber die Thüre seines Hauses überschritten, so stürzte unter einem furchtbaren Knall die Decke des Zimmers, wo er geschlafen hatte, zusammen. So hatte er einem eigenthümlichen Zusammentreffen merkwürdiger Zufälle die Erhaltung seines für den Fortschritt der Menschheit so wichtigen Lebens zu danken. Bald darauf fand er seinerseits Gelegenheit den „braven" Räubern seine Dankbarkeit zu beweisen. Die Regierung verwendete seine geistige Kraft nicht nur im Forstdienste, sondern auch zur Landesvermessung. Bei der letzteren wurden ihm Soldaten zur Handhabung seiner Meßapparate zugetheilt. Eines schönen Tages erkannte er plötzlich unter den sich ablösenden Gränzern seine drei Räuber und Lebensretter. Dieselben waren anfangs sehr erschrocken, beruhigten sich jedoch, als sie bemerkten, daß Ressel sie nicht im mindesten erkenne. So gut wußte er sich zu beherrschen!

Im Jahre 1820 wurde er in gleicher Eigenschaft nach Neustadl in Unter-Krain und im nächsten Jahre schon als k. k. Waldmeister nach Triest versetzt. Diese letztere Transferirung war von höchster Wichtigkeit, weil sie Ressel in unmittelbare Berührung mit dem Meere brachte, das gemeistert zu haben sein unvergänglicher Ruhm bleibt. Hier hoffte er Gelegenheit zu finden, an die Verwirklichung seiner seit Jahren ausgearbeiteten Projecte zur Anwendung der archimedischen Schraube auf die Schifffahrt zu gehen. Damit schließt die Jugend Ressel's und der Kampf des Mannes beginnt, ein harter aufreibender Kampf, der sein ganzes Leben hindurch währte bis an sein trauriges Ende. — —

Das erste Unheil, welches ihn zu Triest begrüßte, zeigte sich sofort in der Person des Engländers Morgan, welcher mit einem kleinen schwerfälligen Raddampfer die Linie Triest-Venedig befuhr und hiefür ein ausschließliches Privilegium besaß. Die Besichtigung des Raddampfers überzeugte Ressel auf der Stelle, daß ihn der ahnende Blick des Genies nicht getäuscht hatte. Die vorausgesehenen Übelstände, wegen deren er als 19jähriger Jüngling in einer 1812 verfertigten Zeichnung die Schaufelräder durch eine archimedische Schraube ersetzt hatte, waren in der Wirklichkeit vorhanden, und er war geneigt Morgan's Schiff umzugestalten. Aber Morgan wollte von der Schraube nichts wissen, er sah in Ressel einen Concurrenten, welchen er durch Intriguen zu vernichten suchte. Er war nur darauf bedacht sein Privilegium zu schützen, und verdächtigte Ressel beim Publicum wie bei den Behörden als einen Schwindler, unruhigen Kopf und

Digitized by Google

überspannten Projectenmacher, so daß derselbe bald auf allen Wegen seinem Verfolger begegnete und durch diesen bei der Verwerthung der Schraube gehindert wurde. Diese Intriguen bildeten für das Talent Ressel's die erste Leidensstation in dem Kampfe für seine Schraube, denn der reiche angesehene Engländer siegte überall leicht gegenüber dem armen Teufel in bescheidensten Verhältnissen. In Folge dessen fand Ressel's geniales Project selbst bei der Triester Handelswelt, von welcher er pecuniäre Hilfe zur Ausführung verlangte, so gut wie keinen Anklang. Lange Zeit wollte niemand darauf auch nur einen Heller wagen, und volle fünf Jahre währte es, bis sich 1826 die Kaufleute Julian und Tositti herbeiließen, die Kosten einer Schraube — sage sechzig Gulden — zu tragen. Sogleich ließ er eine Schraube von 18 Zoll Durchmesser verfertigen, und die Genannten lieferten ihm auch die Barke, an welcher die Schraube angebracht wurde. Der Mechanismus derselben ward aber nicht von einer Dampfmaschine, sondern von den Händen zweier Männer getrieben. Schon dadurch, daß diese zwei Mann die Schraube statt der Ruder handhabten, ergab sich eine, im Vergleich mit den Rudern, enorm günstige Wirkung. „Will er mit der Schraube das Meer anbohren?" war beim Anblick des kleinen Schraubenschiffes die erste spöttische Frage des Triestiner Publicums. Aber bald machte der Spott einer gewissen Verwunderung Platz, als man das eigenthümliche Schiffchen so rasch und sicher das Wasser durchschneiden sah — ein Sonnenstrahl fiel in die Brust des armen ahnungslosen Mannes.

Aber schon am nächsten Tage fiel die Wirklichkeit wie ein Mehlthau auf seine Hoffnung nieder, denn alle Welt betrachtete die Sache nur als eine Spielerei und — Julian und Tositti zogen sich schon wieder von ihm zurück, angeblich wegen beschränkter Geldmittel — die sechzig Gulden für die Schraube schienen dem augenblicklichen Gewinn begehrenden Krämergeiste ein zu großes Wagnis!

Ressel hatte aber aus dem kleinen Versuche bereits die wissenschaftliche Überzeugung gewonnen, daß der Schraubendampfer der künftige Herr des Meeres sein werde. Er nahm daher ein Privilegium auf seine Erfindung und erhielt es 1827. Ganz auf sich allein angewiesen, in größter Dürftigkeit — er hatte von 700 Gulden Gehalt sich, seine Frau und Kinder zu erhalten und sollte sich alle Mittel und Behelfe für Fructificirung seiner Erfindung auch noch beschaffen — suchte er mittels lithographirter censurirter Einladungen eine Gesellschaft zu bilden, um die

Digitized by Google

Schraubendampfschifffahrt auf allen österreichischen Flüssen, Seen und Meeren auszuüben. Da trat ihm ein Hindernis entgegen, welches kaum glaubhaft wäre, würde es nicht durch die Geschichte verbürgt: trotz Privilegiums und vorausgegangener Censur-Behörde — verbot ihm die Triester Polizei-Behörde die Herausgabe der fertigen Einladungen! Morgan, der Inhaber des erwähnten armseligen Raddampfers, sah neuerlich in Ressel einen Concurrenten erstehen und rief die Polizei gegen ihn zu Hilfe und so lastete auf ihm noch der Druck von oben, der zuletzt seiner Erfindung verhängnisvoll werden sollte. Dies war Ressel's zweite Leidensstation in seinem eigenen Vaterlande durch eine empörende, ihn bis in das Innerste verletzende Willkür der damaligen Behörde, welche dadurch sein Genie gewaltsam unterdrückte, daß sie ihm ein Privilegium gab und schon den ersten Schritt zu dessen Realisirung verbot! Aber es sollte noch ärger kommen.

Während nun Ressel eine neue Gelegenheit zur praktischen Ausübung seines Patentes suchte, beredete ihn ein Capitalist, Namens Budmani, der sich längere Zeit in Egypten aufgehalten hatte, ein kleines mit Menschenhänden zu treibendes Schraubenboot für den Vice-König von Egypten Mehemed Ali zu verfertigen. Weitere Bestellungen von Schraubenschiffen zur Befahrung des Nils sollten der Lohn sein. In der That gefiel das Schiff dem Vice-König so sehr, daß er vier Schraubendampfschiffe von je dreißig Pferdekräften zu beziehen wünschte. Vorschüsse aber weigerte er sich an die Sache zu wagen, und Budmani hatte nicht das nöthige Capital, also sollte alles der arme Erfinder mit 700 Gulden Gehalt bestreiten?! — So hätte wenig gefehlt, daß das alte Land der Pharaonen und Ptolomäer, dessen Flotten im Alterthume eine so große Rolle spielten, neuerdings einen entscheidenden Einfluß auf die Entwicklung der modernen Schifffahrt gewonnen hätte. Das dritte Hindernis, welches Ressel's segensreiche That hemmte, war diesmal kleinliche Sparsamkeit und Knauserei eines Potentaten, und der Mangel an Geld, welcher diesen genialen Mann sein ganzes Leben hindurch zu Boden drückte. Die Weltgeschichte sollte ihren eigenthümlichen Entwicklungsgang ungestört fortsetzen. Das Genie Ressel's sollte nicht Egypten, ja nicht einmal seinem Vaterlande, sondern Völkern neue maritime Ehren einbringen, welche ihn um sein geistiges Eigenthum betrogen!

Erst im Jahre 1828, also nach sieben Jahren unausgesetzter Entbehrungen, Mühen und Enttäuschungen fiel vorübergehend ein Lichtstrahl

Digitized by Google

in die Lebensnacht Ressel's; denn er fand an dem reichen Triester Großhändler Ottavio Fontana endlich einen Mann, mit dem sich etwas machen ließ. Er übergab ihm einen ausgearbeiteten Plan zur Verwerthung und Ausbeutung der Schraubendampfschifffahrt, welcher im wesentlichen mit den Zwecken des heutigen Lloyd übereinstimmte. Ressel schloß mit Fontana einen umständlichen Contract. Es wurde beschlossen, das erste Schiff mit einer Dampfmaschine von nur sechs Pferdekräften zu betreiben, während Ressel vergeblich größere Dimensionen beantragt hatte. Es versteht sich von selbst, daß der Kaufmann Fontana vor allem einen Gewinn suchte. Einen solchen versprach ihm unfehlbar die Linie Triest-Venedig. Augenblicklich ließ der mehrgedachte Morgan alle Federn der Intrigue spielen, um das Project des Schraubendampfers schon im Ei zu tödten. In seinem Hof-Recurse stützte er sich auf den Wortlaut seines Privilegiums, welches ihm allein die regelmäßige Dampfschifffahrt zwischen beiden Städten zusprach. Es lag auf der Hand, daß der in seinem Privilegium gebrauchte allgemeine Ausdruck „Dampfschifffahrt" nur die zur Zeit der Privilegiums-Ertheilung bekannten Raddampfer, nicht aber alle anderen, in der Zukunft erst noch zu erfindenden Dampfschiffe umfassen konnte. Man mußte also annehmen, daß das Privilegium Morgan's eine ganz neue Art von Dampfschiffen weder auszuschließen beabsichtigt hatte, noch auch hierzu berechtigt war. Dennoch wurde dieser Proceß hartnäckig fortgeführt durch alle Instanzen und gelangte auch an die Hofkammer. Um nun demselben endlich die Spitze abzubrechen, sendete Fontana im September 1828 unseren Ressel nach Wien. Derselbe fand beim Hofkanzler Grafen Saurau eine gute Aufnahme. Er sagte ihm wenigstens seine Unterstützung zu für den Bau eines einzelnen Schraubendampfers und für die Abhaltung einer Probefahrt mit demselben. Ein Hoffnungsstrahl zog ein in Ressel's lange gequälte Brust und zwei Bestandtheile dieses Schraubenschiffes, der Schiffskörper und die Schraube wurden sofort in Triest gefertigt. Im März 1829 schon wurde ihm die Freude zu Theil, die Schraube vom Maschinisten Hermann abgeliefert zu erhalten. Zur selben Zeit vollendete der Schiffs-Baumeister Vincenz Zanon in der Werfte Pamfili den Schiffskörper, aber die Dampfmaschine wurde erst nach dreiviertel Jahren in Triest abgeliefert, so daß die drei Bestandtheile: Schiffskörper, Schraube und Maschine vereinigt werden konnte. Ressel glaubte am Ziele zu sein, und Entzücken schwellte seine Brust.

Digitized by Google

Nach einigen Heizungen beschloß man eine Probefahrt zu veranstalten. Im Hochsommer 1829 fand dieselbe statt; und mit derselben sollte die größte und letzte Leidensstation im Vaterlande über Ressel hereinbrechen, obwohl sich seine Erfindung glänzend bewährt hatte!

Ungefähr 40 Personen befanden sich auf dem Schiffe, unter ihnen Volpi, der Director der nautischen Akademie. Die „Civetta", so hieß das Schiff, war 60 Fuß lang, 11 Fuß breit und 6 Fuß hoch. Die Schraube hatte 5 Fuß Spannung, 45 Grade Inclination und befand sich total unter Wasser, zwischen Hintersteven und Steuerruder befestigt. Die Dampfmaschine hatte, wie schon erwähnt, nur sechs Pferdekräfte. Nachdem die Dampfmaschine geheizt worden war, wurde die Schraube in Wirksamkeit gesetzt. Rasch fuhr das Schiff durch die Wogen und legte in wenigen Minuten eine halbe Seemeile zurück, so daß sich die Geschwindigkeit auf sechs Seemeilen per Stunde belief. Mit Sicherheit konnte man bei einer stärkeren Maschine neun Seemeilen erwarten, ein so treffliches Resultat, wie es bisher von keinem Schiffe auch nur annähernd erreicht worden war. Alle Anwesenden jubelten — Ressel selbst glaubte bereits eine Triumphfahrt zu feiern. Hatte das ärmliche Schiff des Columbus eine neue Welt entdeckt, so hoffte Ressel von seinem kleinen Schiff eine neue Ära der Schifffahrt. Da stand plötzlich das Schiff still — unverletzt war die Schraube — nur eine Röhre der Dampfmaschine war abgeschmolzen, weil der unredliche Kupferschmied ein Dampfleitungsrohr weich statt hart, wie ihm aufgetragen war, gelöthet hatte und dieses daher wie natürlich im Gange der Maschine abgeschmolzen war. Wenige Stunden hätten genügt, den Schaden auszubessern. Noch radicaler konnte er durch eine solider gebaute Dampfmaschine behoben werden — aber da trat die Triester Polizei-Direction dazwischen und untersagte in väterlicher Besorgnis alle weiteren Versuche!

Dieser Gewaltact, gegen welchen Ressel's Vorstellungen erfolglos blieben, traf ihn bis in das Innerste der Seele, denn seine Schraube war ja unversehrt und hatte sich vortrefflich bewährt; und dennoch in der Heimat verboten?!

Nicht genug war es aber mit diesem tiefen Weh, gleichzeitig war auch der Bescheid im Streite mit Morgan über die Concurrenzfahrten auf der Linie Triest-Venedig erflossen, und traf ihn wie ein vernichtender Keulenschlag. Die Argumentation war: Dampfschiff bleibe Dampfschiff; Rad oder Schraube bringe keinen Unterschied hinein und es sei schon

Digitized by Google

Morgan auf die regelmäßige Dampfschifffahrt zwischen Triest und Venedig privilegirt, also dürfe das Dampfschraubenschiff Ressel's auf dieser Strecke nur unregelmäßig fahren. Dadurch sah Fontana seine besten Gewinnsthoffnungen zerstört und erklärte sich frei von jedem Obligo gegen Ressel, so daß dieser den Proceßweg betreten mußte, um ihn zur Einhaltung des Vertrages zu verhalten. Die Polizei von 1829, Fontana und das Triester Publicum dagegen vereinigten sich in dem merkwürdigen, Lachen erregenden Schlusse: „Von den drei Bestandtheilen, Schiffskörper, Schraube und Dampfmaschine ist die — Dampfmaschine gebrochen, die Schraube unverletzt geblieben, also ist die Schraube zum Betriebe der Dampfschifffahrt untauglich." Bei einem solchen Schlusse kann der ruhig Denkende nur ausrufen: „O Herr, vergib ihnen, sie wissen nicht was sie thun!" jede Reflexion ist unmöglich.

Ressel hatte sich durch die Probefahrt nur noch mehr von der Trefflichkeit seiner Erfindung überzeugt und strengte daher gegen Fontana die Klage auf Zuhaltung des Vertrages an. Der arme Ressel stand mit einem ex offo bestellten Advocaten dem Millionär Fontana gegenüber. Der Gouverneur, der Polizei-Director und auch seine Vorgesetzten tadelten ihn, auf einem „mislungenen" Unternehmen zu bestehen. Nach jahrelangem schriftlichen Verfahren verlor er sogar seinen Proceß in erster Instanz und erhielt erst Recht in zweiter. So wanderte denn derselbe zur obersten Justizstelle nach Wien. Inzwischen war aber Fontana gestorben und Ressel's verhängnisvoller Protector, Graf Saurau, nach Florenz als Gesandter übersiedelt. Gläubiger bedrängten Ressel, weil alle im Vertrauen auf Fontana's Vertrag bewirkten Bestellungen nun von ihm beglichen werden sollten, während eine zahlreiche Familie in ihm ihren Ernährer sah — welcher noch immer bei 800 Gulden Gehalt selbst darbte! Das Privilegium war wegen unterlassener — soll heißen: gewaltthätig von der Polizei wiederholt verbotener — Ausübung für erloschen erklärt worden. Seine Lage war eine verzweifelte, daher verglich er sich 1834 mit Fontana's Erben und Österreich war des Ruhmes und des Vortheiles beraubt, die Schraube in die Schifffahrt eingeführt zu haben!!

Nur der damalige Assecuranzbeamte, spätere Minister Bruck äußerte sich schon 1829 begeistert über die Schraube: „Die Erfindung Ressel's ist von ungeheurer Wichtigkeit; der große Vorzug des Schraubendampfers vor dem Raddampfer ist außer Zweifel gestellt, und der arme unglückliche

Digitized by Google

Erfinder wird seinerzeit — möge es nicht zu spät sein — ehrenvolle Anerkennung finden."

Diese durch Misbrauch der Gewalt und feige Intriguen ihm bereitete vierte Leidensstation drohte Ressel zu Boden zu werfen und es war wohl eine Steigerung seiner Leiden nicht mehr möglich; mit blutender Seele sah er sich verfolgt und mit Füßen getreten, während er bemüht war, die Welt zu beglücken. Sein Genie war verkannt, er wurde nur als Projectenmacher, Schwindler und überspannter Kopf beiseite geschoben; zuletzt war er öffentlich zu einer Zeit als „Genie" verrufen, wo es keinen größeren Schimpf als dieses Wort gab, durch welches ihm selbst sein einziger Gönner aus der Jugendzeit, Kaiser Franz, für immer genommen wurde. Ressel, mit dem Modell des Schraubendampfers in der Hand und der Versicherung die Welt damit umzugestalten auf dem Munde, konnte in den Augen des Kaisers unmöglich der ominösen Bezeichnung eines „Genies" entgehen. Nach den französischen Kriegen war aber, wie Thiers bezeugt, die Benennung „Genie" in ganz Europa zum Scheltworte herabgesunken. Die letzten „Genie"-Stücke Napoleon's, wie der russische Feldzug ohne gebührende Rücksicht auf den russischen Winter und der sächsische Feldzug ohne genügende Cavallerie, mit schwerem Belagerungs-Geschütze und mit rohen Recruten im Knabenalter, die beim Feuern sich aus Unkenntnis die Daumen wegschossen und bei den Gewaltmärschen am Wege liegen blieben, hatten Freund und Feind erbittert. Man übersah den Unterschied zwischen dem zerstörenden Genie, das zum Kreise seiner Thätigkeit Krieg und Aufruhr wählt, und dem schaffenden Genie, das durch Kunst und Wissenschaft den friedlichen Fortschritt bewirkt. Das Genie wurde in Bausch und Bogen unterschiedslos verdammt. Kaiser Franz war voll unermüdlicher Thätigkeit, „ein tüchtiger Hofrath", wie er sich selbst scherzend nannte, und vor allem ein ausgezeichneter Jurist — aber gegen das „Genie Napoleon" hatte er auf Tod und Leben kämpfen müßen. Nach dessen Besiegung theilte er die weitverbreitete Stimmung gegen das Genie und wählte es nie mehr zum Gegenstande seiner Gunstbezeugungen. Damals war bei ihm unbedingt nur die herrschende Regierungs-Maxime: keine Gelehrten, nur gute Unterthanen zu wollen, und dieselbe wurde für österreichische Erfinder und Entdecker wie Ressel ein namenloses Unglück.

Der Schiffskörper der „Civetta" vermoderte im Triester Hafen zu altem Holze; Maschine und Schraube wurden altes Eisen. Nur zu wahr sind die Worte, mit denen Ressel die von ihm dem kunstsinnigen Erz-

Digitized by Google

herzog Ferdinand Max in spätern Jahren überreichte ebenso schlichte als mächtig ergreifende „Geschichte der Schraube im Vaterlande" abschließt: „So tragisch endete im Vaterlande 1834 die nämliche Schraube, welche jetzt nicht nur auf fremdem Boden, sondern auch in der k. k. Kriegs-Marine großartig aufwächst. Der Erfinder und das Vaterland haben keine Ehre davon und die Geschichte ist belogen!"

Die geniale Erfindung der Schraube hatte dem Österreicher in der Heimat ein trauriges, daheim abgeschlossenes Schicksal eingetragen: ein Privilegium war ihm verliehen dessen Ausübung aber gewaltsam verhindert, sodann „wegen Nichtausübung" dasselbe ihm entzogen worden; er somit zugrunde gerichtet. Zwei Processe gegen die Millionäre Morgan und Fontana mußte der arme Teufel ohne Aussicht auf Erfolg führen — und unterlag. Durch Vorurtheile und Intriguen waren Publicum und Behörden gegen ihn feindlich gesinnt und wollten von dem Projectenmacher nichts mehr wissen; und selbst seine eigenen Vorgesetzten hatten nur zahlreiche vexatorische Versetzungen für ihn, aber verwehrten ihm nicht nur jede Aussicht auf Beförderung, sondern drohten dem Misliebigen damit, ihn in Disponibilität, ja sogar mit nur einem Drittel Gehalt in den Pensionsstand zu versetzen. So war Ressel in seinem Vaterlande ein wahrer Märtyrer geworden, und statt des verdienten Lorbeerkranzes ward ihm die Dornenkrone auf das Haupt gedrückt, sein Herz durch zahllose physische und moralische Leiden verwundet. Zu jener Zeit war seine Dürftigkeit, trotz seiner spartanischen Enthaltsamkeit, auf das äußerste gestiegen, so daß er bisweilen in den ärmlichsten Anzügen und mit Schuhen gesehen wurde, deren Sohlen mit Bindfäden an den Füßen befestigt waren, denn sie hatten sich vom Oberleder getrennt. Es ist dies keine Sage, sondern traurige Wahrheit. — —

Die drückende Noth daheim zwang den Österreicher, seine Blicke auf das Ausland zu richten, sobald er einen Agenten, Namens Bauer, kennen gelernt hatte, der seine Interessen namentlich in Frankreich und England wahrzunnehmen und zu vertreten versprach. Er hat daher demselben zum Zwecke späterer Verwendung seiner Schraube im Auslande Zeichnungen derselben mit erläuterndem Text übergeben. Wirklich brachte Bauer durch seine Vermittlung ihn in Verbindung mit drei französischen Unternehmern: Picard, Malar und Rivier, um seine Erfindung in die französische Schifffahrt einzuführen, und um die Unterhandlung mit den drei Franzosen abzuschließen, begab sich Ressel im März 1829,

Digitized by Google

für die Dauer eines Urlaubes, nach Paris. Im April 1829 zeigte Ressel die Wirksamkeit seiner Schraube auf dem großen Canal in der französischen Hauptstadt. Der Erfolg war eben so ausgezeichnet, wie schon früher in Triest. Aber die dem Genie eigene Naivetät und Ehrlichkeit sollten ihm abermals einen bösen Possen spielen. Treue und Glauben auch bei Andern voraussetzend, hatte Ressel mit den französischen Unternehmern vor der Probe keinen Contract abgeschlossen. Nach derselben wollten aber die Herren durch keinen Theilungsvertrag mehr den Gewinnst sich schmälern lassen, den ihnen die Schrauben-Dampfschifffahrt in ganz Frankreich versprach. Der ehrliche Böhme war wieder nur eine Illustration mehr zu dem bekannten: Sic vos non vobis. Die drei französischen Schwindler hatten sich alle Zeichnungen und Behelfe verschafft, und für Frankreich ein Privilegium für den Schraubendampfer erworben, bevor Ressel es ahnte, und in der Fremde fand der arme Teufel trotz aller Proteste keinen Schutz gegen die ehrlosen Söhne der großen Nation, welche ihn einfach betrogen hatten. In solcher Weise überlistet und ausgeplündert, fehlte unserem Ressel sogar das Geld zur Rückreise, und er war buchstäblich auf das Pariser Pflaster geworfen.

Er war ohne Geld zu Paris, seine zahlreiche Familie zu Triest ohne Geld — sein Urlaub schon zu Ende — von der österreichischen Gesandtschaft wurde er wegen Mangel an Fonds zur Rückreise förmlich abgewiesen, daher in eine geradezu entsetzliche Verlegenheit versetzt.

Seine Rettung aus dieser traurigen Lage sollte er nur dem glücklichen Umstande verdanken, daß er die Erfindung einer vortheilhaften Farben-Extractions-Methode gemacht hatte, und so rettete der „Färber" dem „Erfinder der Schraube" das Leben.

Bekümmert ging nämlich Ressel auf die Pariser Börse, um an der Säule Triest vielleicht einen Triester Kaufmann zu finden, der ihm das Reisegeld vorstrecken möchte. Er fand dort nun zwar keinen Landsmann, wohl aber einen Farbholzhändler, Namens Messonier. Diesem erklärte er seine Art der Farben-Extraction. Für Österreich hatte er darauf ein Patent genommen; für Frankreich aber war das Privilegium noch offen. Messonier ließ ihn nun nicht mehr los. Kaum hatte ihm jedoch Ressel auf seinen Wunsch eine Fabrik nach der neuen Methode eingerichtet, so nahm auch dieser dunkle Ehrenmann das Privilegium für sich allein. Er weigerte sich, mit Ressel den versprochenen Contract zu schließen, und gab ihm zuletzt eine Abfindungssumme von 1000 Francs,

Digitized by Google

um ihn von Paris zu entfernen. So handelte Messonier gegen Ressel, während er einen jährlichen Gewinn von 30.000 Francs aus der Fabrik erwartete, abermals war er von einem Franzosen betrogen. Doch sollte letzterer des unredlichen Gewinnstes nicht froh werden. Denn bald darauf brach in Paris die Juli-Revolution aus und Messonier fand dabei als Hauptmann der Nationalgarde seinen Tod. Ressel aber wurde durch die 1000 Francs mindestens in die Lage versetzt, nach Triest zurückkehren zu können. Sein erster Ausflug in die Fremde war nur eine neue Leidensstation für den vom Unglücke verfolgten Ressel geworden, und seine Schicksalsschläge hatten durch diese neuen bitteren Erfahrungen eine solche Höhe erreicht, daß die Tragödie seines Lebens offenbar sich der Peripetie nähern mußte, denn eine Steigerung war kaum mehr möglich. — —

Gleich der in Frankreich erfahrenen Ausbeutung und Beraubung erfolgte von England aus unserem Ressel eine widerrechtliche Annectirung seines geistigen Eigenthums und der Beweis dessen zeigte sich zu Triest im Jahre 1840. Rennen, Drängen und Fingerdeuten herrschten eines Tages auf dem Molo. Ein eben eingelaufener Gast mit englischer Flagge ist der Gegenstand dieser allgemeinen Verwunderung. Der Mangel an Segelwerk und der rauchende Schlott kennzeichnen ihn als einen Dampfer. Aber die großen Schaufelräder und der Radkasten fehlen gänzlich — — kurz es ist ein Schrauben-Dampfschiff, das man anzustaunen nicht müde wird. Auch Ressel nahm seinen ihm verloren gegangenen, und nun unter fremdem Namen heimkehrenden Sprößling in näheren Augenschein. Da hatte die Schraube die schon 1812 von ihm gezeichnete Stellung, da war ihre Form unverändert die von Ressel angegebene; kurz, seine Erfindung war hier praktisch genau nach seinen Zeichnungen und Entwürfen verwerthet, ohne daß der Erfinder seine Erlaubnis dazu gegeben oder einen Heller als Honorar erhalten hatte.

Der perfide gewissenlose Agent Bauer hatte Ressel's Erfindung nach Frankreich und England colportirt und alle in seinem Besitze gewesenen technischen Instructionen waren von ihm ausgeliefert worden, um mit Hilfe der Pariser und Londoner Mechaniker die Schraube auszuführen und die Erfindung auch in England unerlaubt in Anwendung zu bringen.

In unserer heimischen Literatur hat es sich schon öfter ereignet, daß ein bedeutendes Werk erschien, aber unbeachtet und ungekannt blieb. Da machte sich ein Engländer oder Franzose darüber her, legte es sich zurecht, und gab es unter anderem Titel in seinem Lande heraus. Selten war er noch

Digitized by Google

so redlich durch die Phrase: „mit Benützung verschiedener Quellen" in der Vorrede den fremden Ursprung einzugestehen. Dort machte nun das Buch Furore, bis es die Übersetzer zurückübersetzten. Nun erst trat der ungekannte arme Autor hervor und bewies, daß sein Werk einem Fremden Ruhm und Geld eingetragen habe! Gerade so war es der österreichischen Erfindung der Schraube ergangen. Daheim wie „Aschenbrödel" verachtet und in den Winkel gestellt, hatte sie auswärts triumphirt, und war nun, wie ein Wunder bestaunt, nach Hause zurückgekehrt.

Ressel konnte nicht anders, als überzeugt sein, nur in seinem Geiste habe die neue meerbeherrschende Erfindung der Schraube ihren Ursprung genommen, um die Welt zu beglücken, und dieses Bewußtsein ließ den edlen Mann selbst den verlorenen Gewinn vergessen. Dieses Gefühl ließ ihn statt mit kleinlichem Neid, mit erhabener Freude den englischen Schraubendampfer 1840 in Triest betrachten. Selbst der große entgangene Nutzen vermochte ihm trotz seiner bedrängten Verhältnisse diese Freude des stillen „Weltumgestalters" nicht zu trüben. Das Bewußtsein, das Große gethan zu haben, ließ ihn selbst die rühmliche Anpreisung seiner That unter fremdem Namen verschmerzen. Welch große edle Seele lebte in dem armen Dulder und schuldlos verfolgten Manne!

Gleich wie diese Tugenden strahlte seine Treue gegen das Kaiserhaus im hellsten Lichte. Nach seinem Processe mit Fontana stand, wie bereits erwähnt wurde, der „Projectenmacher" Ressel bei seiner Behörde schlecht angeschrieben und neuerlich wurde er mit der Pensionirung mit einem Drittel Gehalt bedroht ... In solchen Verhältnissen traf ihn das Jahr 1848, welches ihm Gelegenheit geben sollte, eine große That zum Besten seines Vaterlandes zu vollbringen. Der März-Aufstand der Arsenalotti zu Venedig und der Abfall der dortigen Marine war der Prüfstein seiner Beamtenfähigkeit. Die vormärzliche Staatsweisheit hatte die österreichische Flotte zur specifisch italienischen, anti-österreichischen gemacht. Ihr Ober-Commando war zu Venedig und daher nun in Feindeshänden. Ressel commissionirte damals in Istrien, während Weib und Kinder in Venedig waren. In seinem regen Diensteifer überließ er seine Familie ihrem Schicksale, so daß sie sich allein unter Gefahren aus der aufständischen Stadt flüchten mußte. Ressel's patriotischer Geist war ausschließlich auf Rettung des außerhalb Venedig verbliebenen Flottentheiles bedacht. Voll Aufopferung eilte er unverzüglich nach Triest und bewog den Gouverneur Grafen Gyulai, ein neues Marine-Commando daselbst zu schaffen,

Digitized by Google

wozu er selbst die Vollmacht erhielt. So brachte ein kritischer Moment in die Hände eines Subaltern-Beamten jene Functionen, zu welchen jetzt ein eigenes Ministerium besteht. Die damalige Verwirrung forderte einen kaltblütigen Mann. Ein solcher war eben der vielgeprüfte Ressel, der für private und öffentliche Widrigkeiten sich das Sprichwort erfunden hatte: „Hierüber wird sich der Meridian nicht um eine Secunde verspäten". Nur die Entlassung der Italiener konnte den im Küstenlande und Dalmatien verbliebenen Rest der Schiffe retten. Strenge hätte zum Kampfe um die Schiffe selbst geführt. So blieb wenigstens das Schiffsmateriale zurück, das man später mit einer treueren Bemannung versehen konnte. Für die nöthigen Administrativ-Behörden sorgte Ressel; und was erhielt er für diese, unter den damaligen Verhältnissen als Heldenthat erscheinende Wirksamkeit, welche dem Vaterlande Millionen rettete? Nicht die geringste Entlohnung, Auszeichnung oder Anerkennung, und er hat niemals eine solche angesucht. Es ist kaum glaublich und doch eine Thatsache, daß er in dem von ihm geretteten Körper, in der von ihm geschaffenen Administration nicht etwa eine leitende Stelle erhielt, nein! — er wurde nur zum provisorischen Marine-Unter-Intendanten ernannt. Als es aber zur Reorganisation der Marine kam, wurde er Marine-Forst-Intendant mit achthundert Gulden Gehalt. Zu diesen erzielte er erst gegen das Ende seiner Tage eine Zulage von 200 Gulden. Mit Freude sah der uneigennützige wahrhaft patriotische Österreicher noch den beginnenden Wachsthum unserer Flotte unter ihrem neuen Commandanten Erzherzog Ferdinand Max und blieb im Stillen und unbeachtet, aber rastlos thätig, in seiner bescheidenen Stellung.

Beinahe ein Vierteljahrhundert war seit Ressel's erster Probefahrt vergangen, als noch einmal ein Hoffnungsstern in dessen Lebensnacht aufzuleuchten schien, indem er 1852 in den Zeitungen las, daß die englische Regierung einen Preis von 20.000 Pfund Sterling für jenen ausgeschrieben habe, der der Erfinder der Propellerschraube sei und dies beweisen könne. Es war natürlich, daß Ressel in Folge dieser Aufforderung als Preisbewerber auftrat.

Er übersendete im November 1852 alle seine Schriften und Documente auf officiellem Wege an die englische Admiralität und so „hatte er das Seinige gethan". Jahr für Jahr harrte er auf Erledigung. Täglich erwartete er in einer Zeitung eine Notiz seiner Anerkennung durch die englische Admiralität zu finden. Vergebens! — Als 1857 Se. kaiserliche

Digitized by Google

Hoheit Erzherzog Ferdinand Max nach London ging, wendete sich Ressel an denselben als seinen obersten Chef. Die beste Hand, in welche er seine Sache legen konnte.

Es ist allgemein bekannt, daß dem Genius des Erzherzogs die österreichische Marine ihren entschiedenen Aufschwung verdankt; es konnte also nicht fehlen, daß er einem Österreicher, einem Marine-Beamten, dem Erfinder der wichtigsten neuen Verbesserung an Kriegsschiffen, seinen mächtigen Schutz gewährte. Mit einer Freundlichkeit, die Ressel's letzte Lebenstage verschönerte, sagte er ihm seine Verwendung zu. Voll Dankgefühl versicherte Ressel den Erzherzog noch beim Scheiden: „es habe ihn weder materieller Eigennutz, noch Eitelkeit zur Bewerbung um diesen Preis veranlaßt. Er habe aber mehrere, ebenso wichtige Erfindungen, wie die Schraube, für die Welt bereit, die er ihr schenken wolle. Damit er aber noch das Aufkommen derselben erlebe, benöthige er einen Ruf und diesen hoffe er von der Prioritätsanerkennung durch die englische Admiralität". So leitete ihn stets der schöne Wunsch, der Menschheit durch sein Genie zu nützen.

In einem andern aber, als dem erhofften Sinne, sollte sich Ressel's Schicksal rasch entscheiden. Indeß der Erzherzog nach England schiffte, führte Ressel, der unermüdet seinem Berufe oblag, eine Dienstreise nach Laibach. Im October-Nebel, in der Malaria des Laibacher Moores, wurde er vom Typhus befallen. Fünf Tage litt der edle Dulder. Fern vom häuslichen Herde und der Pflege seiner Familie stand sein Krankenlager. Keine verwandte oder befreundete Hand erleichterte ihm den Todesmoment.

Wie dereinst der Sänger der Lusiade Camoens zu Lissabon im Hospitale einsam, allein, arm und verlassen starb, so starb Ressel in einer kahlen Wirthsstube einsam, arm und verlassen. Wie dürftig seine Lage war, beweist wohl der Umstand, daß er auf der Rückseite eines Receptes die letzten Worte an seine Familie gerichtet hat. Darin warf er einen Rückblick auf sein Leben, in welchem sein unermüdlicher Erfindungsdrang ihm nur Kampf und Schmerz bereitet hatte. Im Angesichte des Todes, mit der Wahrheitsliebe eines Sterbenden betheuerte er noch sein Anrecht auf die Schraube — eine letzte Mahnung an seine Familie, seine Erfindungen nicht in's Meer der Vergessenheit sinken zu lassen! Sein Todestag war der 10. October 1857. Als sein ältester Sohn in das Zimmer trat, war der Vater allen irdischen Leiden entrückt.

Digitized by Google

Er starb bevor noch die Antwort aus England gekommen war. So blieb ihm der Schmerz erspart, die Fruchtlosigkeit der Bemühungen des Erzherzoges zu erfahren. Die Prämie war an fünf verschiedene englische Competenten, deren Namen die Admiralität nicht einmal bekannt gab, vertheilt worden. Die Rückstellung der ihr übersendeten Documente Ressel's konnte auch nicht erlangt werden; denn sie waren in Verlust gerathen. So hatte man in dem großen „edlen" England Ressel's unbequeme Prioritäts-Ansprüche abgefertigt?!

Es bleibt dies eine unvertilgbare Schmach und ist ein großartiger Beitrag zur Geschichte des Übermuthes, mit welchem ein von der erbärmlichsten bureaukratischen Wirthschaft mishandeltes Krämervolk gerechte Ansprüche von Bürgern fremder Staaten ignorirt und sogar die Beweise verschwinden läßt!

Hiermit war die Tragödie des Lebens für Ressel zu Ende. Um ihn selbst aber vollständig zu würdigen, muß man seine Leistungen im Ganzen betrachten; denn er hat zweiundzwanzig wissenschaftliche Werke geschrieben und vierzehn bedeutende Erfindungen gemacht, welche ausnahmslos seither in die Praxis eingeführt und auf Grund seiner Entwürfe noch weiter entwickelt worden sind. Dabei muß man sowohl die staunenswerthe Fruchtbarkeit seines Talentes, als auch die große Verschiedenheit der Materien bewundern, welche er beherrschte. Er gehörte zu jenen unermüdlichen und unbeugsamen Geistern, denen das Erfinden sozusagen ein Bedürfnis ist und die unter allen Schlägen des Misgeschickes davon nicht ablassen. Aber er hat, wie es solchen in der Regel zu gehen pflegt, weder Muße übrig behalten, noch genug kaufmännisches Talent, Eigennutz und Glück gehabt, um aus seinen Schöpfungen pecuniären Lohn zu ziehen.

Ressel hat die atmosphärische Briefpost erfunden, welche ebenso wie die Schraube in Amerika und England eingeführt wurde. Er erfand die pneumatischen Apparate, um die Steinkohlen in Bergwerken aus dem Innern der Erde an das Tageslicht emporzuheben; er verbesserte das Lederzeug der Soldaten; gab dem Bauer einen neuen Pflug und eine neue Olivenpresse; der Schifffahrt eine neue Bussole; der Schiffs-Artillerie ein neues Lafettensystem; dem Salz-Monopole eine billigere Salzgewinnung. Er conservirt das Mehl und das Schiffsbauholz; liefert Surrogate für letzteres; erfindet neue Dampfmühlen — die in Triest, Pest und ganz Frankreich nach seinem Systeme erbaut wurden; beleuchtet die Triester Hafenfrage; beseitigt das Einölen und Schmieren der Maschinen; bewaldet

Digitized by Google

Hoheit Erzherzog Ferdinand Max nach London ging, wendete sich Ressel an denselben als seinen obersten Chef. Die beste Hand, in welche er seine Sache legen konnte.

Es ist allgemein bekannt, daß dem Genius des Erzherzogs die österreichische Marine ihren entschiedenen Aufschwung verdankt; es konnte also nicht fehlen, daß er einem Österreicher, einem Marine-Beamten, dem Erfinder der wichtigsten neuen Verbesserung an Kriegsschiffen, seinen mächtigen Schutz gewährte. Mit einer Freundlichkeit, die Ressel's letzte Lebenstage verschönerte, sagte er ihm seine Verwendung zu. Voll Dankgefühl versicherte Ressel den Erzherzog noch beim Scheiden: „es habe ihn weder materieller Eigennutz, noch Eitelkeit zur Bewerbung um diesen Preis veranlaßt. Er habe aber mehrere, ebenso wichtige Erfindungen, wie die Schraube, für die Welt bereit, die er ihr schenken wolle. Damit er aber noch das Aufkommen derselben erlebe, benöthige er einen Ruf und diesen hoffe er von der Prioritätsanerkennung durch die englische Admiralität". So leitete ihn stets der schöne Wunsch, der Menschheit durch sein Genie zu nützen.

In einem andern aber, als dem erhofften Sinne, sollte sich Ressel's Schicksal rasch entscheiden. Indeß der Erzherzog nach England schiffte, führte Ressel, der unermüdet seinem Berufe oblag, eine Dienstreise nach Laibach. Im October-Nebel, in der Malaria des Laibacher Moores, wurde er vom Typhus befallen. Fünf Tage litt der edle Dulder. Fern vom häuslichen Herde und der Pflege seiner Familie stand sein Krankenlager. Keine verwandte oder befreundete Hand erleichterte ihm den Todesmoment.

Wie dereinst der Sänger der Lusiade Camoens zu Lissabon im Hospitale einsam, allein, arm und verlassen starb, so starb Ressel in einer kahlen Wirthsstube einsam, arm und verlassen. Wie dürftig seine Lage war, beweist wohl der Umstand, daß er auf der Rückseite eines Receptes die letzten Worte an seine Familie gerichtet hat. Darin warf er einen Rückblick auf sein Leben, in welchem sein unermüdlicher Erfindungsdrang ihm nur Kampf und Schmerz bereitet hatte. Im Angesichte des Todes, mit der Wahrheitsliebe eines Sterbenden betheuerte er noch sein Anrecht auf die Schraube — eine letzte Mahnung an seine Familie, seine Erfindungen nicht in's Meer der Vergessenheit sinken zu lassen! Sein Todestag war der 10. October 1857. Als sein ältester Sohn in das Zimmer trat, war der Vater allen irdischen Leiden entrückt.

Digitized by Google

Er starb bevor noch die Antwort aus England gekommen war. So blieb ihm der Schmerz erspart, die Fruchtlosigkeit der Bemühungen des Erzherzoges zu erfahren. Die Prämie war an fünf verschiedene englische Competenten, deren Namen die Admiralität nicht einmal bekannt gab, vertheilt worden. Die Rückstellung der ihr übersendeten Documente Ressel's konnte auch nicht erlangt werden; denn sie waren in Verlust gerathen. So hatte man in dem großen „edlen" England Ressel's unbequeme Prioritäts-Ansprüche abgefertigt?!

Es bleibt dies eine unvertilgbare Schmach und ist ein großartiger Beitrag zur Geschichte des Übermuthes, mit welchem ein von der erbärmlichsten bureaukratischen Wirthschaft mishandeltes Krämervolk gerechte Ansprüche von Bürgern fremder Staaten ignorirt und sogar die Beweise verschwinden läßt!

Hiermit war die Tragödie des Lebens für Ressel zu Ende. Um ihn selbst aber vollständig zu würdigen, muß man seine Leistungen im Ganzen betrachten; denn er hat zweiundzwanzig wissenschaftliche Werke geschrieben und vierzehn bedeutende Erfindungen gemacht, welche ausnahmslos seither in die Praxis eingeführt und auf Grund seiner Entwürfe noch weiter entwickelt worden sind. Dabei muß man sowohl die staunenswerthe Fruchtbarkeit seines Talentes, als auch die große Verschiedenheit der Materien bewundern, welche er beherrschte. Er gehörte zu jenen unermüdlichen und unbeugsamen Geistern, denen das Erfinden sozusagen ein Bedürfnis ist und die unter allen Schlägen des Misgeschickes davon nicht ablassen. Aber er hat, wie es solchen in der Regel zu gehen pflegt, weder Muße übrig behalten, noch genug kaufmännisches Talent, Eigennutz und Glück gehabt, um aus seinen Schöpfungen pecuniären Lohn zu ziehen.

Ressel hat die atmosphärische Briefpost erfunden, welche ebenso wie die Schraube in Amerika und England eingeführt wurde. Er erfand die pneumatischen Apparate, um die Steinkohlen in Bergwerken aus dem Innern der Erde an das Tageslicht emporzuheben; er verbesserte das Lederzeug der Soldaten; gab dem Bauer einen neuen Pflug und eine neue Olivenpresse; der Schifffahrt eine neue Bussole; der Schiffs-Artillerie ein neues Lafettensystem; dem Salz-Monopole eine billigere Salzgewinnung. Er conservirt das Mehl und das Schiffsbauholz; liefert Surrogate für letzteres; erfindet neue Dampfmühlen — die in Triest, Pest und ganz Frankreich nach seinem Systeme erbaut wurden; beleuchtet die Triester Hafenfrage; beseitigt das Einölen und Schmieren der Maschinen; bewaldet

Digitized by Google

Istrien; entwässert Sümpfe und bewässert die Sandebenen Egyptens. Ein Füllhorn des Segens und Reichthums hätte Ressel über Österreich ausgegossen und Millionen Werthe geschaffen, wäre er nicht verkannt und verfolgt worden bis an sein Ende.

Schließlich sei es noch erwähnt, daß selbst die Archive es unleugbar beweisen, daß Ressel allein der thatsächliche Erfinder der Schraube war, denn dortselbst erliegen, in allen Ländern zerstreut, die Documente darüber. Man hat nämlich sehr früh es schon versucht, die Schaufelräder der Schiffe durch einen andern Mechanismus zu ersetzen und es wurden fünfzehn verschiedene Projecte entworfen. Das erste stammt aus dem Jahre **1800**, das letzte aus dem Jahre **1825**; alle aber wurden bei der Prüfung als theils gar nicht der Probe würdig befunden, theils bei der Erprobung als ungeeignet erkannt. Ressel aber hat die noch jetzt herrschende Schraube anno **1812** erfunden, also gebührt die Ehre nur ihm und dem Andenken des schlichten Mannes, der als Märtyrer seines Genies gestorben ist.

Sogleich nach seinem Tode trat jener Umschwung ein, von dem Goethe in „Künstlers Erdenwallen" eine poetische Schilderung gibt. Se. Majestät der Kaiser Franz Joseph gewährte seiner Witwe den vollen Gehalt ihres Mannes als lebenslängliche Pension, und auch für die Kinder wurde Vorsorge getroffen. Es bildete sich ein Comité, ihm ein Monument zu setzen. Ein Gutachten des Fregatten-Capitäns Littrow bewies seine Priorität. Die Wiener Akademie der Wissenschaften erklärte Ressel's wirkliche Erfindungen und Verdienste eines Monumentes für würdig. Die echt patriotische Angelegenheit des Monumentes fanden an Sr. Majestät dem Kaiser und dem Erzherzoge Ferdinand Max, sowie an andern Mitgliedern des kaiserlichen Hauses huldvolle Protectoren, auch die meisten deutschen Regierungen betheiligten sich an dem Denkmale für den österreichischen Erfinder. Es fehlte aber selbst bei dieser Huldigung für unser heimatliches Talent nicht an bemerkenswerthen Momenten. Preußen hat sich — wie bei allem, was Österreichs Größe, Ruhm und Emporblühen betrifft — von dieser Anerkennung des Erfinders ausgeschlossen, welchem Beispiel auch einige kleinere Staaten folgten; und Triest verweigerte dem genialen Erfinder in seinem Gebiete einen Platz für dessen Monument. Wohl eine Heldenthat, welche in dieser ernsten Sache homerisches Gelächter erregte! Freudig bewegt beeilte sich dagegen der Wiener Gemeinderath für dieses Standbild vor dem Polytechnikum einen der schönsten von Gartenanlagen umgebenen Platz zur freien Verfügung zu stellen.

Digitized by Google

Die feierliche Enthüllung des Monumentes fand am 18. Januar 1863 statt. Vor der Hauptfronte des Polytechnikums in Wien aufgestellt, zeigt es den Erfinder in ganzer Figur über Lebensgröße. Das erzene Standbild, von Fernkorn gegossen, steht auf einem Postamente aus Karststein, weil Ressel die Weise angezeigt hatte, wie der Karst, diese todte Wüste Inner-Krains, neu zu bewalden wäre. Er ist mit dem Angesicht gegen die Stadt hin, mit den Rücken gegen das Polytechnikum gerichtet. Die Inschrift des Monumentes lautet: „Josepho Ressel, patria Austriaco [1]), qui omnium prior rotam cochlidem pyroscaphis propellendis applicuit anno MDCCCXXVII."

Eines Tages fand man auf den Stufen des Denkmales das nachstehende Epigramm, überschrieben:

Vor dem Standbilde Ressels.
Wenn Ihr Euch darob verwundert,
Daß der Edle mit achthundert
Gulden Gage sich beschieden
Und damit noch war zufrieden,
Denkt, daß, wär' er nicht gestorben,
Er Neunhundert noch erworben!

Auf einem von mehreren Techniker-Verbindungen gelegentlich der Monument-Enthüllung zum Andenken Ressel's abgehaltenen Commers gab Dr. Reitlinger ein Wortspiel zum besten: „Österreich hat mit der Errichtung des Monumentes für den Bürger Ressel einen wahren Rössel-sprung gemacht".

Überblickt man Ressel's Leben, so kann jeder Österreicher mit Recht das Gefühl des Stolzes haben, wenn er dessen ruhmvoller Leistungen gedenkt; aber auch der Schmerz muß jeden erfassen, der seine Leiden sich vergegenwärtiget. Es verfolgte ihn das Unglück von der Geburt bis zum Grabe; die Armuth stand Gevatterschaft an seiner Wiege; seine Jugendbildung ward durch den unterbrochenen Universitäts-Besuch mangelhaft; sein Vaterland war damals ohne höhere naturwissenschaftliche Bildung und nöthigte ihn dadurch Forstmann zu werden; ohne Protection schleppte

[1]) Nach diesen Worten stand: „natione Bohemo"; dieser Beisatz ist aber später weggenommen worden, wie sich heute noch jeder an der schwarzen Zwischenstelle zwischen „patria Austriaco" und „qui omnium" etc. überzeugen kann. Ressel's Muttersprache war die böhmische, wie er noch bis zu dem Absterben seiner Chrudimer Angehörigen mit diesen böhmisch correspondirt hat. Auch ein Zeichen der Zeit!
Anmerkung der Redaction.

Digitized by Google

Istrien; entwässert Sümpfe und bewässert die Sandebenen Egyptens. Ein Füllhorn des Segens und Reichthums hätte Ressel über Österreich ausgegossen und Millionen Werthe geschaffen, wäre er nicht verkannt und verfolgt worden bis an sein Ende.

Schließlich sei es noch erwähnt, daß selbst die Archive es unleugbar beweisen, daß Ressel allein der thatsächliche Erfinder der Schraube war, denn dortselbst erliegen, in allen Ländern zerstreut, die Documente darüber. Man hat nämlich sehr früh es schon versucht, die Schaufelräder der Schiffe durch einen andern Mechanismus zu ersetzen und es wurden fünfzehn verschiedene Projecte entworfen. Das erste stammt aus dem Jahre **1800**, das letzte aus dem Jahre **1825**; alle aber wurden bei der Prüfung als theils gar nicht der Probe würdig befunden, theils bei der Erprobung als ungeeignet erkannt. Ressel aber hat die noch jetzt herrschende Schraube anno **1812** erfunden, also gebührt die Ehre nur ihm und dem Andenken des schlichten Mannes, der als Märtyrer seines Genies gestorben ist.

Sogleich nach seinem Tode trat jener Umschwung ein, von dem Goethe in „Künstlers Erdenwallen" eine poetische Schilderung gibt. Se. Majestät der Kaiser Franz Joseph gewährte seiner Witwe den vollen Gehalt ihres Mannes als lebenslängliche Pension, und auch für die Kinder wurde Vorsorge getroffen. Es bildete sich ein Comité, ihm ein Monument zu setzen. Ein Gutachten des Fregatten-Capitäns Littrow bewies seine Priorität. Die Wiener Akademie der Wissenschaften erklärte Ressel's wirkliche Erfindungen und Verdienste eines Monumentes für würdig. Die echt patriotische Angelegenheit des Monumentes fanden an Sr. Majestät dem Kaiser und dem Erzherzoge Ferdinand Max, sowie an andern Mitgliedern des kaiserlichen Hauses huldvolle Protectoren, auch die meisten deutschen Regierungen betheiligten sich an dem Denkmale für den österreichischen Erfinder. Es fehlte aber selbst bei dieser Huldigung für unser heimatliches Talent nicht an bemerkenswerthen Momenten. Preußen hat sich — wie bei allem, was Österreichs Größe, Ruhm und Emporblühen betrifft — von dieser Anerkennung des Erfinders ausgeschlossen, welchem Beispiel auch einige kleinere Staaten folgten; und Triest verweigerte dem genialen Erfinder in seinem Gebiete einen Platz für dessen Monument. Wohl eine Heldenthat, welche in dieser ernsten Sache homerisches Gelächter erregte! Freudig bewegt beeilte sich dagegen der Wiener Gemeinderath für dieses Standbild vor dem Polytechnikum einen der schönsten von Gartenanlagen umgebenen Platz zur freien Verfügung zu stellen.

Digitized by Google

Die feierliche Enthüllung des Monumentes fand am 18. Januar 1863 statt. Vor der Hauptfronte des Polytechnikums in Wien aufgestellt, zeigt es den Erfinder in ganzer Figur über Lebensgröße. Das erzene Standbild, von Fernkorn gegossen, steht auf einem Postamente aus Karststein, weil Ressel die Weise angezeigt hatte, wie der Karst, diese todte Wüste Inner-Krains, neu zu bewalden wäre. Er ist mit dem Angesicht gegen die Stadt hin, mit den Rücken gegen das Polytechnikum gerichtet. Die Inschrift des Monumentes lautet: „Josepho Ressel, patria Austriaco [1]), qui omnium prior rotam cochlidem pyroscaphis propellendis applicuit anno MDCCCXXVII."

Eines Tages fand man auf den Stufen des Denkmales das nachstehende Epigramm, überschrieben:

Vor dem Standbilde Ressels.
Wenn Ihr Euch darob verwundert,
Daß der Edle mit achthundert
Gulden Gage sich beschieden
Und damit noch war zufrieden,
Denkt, daß, wär' er nicht gestorben,
Er Neunhundert noch erworben!

Auf einem von mehreren Techniker-Verbindungen gelegentlich der Monument-Enthüllung zum Andenken Ressel's abgehaltenen Commers gab Dr. Reitlinger ein Wortspiel zum besten: „Österreich hat mit der Errichtung des Monumentes für den Bürger Ressel einen wahren Rössel-sprung gemacht".

Überblickt man Ressel's Leben, so kann jeder Österreicher mit Recht das Gefühl des Stolzes haben, wenn er dessen ruhmvoller Leistungen gedenkt; aber auch der Schmerz muß jeden erfassen, der seine Leiden sich vergegenwärtiget. Es verfolgte ihn das Unglück von der Geburt bis zum Grabe; die Armuth stand Gevatterschaft an seiner Wiege; seine Jugendbildung ward durch den unterbrochenen Universitäts-Besuch mangelhaft; sein Vaterland war damals ohne höhere naturwissenschaftliche Bildung und nöthigte ihn dadurch Forstmann zu werden; ohne Protection schleppte

[1]) Nach diesen Worten stand: „natione Bohemo"; dieser Beisatz ist aber später weggenommen worden, wie sich heute noch jeder an der schwarzen Zwischenstelle zwischen „patria Austriaco" und „qui omnium" etc. überzeugen kann. Ressel's Muttersprache war die böhmische, wie er noch bis zu dem Absterben seiner Chrudimer Angehörigen mit diesen böhmisch correspondirt hat. Auch ein Zeichen der Zeit!

Anmerkung der Redaction.

Digitized by Google

er sich sein Lebenlang in untergeordneten Verhältnissen hin; seine unsterbliche Erfindung wurde ihm von Frankreich und England gestohlen; im Vaterlande aber war ihre Ausübung durch Intriguen sogar unterdrückt worden; endlich gelangt sie zur Weltherrschaft, aber ihn nannte man, so lang er lebte, gar nicht — diese Kette von Unglück und Unrecht lastete eisern auf dem genialen Manne. Wohl trösten sich Idealisten damit, daß nicht das kurze Leben des Leibes in Glück und Üppigkeit das Streben edler Geister sei; die Unsterblichkeit ihres Namens ist ihr höchstes Ziel, Ruhm nach dem Tode ihr einziger Ehrgeiz. Dieses allerletzte allerhöchste und allerseltenste Gut, das dem Menschen auf diesem Planeten zu Theil werden kann und welches er so sehr verdient hat, er, der als Mensch und Erfinder gleich rein und groß dasteht, auch diesen Lohn hat er nach seinem Tode bisher nur zum geringsten Theile erreicht.

Wohl steht zu Wien im Angesichte der strebenden Jugend sein Kolossalbild auf hohem Sockel, trägt seinen Namen in Österreich von Geschlecht zu Geschlecht und zwingt die Geschichte des Vaterlandes ihn, zur Ehre Österreichs, nicht ganz zu vergessen. Aber wie schon zur Zeit der Errichtung des Denkmales zu Wien sich Preußen und einige deutsche Staaten dieser Anerkennung seiner Erfindung nicht angeschlossen haben; wie ferner selbst im Inlande sich Triest derselben dadurch widersetzte, daß es keinen Platz für sein Standbild bewilligte; so sind noch dermal selbst deutsche weit verbreitete Werke vorhanden, welche nur obenhin erwähnen, man habe es in Österreich versucht zu beweisen, daß Ressel der Erfinder der Schraube sei; so anerkennen weiters die Werke in vielen fremden Staaten diese Thatsache ebenfalls als durchaus nicht zweifellos; so nennt Frankreich in allen Werken nicht ihn, sondern Picard, Malar und Rivier, und England: Cummerow und Smith als Erfinder der Schraube; in Amerika wird noch heute als Erfinder der Schraube John Ericson, ein geborner Schwede, gefeiert und anerkannt, — Ressel's Name selbst ist dort verschollen, — obwohl diese oben Genannten nur auf unredliche Weise sich derselben bemächtigt haben, daher denselben ein weit weniger ehrenvoller Name gebührt.

Dieser Ungerechtigkeit consequent in jeder Weise zu steuern und diese Fälschung der geschichtlichen Wahrheit als solche zu brandmarken, ist eine Pflicht und Zweck dieser Zeilen. Wenn daher auf Grund der verläßlichsten Quellen hiermit ein Gesammtbild seines Lebens und Wirkens geboten wird, so geschieht dies einerseits deshalb, weil in Folge des bis-

Digitized by Google

herigen Abganges einer populären Darstellung dieses Gegenstandes, die interessanten Details im allgemeinen nicht bekannt, sondern nur einem engeren Kreise geläufig waren; anderseits aber aus dem Grunde, weil es nicht oft und nachdrücklich genug der Welt erzählt und nachgewiesen werden kann, daß die obgedachte so vielseitige Verweigerung der Anerkennung seiner Verdienste unverantwortlich und ungerecht ist, und daß es die Pflicht aller civilisirten Völker wäre, Ressel's Erfindung der Schraube unbedingt und ausschließlich anzuerkennen; während man in der Heimat berechtigt ist, es immer wieder laut in die Welt hinauszurufen: „Der Propeller ist ein Österreicher und wird es bleiben, obschon sich die Völker um ihn streiten."

* * *

Nach dieser düstern Lebens-Tragödie muthet die Geschichte des zweiten österreichischen Erfinders wie ein gemüthliches Genrebild aus Alt-Wien an und führt in die Zeit der glorreichen Regierung der großen Kaiserin Maria Theresia. Dieselbe zeigt uns auch die Hauptstadt Österreichs in Zuständen so eigener kleinbürgerlicher Art, daß dieselben wohl Staunen und reges Interesse hervorrufen können, von der heutigen Generation aber kaum mehr richtig beurtheilt werden dürften.

Was vor allem den Schauplatz dieser Begebenheiten betrifft, so findet man denselben in dem großen weit entwickelten Wien, wenn man aus der innern Stadt kommend die „Lerchenfelder-Straße" aufwärts bis zur Piaristen-Gasse geht. In diese letztere einbiegend findet man zur linken Hand nach der Hausnummer „Eins" eine kurze Sackgasse, genannt „rother Hof", an deren Ende ein nur einen Stock hohes Häuschen steht. Dessen Vorderfront verschönt ein kleiner Garten, eine reizende Idylle im großen weiten Häusermeere und das denselben abschließende Eisengitter trägt die Bezeichnung: „Rother Hof, 16". Hier nun ist die Stätte, auf welcher sich die nachfolgenden Ereignisse abspielten, welche ungeachtet ihrer Schlichtheit und Wahrhaftigkeit des romantischen Schimmers nicht entbehren. Zur damaligen Zeit, nämlich im Jahre 1763, waren die großen eleganteren Häuser in der ganzen Umgebung noch gar nicht erbaut, nur ab und zu standen zwischen Gärten einzelne kleinere Gebäude; die jetzige Lerchenfelder-Straße hieß damals „Rofranogasse", so genannt vom Marchese Rofrano, der einstens das „Auersperg'sche Palais" besessen hatte; und der „rothe Hof" hatte den richtigen Namen „Rottenhof", weil vor Zeiten daselbst eine Rotte

Digitized by Google

der Stadt-Quardia ihr Standquartier besaß; derselbe hatte nur eine kleine unansehnliche Front, welche eben Raum genug für die Thüre eines Gewölbes und ein kleines Doppelfenster zu ebener Erde bot, der niedere erste Stock dagegen bestand nur aus einer Kammer, welche höchst bescheiden eingerichtet war.

So klein aber der Rottenhof sein mochte und so unbeachtet er dermal stehen mag, er war doch im Jahre 1763 der Gegenstand der größten Aufmerksamkeit der ganzen Nachbarschaft, und Schaaren von großen und kleinen Kindern namentlich waren vor dem gedachten Fenster immer zu sehen. Es begreift sich, wenn wir sagen, daß hinter jenen Glasscheiben nicht nur goldene Ringe und Ketten nebst silbernen Schnallen, sondern auch eine große Menge verschiedener Schmucksachen mit prachtvoll strahlenden Steinen zur Schau wie zum Verkaufe ausgestellt waren. Diese in den Vorstädten nie gesehenen Herrlichkeiten an weißen und farbigen Steinen, welche die wunderbarsten Strahlenbrechungen zeigten, wenn eben die Sonne auf jenes Fenster fiel, erregten die Bewunderung und Sehnsucht so mancher Jungfrau, welche lang betrachtend stehen blieb und dann seufzend weiter ging; denn hätte sie auch das Geld besessen derlei zu kaufen — die fatale Kleiderordnung hätte es ihr nie gestattet einen solchen Glanz öffentlich zu entwickeln. Es wurde nämlich noch um das Jahr 1763 die von der ersten auffindbaren Kleiderordnung des 15. Jahrhunderts nicht wesentlich abweichende am 5. Mai 1697 kundgemachte Vorschrift auf das strengste aufrecht erhalten. Darnach war es den Bürgern und Inwohnern von Städten und Märkten verboten, Gold, Silber und Perlen, Ganz- und Halbseide oder Sammt im Ganzen oder zerstückelt als Verbrämung der Kleider zu tragen, sie hatten sich bescheiden mit Harras, Satin und Halbtuch zu begnügen. Dasselbe galt von ihren Töchtern und Frauen; nur durften sie ihre Kleider oben herum mit Atlas oder ganz wohlfeilem Pelzwerk einfassen; ihre Ringe sollten höchstens fünf, ihre Beutelgurte nicht mehr als sechs Gulden Rheinisch kosten; den Jungfrauen war es gestattet in den Haaren ein Band von Sammt zu tragen. Den Kaufherren, dem Adel und der Ritterschaft blieben in verschiedenen Abstufungen obige Kostbarkeiten allein vorbehalten. Es gaben daher die guten Bürgersleute der Nachbarschaft die eifrigsten Bewunderer ab, aber mit dem kaufen stand es schlimm, wogegen der Adel und die hohen Herrschaften von den Herrlichkeiten im Rottenhofe keine Ahnung hatten; denn dahin aus der Stadt zu wandern war damals keine so leichte Arbeit als man dermalen glaubt,

Digitized by Google

und das Glacis schon war ein gar nicht einladender Spaziergang, bot vielmehr des Schreckens und des Abstoßenden mehr als genug. Von der Roßau gegen das Schottenthor stand damals das Hochgericht, auf dessen aus Ziegeln erbauter Terrasse die Brandmarkung, das Rädern und Kopfabhauen vorgenommen wurde, während ein darauf emporstehender Pfahl zum Hängen diente. Da nun die Übelthäter den Geiern und Raben zur Atzung preisgegeben blieben, war diese Stelle wie deren Nähe am Glacis abschreckend genug. Gegen die Alser-Straße zu reihte sich daran eine lange die Luft verpestende Stätte zur Ablagerung des Unrathes der innern Stadt, während links davon die berüchtigten Salniterhaufen den Dieben und liederlichen Subjecten zum willkommenen Versteck dienten, um die Gegend lebensgefährlich zu machen. Am übelsten aber war die nächste Nähe der Rofrano-Gasse daran; denn dort lief man Gefahr zu jeder Stunde geradewegs zwischen blutige Degen zu gerathen.

Die damalige von den in Wien lebenden Spaniern, Portugiesen und Niederländern genährte Duellwuth hielt dort ihre Zusammenkünfte, focht alle Zwiste daselbst aus, nährte Scandale und Raufereien im Angesichte der Hofburg ohne Ende, so daß Blutende oder sogar Sterbende daselbst zu sehen keine Seltenheit war.

Wer hätte sich darnach bestimmt finden sollen, die umliegenden Vorstädte aufzusuchen, wenn nicht die äußerste Nothwendigkeit dazu geboten war? Dies waren nun die Gründe, daß die herrlich flimmernden kostbaren Steine und Schmucksachen im Rottenhofe wohl Bewunderer im Überfluß, aber nur wenige Käufer fanden. Nichts desto weniger sah es daselbst allerliebst und wohnlich aus, der bürgerliche Wohlstand lachte jedem Besucher freundlich entgegen, und wer in den reinlichen Gassenladen eintrat, fand sich von schlichten, aber herzlich guten und freundlichen Leuten begrüßt.

Joseph Straßer, Goldschmied und Alchymist, Bürger von Wien und Mitglied des äußern Rathes, lebte mit seiner Frau und zwei blühend schönen Töchtern Franzl und Anna im Rottenhofe, der sein Eigenthum war.

Zwei Stuben, deren Wände blau getüncht waren, die Schlafcabinete für die Eltern wie für die Mädchen, das Gewölbe einfach geweißt und nur unten herum mit einer gelben Einfassung versehen, eine Küche und ein Laboratorium bildeten die ganze bescheidene Wohnung dieser Bürgersleute. Altehrwürdige Möbel von Eichenholz, die Stühle mit Strohgeflecht

Digitized by Google

versehen, eine breite Bank, rings um den grünen Kachelofen laufend, ein Familienspiegel in schwarzem Rahmen, daneben die laut tippende Gewichtuhr in dunklem Gehäuse, Fenstervorhänge von grüner Leinwand an messingenen Ringeln laufend, so war damals die bürgerliche Wohnstube eingerichtet, in welcher ein grün überzogener Großvaterstuhl das einzige kostbare Möbel bildete.

In dessen Polstern sitzt eben die alte Frau Straßerin in ihrem schlichten Kleide aus großgeblümtem Zeug und neigt den Kopf an die Lehne zurück, während die Hände geschäftig die Stricknadeln bewegen. Sie horcht auf Franzl, welche eben aus der heiligen Schrift laut vorlas und sich nur ab und zu unterbrach, um die im Messingleuchter auf einem Profitchen (Sparerl) steckende Unschlittkerze zu putzen, während ihr gegenüber auf der Ofenbank Anna beim Spinnrocken saß und emsig die Hände wie das Rad tactmäßig mit den schönen kleinen Füßen bewegte.

Zur selben Zeit verbreitete eine kleine Öllampe nicht mehr als einen Dämmerschein über das raucherfüllte Laboratorium, in welchem ein alter Mann in Bürgertracht des vorigen Jahrhundertes bei dem vom Ruß geschwärzten Herde beschäftigt war. Das dünne weiße Haar war hinter die Ohren gestrichen, das glattrasirte, von einem vergnügten Lächeln verschönerte und Herzensgüte wie Aufrichtigkeit verkündende Antlitz wurde von zwei munteren Augen belebt, welche dermalen unverwandt auf einen Tiegel gerichtet waren, der mitten im dichtesten Kohlenfeuer stand. Ohne auf die Flucht der Zeit oder den Schlag der Stunde zu achten, blieb der alte Straßer am Herde geschäftig, bis sich eine Hand leise auf seine Schulter legte, worauf er sich erstaunt umsah. Seine Frau stand neben ihm und mahnte ihn, sich Ruhe zu gönnen.

„Komm', Alter!" sagte sie voll Milde, „lass' für heute das Arbeiten sein, es ist schon spät und in unseren Jahren ist der Schlaf ein Bedürfnis."

„Gleich, liebe Marie, gleich", entgegnete, ihre Hand drückend, der Goldschmied, „wenn diese Mischung da am Feuer sich geklärt hat; ich bin eben einer großen Erfindung auf der Spur, die unser Glück machen muß, wofern sie gelingt!"

Indem sie ihm neugierig über die Schulter sah, blickte Straßer auf sie zurück, während seine Hände eben den Tiegel von den Kohlen nahmen, um die Sache verkühlen zu lassen.

„Sieh, morgen ist Franzl's Geburtstag und derselben soll gehören, was in diesem Gefäße da sich gestaltet, ihr Eigenthum und Angebinde

Digitized by Google

sei das Geheimnis der Bereitung und wenn sie heiratet, soll es ihre Mitgift werden; gebe Gott seinen Segen, daß es gelingt." Damit wollte er den Tiegel auf den Rand des Herdes stellen, strauchelte aber, da seine Frau ihn mit sich fortziehen wollte, und prasselnd fiel das Gefäß auf die Steinplatten am Boden, wo es in tausend Stücke zerbrach.

Ein Schrei des Schreckens entfuhr den Lippen Straßer's, der seine Hände zu ringen begann, während die betrübte Frau in die Stube eilte, das Licht von dem Tische zu holen. Der Goldschmied mit der Lampe, Marie mit dem Talglichte beugten sich zugleich zur Erde nieder, um zu sehen, was zu machen wäre — und beide sahen ganz verwundert bald zur Erde, bald sich gegenseitig an, bis endlich der Straßer jubelnd in die Hände klatschte, sein Weibchen herzte und lachte, als wäre er toll geworden. Es war auch darnach; denn vor ihm lag ein Stück grünen Steines, welches beim Lichte die schönsten Strahlen von sich gab, so schön und rein, wie man es nur von dem werthvollsten — Smaragd zu verlangen im Stande ist.

Die im Tiegel am Feuer stehende Masse war durch den plötzlichen Fall auf die kalten Steine zum Stocken gekommen und mit freudestrahlenden Blicken besah Straßer das Werk seines Fleißes, das er in seinen zitternden Händen hielt, um die herrlichen Strahlen zu bewundern, welche dasselbe bei jeder Bewegung an seinen Flächen zurückwarf.

Begriff gleich die Frau nicht ganz die Freude ihres Mannes, denn viel des Segens war ihnen durch all seine Steine und Schmucksachen wahrlich noch nicht zugekommen, so zeigte sie sich doch zufrieden mit der Wirkung; denn Straßer schloß sein Laboratorium ab und erfreute sich bald ruhigen Schlummers, wie er seit Wochen nicht mehr über ihn gekommen war, eines Schlummers, den die seligsten Träume mit ihrem Zauber versüßten.

Am nächsten Morgen empfing die bildschöne Franzl von den Ihrigen die ebenso schlichten als herzlich gemeinten Geburtstags-Geschenke und freudestrahlend sagte der Goldschmied zu seinem Kinde: „Hier, liebe Franzl, wünscht auch Dein alter Vater Dir Glück und Segen und gibt Dir diesen kostbaren Stein als Angebinde und den Beweis seiner Liebe. Tage und Nächte, ja Wochen des Studirens hat mich diese Erfindung gekostet; aber sie ist gelungen und soll der Grundstein Deines künftigen Glückes sein. Mögen die Leute auch immer nur meine Erzeugnisse bewundern, nicht aber begreifen, meine Zeit wird dennoch kommen und

Digitized by Google

man soll noch sprechen vom Straßer und seinen Steinen. Inzwischen lege von heute an diesen grünen Stein am Fenster mit den andern Schmucksachen aus und möge er Dir bald einen Bewunderer, einen Käufer und — einen Bräutigam bringen."

Sanft erröthend fiel ihm Franzl um den Hals und niemand ahnte, daß Straßer's Worte eine prophetische Bedeutung erlangen sollten.

Sofort gab sich die schöne Franzl dem angenehmen Geschäfte hin, für den Abend eine Unterhaltung für die kleine Familie auszuwählen, was jährlich einmal und zwar an ihrem Geburtstage ihr Vorrecht war. Viel Arbeit verursachte ihr diese Wahl allerdings nicht, denn Wien bot damals keine große Abwechslung an Zerstreuungen für Bürgerkreise: die Wirthschaft der Stadt-Guardia auf der Bastei, am neuen Markt die Kreuzer-Comödie, wo in einer hölzernen Hütte noch anno 1708 der Hanswurst Stranitzky und nebst Menschen auch Hunde und Affen agirten, oder endlich die Kasperln Prehauser und Weißkern im Kärntnerthor-Theater.

Da erscholl lauter Trommelschlag außen und brachte alles in Aufruhr; denn die Hetze hielt ihren Umzug durch Stadt und Vorstädte, um Zuseher für den Abend zu erhaschen. Zuerst kamen die zwei bürgerlichen Stadttrommler mit Federhut, das Kalbfell mächtig bearbeitend. Hinter ihnen ritt auf einem prächtigen Rothschimmel ein reichgekleideter Jägersmann mit Schwungfeder und großmächtiger Peitsche, es war dies der Hetzmeister Stadelmann selbst, und ihm folgten sechs Kerle in gelbes Leder gekleidet, welche grimmige Gesichter schnitten, seine Knechte, die rothe Hetzzettel unter die Menge vertheilten. Unter enormem Zulauf hielten sie ihren Umzug, aber die gedruckten von Perinet oder Rautenstrauch verfaßten pompösen Ankündigungen ließen sie in allen Händen zurück. Man konnte es wohl bluttriefende Anzeigen nennen, was dieser Zettel in Klein-Folio, aus grauem Löschpapier, mit den stumpfsten Lettern der Welt schmählich gedruckt, für den Abend desselben Tages, den 10. September 1763, den Wienern versprach. Es schwindelte den Lesern beinahe, wenn der endlose Wortschwall übersehen wurde, womit dieses damals beliebte Spectakel, zu welchem der Eintritt auf den Galerien 10 und 20 Kreuzer kostete, angepriesen war, dessen Freuden man damals durch den Ausruf: „Das war wieder eine Götterhetze!" zu bezeichnen beliebte; und diese Herrlichkeit dauerte bis zum 1. September 1796, an welchem Tage um 8 Uhr Abends ein verheerendes Feuer Amphitheater und Thiere ver-

Digitized by Google

nichtete, so daß nur ein Fuchs übrig blieb, der sich schlau in die Erde vergraben hatte, und ein Auerstier, der sich vor den Flammen in den nächsten Fleischerstall retirirte und später in der Schönbrunner Menagerie eine würdige Rolle spielte. Kaiser Joseph II. gestattete die Wiedererbauung dieses barbarischen Schaustücken gewidmeten Theaters nicht mehr und machte dieser rohen Belustigungsart ein Ende. Indeß Franzl und die Ihrigen lebten noch nicht in jener besseren Zeit; sie auch erlag dem Eindrucke des Überraschenden, Neuen, denn sie hatte noch nie eine Hetze gesehen und besaß keinen Begriff davon, daher sie — die Königin eines Tages — entschied, man wolle Abends die Hetze besuchen und dabei blieb es.

Nachmittags herrschte denn wirklich unter den Weißgärbern, wo eine schwarz und gelbe Flagge am Steigbaum des hölzernen Circus das Hetz-Amphitheater bezeichnete, ein heilloser Lärm und ein wogendes Gedränge. Tausende strömten dem Spectakel zu, indeß die „türkische Regimentsmusik" rauschend aufspielte, Hunde, welche dort ihre Universität zu haben schienen, heulten und bellten, während die Leute lachten, stritten und schrieen und das Geheul der wilden Thiere die Lüfte ebenso mit ihren Stimmen wie mit dem unerträglichsten Gestank erfüllten.

Je bluttriefender das Schauspiel wurde, um so tosender wurde der Beifall der Menge, nur Franzl und ihre Leute waren enttäuscht und wären am liebsten sofort nach Hause geeilt, wenn es nur in dem großen Gedränge möglich gewesen wäre. Da durchzittert die Luft mit eins der Schrei: „Der Löwe ist entkommen! Hilfe! Rettung!" — und eine entsetzliche Aufregung und wilde Flucht folgen demselben. Straßer und Franzl wurden in dem schauerlichen Gewühle von seiner Frau und Anna getrennt und im nächsten Augenblicke steht der letzteren der Löwe brüllend, die Zähne mit der Zunge leckend, zum Sprunge bereit gegenüber. „Herr, sei meiner Seele gnädig!" stöhnt das Mädchen, dann sinkt es ohnmächtig zur Erde. Da stürzt ein Unbekannter dazwischen, ein scharf geschliffenes Dolchmesser schwingend, das im nächsten Momente im gähnenden Rachen des wilden Thieres steckt, so daß der Löwe bald darauf wie eine todte Masse zur Erde fällt. Rasch entschlossen faßt der Fremde Anna mit seinen starken Armen und trägt sie, von deren Mutter gefolgt, zum nächsten Wagen, um thunlichst rasch den Rottenhof zu erreichen. Indeß war Übereilung nicht die Sache dieses Wagens, der dasjenige repräsentirte, was man heutzutage einen Fiaker nennt, und bei dessen Bewegung die

Digitized by Google

darin Sitzenden der Stöße mehr als genug empfanden. Denn waren die vorderen Räder sehr klein, so waren die rückwärtigen dafür um so staunenswerth größer; der lange hohe breite viersitzige Kasten, im Profil betrachtet unten ganz eirund, schwebte auf zwei langen dicken Riemen, die von vorn und rückwärts in kleinen eisernen Walzenrädern ruhten, um nach Belieben straffer angezogen oder nachgelassen werden zu können. Bei jedem Luftzug neigte sich der Kasten vor- oder rückwärts. Die Länge des Gestelles, ohne die eben so lange Deichsel zu rechnen, betrug wenigstens zwei Klafter; rückwärts am Gestelle war ein Brett; der Kutschbock war so breit, daß ihrer drei bequem Platz gefunden hätten, und ruhte ebenfalls unmittelbar auf der Achse, so daß fürchterliche Stöße bei jeder Bewegung erfolgten. Die beiden mit Kummeten belasteten Rößlein hatten so lange Stränge, daß der Raum zwischen dem Rad und den Thieren wohl eine viertel Klafter betrug.

Als dieser Rumpelkasten daher beim Rottenhof anlangte, war die Straße schon in tiefe Finsternis gehüllt, denn man ließ sich damals noch nichts von einer öffentlichen Beleuchtung träumen und die Öllaternen wurden erst zwei Jahre später auf Verwendung des berühmten Professors Sonnenfels eingeführt. Straßer und Franzl empfingen die Angekommenen mit lautem Jubel, und während diese sich mit der Mutter und Anna beschäftigten, wollte sich der Retter der letzteren unbemerkt entfernen. Indeß der überglückliche Vater umarmte und küßte ihn voll Dankbarkeit, und als er hörte, daß der Wackere in Wien fremd sei, am selben Tage erst angekommen war und noch keine Unterkunft hatte, ließ er ihn um keinen Preis fortgehen, sondern drängte ihn, sein lieber Gast zu sein und das Zimmer im ersten Stocke zu beziehen. Der Fremde war durch dieses Anerbieten hocherfreut und doch schien er zu zögern, ob er dasselbe annehmen dürfe; ihn, der durch die Kleidung und Haltung den Bewohner ferner Gegenden leicht erkennen ließ, schien eine Unruhe im Gemüthe niederzudrücken und ein Geheimnis mochte sein Gewissen belasten. Als nun bald darnach Straßer mit ihm im ersten Stockwerk bei einem frugalen Abendessen zusammensaß, sagte der Fremde mit feierlichem Ernst:

„Lieber Herr! Ihr nehmt mich gastlich auf in Euer Haus und sagt, es geschähe aus Dankbarkeit für die Rettung Eures Kindes; nicht aus diesem Grunde, aber doch voll Freude nehme ich gern Euer Anerbieten an, denn ich bedarf in der That eines Ortes, mein Haupt sorglos zur

Digitized by Google

Ruhe zu legen — jedoch es darf dies nicht geschehen, ohne Euch ehrlich alles gestanden zu haben."

„Alles gestanden? was wollt Ihr damit sagen?"

„Ich bin nicht, der ich scheine, nicht der Kaufmann van Vloemen, wie ich mich, der Sicherheit wegen, vor Euren Leuten nannte, und — obwohl ich unschuldig bin, so wahr mir Gott beistehen möge in meiner letzten Stunde — kann es doch Unheil über Euch bringen, wenn man mich in Euerem Hause findet."

„Allmächtiger; Ihr macht mich zittern."

„Darum hört: von Euch habe ich keinen Verrath zu fürchten, das weiß jeder, der nur einmal in Euere treuen klaren Augen geblickt hat, und Euch will ich mich anvertrauen, vielleicht könnt Ihr mir rathen. Erschreckt, beunruhigt Euch, was ich Euch zu sagen habe, nun, dann öffnet mir sofort ohne Geräusch Euere Pforte im Laufe der Nacht; ich werde gehen und es soll sein, als hätten wir uns niemals gesehen."

„Da kennt Ihr den alten Wiener Bürger schlecht, wenn Ihr glaubt, er könne Euch im Unglücke feige verlassen. Ihr habt mir mein Kind, mein liebstes auf Erden, gerettet, Euch dafür würdig zu belohnen, reichen die Schätze der Welt nicht aus. Euch zu retten, sei meine heiligste Pflicht."

Damit begann der Fremde eine so ernste Geschichte zu erzählen, daß man dieselbe nur ganz erfassen kann, wenn man bedenkt, daß damals noch die Nachwehen der Türkenkriege lebhaft empfunden und von den Muselmännern noch immer Einfälle in das österreichische Gebiet gemacht wurden. Das Fortschleppen von Christen in die Sclaverei war damals ein so großes Leid, daß sich alle Stände vereinten, um solche Brüder zu erlösen und zu diesem Ende eigene Stiftungen machten, zu welchen Maria Theresia jährlich 5000 Gulden beizusteuern pflegte.

„Capitän Arnolder ist mein wahrer Name", begann der Fremde zu erzählen. „Im letzten Scharmützel mit den Türken wurde ich von den Spahis schwer verwundet und in die Gefangenschaft geschleppt. In der Hoffnung auf ein gutes Lösegeld hat mich der Pascha selbst zu seinem Sclaven gemacht. Zu meinem Schmerze genas ich, um die ganze Tiefe meines Elends zu empfinden und, offen und kühn, wie ich war, trat ich zaglos vor meinen Feind, ihm gestehend, daß er fruchtlos auf Lösegeld harre. Meine Familie war zu arm, mein Rang in der Armee zu gering, um auf so große Rücksichten rechnen zu können. Von diesem Augenblicke war mein Leben eine ununterbrochene Reihe tiefster Qualen, vereint mit

Digitized by Google

den nachdrücklichsten Ermahnungen, Renegat zu werden. Ich litt unendlich, aber ich blieb treu meinem Glauben, treu meinem Kaiser und litt ohne Murren. Da will es der Zufall, daß mein Herr auf einer Reise mit seinem Gefolge in einem elenden Dorfe von einem meuterischen Janitscharen-Aga überfallen wird, und, obwohl bewaffnet, rennt und flüchtet man ohne Ordnung rathlos nach allen Seiten, der Pascha schwebte in Lebensgefahr. Da flammte der alte Soldatenmuth in meinem Herzen empor, ich hörte die Schüsse, roch den Pulverdampf und raffte die Waffen auf, die mir zur Seite liegen. Mein Ruf, mein Commando wirkt, die Leute fassen Muth und folgen mir nach, ich bildete ein gut vertheiltes Corps, traf, rastlos thätig, die besten Anstalten und binnen kurzem fliehen die räuberischen Horden mit blutigen Köpfen. Die Nacht über verschanzte ich uns, machte glückliche Ausfälle, brachte den Aga mit eigener Hand gefangen zu meinem Herrn, und als der Morgen graut, ist dieser gerettet, kein Feind ringsum zu sehen. Ein durchbohrender Blick des Pascha traf mich, von einem Lohne sprach er kein Wort, aber ein reichgeschirrtes Pferd mußte ich besteigen und dem Herrn ein paar Tagreisen weit landeinwärts folgen, bis wir eine kleine verfallene Festung an der Donau erreichten. Der Pascha, ohne mich eines Wortes zu würdigen, führte mich zu meinem Erstaunen überall in der Festung herum und sagte dann, mich fest anblickend: „Ist sie gut gebaut?“ — „Nein!“ war die kurze Antwort. „Kannst Du bessere bauen?“ — „Ja!“ sagte ich ohne Zögern. Der Pascha biß sich auf die Lippen und warf mir einen vielsagenden Blick zu, indem er sprach: „Wohlan denn, Sclave! entscheide selbst Dein Geschick: Bedenkzeit hast Du bis Sonnenuntergang, werde Türke, werde mein Obrist, verbessere unsere Festungen und der Lohn wird einem goldenen Regen gleichen. Weigerst Du Dich aber, so wird jener Janitschar dort Deinen Kopf mir zu Füßen legen, sobald der Muezin vom Minaret das erstemal zum Abendgebet gerufen hat. Du kennst mein Wort, es ist das erste und letzte, das ich spreche, ich schwöre es beim Barte des Propheten!“ Ohne mich eines Blickes zu würdigen, schritt der Pascha in sein Zelt, ich dagegen stand, mit Ketten belastet, auf dem Wall, einen schweren Kampf mit mir selber bestehend. Starb ich für den Glauben, so konnte ich meinem Vaterland nicht mehr nützen, wählte ich anders, so mußte ich mich selber verachten. Sollte es da keinen Ausweg, keine Rettung geben? Die Heimat, die Kameraden, mein Kaiser, mein Sohn, sie standen so lebhaft vor meinen Blicken und mit stürmischen Gefühlen schritt ich auf

Digitized by Google

dem Walle auf und nieder, der Janitschar, mit gezücktem Stahl, wie der Schatten hinter mir folgend. Stunden verflossen in diesen furchtbaren Zweifeln, die Sonne neigte sich zum Sinken, ihr Strahl verglomm, das Purpurroth des Abends übergoß die Spitze des Minarets, der entscheidende Augenblick war gekommen .... Da fuhr es mir wie ein Blitz durch den Kopf, zu bleiben, zum Scheine Muselmann zu werden, aber von jeder Festung einen richtigen Plan zu copiren, bei erster Gelegenheit zu entweichen, in das Vaterland zurückzukehren und die Pläne dem kaiserlichen Hofkriegsrath zu überliefern. Welch' unendlichen Dienst ich dadurch den Meinen leisten konnte, wenn ich die Bollwerke der räuberischen Ungläubigen ihnen zugänglich machte, stand lebhaft vor meiner Seele, sowie der Entschluß, sofort nach vollbrachtem Wagnis zum wahren Glauben daheim zurückzukehren. Noch konnte ich meinem Vaterland nützen, noch sollte ich das mir verliehene Pfund nicht verscharren, und dies hob mit Stolz meine Brust, wußte ich es gleich, daß bei Ausführung meines abenteuerlichen Planes mich die größten Gefahren bedrohten. Ohne ihrer zu achten, machte ich den Entschluß zur That, als der letzte Abendstrahl verglommen war. Mit einem heißen Gebet für Kaiser und Vaterland ging ich an's Werk, denn ihnen gehörte mein treues, in der Fremde verlassen schlagendes Soldatenherz. Das Glück war mit mir, und nach fünf langen Jahren, in denen ich durch die Türkei bis Albanien an das adriatische Meer geschickt, oder vielmehr escortirt wurde — denn man faßte noch immer nicht volles Vertrauen zu mir — gelang es mir, in Scutari am Bord einer venetianischen Galeere zu entkommen. An Geld fehlte es mir nicht, denn ich hatte alles Ersparte in Edelsteine verwandelt, die ich in den Kleidern verborgen trug und nun in Venedig verkaufte. Mit heißen Dankesthränen sank ich zum erstenmal wieder öffentlich und unbelauert in der Marcuskirche vor meinem Gott nieder, zu dem ich seit Jahren nur im Geheimen beten konnte, dankte ihm für die Rettung, indem ich mit brennender Lippe den Boden der Heimat begrüßte. Aber als ich nach Österreich komme, trifft es mich wie ein Donnerschlag: ein Urtheil wurde eben verkündet und öffentlich angeschlagen im ganzen Reich und dies betraf mich selbst. Mit Entsetzen hörte ich es, daß mein Übertritt zum Unglauben bekannt geworden war, aber niemand kannte die edle Ursache, und, um ein Beispiel zu statuiren, wurde ich für vogelfrei erklärt, ein Preis von 100 Ducaten war auf meinen Kopf gesetzt nnd meine Qual war namenlos. Neuerlich mußte ich mich verbergen, nicht erkannt zu werden.

Digitized by Google

den nachdrücklichsten Ermahnungen, Renegat zu werden. Ich litt unendlich, aber ich blieb treu meinem Glauben, treu meinem Kaiser und litt ohne Murren. Da will es der Zufall, daß mein Herr auf einer Reise mit seinem Gefolge in einem elenden Dorfe von einem meuterischen Janitscharen-Aga überfallen wird, und, obwohl bewaffnet, rennt und flüchtet man ohne Ordnung rathlos nach allen Seiten, der Pascha schwebte in Lebensgefahr. Da flammte der alte Soldatenmuth in meinem Herzen empor, ich hörte die Schüsse, roch den Pulverdampf und raffte die Waffen auf, die mir zur Seite liegen. Mein Ruf, mein Commando wirkt, die Leute fassen Muth und folgen mir nach, ich bildete ein gut vertheiltes Corps, traf, rastlos thätig, die besten Anstalten und binnen kurzem fliehen die räuberischen Horden mit blutigen Köpfen. Die Nacht über verschanzte ich uns, machte glückliche Ausfälle, brachte den Aga mit eigener Hand gefangen zu meinem Herrn, und als der Morgen graut, ist dieser gerettet, kein Feind ringsum zu sehen. Ein durchbohrender Blick des Pascha traf mich, von einem Lohne sprach er kein Wort, aber ein reichgeschirrtes Pferd mußte ich besteigen und dem Herrn ein paar Tagreisen weit landeinwärts folgen, bis wir eine kleine verfallene Festung an der Donau erreichten. Der Pascha, ohne mich eines Wortes zu würdigen, führte mich zu meinem Erstaunen überall in der Festung herum und sagte dann, mich fest anblickend: „Ist sie gut gebaut?" — „Nein!" war die kurze Antwort. „Kannst Du bessere bauen?" — „Ja!" sagte ich ohne Zögern. Der Pascha biß sich auf die Lippen und warf mir einen vielsagenden Blick zu, indem er sprach: „Wohlan denn, Sclave! entscheide selbst Dein Geschick: Bedenkzeit hast Du bis Sonnenuntergang, werde Türke, werde mein Obrist, verbessere unsere Festungen und der Lohn wird einem goldenen Regen gleichen. Weigerst Du Dich aber, so wird jener Janitschar dort Deinen Kopf mir zu Füßen legen, sobald der Muezin vom Minaret das erstemal zum Abendgebet gerufen hat. Du kennst mein Wort, es ist das erste und letzte, das ich spreche, ich schwöre es beim Barte des Propheten!" Ohne mich eines Blickes zu würdigen, schritt der Pascha in sein Zelt, ich dagegen stand, mit Ketten belastet, auf dem Wall, einen schweren Kampf mit mir selber bestehend. Starb ich für den Glauben, so konnte ich meinem Vaterland nicht mehr nützen, wählte ich anders, so mußte ich mich selber verachten. Sollte es da keinen Ausweg, keine Rettung geben? Die Heimat, die Kameraden, mein Kaiser, mein Sohn, sie standen so lebhaft vor meinen Blicken und mit stürmischen Gefühlen schritt ich auf

Digitized by Google

dem Walle auf und nieder, der Janitschar, mit gezücktem Stahl, wie der Schatten hinter mir folgend. Stunden verflossen in diesen furchtbaren Zweifeln, die Sonne neigte sich zum Sinken, ihr Strahl verglomm, das Purpurroth des Abends übergoß die Spitze des Minarets, der entscheidende Augenblick war gekommen .... Da fuhr es mir wie ein Blitz durch den Kopf, zu bleiben, zum Scheine Muselmann zu werden, aber von jeder Festung einen richtigen Plan zu copiren, bei erster Gelegenheit zu entweichen, in das Vaterland zurückzukehren und die Pläne dem kaiserlichen Hofkriegsrath zu überliefern. Welch' unendlichen Dienst ich dadurch den Meinen leisten konnte, wenn ich die Bollwerke der räuberischen Ungläubigen ihnen zugänglich machte, stand lebhaft vor meiner Seele, sowie der Entschluß, sofort nach vollbrachtem Wagnis zum wahren Glauben daheim zurückzukehren. Noch konnte ich meinem Vaterland nützen, noch sollte ich das mir verliehene Pfund nicht verscharren, und dies hob mit Stolz meine Brust, wußte ich es gleich, daß bei Ausführung meines abenteuerlichen Planes mich die größten Gefahren bedrohten. Ohne ihrer zu achten, machte ich den Entschluß zur That, als der letzte Abendstrahl verglommen war. Mit einem heißen Gebet für Kaiser und Vaterland ging ich an's Werk, denn ihnen gehörte mein treues, in der Fremde verlassen schlagendes Soldatenherz. Das Glück war mit mir, und nach fünf langen Jahren, in denen ich durch die Türkei bis Albanien an das adriatische Meer geschickt, oder vielmehr escortirt wurde — denn man faßte noch immer nicht volles Vertrauen zu mir — gelang es mir, in Scutari am Bord einer venetianischen Galeere zu entkommen. An Geld fehlte es mir nicht, denn ich hatte alles Ersparte in Edelsteine verwandelt, die ich in den Kleidern verborgen trug und nun in Venedig verkaufte. Mit heißen Dankesthränen sank ich zum erstenmal wieder öffentlich und unbelauert in der Marcuskirche vor meinem Gott nieder, zu dem ich seit Jahren nur im Geheimen beten konnte, dankte ihm für die Rettung, indem ich mit brennender Lippe den Boden der Heimat begrüßte. Aber als ich nach Österreich komme, trifft es mich wie ein Donnerschlag: ein Urtheil wurde eben verkündet und öffentlich angeschlagen im ganzen Reich und dies betraf mich selbst. Mit Entsetzen hörte ich es, daß mein Übertritt zum Unglauben bekannt geworden war, aber niemand kannte die edle Ursache, und, um ein Beispiel zu statuiren, wurde ich für vogelfrei erklärt, ein Preis von 100 Ducaten war auf meinen Kopf gesetzt nnd meine Qual war namenlos. Neuerlich mußte ich mich verbergen, nicht erkannt zu werden.

Digitized by Google

und bin doch keiner Schuld bewußt; jeder kann mich dem Henker sofort übergeben, und doch liebe ich mein Vaterland so sehr. Ich Unglücklicher fand keine Mittel meine Schriften auf sichere Art nach Wien zu schicken und entschloß mich endlich, selbst in einer Verkleidung dahin zu gehen, das letzte zu versuchen. Am selben Tage sollte mein Sohn hier ankommen und zwar von Prag aus, wo er sich gewöhnlich aufhält. Er heißt Baron Gewey, weil er während den Jahren meines Unglücks adoptirt worden war; im Matschakerhof wollte er absteigen und unsern vom Hochgericht vor dem Schottenthore, wo die Gegend am einsamsten ist, sollten wir uns finden. Die gleichartige Kleidung war als Erkennungszeichen bestimmt. Mein Sohn hoffte im Geheimen für mich wirken zu können. Gestern bin ich erst hier eingetroffen, wagte mich aber erst bei beginnender Dunkelheit in die Vorstadt, wo mich der Zufall zur Hetze führte und mir Gelegenheit gab, Ihre Tochter zu retten."

„Ich sehe darin eine Fügung Gottes und in Ihnen dessen Werkzeug und meine Dankbarkeit will ich beweisen, so weit meine Kräfte reichen. Seien Sie beruhigt, zu Ihrem Besten habe ich bereits meinen Plan entworfen, den ich morgen gleich durchführen werde. Sofort werde ich mit einem tüchtigen Rechtsgelehrten sprechen, er heißt Sonnenfels. Ich kenne ihn recht gut, er hat bei mir schon gekauft, er ist ein großer Mann, ein Pfifficus, ein feiner Geist, und deshalb steht er beim Fürsten Kaunitz, sogar bei der allerdurchlauchtigsten Kaiserin, bei unserem Engel Maria Theresia, welche ihn jede Woche einmal in politischen Plänen hört, in besonderen Gnaden. Sonnenfels kommt nun täglich Vormittag auf kurze Zeit in das Weinhaus im Schlossergassel in der innern Stadt, dort genießt er einen unverfälschten köstlichen „Tropfen" und ist dabei am leichtesten zu sprechen. Ich will es schon einleiten, daß er mir Rede steht, ohne mehr zu ahnen, als uns erwünscht ist. Dieser schlaue Kopf, der überall Recht und Wahrheit fördert, kennt ohne Zweifel einen Ausweg in dem schwierigen Casus, der Sie bedroht, und rasch wollen wir ihm auch folgen. Inzwischen bleiben Sie hier, zeigen Sie sich auch nicht beim Fenster, ich werde Sie bei meinen Leuten, welche Sie schon gern sähen und ihnen Liebes und Gutes erweisen möchten, wegen Unwohlseins entschuldigen — brauchen Sie etwas, so sprechen Sie ungescheut. Jetzt aber ist es schon spät in der Nacht, wir Beide bedürfen Ruhe, also — gute Nacht!" ....

Am nächsten Morgen geht Straßer, zum Staunen der Seinen, nicht in sein Laboratorium, sondern sucht den Sonntagsstaat hervor, um

Digitized by Google

wichtige Gänge in der Stadt zu verrichten, nachdem er bei dem Fremden im ersten Stocke nachgefragt hat, ob er ihm nichts mehr anzuvertrauen habe. Dieser hatte nur Dankesworte und ersuchte Straßer, er möchte einen Brief an seinen Sohn der Klapperpost übergeben, welche soeben auf der Straße vernehmbar wurde.

In der That ließ sich immer näher das dumpfe und zugleich durchdringende Geklapper auf der Straße vernehmen, durch welches signalisirt wurde, daß man da sei, Briefe für Stadt oder Vorstadt oder die nächste Umgebung in Empfang zu nehmen. Diese Klapper war ein dünnes Brett von hartem Holze, etwa in der Größe und Gestalt eines Quartbuches, und auf selbem war ein Eisen beweglich angebracht, wie die Handhabe eines Schubladschrankes. Dieses Brett hielt der Postbote am oberen Ende in der Hand und drehte es schüttelnd, während er die Straße durchzog. Man nannte den Mann selbst die Klapperpost und er trug eine gelbe Jacke mit schwarzen Aufschlägen und derlei Weste; an einer gelben Schnur von der Linken zur Rechten trug er das Receptakel, eine Art Büchse, für die Briefe. Solche Boten bestanden vier für die innere Stadt und acht für die Vorstädte. Die Benennung „Klapperpost" leitete sich vom niedersächsischen: kleppern „laufen" her; ebenso wurde diese Post aber bisweilen Klapperpost von der Klapper genannt, welche sie trug und sie bestand bis zum Jahre 1785, wo sie am 1. April mit dem Oberpostamte vereinigt wurde.

Straßer dagegen vertraute den Brief seines Gastes derselben nicht an. Er meinte, daß Briefe geöffnet, verloren, unterschlagen werden können, wodurch das Asyl des Fremden verrathen würde. Er selbst wollte den Sohn im Matschakerhofe aufsuchen und begab sich ohne Zögern auf den Weg in die Stadt.

Wer das stattliche moderne Gebäude, der „Matschakerhof" genannt, betrachtet, der ahnt wohl dessen Ursprung nicht, obwohl die jetzige Gestalt der neueren Zeit angehört. In einfacher bescheidener Weise bestand dasselbe schon im fünfzehnten Jahrhunderte und verdankt jener Zeit auch seinen seltsamen Namen. Als nämlich Mathias Corvin die Stadt Wien so eng eingeschlossen hatte, daß jede Zufuhr aufhörte und der angestammte Landesherr Friedrich III. mit dem Entsatze zögerte, indem er meinte: „Mögen die Wiener nur erfahren, was Hunger heißt, sie verdienen es, da sie es mir selbst so gemacht haben!" da stieg die Hungersnoth so weit, daß man Hunde- und Katzenfleisch essen mußte und alle Schenken und

Digitized by Google

Gasthäuser wurden gesperrt. Nur in einem lebte ein Wirth, der ein geborner Ungar war, und dieser nahm seine Landsleute auf. Es waren dies nämlich Abgesandte des Königs, beauftragt, den Zustand der Stadt kennen zu lernen. Kamen nun magyarische Gäste an, so fragte er sie: „Mikor érkezett az ur?“ (Wann seid Ihr gekommen?) Antworteten sie: „Ma csak.“ (Erst heute), so ließ er sie ein, denn dies war die Parole. Und daher entstand der sonderbare Name Matschakerhof, der bis heute geblieben ist.

Straßer fand rasch den Sohn seines Gastes, einen schönen vornehmen und sehr gebildeten jungen Mann, mit dem er darüber eins wurde, daß er ihn daheim, wie vor den Leuten als seinen neuen Famulus ausgeben wollte, welcher ihm von dem Gelehrten Seefels empfohlen worden sei; dadurch schien das Geheimnis seines Vaters am besten gewahrt.

Unverzüglich begaben sich sodann Beide in das nahe Schlossergassel, welches dermal längst nicht mehr besteht, seinerzeit aber zwischen hohen alten Häusern vom Stephansplatz auf den Graben führte, wo es beim Trattnerhofe mündete. Dasselbe war schmal, winklicht und unsauber, und die wegen des „besten Österreichers“ berühmte Weinstube bestand damals in demselben Locale, welches später das „Gasthaus Reißleithner“ innegehabt hat. An den Wänden liefen Sitzbänke hin, vor denen ziemlich plumpe Eichentische und Sessel mit schwarzem Lederüberzuge standen. Die Kellner hatten ihre blauen Schürzen noch nicht abgelegt und der Wirth begrüßte mit gezogener Kappe seine Gäste, welche sich nicht darum kümmerten, daß die Wände der Stube nur weiß getüncht und die Fenster klein, mit Bleistreifen durchzogen waren; auch das bescheidene Licht der Unschlittkerzen genirte sie Abends nicht, war nur die goldige Gottesgabe unverfälscht und frisch geblieben.

Als Straßer und sein Famulus eintraten, herrschte große Aufregung, denn Nachts war ein frecher Diamanten-Diebstahl verübt worden in dem allbekannten, damals rosenroth getünchten gewesenen Hause mit den vorspringenden Säulen, am Wall der Mölkerbastei, welches dem Prinzen de Ligne gehörte. Der außerordentliche Werth der Edelsteine, welche gestohlen worden waren, machte in der ganzen Stadt das größte Aufsehen und die Stadt-Quardia war aufgeboten, den Thäter zu entdecken. Bald darauf trat Sonnenfels ein und wurde von Straßer in geschickter Weise an einem abgesonderten Tische in ein animirtes Gespräch gezogen. Endlich kam Gewey auf den Fall seines Vaters zu sprechen und erzählte

Digitized by Google

alles ohne Namen zu nennen und in einer Art und Weise, als sei dieß eine Angelegenheit, die ihm fremd sei, aber sein Interesse angeregt hätte. Ganz erstaunt waren sie aber als Sonnenfels ihre Worte richtig durchschaut hatte und sich in dieser Sache trefflich orientirt zeigte, indem er sprach:

— „Der Name jenes Officiers ist Arnolder, Capitain, und Sie scheinen sein Sohn zu sein. Bleiben Sie ruhig, Sie haben nichts zu fürchten, und ich bin glücklich, Ihnen rathen zu können. Da ist nur ein Mittel der Rettung: bringen Sie die Schriften unmittelbar in die Hände des genialen Fürsten Kaunitz. Sein edles Herz, sein klarer Geist wird augenblicklich die Sache an ihrem richtigen Standpunkte fassen. Entweder trägt er die ganze Angelegenheit der Kaiserin unmittelbar vor oder macht sein Fürwort beim Feldmarschall Daun geltend, der ohnedieß Hofkriegsraths-Präsident ist. Nur dieser Weg führt zum Ziele, weil er der schnellste ist, — ein Vogelfreier muß mit jeder Secunde geizen, denn jede kann seine letzte sein. Zum Glück kann ich Ihnen gleich in etwas helfen. Die Garderobe des Fürsten gibt heute Abend auf der Mehlgrube wie abjährlich einen maskirten Ball, welchen Kaunitz jederzeit maskirt besucht. Hier haben Sie ein Eintrittsbillet. Sie können mehrere Personen mitnehmen. Engagiren Sie Damen und lassen Sie durch eine dem Fürsten die Schriften überreichen, natürlich mit einer witzigen Wendung. Der Fürst hat Geist, er wird darauf eingehen, die Schrift nehmen und das weitere steht in Gottes Hand. Ein heiterer Maskenscherz mit jungen Damen, welche er sehr verehrt, ist des Fürsten größtes Vergnügen, und was in dieser Weise von ihm angenommen wird, interessirt ihn auf das höchste; denn auch er liebt es Gerechtigkeit zu üben und das Recht zu schützen, so wie Unschuldige zu vertheidigen."

Mit Worten des innigen Dankes schieden die Herren, nachdem Sonnenfels noch versprochen hatte, Nachts ebenfalls auf dem Balle zu erscheinen und ihnen die Maske des Fürsten bezeichnen zu wollen. Gewey war voll Glückseligkeit und Straßer entschloß sich, das „Abenteuer durchzuführen, galt es doch den Retter seiner Nannerl", aber es machte ihm schwere Sorgen, für die Mädchen und sich drei passende Masken zu verschaffen.

Die schöne Franzl daheim, welche im Gewölbe stets den Vater vertrat wenn er auswärts war, sollte aber auch nicht ohne ein folgenschweres Abenteuer bleiben. Während die Mutter und Anna die Wirthschaft besorgten und Gänge verrichteten, saß sie spinnend im Kaufladen und sah die Menge der Leute, welche auf der Straße stand und die ausgestellten Edelsteine,

Digitized by Google

besonders den wunderbaren schönen großen grünen Stein bewunderte. Das bildhübsche Mädchen versank in manche Träume, indem sie den funkelnden Stein bewunderte, den ihr der Vater mit so bedeutsamen Worten geschenkt hatte; da wurde die Eingangsthüre geöffnet, und mit einer sehr artigen Verbeugung stand ein fein gekleideter stattlicher junger Mann vor ihr. Derselbe hatte zuvor durch lange Zeit durch's Fenster von außen den gedachten Stein bewundert, und stellte nun die Bitte, denselben in der Nähe sehen und untersuchen zu dürfen. Es wurde ihm freundlich gestattet und er lobte bald den unermeßlichen Werth dieser Erfindung, wenn sie hielt, was er von derselben erwartete, allerdings in kaum verständlicher deutscher Sprache, denn er war ein richtiger Engländer. Franzl war sehr belustiget über die seltsame Sprechweise des Fremden, welche sie zwang, mehr durch Zeichen, als durch Worte mit ihm zu verkehren. Dieser dagegen steigerte seine Bewunderung des grünen Steines immer mehr, pries dessen großen Werth, daß er das Geheimnis dieser Erfindung ergründen, erkaufen wolle und daß dadurch der Wissenschaft ein enormer Gewinn zugehen werde. Bald saß er beim Werktische dem Mädchen gegenüber, zog eine Lupe und andere Instrumente hervor und klopfte, probierte und berechnete so emsig, daß Franzl ganz stolz wurde auf die Erfindung des geliebten Vaters. Bald aber kam ein wärmerer Ton in ihr Gespräch, das mehr aus dem Herzen, als aus dem Kopfe stammte. Der Fremde erzählte von seiner Heimat, sagte daß er John Dollond heiße und Optiker zu London sei, welcher zur weiteren Ausbildung und Veredlung seines Geschäftes fremde Länder bereise. Die lustige Franzl dagegen schilderte ihr schlichtes Leben mit so naiver Unbefangenheit, daß der Zuhörer immer wärmer wurde. Da er erklärte, Straßer's Heimkehr abwarten zu müßen, um mit ihm in Geschäften zu verkehren, verflossen beiden die Stunden wie Minuten, und schließlich waren sich die Sprechenden der Empfindung nach so nahe gerückt, daß es zweifellos erschien, es haben sich hier bei der ersten Begegnung zwei Herzen gefunden, welche gleich an Reinheit und Tiefe der Empfindung bestimmt waren, sich gegenseitig zu ergänzen und zu beglücken.

Als aber Straßer mit seinem Famulus heimkehrte, hatte er heute keinen freien Augenblick für Geschäfte; denn sein Kopf war ganz erfüllt von Sorgen für den Maskenball, von welchem die Mädchen mit Jubel hörten, daher John Dollond sich gern für einen spätern Tag bescheiden ließ, fest aber entschlossen war, ebenfalls auf der „Mehlgrube" zu erscheinen, um die schöne Franzl wieder sehen zu können.

Digitized by Google

Den Famulus sendete Straßer zum Gast im ersten Stocke, unter dem Vorwande, nach dessen Bedürfnissen zu sehen, damit sich endlich Vater und Sohn allein sehen und umarmen konnten. Der erstaunten Straßerin gab er vor, der Besuch des Maskenballes erfolge auf Rath des Sonnenfels deshalb, um — als Türke verkleidet — seine herrlichen Steine endlich öffentlich zeigen zu können, damit dieselben von aller Welt gesehen, bewundert und gekauft würden. Der lieben Nannerl brachte Gewey im Zimmer seines Vaters ohne viele Mühe die schwierige Rolle bei, welche sie Nachts auf der Mehlgrube zu spielen hatte, denn kaum hörte sie nur ganz im allgemeinen, daß sie hiedurch das beste ihres Retters fördern könne, so gerieth sie in einen so edlen Feuereifer, daß das sonst so stille schüchterne Mädchen ganz umgewandelt war. Als der Abend kam, war — allerdings nach schweren Mühen — Franzl als Griechin, Nannerl als Zigeunerin, Gewey als Domino und Straßer als Türke maskirt; der letztere trug einen Schmuck, der Staunen und Bewunderung erregen mußte, indem es an seinem Turban und Kaftan flimmerte und strahlte von wunderschönen Steinen, besonders sein Reiher schien von immensem Werth zu sein. Als Gewey mit dem Scheibenwagen vorfuhr, waren alle in gehobener erwartungsvoller Stimmung; nur Frau Straßer grollte noch immer dem geheimnisvollen Fremden, der ihr stilles geordnetes Hauswesen in solche Unordnung brachte und dessen Person für die Ihrigen verhängnisvoll werden konnte, wie die ehrliche Bürgersfrau besorgte; dennoch ließ sie sich schließlich herbei, mit ihm eine Partie Langenpuff zu spielen.

Die „Mehlgrube", später der „Schwan" und dermalen Hôtel Munsch genannt, ist eine der stattlichsten Bauten des berühmten Fischer von Erlach, stand im Zenith ihres Glanzes um das Jahr 1730, wo sie der Sammelplatz des hohen Adels war, der daselbst seine Bälle gab. Dieselben waren meistens maskirt, wozu aber die unmittelbare Erlaubnis des Kaisers erforderlich war. Es ging bei diesen Mehlgruben-Bällen so weit, daß man sich über seine so und so vielen Ahnen ausweisen mußte, um daran theilzunehmen und wiederholt wurden Personen geringeren Ranges mit Eclat zurückgewiesen. Der Eintrittspreis war ein Ducaten, und der Garderobier des Prinzen Eugen, Namens Acriboni, war der Unternehmer, welcher auch unter Carl VI. daselbst die vornehmen Kinderballette arrangirte, die aber stets um 9 Uhr für die junge Welt beendet sein mußten, während sodann die große Welt erst ihre Lustbarkeiten bis zum Morgengrauen fortzusetzen pflegte. Nach Acriboni's Tod hörten die adeligen Picknicks in der

Digitized by Google

Mehlgrube auf; das Gasthaus wie der Tanzsaal wurden mehr populär und sofort von allen Classen des Publicums — eigentliche Damen ausgenommen — mit besonderer Vorliebe besucht, denn dort herrschte „ein fideles Leben", ein cordiales ungenirtes Treiben, ein Treiben in Negligé. Hier waltete der lustig lebendige Geist der echten Volksthümlichkeit, der unbekümmertste Humor in beinahe allen seinen Spielarten. Man speiste nach Hausmannsart und billig, man tanzte nach guter Musik unter Pechatschek's und Wilde's Leitung häufig Menuette, der erst später vom sanguinischen Langaus und Walzer verdrängt wurde. Originell war der Wirth: M ö r a u s, welcher sich mit seinem violettfarbigen Sammtkäppchen auf dem Kopfe, in abgetragener grauer Hausjacke nebst blauleinwandenem Vortuch, mitten unter den elegantesten Leuten, alles überwachend bewegte. Gewählt modest ging es in der Mehlgrube damals nur an solchen Abenden zu, an welchen geschlossene Feste abgehalten wurden, wie dasjenige war, zu welchem der Scheibenwagen die Familie S t r a ß e r aus dem Rottenhof gebracht hatte.

Als diese den Saal betrat, wogte bereits ein buntes Gewühl durch denselben und die Mädchen waren anfangs von diesem nie gesehenen Schauspiele ganz betäubt; John D o l l o n d aber wußte sie rasch aufzufinden.

Kaum war dem reizenden N a n n e r l die Maske des Fürsten K a u n i t z bezeichnet worden, welcher einen dunkelrothen mit kostbaren schwarzen Spitzen besetzten Domino trug, so war jede Zagheit verschwunden und sie lavirte so geschickt, daß alsbald sein Auge auf ihrer schönen Gestalt ruhte. Ein Gespräch ward begonnen und ihr Mutterwitz, ihre Naivetät und heitere Laune fesselten ihn so sehr, daß er sich mit ihr in einer Ecke des Saales auf einem Sopha niederließ, das theilweise durch eine Pflanzengruppe verdeckt war. Schließlich war der Fürst so heiter angeregt, daß er die Unbekannte ersuchte sich sofort zu demaskiren; denn er war voll Ungeduld sie kennen zu lernen, um so mehr, als sie dem — damals so genannten — „europäischen Kutscher", dessen Eitelkeit so weit ging, daß er oft zu sagen pflegte: „Das hätte ich selbst nicht besser machen können" — auf die schlaueste Weise die größten Schmeicheleien gesagt hatte. Als er aber ihre Hand erfaßte und ihr selbst die Larve abnehmen wollte, indem er sagte: „Ich muß dich kennen lernen, schöne Maske!" entgegnete sie rasch gefaßt: „Willst du? Es sei, unter e i n e r Bedingung!"

„Es gilt!"

Digitized by Google

„Löse mir ein Räthsel, und am Tage, ja in der Stunde, als Du es Deiner Größe würdig gelöst hast — komme ich selbst, meine Maske zu lüften."

„Ein Räthsel? Sprich, worin besteht es?"

„Du hast einen Mann zu den Todten geworfen, und dennoch lebt er; er weilt unter uns, doch ist er gestorben für alle Welt. Dein Genie hat verurtheilt, ohne zu hören, gerichtet ohne Gericht. Löse das Räthsel wie unter Deiner Regierung Treue mit Schmach, Vaterlandsliebe mit Schande belohnt werden konnte. Löse das Räthsel, ehe die Welt es erfährt und gelöst hat, ehe es den strahlenden Schild Deines Namens mit einem unvertilgbaren Makel befleckt; löse das Räthsel, ehe die Welt es erfährt, daß der größte Mann seinerzeit so klein befunden wurde."

„Was soll das heißen? Wo finde ich den Schlüssel des Räthsels?"

„In diesen Blättern", rief Nannerl, die Schriften rasch in seine Hände legend, „lasse sie sprechen zu Deinem edlen Herzen, zu Deinem erleuchteten Geist und das Räthsel ist gelöst — wir sehen uns wieder."

Kaum hatte der verwunderte Fürst die Papiere ergriffen, so war, bevor er von diesen aufsah, die Zigeunerin verschwunden und wurde von den Ihrigen mit Jubel empfangen. Der Domino verbarg die Schriften an seiner Brust, ließ den Kammerdiener rufen, der ihm drei Mäntel von verschiedener Dicke umgeben mußte, und dann erst wagte er es, in die Vorgemächer zu treten, um nach Hause zu fahren.

Auch Straßer's zweite Absicht war erreicht worden; denn seine Edelsteine hatten ein enormes Aufsehen erregt und ihn umgab stets ein Schwarm von Bewunderern, so daß es ihm lästig wurde. Besonders folgten ihm auf Schritt und Tritt zwei schwarzgekleidete männliche Masken, und als er im Begriffe war, mit den Seinen den Wagen zur Heimfahrt zu besteigen, legten sich deren Hände auf seine Schultern und die unheimlichen Gestalten sagten:

„Folgen Sie uns, Sie sind verhaftet im Namen des Gesetzes!"

Alle Anwesenden waren wie vom Donner gerührt, entsetzt! Aber es nutzte kein Protestiren, nichts daß Straßer sich demaskirte, daß er seinen Namen und Stand angab. Man gab ihm keinen Aufschluß und ermahnte ihn zu gehorchen, widrigenfalls Gewalt angewendet werden müßte.

Die jammernden weinenden Mädchen wurden von Gewey und Dollond unter Tröstungen nach Hause gebracht. Im Rottenhofe herrschte Jammer; denn jedermann glaubte, das Geheimnis des Capitäns sei ver-

Digitized by Google

rathen, Straßer als Hehler angeklagt und der Besuch des Maskenballes habe Anlaß zur Verhaftung gegeben. Namentlich die Straßerin berief sich darauf, daß sie das Unheil vorhergesagt habe.

Von derselben Befürchtung war auch Straßer selbst gemartert, welcher in das Schrannengebäude gebracht worden war, wo man ihm die Edelsteine abnahm und dieselben sorgsam verwahrte. Ebenso mußte er sein Türkenkleid ablegen und erhielt ein einfaches bürgerliches Gewand dafür. Dann ließ man ihn mit allerlei Strolchen zusammen im Arrestlocale die Nacht verbringen, welche die entsetzlichste seines Lebens war. Der Gedanke aber, daß die Stadt-Guardia den nahezu lächerlichen Einfall hatte, ihn für den Dieb der Edelsteine des Prinzen de Ligne zu halten, weil ja sein Masken-Costüme eine verschwenderische Pracht gezeigt hatte, die namentlich „Bürgerlichen" streng verboten und hier überhaupt noch nicht gesehen worden war, — dieser für den grundehrlichen Bürgersmann verhältnismäßig beruhigende Gedanke war in ihm allerdings nicht erwacht und so litt er entsetzliche Qualen, wenn er seiner Lieben daheim gedachte.

Inzwischen sollte für ihn schon beim Morgengrauen eine Persönlichkeit thätig sein, an welche er in seinem Leben noch niemals gedacht hatte: der Ofenheizer der Kaiserin Maria Theresia „Dubois", ein altes verwachsenes Männchen, welches das ganze Jahr hindurch das Vorrecht hatte — wenn es auch nichts mehr zu heizen gab — zwei Karaffen mit frischem Wasser auf den Toilette- und Waschtisch der Kaiserin zu stellen und ähnliche kleine Dienste zu versehen, wobei die erwachende Kaiserin meistens nicht verfehlte, ihn nach den neuesten Nachrichten zu fragen, so daß er ihr eine lebende Zeitung repräsentirte. Heute nun erwähnte er sofort die Verhaftung Straßer's auf der Mehlgrube, welche allgemeines Aufsehen machen mußte und welche diesem Alten lächerlich erschien, denn er meinte, es werde kein Dieb so dumm sein, in der Art die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

„Verhaftet? wer ist der Mann?"

„Ein Goldschmied und Alchymist aus der Rofrano-Gasse Namens Straßer, Bürger von Wien und äußerer Rath."

„Und der Grund? Kennt Er ihn?"

„Vor zwei Tagen ist im Palais des Prinzen de Ligne ein großer Diamanten-Diebstahl geschehen und dessen scheint man ihn halt zu verdächtigen. Straßer war als Türke gekleidet und so über und über mit Edelsteinen besäet, daß es Aufsehen machte, um so mehr, als man nicht

Digitized by Google

wußte, wie er auf die Maskerade gekommen war und da er als Bürgerlicher Geschmuck zu tragen nicht berechtigt war."

„Ein Bürger von Wien sollte so einen Diebstahl begehen?" sagte halb für sich die Kaiserin, der diese Sache Unruhe machte.

„Ich glaube halt auch, daß eine Dummheit geschehen ist, mir kommt die Sach' nicht recht richtig vor", sagte Dubois, den Waschtisch ordnend, „aber wenn unsere Ämter einmal Einen in den Händen haben, lassen sie ihn nicht sobald wieder aus. Daß sie sich vergriffen haben, wollen sie nicht eingestehen und — wer weiß, was sie mit dem Verhafteten anfangen werden."

Sobald das kleine Männchen sich entfernt hatte, eilten die Kammerfrauen herbei, um die Kaiserin zu bedienen. Maria Theresia, welche damals 46 Jahre zählte, war, obwohl noch immer einnehmend, nicht mehr mit jenem hohen Reiz begabt, welchen sie in ihrer Jugend auf eine so bewunderungswürdige und das ganze Volk fesselnde Weise geschmückt hatte. Aber die üppig gebaute, durch die Erquickung des genossenen Schlummers lieblich angehauchte Frau war nach beendeter Morgen-Toilette eine Achtung und Ehrfurcht gebietende majestätische Erscheinung. Sie begab sich, wie täglich, sofort in die Messe, ihre Andacht zu verrichten, durch welche ihr ganzer arbeitsamer Tag seine der Kaiserin unentbehrliche Weihe erhielt, kehrte dann in ihre Gemächer zurück, um dort ihr Frühstück einzunehmen und nachher Stunden lang ununterbrochen zu arbeiten. Am obgedachten Tage war das erste, was sie that, die Abfassung eines Briefes an Obrist Baillon, den Director des kaiserlichen Mineralien-Cabinetes, worin sie demselben die entsprechenden Aufträge gab in Bezug auf den verhafteten Goldschmied und seine Steine. Der Gedanke, es könne einem ihrer Unterthanen durch ein Misverständnis Unrecht geschehen sein, ließ ihr großes Herz nicht Ruhe gewinnen, und Baillon war der geeignete Mann, um den Schmuck Straßer's und de Ligne's gestohlene Steine zu würdigen, so wie die Sache nach ihrem Wunsche schnell zu betreiben.

Eben sandte Straßer im Arreste ein heißes Gebet zum Himmel um den Schutz der Seinen, als ein Gefängniswärter eintrat, der ihn zu seiner Verwunderung besonders artig behandelte und ihn ersuchte vorauszugehen. Nach wenigen Minuten wurde er in ein großes freundliches Zimmer geführt, wo ihn ein vornehmer schwarzgekleideter Herr mit besonderer Milde und Herablassung empfing, und nachdem er sich von der Identität seiner Person überzeugt hatte, den Goldschmied mit einer Verneigung entließ, damit er dem Herrn folgen könne, welcher im höheren

Digitized by Google

Auftrage gekommen war, ihn — in das Hofmarschallamt in der Hofburg zu begleiten. Straßer glaubte zu träumen; was sollte er dort, wer sandte jenen Begleiter, welcher niemand anderer war, als ein kaiserlicher Leiblakei, in schwarzsammtener lichtgelb gallonirter Livree. Froh bewegt, mit freudig klopfender Brust, bestieg er den am Thore harrenden Wagen, und stand wenige Augenblicke darnach schon in den prachtvollen Zimmern des Hofmarschallamtes. Ein alter sehr freundlicher Herr examinirte ihn, wie, wann und wo er seinen Schmuck, seine Edelsteine erstanden habe. Nun fiel eine Centnerlast von Straßer's Brust; nicht van Blömen, seine Steine mußten der Anlaß seiner Verhaftung gewesen sein. Er gewann seine Heiterkeit, seinen Muth wieder, gestand, daß diese Steine nicht echt, sondern ein Werk seiner chemischen Forschungen seien, explicirte ganz genau die Erfindung und sah das Lächeln des Wohlgefallens in den Zügen des Zuhörers. Seine Vermuthung war richtig gewesen; was ihm aber noch bevorstand, davon hatte er keine Ahnung. Kaum hatte nämlich Straßer geendet, so trat aus dem offenen Nebenzimmer, wo er alles mit angehört hatte, der Herr Obrist Baillon und trug seine falschen Diamanten in einer Kassette bei sich. Straßer wurde von ihm sehr freundlich in ein Gespräch über seine Erfindung, welche der Obrist außerordentlich lobte, verflochten und darnach ersuchte er den mit eins ganz stolzen Mann, ihm in die Antichambre der Kaiserin zu folgen. Bei diesem Begehren starrte der Alchymist den Sprecher mit offenem Munde an, es schien ihm unmöglich zu sein recht gehört zu haben, und als Baillon sein Ansinnen wiederholte, meinte Straßer, er müße vorerst zu Hause seinen Sonntagsstaat anlegen. Der ausdrückliche Befehl der Kaiserin hatte aber gelautet, sie wolle den Erfinder der vom Director des Mineralien-Cabinetes bereits geprüften und belobten Steine unverweilt sehen und sprechen — dem war nicht zu widerstehen, und wie betäubt durch die bevorstehende Ehre wandelte er neben dem Obristen durch die Gänge der kaiserlichen Burg.

Als Beide in die Antichambre kamen, standen daselbst an der Thüre des Saales der Kaiserin zwei Hatschiere mit ihren Hellebarden starr und bewegungslos wie Bildsäulen und der ganz in Schwarz gekleidete Thürhüter, vor dem sich der Goldschmied in tiefen Reverenzen erging. Der Obrist ging sofort in das nächste Zimmer, kam nach wenigen Minuten zurück, nahm Straßer bei der Hand und sagte: „Jetzt komm' Er, lieber Straßer, nehm' Er sich zusammen, red' Er recht couragirt und erzähl' Er von seiner Erfindung."

Digitized by Google

Da wußte der Goldschmied nicht mehr, wie ihm geschah, der Gedanke vor Maria Theresia zu erscheinen, verwirrte den schlichten Mann total, so sehr er ihn entzückte und erhob. Auf Baillon's Wink rauschten die großen Flügelthüren auf und da saß die schöne liebenswerthe höchsteigene Kaiserin im großen rothsammtenen Armstuhl; das Lächeln eines Engels auf den Zügen saß sie da und Straßer stand in Anstaunen der herrlichen Majestät versunken. Bevor er sich gesammelt hatte, winkte ihm die Kaiserin näher zu treten, neigte sich dann nach rückwärts und rief, gegen die hinter ihr befindlichen, nur angelehnten Flügelthüren gewendet:

„Du, Franz, komm' heraus, der Straßer ist da!"

Im nächsten Augenblicke stand der römische Kaiser Franz selber neben ihr und winkte dem Goldschmied zu, der vor Entzücken und Zerknirschung auf die Kniee sinken wollte.

„Es ist mir recht leid um Ihn", sagte Maria Theresia voll Milde, „daß Er den Schreck gehabt und eine so traurige Nacht verlebt hat. Aber Recht ist Ihm eigentlich doch geschehen", setzte sie lächelnd bei, „die Steine sind gar zu auffallend und für Bürgersleute gehört sich der Schmuck schon einmal nicht."

„Allerdings, Allerdurchlauchtigste Majestät", sagte Straßer in tiefer Demuth, „ich dachte nur, weil es keine Edelsteine sind, sondern rein nur das Werk meiner Erfindung."

„Im Grunde hat Er freilich nicht gegen die Kleiderordnung in diesem Falle verstoßen, aber Er wußte, daß seine Steine nicht leicht von echten zu unterscheiden, daß seine Kunsterzeugnisse nicht bekannt seien und dadurch hat Er Anlaß zur unangenehmen Verwechslung und Vergleichung mit dem ähnlichen Schmuck des Prinzen de Ligne gegeben. Das alles hätte Er bedenken sollen und das Aufsehen vermeiden können, wenn Er einfachere Masken gewählt hätte."

„Wie die kaiserliche Majestät zu bemerken geruhen, so hätte es freilich sein sollen; aber ich dachte nur daran, endlich meine Steine bekannt zu machen, da fast niemand um das Werk meiner jahrelangen Mühe wußte."

„Und darum war es wahrlich der Mühe werth, etwas zu wagen", fiel Kaiser Franz ein, welcher Straßer's Agraffe in Händen hielt, „denn seine Erfindung ist kostbar, nichts zweites noch gesehen worden. Die Steine sind den echten täuschend gleich, voll Glanz, Feuer und vom reinsten Wasser. Sobald ich Zeit finde, werde ich ihn holen lassen und er muß

Digitized by Google

es mir praktisch zeigen, wie Er die Composition gemacht hat, mich haben chemische Experimente immer ganz besonders interessirt."

„Diese Erlaubnis wäre das höchste Glück meines Lebens."

„Seine Erfindung ist sehr wichtig, sie wird Ihn bereichern und gereicht unserem Wien zur besonderen Ehre", sagte Franz gegen die Kaiserin gewendet, welche bemerkte:

„Dann soll Er seine falschen Diamanten nach Paris schicken, da würde Er ein gutes Geschäft damit machen: dort liebt man derlei, wenn es glänzt und funkelt und fragt nicht viel, ob es echt oder falsch ist. Mir aber muß Er von Seinen — wie nennt Er die Steine?"

„Nennen? daran hab' ich noch gar nicht gedacht, sie anders als — Steine zu heißen."

„Man sieht halt", fiel die Kaiserin, über Straßer's verblüfftes Gesicht lachend, ein, „daß er ein schlichter braver Wiener ist, der es wohl versteht tüchtig zu arbeiten, es aber darüber vergißt, daß Klimpern zum Handwerk gehört. Doch, da seine Erfindung schon so gelobt wird über die Maßen, muß man sie doch von echten wie von werthlosen Steinen unterscheiden können und da meinte ich halt, Straßer — — wie wäre es, wenn Er seine Steine Pierres de Strass nennen wollte?" — „Pierres de Strass?" sagte mit unnennbarem Entzücken der Goldschmied. „Nach meinem Namen? und Eure kaiserliche Majestät selbst geruht Taufpathin meiner Erfindung zu sein? Ach! daß ich das Glück erleben konnte, dafür ließe ich mich alle Tage zehnmal einsperren mit tausend Freuden!"

„Nun, da möchten mir doch endlich die Taufnamen ausgehen", sagte lachend Maria Theresia und setzte bei: „Seine Steine, welche Er auf der Mehlgrube getragen hat, laßt Er mir wohl hier; geh' Er zur Greiner (Mutter der bekannten Dichterin Caroline Pichler, dieselbe war Vorleserin der Kaiserin), sie wird ihm dafür auszahlen, was Er begehrt; für das Mineralien-Cabinet aber muß er mir eine große schöne Agraffe „Pierres de Strass" schicken, damit jeder Fremde und Einheimische, der es besucht, Seine Erfindung kennen lernt und sieht, daß die Wiener Bürger auch tüchtiges leisten."

Dieselbe wird noch dermal daselbst aufbewahrt und den Besuchern gezeigt.

Straßer wußte kaum seiner Dankbarkeit, seiner Freude entsprechenden Ausdruck zu geben, er strahlte von Entzücken und vermochte kein Auge von den Majestäten abzuwenden, welche noch lang und voll Herzlichkeit und

Digitized by Google

Güte mit ihm über seine Erfindung, seine Familie und sein Vorleben sprachen. Hatte er dieses Zimmer mit zagender Brust, mit Zittern und Beben betreten, so verließ er dasselbe, nachdem es ihm huldvoll gestattet worden war, die Hände der geliebten Majestäten zu küßen, mit jubelndem Herzen, voll Selbstgefühl und Stolz, welcher nicht wenig stieg, als er an dem Ausgang der Botschafterstiege in der Hofburg, zur rechten Seite des Schweizerhofes dem Brunnen gegenüber, einen Hofwagen bereit stehend fand, der ihn auf Befehl der Kaiserin in den Rotten-Hof zurückzuführen hatte.

Welches Aufsehen der Hofwagen in der Rofrano-Gasse verursachte, und mit welchem Jubel Straßer im Rottenhof empfangen wurde und sein Abenteuer erzählte, das läßt sich kaum schildern; denn im letzteren hatte die Verzweiflung schon den höchsten Grad erreicht, so daß der Capitain Arnolder in voller militärischer Uniform eben das Haus verlassen und sich selbst dem Kriegsgerichte überliefern wollte. Da es hieß, um seiner Sicherheit willen sei das Glück dieser edlen Bürgerfamilie zerstört worden, konnte dies der edle Mann nicht unthätig tragen, sondern war entschlossen sich selbst zu opfern.

Indeß sollte es nicht so weit kommen, denn Fürst Kaunitz hatte als echter Gentleman sein Wort bereits gehalten und in Folge dessen marschirte unter dem Commando eines Obrist-Wachtmeisters eine Abtheilung von Soldaten vor dem Rottenhofe auf und dabei spielte man mit Trommeln und Pfeifen den — Galgenmarsch. Als Arnolder auf die Schwelle trat, verlas der Commandant, vor der herbeigeströmten Menge, mit lauter Stimme folgendes Urtheil:

„Im Namen Ihrer k. k. Majestät! In Anbetracht, daß unser Feldhauptmann Franciscus Arnolder kriegsrechtlich wegen Hochverrath und Apostasie zum Tode verurtheilt, respective in effigie an den Galgen geschlagen und für vogelfrei erklärt, dergestalt, daß jedermann ohne Unterschied des Alters, Standes und Geschlechtes 100 Ducaten zufallen, der ihn todt oder lebendig einem Kriegs-Commando überliefert, sich nunmehr freiwillig gestellt und vollkommen gereinigt und gerechtfertigt hat, soll das über ihn verhängte Urtheil null und nichtig sein. In Anbetracht jedoch, daß genannter Hauptmann uns während seiner Abwesenheit im Feindesland die ersprießlichsten und wichtigsten Dienste geleistet, dabei sein Leben für nichts geachtet und im Diensteifer zu oftem Malen riskirt hat, soll demselben seine Gage vom Tage seiner Gefangenschaft angefangen, als wäre er in Activität gewesen, nachbezahlt werden; derselbe hat, zur

Digitized by Google

Manifestation seiner Rehabilitirung, des morgigen Tages eine Compagnie Grenadiere in voller Parade aufzuführen, darnach aber als Obrist-Wachtmeister auf seinen Posten abzurücken, der ihm nachher wird indicirt werden. Sothanes Urtheil ist ihm vor einer Compagnie, aus drei Waffengattungen gemischt, vorzulesen. Kraft Ihrer k. k. Majestät Vollmacht. Daun kaiserlicher Feldmarschall."

Abermals ertönten Trommel und Pfeifen, der Obrist-Wachtmeister drückte seinem Kameraden die Hände, und die Soldaten zogen mit lustiger Musik ihrer Caserne zu.

Nun erst blaute ein wolkenloser Himmel über dem Rottenhof und die Vorgänge daselbst beschäftigten Wien für lange Zeit. Am nächsten Tage aber fuhr schon ein Scheibenwagen zum Palais des Fürsten Kaunitz, der so edelmüthig, so rasch geholfen hatte, und Nannerl sprang mit dem Obrist-Wachtmeister, Straßer und Gewey aus demselben. Die Zigeunerin hielt Wort, wie der Diplomat Wort gehalten hatte; er hatte das Räthsel gelöst, sie kam die Maske zu lüften. Kaunitz war eben in bester Laune, denn seine Leibwäsche war eben von Paris — wohin er dieselbe behufs des Waschens regelmäßig während seines ganzen Lebens zu senden pflegte, — glücklich zurückgekommen, nachdem sie sich zu seiner Betrübnis daselbst ein paar Tage verspätet hatte.

Der große Mann mit den kleinen Schwächen trat eben aus seiner vielbekannten Puderkammer, in welcher seine Perrücke mittelst der Puderwellen, welche die Luft erfüllten, auf das sorgfältigste täglich eingestaubt wurde, als die Maske von der Mehlgrube gemeldet wurde.

Die reizende Wienerin fesselte seine Blicke ganz besonders und als sie seine Hand erfaßte — küßte, um ihm für Arnolder's Rettung zu danken, hätte er beinahe seine ernste Haltung verloren. Nannerl's Finger fühlten einen sehr warmen Druck seiner Rechten und die Blicke des Fürsten sprachen ziemlich verständlich. In der liebenswürdigsten Weise unterhielt er sich mit den Danksagenden und bestellte auch bei Straßer einen Schmuck aus Pierres de Strass, nachdem er Maria Theresia's Huld für den Goldschmied erfahren hatte. Der Nannerl ein Andenken an jenen interessanten Maskenscherz voll ernster Bedeutung zu senden, behielt er sich bis zu ihrem Hochzeitstage vor. Dieses launige Abschiedswort sprach der Fürst, dann ließ er sich von seinem Diener in vierfache Mäntel hüllen, denn er mußte eben nach Hof fahren und es begann bereits ziemlich kühl zu werden.

Digitized by Google

Mit der letzten Bemerkung schien sich der Fürst als Prophet zu erweisen, denn Gott Amor war im Rottenhofe bereits eingezogen. Gewey und Nannerl hatten ihr Herz entdeckt und er beeidete es, er könne nur durch sie am Leben erhalten werden; und sie war eine viel zu herzliebe Wienerin, um einen so hübschen tüchtigen jungen Mann an den Rand des Grabes bringen zu wollen. Mister Dollond ferner, welcher ausgezogen war, optische Gläser zu suchen, hatte — wie es schon beim Suchen geht — mehr gefunden als er gehofft hatte. Mochte Straßer's smaragdartiger Stein noch so hell funkeln und strahlen — Mister Dollond sah doch immer in Franzels Augen weit lieber und merkte es bald, daß auch sie seine Blicke nicht mehr vermied.

Gewey lebte unter dem Schutze von zwei berühmten Vätern, war ein ehrlicher Charakter und ward ein berühmter Rechtsgelehrter zu Wien; Dollond gehörte einer wohlhabenden angesehenen Familie in London an, war ein sehr beliebter Optiker und von achtbarstem Wesen, — was konnte das Ehepaar Straßer besseres thun, als seinen Segen zu geben mit Freudenthränen in den Augen. Die große Kaiserin und Fürst Kaunitz hatten den Hochzeitstag beider Paare erfahren und versäumten es nicht, den braven Mädchen bleibende Zeichen ihrer Huld und Theilnahme zu senden, welche Kostbarkeiten noch heute deren Nachkommen, wie Reliquien, heilig halten. — —

Was endlich die Hauptsache, Straßer's Erfindung betrifft, so hatte er die Masse des herrlichen grünen Steines und das Geheimnis betreff dessen Erzeugung der Franzl als Mitgift geschenkt und er hielt Wort. Dollond wurde von ihm in sein Laboratorium mitgenommen, dort weihte er ihn in alle Einzelheiten seiner Kunst ein und beide arbeiteten daselbst mit größtem Eifer, bis eines Tages der Engländer ganz entzückt dem Schwiegervater mit dem Jubelruf um den Hals fiel: „Dir ist die Erzeugung des achromatischen Glases gelungen!“ In seinem Entzücken theilte er ihm mit, wie unvollkommen noch immer die Teleskope seien und wie er sich seit Jahren bemühe, Linsengläser und Fernröhre herzustellen, durch welche man die Gegenstände ohne falschen Farben und farbige Ränder erblickt, welche jene entstellen und der Deutlichkeit großen Eintrag thun. Seiner Ansicht nach sei das Objectivglas aus zwei Glasarten, Flint- und Crownglas zusammenzusetzen, zu welchem Zwecke diese Glasarten vollkommen rein darzustellen sind. Ihm sei dies nicht gelungen, wohl aber nunmehr dem Straßer durch entsprechende Behandlung der Masse

Digitized by Google

Manifestation seiner Rehabilitirung, des morgigen Tages eine Compagnie Grenadiere in voller Parade aufzuführen, darnach aber als Obrist-Wachtmeister auf seinen Posten abzurücken, der ihm nachher wird indicirt werden. Sothanes Urtheil ist ihm vor einer Compagnie, aus drei Waffengattungen gemischt, vorzulesen. Kraft Ihrer k. k. Majestät Vollmacht. Daun kaiserlicher Feldmarschall."

Abermals ertönten Trommel und Pfeifen, der Obrist-Wachtmeister drückte seinem Kameraden die Hände, und die Soldaten zogen mit lustiger Musik ihrer Caserne zu.

Nun erst blaute ein wolkenloser Himmel über dem Rottenhof und die Vorgänge daselbst beschäftigten Wien für lange Zeit. Am nächsten Tage aber fuhr schon ein Scheibenwagen zum Palais des Fürsten Kaunitz, der so edelmüthig, so rasch geholfen hatte, und Nannerl sprang mit dem Obrist-Wachtmeister, Straßer und Gewey aus demselben. Die Zigeunerin hielt Wort, wie der Diplomat Wort gehalten hatte; er hatte das Räthsel gelöst, sie kam die Maske zu lüften. Kaunitz war eben in bester Laune, denn seine Leibwäsche war eben von Paris — wohin er dieselbe behufs des Waschens regelmäßig während seines ganzen Lebens zu senden pflegte, — glücklich zurückgekommen, nachdem sie sich zu seiner Betrübnis daselbst ein paar Tage verspätet hatte.

Der große Mann mit den kleinen Schwächen trat eben aus seiner vielbekannten Puderkammer, in welcher seine Perrücke mittelst der Puderwellen, welche die Luft erfüllten, auf das sorgfältigste täglich eingestaubt wurde, als die Maske von der Mehlgrube gemeldet wurde.

Die reizende Wienerin fesselte seine Blicke ganz besonders und als sie seine Hand erfaßte — küßte, um ihm für Arnolder's Rettung zu danken, hätte er beinahe seine ernste Haltung verloren. Nannerl's Finger fühlten einen sehr warmen Druck seiner Rechten und die Blicke des Fürsten sprachen ziemlich verständlich. In der liebenswürdigsten Weise unterhielt er sich mit den Danksagenden und bestellte auch bei Straßer einen Schmuck aus Pierres de Strass, nachdem er Maria Theresia's Huld für den Goldschmied erfahren hatte. Der Nannerl ein Andenken an jenen interessanten Maskenscherz voll ernster Bedeutung zu senden, behielt er sich bis zu ihrem Hochzeitstage vor. Dieses launige Abschiedswort sprach der Fürst, dann ließ er sich von seinem Diener in vierfache Mäntel hüllen, denn er mußte eben nach Hof fahren und es begann bereits ziemlich kühl zu werden.

Digitized by Google

Mit der letzten Bemerkung schien sich der Fürst als Prophet zu erweisen, denn Gott Amor war im Rottenhofe bereits eingezogen. Gewey und Nannerl hatten ihr Herz entdeckt und er beeidete es, er könne nur durch sie am Leben erhalten werden; und sie war eine viel zu herzliebe Wienerin, um einen so hübschen tüchtigen jungen Mann an den Rand des Grabes bringen zu wollen. Mister Dollond ferner, welcher ausgezogen war, optische Gläser zu suchen, hatte — wie es schon beim Suchen geht — mehr gefunden als er gehofft hatte. Mochte Straßer's smaragdartiger Stein noch so hell funkeln und strahlen — Mister Dollond sah doch immer in Franzels Augen weit lieber und merkte es bald, daß auch sie seine Blicke nicht mehr vermied.

Gewey lebte unter dem Schutze von zwei berühmten Vätern, war ein ehrlicher Charakter und ward ein berühmter Rechtsgelehrter zu Wien; Dollond gehörte einer wohlhabenden angesehenen Familie in London an, war ein sehr beliebter Optiker und von achtbarstem Wesen, — was konnte das Ehepaar Straßer besseres thun, als seinen Segen zu geben mit Freudenthränen in den Augen. Die große Kaiserin und Fürst Kaunitz hatten den Hochzeitstag beider Paare erfahren und versäumten es nicht, den braven Mädchen bleibende Zeichen ihrer Huld und Theilnahme zu senden, welche Kostbarkeiten noch heute deren Nachkommen, wie Reliquien, heilig halten. — —

Was endlich die Hauptsache, Straßer's Erfindung betrifft, so hatte er die Masse des herrlichen grünen Steines und das Geheimnis betreff dessen Erzeugung der Franzl als Mitgift geschenkt und er hielt Wort. Dollond wurde von ihm in sein Laboratorium mitgenommen, dort weihte er ihn in alle Einzelheiten seiner Kunst ein und beide arbeiteten daselbst mit größtem Eifer, bis eines Tages der Engländer ganz entzückt dem Schwiegervater mit dem Jubelruf um den Hals fiel: „Dir ist die Erzeugung des achromatischen Glases gelungen!" In seinem Entzücken theilte er ihm mit, wie unvollkommen noch immer die Teleskope seien und wie er sich seit Jahren bemühe, Linsengläser und Fernröhre herzustellen, durch welche man die Gegenstände ohne falschen Farben und farbige Ränder erblickt, welche jene entstellen und der Deutlichkeit großen Eintrag thun. Seiner Ansicht nach sei das Objectivglas aus zwei Glasarten, Flint- und Crownglas zusammenzusetzen, zu welchem Zwecke diese Glasarten vollkommen rein darzustellen sind. Ihm sei dies nicht gelungen, wohl aber nunmehr dem Straßer durch entsprechende Behandlung der Masse

Digitized by Google

des grünen Steines, welcher nur aus Flint- und Crownglas zusammengesetzt sei. Er erklärte diese Erfindung für großartig, die Fernröhre müßten dadurch den hundertfachen Werth gewinnen und diese Erfindung sei ein riesiger Gewinn für die Wissenschaft, namentlich für die Optik. Die Größe dieser Leistung sei schon dadurch angedeutet, daß der sonst so scharfsinnige Newton die Aufhebung der Farbenzerstreuung für unmöglich erklärt hatte und nun sei dieselbe dem Straßer doch gelungen. Dollond entführte daher nicht nur den schönsten echten Edelstein: das liebe reine Herz der Franzl nach London, sondern auch die kostbare Erfindung Straßer's. Er erweiterte dort sein Geschäft, stellte achromatische Fernröhre her, war der erste, welcher diese in den Handel brachte und gilt noch heute für den Erfinder in der ganzen Welt, welche Millionen dadurch gewann und Straßer's Verdienst ist vergessen und verschollen. Die Erzeugnisse des Engländers kamen schließlich auch nach Österreich, wurden aber — wie „Mädchen aus der Fremde" — aufgenommen in ihrem Heimatslande: Österreich. — —

Straßer's zweite Erfindung: „die falschen Edelsteine" hatte ein ähnliches Schicksal in Frankreich, welches die größte Gewandtheit darin besitzt, fremde Erfindungen sich anzueignen und sodann unter blendender Etiquette der Welt als eigene zu offeriren. Kaum hatte Straßer das Abenteuer in der Hofburg bestanden, so wurde es auch in fremden Ländern bekannt und die Franzosen erkannten es, daß hier ein „Geschäft" zu machen wäre. Geheime Agenten drängten sich unter verschiedenen Vorwänden und Masken an Straßer, mancher trat zum Scheine bei ihm als Famulus ein, und alle hatten nur den Zweck, dem arglosen vertrauensseligen Kleinbürger seine Geheimnisse, Handgriffe und Mischungen zu entlocken, um sie sodann an ihre Landsleute zu verrathen. Bald blühte dieser Industriezweig in Frankreich, trug Millionen ein, verbreitete sich über die Welt und gelangte als „französischer Schmuck" nach Österreich zurück, wurde sodann auch hier hochgeschätzt, als traurige neue Illustration zu dem verhängnisvollen Worte: „nemo propheta in patria", — und niemand fragt darnach, daß man hier einen echten Österreicher verherrlichte; denn dieser Schmuck aus Frankreich überflügelte bald alle andern, auch hier blieb Straßer's Verdienst vergessen und verschollen.

Wenn wir auch diesen nach den besten Quellen bis in das Detail wahrheitsgetreu erzählten Fall überblicken, so fällt es besonders auf, daß die endliche Anerkennung dieser Erfindung wohl für alle Zeit ausgeblieben

Digitized by Google

wäre, wenn nicht ganz zufällige, mit der Sache selbst in keiner Wechselbeziehung stehende Verhältnisse und Ereignisse dieselbe an das Tageslicht gebracht hätten. Im übrigen sind sowohl im Jahre 1763 — wie nahezu hundert Jahre später — im Jahre 1875 noch dieselben Fehler und Irrthümer der Grund des betrübenden Umstandes, daß sowohl der materielle Vortheil, als auch die moralische Anerkennung großer ruhmvoller Leistungen der Österreicher diesen selbst wie dem Vaterlande entgangen sind und daß im reichsten Maße von Usurpatoren dort geerntet wurde, wo in Österreich gesäet worden war.

In beiden aus einer reichen Fülle ähnlicher Ereignisse ausgewählten Fällen haben stilles Selbstgenügen, das Bescheiden in der untergeordneten Sphäre, Mangel an Energie, Selbstthätigkeit und kluger Berechnung, der Abgang genügender Geldkräfte, zu weitgehende Arglosigkeit und Gemüthlichkeit, schließlich das Fehlen des Schutzes und der Förderung seitens der hierzu in erster Linie berufenen Organe, die gedachten traurigen Resultate herbeigeführt. Möge diese Erkenntnis allgemein platzgreifen und mögen sodann recht viele Österreicher mit Früchten ihrer geistigen Thätigkeit unter den günstigsten Verhältnissen in die Öffentlichkeit treten, ihnen selbst zum materiellen Gewinn und zur moralischen Anerkennung, zugleich aber zum Vortheile und Ruhme für unser — leider! vielseitig verlästertes — und doch so schönes inniggeliebtes Österreich.

Digitized by Google

Die Quelle.

Hoch vom Felsrand tropfenweise
Sickert sacht die Quelle,
Schürzt sehnsüchtig schnelle
Sich zur Thalesreise.

Kaum daß sie den Boden küßet,
Strebt sie zu gesellen
Sich dem Zug der Wellen,
Der die Auen grüßet.

Weiter immer, keck, gewaltsam
Durch die Schluchten flieht sie,
Nieder, nieder zieht sie,
Flußwärts, unaufhaltsam.

Aber oben, auf der Halde,
Schon vom Kies bedränget,
Wie geklemmt, beenget,
Fühlt sie sich im Walde!

Murmelnd blickt sie da nach oben,
Ruft die Bundsgenossen,
Die treu, unverdrossen,
Muthig vorwärts toben.

Demant funkelnde Fluthenmengen
Wälzen sich hernieder,
Jauchzen Siegeslieder —
Welch ein Dringen und Drängen!

Digitized by Google

Von den fernſten Firnen kommen
Wellen, immer neue,
Der geſchloſſ'nen Reihe
Hilfreich nachgeſchwommen.

Durch den Zufluß all' der Schaaren
Wächſt des Strom's Vertrauen;
Wer ihn wollte ſtauen,
Würd' es bald erfahren.

Jüngſt noch Tropfen, eilet Wellen,
Schäumet, drücket, rücket,
Stürmet, bis es glücket,
Felſen zu zerſchellen;

Bis in's Thal ihr niederſteiget,
Wellen, nun ſchon Wogen,
Und das Schilf gebogen
Huldigend ſich neiget;

Bis in's freie Meer ihr mündet,
Wo der Brandung Rauſchen
Aller Götter Lauſchen
Eu'ren Triumph verkündet! —

Eugène Obermayer.

Digitized by Google

Die Quelle.

Hoch vom Felsrand tropfenweise
Sickert sacht die Quelle,
Schürzt sehnsüchtig schnelle
Sich zur Thalesreise.

Kaum daß sie den Boden küßet,
Strebt sie zu gesellen
Sich dem Zug der Wellen,
Der die Auen grüßet.

Weiter immer, keck, gewaltsam
Durch die Schluchten flieht sie,
Nieder, nieder zieht sie,
Flußwärts, unaufhaltsam.

Aber oben, auf der Halde,
Schon vom Kies bedränget,
Wie geklemmt, beenget,
Fühlt sie sich im Walde!

Murmelnd blickt sie da nach oben,
Ruft die Bundsgenossen,
Die treu, unverdrossen,
Muthig vorwärts toben.

Demant funkelnde Fluthenmengen
Wälzen sich hernieder,
Jauchzen Siegeslieder —
Welch ein Dringen und Drängen!

Digitized by Google

Von den fernſten Firnen kommen
Wellen, immer neue,
Der geſchloſſ'nen Reihe
Hilfreich nachgeſchwommen.

Durch den Zufluß all' der Schaaren
Wächſt des Strom's Vertrauen;
Wer ihn wollte ſtauen,
Würd' es bald erfahren.

Jüngſt noch Tropfen, eilet Wellen,
Schäumet, drücket, rücket,
Stürmet, bis es glücket,
Felſen zu zerſchellen;

Bis in's Thal ihr niederſteiget,
Wellen, nun ſchon Wogen,
Und das Schilf gebogen
Huldigend ſich neiget;

Bis in's freie Meer ihr mündet,
Wo der Brandung Rauſchen
Aller Götter Lauſchen
Eu'ren Triumph verkündet! —

Eugène Obermayer.

Digitized by Google

Aus Prisren.

Von Carl Peez.

Dort wo die Bistrica zwischen den massigen Ausläufern des Schar Dagh hervorbricht und in eine weite Ebene eintritt, liegt staffelweise am Berge emporsteigend die Stadt Prisren. Nichts schöneres als die Bistrica auf ihrem Wege zu begleiten, ein bescheidenes Almwasser, später ein rauschender Wildbach, schließlich ein Gebirgsfluß. Zuerst fließt sie über grüne Matten, dann wirft sie sich in Schluchten voll Geröll und Gestrüpp, um späterhin in der Thalsohle zwischen verkarsteten Felsenmauern dahinzueilen. Noch ein letztes Felsenthor, überragt von der Prisrener Citadelle, und bereits breitet sich die Hauptstadt von Alt-Serbien vor uns aus.

Der Name der Stadt ist serbisch und bedeutet „der Überblick". Ein weites Feld beginnt hier und endigt erst bei den Bergen von Djakova und Ipek, eine Ebene mit gesegneten Äckern, mit niedrigem Gehölze, mit dürrem Weideland. Alles das liegt dem Beschauer zu Füßen, wenn er von einem Punkte oberhalb der Stadt, beispielsweise von einer Terrasse des die Stadt überragenden und nach seinem grünen Seidenkleide benannten Svilen-Berge hinunterblickt. Im Hintergrunde schließen die nord-albanischen Berge das Bild malerisch ab.

Prisren (richtiger gesagt Prizren) war ein wichtiger Ort, zuerst in der serbischen Zeit ein prunkvoller Königssitz, dann eine blühende türkische Gouvernements-Hauptstadt — seine Blüthe dauerte so lang als das umliegende Gebirgsland wohlhabend war und von hier aus sich mit den Gütern des Handels versorgte. Als späterhin die Heerden des Almen-Gebietes durch das mächtig um sich greifende Räuberwesen vernichtet

Digitized by Google

wurden, sank die Wohlhabenheit der Stadt. Den Todesstoß versetzte ihr die Verlegung des Gouvernements in das leichter zu erreichende Pristina, von wo es bald nach Üsküb übersiedelte. Jetzt ist Prisren ein Ort, „zu arm zu leben, zu reich zu sterben".

Soweit es möglich ist aus der Local-Tradition zu schöpfen, verliert sich die Geschichte Prisrens in der Zeit des serbischen Kaiserthumes. Wie das Volk behauptet, stand das Schloß des berühmten Stephan Dušan an der Stelle der heutigen Bajrak-Džami, der „Fahnen-Moschee". Seine Residenz hatte er in Skoplje, Üsküb; den Sommer verbrachte er in der jetzt zur Ruine gewordenen Feste Kyz-Kala (d. i. „Jungfernburg") bei Prisren. Auch die Citadelle von Prisren war eine seiner Burgen. Er hatte Orthodoxe (Serben und Zinzaren) und Katholiken (Albanesen und in einigen Städten auch reiche ragusäische Colonien) in seinem Reiche. Die Geschichte lehrt, er habe die Katholiken bedrückt. Als dann unter seinem letzten Nachfolger, einer jungfräulichen Königin, die Türken an die Mauern der stolzen Königsstadt pochten, sei ein Lateiner (kathol. Albanese) aus dem Nachbardorfe Zümbi, ein Angehöriger der noch jetzt bestehenden Familie Prenkpale (Peter Paulssohn), zu ihnen übergegangen und habe ihnen den Rath eingegeben, hundert Lagerfeuer Nachts anzuzünden und so den Serben glauben zu machen, ein großes Heer stehe vor den Mauern. Die List gelang, die Serben wurden in panischen Schrecken versetzt. Gerade damals nahte für die Türken der Kurban-Bajram, das Opferfest, heran. Um dasselbe würdig zu begehen, erbauten sie nächtlicherweile vor den Mauern der Stadt eine Moschee, d. h. eigentlich nur jenen nach Osten gekehrten Theil (Namens Kibla), in welchem der Geistliche das Gebet spricht. Am Morgen des Kurban-Bajram versammelte sich das türkische Heer dort und betete zu Allah. Sodann ging es zum Sturm, die Stadt wurde genommen, die jungfräuliche Königin stürzte sich in einen Brunnen nahe der großen Kathedrale St. Anna, welche jetzt unter dem Namen Džüma Džami (Freitags-Moschee), serbisch Sveta Petka, in nahezu unveränderter Gestalt zu dem muhammedanischen Gottesdienste verwendet wird. Die Sage will wissen, daß das türkische Heer nicht stark war.

Nicht weit von Prisren lief in der vortürkischen Zeit die Gränze des Königreiches Serbien und des Herzogthums Albanien, genannt Dukadžin. Die Gebirgsgaue Sredska, Župa, Opoja und Gora unterstanden den Serben; dann stieg die Gränzlinie in das Thal hinab, so zwar, daß die Dörfer Poslišt (zwei Stunden von Prisren) und Blašnja albanesisch

Digitized by Google

waren. Weiterhin bildete der Drim und die Decanska Bistrica die Gränze. Djakova war angeblich albanesisch, Ipek serbisch, als die Türken kamen.

Die Türken haben in Alt-Serbien, wie überall, die alte Landeshauptstadt aufgelassen und eine neue Statthalter-Residenz gegründet, damit die neue Herrschaft nicht durch die alten Traditionen leide. Von Prisren zog die Verwaltung in den nördlich gelegenen Ort Suharjeka, kehrte aber späterhin wieder nach Prisren zurück. Inzwischen waren sämmtliche Prisrener Katholiken und auch so manche Orthodoxe zum Islam übergetreten und hatten die einwandernden Osmanen verstärkt, so daß die Rückverlegung der Hauptstadt keine Gefahren bot. Die im Jahre 1874 erfolgte Weiterverlegung der Gouverneurs-Residenz dürfte vom administrativen Standpunkte mancher Kritik unterliegen; denn Prisren war lange Zeit die am weitesten vorgeschobene Groß-Garnison in diesem meist störrischen, oft auch unbotmäßigen Lande (siehe die Aufstände 1835, 1839 und 1881).

An Merkwürdigkeiten besitzt Prisren eine malerisch gelegene Citadelle, die sogenannte Kala, welche den Austritt der Bistrica in die Ebene beherrscht und in ihrer gegenwärtigen Form von dem halb unabhängigen Mahmud Pascha am Anfange dieses Jahrhunderts erbaut wurde; von hier aus gibt die Glocke des serbischen Freiheitskämpfers Kara Gjorgje die muham. Stunden an. Dann ein paar auffallendere Moscheen, die Bajrak-Moschee, auf welcher allabendlich das Banner des Großherrn entfaltet wird, um den Gläubigen die Zeit des Abendgebetes zu verkünden; die Džüma-Džami, eine perfecte Basilika mit aufgesetztem Minaret. Dieselbe scheint ursprünglich eine orthodoxe Kirche zu St. Anna, dann ein muham. Gotteshaus und während der österreichischen Occupation zur Zeit des Prinzen Eugen vorübergehend eine katholische Kathedrale gewesen zu sein. Hier soll auch der österreichische General Marchese Piccolomini begraben liegen.

Am südlichen Ende der Stadt liegt das Grabmal (Türbe) des muhammedanischen Heiligen Karabaš Effendi, der aber von den Orthodoxen als ein zu ihnen gehöriger Weiser reclamirt wird. Weiter im Süden die Kuri-Česme, ein Brunnen mit eingefriedigtem schattigen Grundstück, die Widmung eines Prisrener Muhammedaners, der nach Mekka wallfahrten wollte und vielleicht auch gewallfahrtet sein würde, wenn ihm nicht der Prophet im Traume erschienen wäre und ihm befohlen hätte, im Lande zu bleiben und sich redlich zu nähren, dafür jedoch das zu einer Pilgerfahrt nach Mekka gehörige Geld zu einer Stiftung zu verwenden. Geträumt, gethan, und wenn er nicht gestorben ist, so lebt er noch heute.

Digitized by Google

Nach Westen hin erhebt sich vor der Stadt eine geräumige Caserne, deren Krankenhaus praktischer Weise in der Stadt liegt, ferner die Kibla der Eroberung.

Im Nordosten eröffnet sich das Felsenthor der Bistrica mit wild-romantischen Felsbildungen. Dort ist eine ehemalige orthodoxe Felsen-Capelle St. Nikola, weiter oben an der Mündung des nach seinem Schiefergesteine genannten Baches Karapotok (der „schwarze Bach") ein Ort Namens Mirkamen, der „Friedensstein", ein aus dem Felsen herausgewachsener unregelmäßiger Rundbogen. Zu St. Georgi, 5. Mai, schlüpft durch ihn die orthodoxe Bevölkerung der Stadt, alt und jung, einem alterthümlichen Brauche folgend. Innen im Berge aber wölbt sich in einer Höhle eine Capelle. Nach etwa einer halben Stunde gelangt man sodann zur Ruine Kyzkala, der „Jungfernburg", welche einen vorspringenden Bergesgupf krönt und mit ihren Nebengebäuden bis in das Thal hinuntersteigt. Am Wasser unten stand zur serbischen Zeit die „Erzengel-Kirche", Sveti Arhandjel, wo man vor etwa zehn Jahren große Schätze gefunden haben soll.

In der Stadt Prisren sind hauptsächlich die albanesische und slavische Nationalität vertreten, zu denen sich noch ein paar Tausend Macedo-Wlachen (oder Zinzaren) und Zigeuner und wenige Osmanen gesellen.

Was die Albanesen betrifft, so ist die Mehrzahl derselben muhammedanischer Religion, zweitausend sind katholisch; doch bestehen auf dem Lande ansehnliche katholische Complexe.

Die Slaven sind in der Stadt zumeist orthodoxen Glaubens; in den benachbarten Gebirgsgauen gibt es indessen auch große Mengen muhammedanischer Slaven.

Die Zinzaren sind sämmtlich orthodox und haben eine sehr hübsche und alte, leider jetzt in Ruinen liegende Kirche.

Die Zigeuner gelten als Muhammedaner, feiern aber auch die christlichen Hauptfeste und einige andere ihnen eigenthümliche Feste und sprechen eine eigenartige Sprache. Obwohl sie hier als Anhänger der herrschenden Religion gelten, werden sie nicht zur Ehe mit den Muhammedanern anderer Rassen zugelassen. Im Nordwesten von Prisren, in Djakova und besonders in Rahovec, gibt es auch orthodoxe Zigeuner, welche übrigens auch von den Serben nicht als ebenbürtig betrachtet, noch zum Connubium zugelassen werden. Durch das Glaubensbekenntnis dieser Leute wird der Beweis erbracht, daß die Einwanderung des Zigeunervolkes in die Zeit der Christen-Herrschaft fällt.

Digitized by Google

Die in Prisren wohnenden Slaven nennen sich selbst Serben und gehören unzweifelhaft zum serbischen Sprachstamme, doch scheint infolge der langen Bulgaren-Herrschaft in diesen Ländern ein starker Einschlag dieses verwandten und überdies benachbarten Volkes zurückgeblieben zu sein. Der alt-serbische Dialekt unterscheidet sich daher, sowohl was Abwandlung der Zeitworte und Hauptworte, als auch was den Wortschatz betrifft, wesentlich von den übrigen serbo-kroatischen Mundarten.

Die serbische Nationalität verliert jeden Tag an Zahl und Stärke. In den zwanziger und dreißiger Jahren dieses Jahrhundertes traten ganze Landschaften, wie z. B. die Gora, zum Islam über; der Übertritt einzelner Dörfer vollzieht sich unaufhaltsam; nach einigen Generationen geht oft auch die serbische Muttersprache verloren, das Dorf wird albanesisch. So ist das Dorf Biluša im Süden der Stadt gerade im Übergange begriffen; die alten Leute sprechen unter einander noch serbisch, die Jungen sprechen schon unter einander albanesisch. Ebenso verhält es sich im Norden u. a. mit Krasnić, Samadraža. Dies hat jedenfalls dazu beigetragen, daß jetzt so viele Dörfer mit slavischen Namen ganz albanesische Bevölkerung haben. Entschieden serbisch waren in der vortürkischen Zeit die Gaue Sredska, Župa, Gora, Rahovec, Ipek. Die drei ersterwähnten sind auch jetzt noch fast rein serbisch, obwohl größtentheils muhammedanisch.

Zu den Lateinern gehörten dementgegen die Gaue Suharjeka, Djakova, Has, Ljuma, Opoja, Čaffa, Čajla, von denen die ersten drei noch jetzt theilweise katholisch sind, während die andern ganz muhammedanisch wurden. Die schönen nahezu sechs Fuß hohen Frauen der beiden letzteren Landschaften werden sehr gerühmt. Die Katholiken in Prisren sind nicht in der Stadt eingeboren, denn die früheren Katholiken haben zur Zeit der Eroberung sämmtlich den Islam angenommen. Erst allmählich erfolgte späterhin eine Einwanderung aus den katholisch gebliebenen Dörfern, sowie aus Üsküb. Die Katholiken von Alt-Serbien sind sämmtlich albanesischer Nationalität, nur jene des Dorfes Janjevo sprechen die serbische Muttersprache und sind Nachkommen der dort im Mittelalter blühenden ragusäischen Colonie, sowie von Flüchtlingen aus den ehemals sächsischen Bergwerks-Distrikten in Serbien, welche durch einzelweise eingewanderte und slavisirte Lateiner verstärkt wurden.

Die Lateiner stehen den hiesigen Muhammedanern, was Abstammung, Anschauungsweise und Charakter betrifft, sehr nahe. Deswegen haben sie sich auch trotz ihrer kleinen Zahl eine angesehene Stellung zu erhalten

Digitized by Google

gewußt. Der Werth des Menschenlebens ist auch bei ihnen gering, nur erschlagen sie weniger des Raubes halber wie die Muhammedaner, verüben vielmehr aus Rache mitunter die entsetzlichsten Thaten. Es existirt für die internen Streitigkeiten der Albanesen ein von altersher überkommener Ehren-Codex, die sogenannte „legdukadžin“ (das Gesetz des Herzogthums), in welchem für alle Fälle Vorschriften enthalten sind. Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, daß dieses gedächtnisweise überlieferte Buch mit Blut geschrieben ist.

So muthig auch im allgemeinen die albanesischen Katholiken, die Mirditen und ein Zweig derselben, die nach Norden vorgeschobenen Fanda, sind, befinden sie sich doch manchmal in so exponirten Lagen, daß sie ihre Religion nicht immer offen bekennen dürfen. Es gibt ganze krypto-katholische Dörfer; in anderen Dörfern hängen nur einige Häuser, oder innerhalb der Häuser einige Personen, heimlich dem katholischen Glauben an. Gehen diese angeblich muhammedanischen, in Wirklichkeit katholischen Personen eine Ehe mit wirklich muhammedanischen Personen ein, so entstehen oft die merkwürdigsten Familien-Verhältnisse. Nimmt auch keines der Kinder den katholischen Glauben an, so fühlen und bezeugen doch alle einen ungeheuchelten Respect vor der katholischen Religion und deren Clerus. Und dies hat den albanesischen Katholiken so manche Verfolgung erspart oder erleichtert.

Ein außerordentlicher Zusammenhalt herrscht unter den Katholiken; von den Fanda erzählt man sich, daß sie zwei Tage lang mit Vergnügen zu Fuß gehen, um für einen Verwandten Blutrache zu üben.

Bekannt ist, daß die Mirditen, obwohl Nicht-Muhammedaner, doch im Kriegsfalle zu den Waffen greifen müßen. Sie gehen dann als Irreguläre in das erste Treffen, als zweites irreguläres Treffen marschiren die früher gleichfalls katholischen, jetzt aber muhammedanischen Ljumesen, die größten Räuber unter der Sonne, auf. Dann erst kommt das reguläre türkische Militär. In der That haben sich Mirditen und Ljumesen immer, zuletzt im russisch-türkischen Kriege, bewährt, d. h. insolang bewährt, als die irreguläre Fechtart maßgebend war. Als es zu strategischen Aufmärschen hätte kommen sollen, waren sie nicht zu brauchen. Ihr unbändiges Naturell spottete aller Befehlgebung. Was die Mirditen betrifft, so sind ihr heldenhafter Widerstand gegen die Heere der Pforte und ihre Privilegien allgemein bekannt; weniger bekannt dürfte es aber sein, daß auch die Bewohner der Landschaft Ljuma eine ähnliche Ausnahmestellung genießen. Obwohl

Digitized by Google

Muhammedaner, stellen sie doch kein Truppen-Contingent, zahlen auch keine Kopfsteuer, wie die anderen von der effectiven Blutsteuer befreiten Unterthanen. Pro forma residirt wohl in der Ljumesen-Hauptstadt Bicej ein türkischer Kaimakam und hat eine Compagnie Soldaten zur Disposition. Die Configuration des Landes ist aber eine so wilde, daß eine vollständige Bezwingung ausgeschlossen erscheint. Die Ljumesen thun daher, was sie wollen, sie rauben nach Herzenslust und erhalten sich eine Art von Unabhängigkeit. Den kais. ottomanischen Telegraphen haben sie schon dreimal zerstört; jetzt läßt die Regierung ihn nicht mehr wiederherstellen. Er würde ja doch bald wieder fallen. Die Ljumesen haben auch in den letzten 30 bis 40 Jahren die blühende Viehzucht der Gaue Gora und Opoja vernichtet. In der Gora besaßen die Dörfer Brot und Resteljica je hunderttausend Schafe, jetzt haben sie nur mehr je fünftausend. Auch die blühende Almen-Wirthschaft auf dem Schar Dagh hat ihretwegen auf das geringste Maß beschränkt werden müßen. Früher kamen aus der Ebene von Salonik, von Serres, Stiplje, überhaupt aus allen Gegenden von Süd-Macedonien Hirten mit dreißig-, vierzig-, ja oft fünfzigtausend Schafen und Lämmern, welche auf den Weiden des Schar Dagh Sommer-Quartiere bezogen und im Herbst sich wohlgenährt auf den Heimweg begaben. Die Ljumesen verfielen nun auf den löblichen Gedanken, diesen Viehzug auszunützen. Sie bildeten Banden von mehreren Hunderten, ja Tausenden, und lauerten den Heerden auf; deswegen sind jetzt die Almen öde und auf den herrlichen Wiesen des Schar Dagh grasen derzeit vielleicht drei- bis viertausend Stücke Vieh.

Der Handel von Prisren war früher sehr bedeutend, große Wagenzüge kamen täglich von Skutari d'Albania und Salonik. Durch Verlegung der Gouvernements-Hauptstadt nach Üsküb und durch das Umsichgreifen des Räuberwesens wurde jedoch der allgemeine Wohlstand vermindert und dem Handel seine Basis entzogen. Das rührige Handels-Element der Juden mangelt hier, ebenso wie in Djakova und Ipek, wahrscheinlich infolge von Bedrückungen, vollständig; und auch die orthodoxen Serben und Zinzaren, welche an andern Orten eine große Bedeutung für den Handel errungen haben, kommen hier nicht zur Entwickelung, weil bei ihnen der dritte Theil des Jahres aus Feiertagen besteht, an welchen gemeiniglich der Erwerb der beiden anderen Drittheile verjubelt wird. Daß der nahezu legale Zinsfuß zwanzig Procent beträgt, darf auch nicht als eine Förderung des Handels betrachtet werden. Viele Kaufleute haben

Digitized by Google

die lucrative Praktik adoptirt, Waaren aus Salonik oder aus Österreich zu bestellen, dann zu verkaufen, vom Erlös eine Zeitlang als Cavaliere zu leben, schließlich einen Concurs anzusagen und die Gläubiger mit zehn Procent abzufinden. Auch Übertragungen von Habe und Gut an Gattin oder Schwestern unmittelbar vor dem Ausbruche des Concurses gehören nicht zu den Seltenheiten.

So ungünstig die Leumunds-Note der Bevölkerung von Prisren in Bezug auf Handel lautet, so günstig darf das Zeugnis in Betreff der Gewerbe sein. Selbstverständlich liegt dasselbe noch immer in den Banden des Zunftwesens und beschränkt sich auf die Gegenstände des Bedarfes für ein orientalisches Hauswesen. Doch wird in vielen Zweigen hervorragendes geleistet. Dazu gehört in erster Linie die Erzeugung von Waffen, welche früher in Prisren, Djakova, Ipek und Kalkandelen in Großen betrieben wurde, die eingelegten Flinten von Kalkandelen und die tauschirten Handžare von Prisren erfreuten sich mit Recht eines vorzüglichen Rufes und brachten jährlich mehrere Millionen Gulden in das Land. Seitdem aber die englische Verwaltung in Egypten die Einfuhr von Waffen verbot, erlitt dieses ertragreiche Gewerbe einen starken Stoß. Dann zählte die Passementerie zu den Lieblings-Gewerben der hierländischen Bevölkerung. Nicht nur daß an Ort und Stelle eine lebhafte Production von Schnüren, Borten, Börteln und Litzen, übersponnenen Knöpfen stattfand und ein erheblicher Handel nach Bosnien, Serbien und Bulgarien betrieben wurde: es wanderten auch viele Posamentirer nach den genannten Ländern aus und betrieben dort ihr Handwerk in unerreichter Vollkommenheit. In der letzten Zeit haben prohibitive Maßregel diesen Verkehr unterbunden.

Gegenwärtig stehen die Gärber von Prisren an der Spitze der Gewerbe. Sie verarbeiten Schaf- und Ziegenfelle und unterwerfen sie einem so complicirten Verfahren, daß es heißt, ein Fell muß vom Meister neunzigmal in die Hand genommen werden, bis der vorzügliche Saffian von Prisren fertig ist. In kurzem gesagt, wird die Innenseite des Felles zuerst von Fett und Fleisch gereinigt, dann wird das Fell in einem dreimaligen Kalk-Bade enthaart, gelangt mit Sumach eingebeizt in einen unterschlächtigen Mühlkasten, wo es mehreremal 48 Stunden rotiren muß und ausgelaugt wird. Der Hauptmarkt ist derzeit Budapest. Doch ist der Preis der Waare bedeutend gefallen, weil Indien und China mit ihren ausgezeichneten Häuten den Preis drücken. Auch die Schneider, Färber,

Digitized by Google

Hufschmiede, Kotzenweber, Balbierer, Müller und Töpfer vertreten entwickelte Gewerbe.

Jede Zunft hat einen Tag im Jahre, an welchem die Angehörigen feiern und sich zu Lustbarkeiten versammeln. Gestattet es das Wetter, so wird ein Piknik mit Musik-Begleitung unternommen. Fast immer bildet ein Festschmaus den moralischen Hintergrund der Feier. Gehören die Zünftler auch verschiedenen Confessionen an, so stört dies das Festmahl nicht. Und thatsächlich sind auch in fast allen Handwerken Angehörige aller Confessionen; nur unter die Balbierer, Gärber, Hufschmiede, Müller, Passementeure und Waffenschmiede werden keine Christen zugelassen.

Vielleicht interessirt es vom culturhistorischen oder religiösen Standpunkte die Namen der Schutzpatrone für die einzelnen Gewerbe zu erfahren.

Die Bäcker (ekmekdžije) feiern zu St. Peter, die Balbierer (berberi) verehren den muhammedanischen Heiligen Selman Pak, die Börtler (kazazi) mit den Passementeuren (gajtandžije) den gleichfalls muham. Begtaši Baba, die Drahtbinder (tarikdžije) den Erzengel Gabriel, die Eisenschmiede (kovači) den heiligen Veit, die Färber (bojadžije) das heilige Schweißtuch (ubrus), die Gärber (tabakdžije), sämmtlich Muhammedaner, und die Kürschner den heiligen Ilija, die Garküchler (ašćije) den heiligen Johannes Chrysostomus, die Goldschmiede (kujundžije) die heilige Helena Constantini, die Hufschmiede (nalbandi) den Chalifen Hazreti Ali, die Kaffeeschänker (kavedžije) den Scheich Sazili, die Kerzler (mumdžije) den heiligen Marko, die Kesselschmiede (kazandžije) feiern an Christi Himmelfahrt, die Kotzenweber (mutakdžije) verehren den Erzengel Michael, die Krämer (bakali) die heilige Dreifaltigkeit, die Lodenweber (abadžije) den heiligen Peter, die Schneider (terzije) desgleichen, die Schuster (kunduradžije) und die Töpfer (čömlekdžije) den heiligen Spiridion, die Seifensieder (sapondžije) den heiligen Daniel, die Tischler (dogramadžije) und Truhenarbeiter (sandukdžije) den heiligen Thomas, die Waffenschmiede (tüfenkdžije) den muham. Heiligen Zengi Ahmed aus Anatolien, die Wirthe (mehandžije) den heiligen Tryphon. Was die ausschließlich muham. Müller (dejirmenožije) betrifft, so haben sie keinen Heiligen zum Patron, sondern behaupten scherzhafter Weise, der Teufel segne ihr Handwerk und erklären dies auch durch eine ziemlich unverständige Sage.

Infolge der Darniederliegens des Handels entsinkt indessen dem Handwerke der goldene Boden unter den Füßen, auf welchem es nach dem guten, culturgeschichtlich so wichtigen deutschen Sprichworte steht.

Digitized by Google

Viele gewerbfleißige Alt-Serben müßen in andere Länder wandern, um ein besseres Fortkommen zu finden. Und so ziehen denn jahraus jahrein Schuhmacher und Posamentierer aus Prisren nach Bosnien, Bauarbeiter aus Kalkandelen nach Bulgarien und Rumänien, Bäcker aus dem Gaue Has in die ganze Türkei, die Verkäufer von Halwa („türkischer Honig") und Boza (Meth) wandern aus dem slavisch-muhammedanischen Gaue Gora in Rudeln nach Bosnien und Serbien. Die Mehrzahl der 30.000 bosnischen Albanesen sind als Handwerker mit oder ohne ihre Familien eingewandert, um eine neue freundlichere Heimat zu finden.

Um diese kleine Skizze abzuschließen, möchte ich darauf verweisen, daß in diesem vergessenen Erdenwinkel der Name unserer Monarchie wohlbekannt ist und in Tradition und Poesie fortlebt. In dem Nachbardorfe Zümbi wurde mir erzählt, daß vor mehr als hundert Jahren zwei kaiserliche Colonnen, eine vom Meere her, die andere über Üsküb, in Nordost-Albanien einbrechen und sich bei Zümbi vereinigen sollten, um dann Prisren einzunehmen. Infolge einer Kriegslist der Türken wurden die Österreicher aber zum Abzuge vermocht.

Vor zweihundert Jahren, erzählte man uns nach der Local-Tradition, occupirten die Kaiserlichen vorübergehend die Stadt Prisren. In Djakova hingegen hielten sie sich zwölf Jahre. Als sie abzogen, vergruben sie große Schätze und noch jetzt wird viel deutsches Geld aus dem 17. Jahrhundert dort gefunden.

Auch in dem Volksliede kommt die Rede oft auf das „reiche Wien". In einem beliebten serbischen Volksliede singt der Pfau:

„Mein Bruder ist Goldschmied in Wien,
Die Füße vergoldet' er mir zu den Knien,
Und beide Flügel zu den Schultern."

Ich glaube wohl nicht fehlzugehen, wenn ich in dieser Stelle eine anspruchslose Anerkennung des in der Donaustadt seit jeher gepflegten Kunstgewerbes erblicke. Man suche nur im deutschen Volksliede nach ähnlichen Erwähnungen von Paris oder London.

Digitized by Google

Gedichte

von

Anna Gräfin Kuyn.

Einsame Blumen.

Auf steiler Höh' ist ernst und rein
Ein Edelweiß erblüht,
Und ihm nicht fern im dunklen Moos
Die Alpenrose glüht.

In hehrer Ruhe ragt der Fels,
Auf dem die Blumen steh'n:
Doch trägt des Lebens frohen Klang
Empor der Lüfte Weh'n.

Die Rose klagt: „O könnt' ich doch
In's Thal zu froher Lust
Und feurig blühen, Gott zum Preis
An sel'ger Menschenbrust".

Doch Edelweiß wie träumend spricht:
„Will unberührt und rein
Erblühen Ihm, der mich erschuf,
Nur Ihm — nur Ihm allein".

Zur gleichnamigen Composition von Robert Schumann (Waldscenen).

Digitized by Google

Unterwegs.

Ich hab' gepflegt manch' Blümelein
Für einen ſtillen Garten.
Ein frommer Gärtner iſt darein,
Der will der Blumen warten.

Ich wandle einen rauhen Pfad
Und trage ſchwere Laſten,
Doch will ich nach vollbrachter That
Im Blumengarten raſten.

Der Weg iſt lang, der Weg iſt weit,
Doch iſt das Ziel erklommen
Im Garten deiner Ewigkeit,
Mein Gärtner ſprich: „Willkommen".

Albumblatt.

Nicht laſſ' die bunte Menge ſeh'n,
Was mächtig ſich im Buſen regt;
Dein Beſtes wird ſie nie verſteh'n,
Die flüchtig meiſtert, doch nicht wägt.

Verſchließ' in der verſchwieg'nen Bruſt
Dein ſchönſtes Glück, dein tiefſtes Leid;
Und ſei der Kraft allein bewußt
In deiner Seele Einſamkeit.

Digitized by Google

Die Kokovnačen.

Eine historische Bettler- und Räuberserie aus Krain.

Culturgeschichtliche Studie von P. v. Radics.

Mein Vater und meine Mutter haben nicht gearbeitet und so mag auch ich nicht arbeiten.
Kokovnačen Sprichwort.

Durch die „windischen" (slovenischen) Bauernaufstände und Bauernkriege, welche am Beginne des 16. Jahrhunderts (1503) ihren Anfang nahmen, dann sich mehrmals wiederholend (1513, 1515, 1516, 1573) in dem und jenem Theile von Krain und zugleich in den Gränzdistricten von Steiermark, Kärnten und Kroatien immer wieder in mehr minder heller Lohe aufloderten und mehr minder große Ausdehnung gewannen, im 17. Jahrhunderte da und dort im Lande Krain neuerdings hervorbrachen und selbst noch in unserem Jahrhundert bald in Ober- bald in Unter-Krain, anscheinend gegen die französische Zwischenherrschaft in Illyrien (1809—1813) gerichtet, sich fühlbar machten; durch diese „Empörungen" und „Erhebungen" der „windischen" (slovenischen) Bauernschaft, der hierin ab und zu auch die „altdeutsche" Bauernschaft im Herzogthum Gottschee (in Unter-Krain) willig zur Seite stand, ging allwegs als ein Haupt-Charakteristikon ein stark socialistischer Zug!

Die uns vorliegenden Verhörs-Protokolle, die nach „Dämpfung" des einen und andern dieser Aufstände und Kriege mit den gefangenen Bauern aufgenommen wurden, sie enthalten diesbezüglich ganz merkwürdige Äußerungen der Inquisiten.

Digitized by Google

Die vorwiegend demokratische Ader im slovenischen Volke wies nämlich in der Grundtendenz dieser Bauernaufstände und Bauernkriege einen gar lebhaften Pulsschlag.

Die Macht des Adels, der zudem fast durchwegs ein fremder — deutscher und italienischer — war, sollte, so sagten die „ausgefragten" Bauern es unumwunden heraus, ihrem Plane nach vollends abgethan werden und nur eine Autorität wollten sie in den durch ihre Erhebung bis an's Meer hin freizumachenden „windischen Landen" gelten lassen, „die kayserliche Majestät"; für den Kaiser wollten sie nach Abschaffung aller andern Abgaben eine eigene Stelle errichten, bei der sie die einzige Steuer, die sie noch entrichten wollten, die landesfürstliche Steuer, zu leisten bereit waren.

Der Bauer sollte, war er einer Sache bedürftig, dieselbe ohneweiters und ohne sie bezahlen zu müßen, von seinem Nachbar erhalten können.

Und auf ihren kriegerischen Befreiungszügen hatten sie, vor den Schlössern und festen Plätzen im Lande Halt machend, sofort diese socialistische Theorie in die Praxis umgesetzt; jeder Ort, jedes Schloß, die sich zur Reichung der an sie gestellten Forderungen von Victualien, lebendem Vieh, Wein u. s. w. herbeiließen, blieben von einer Belagerung und eventuellen Einnahme sammt begleitenden Gräuelscenen verschont.

Da anderseits die vom 15. bis in das 17. Jahrhundert unausgesetzten Türkeneinfälle („Türkenvisiten") in Krain im Landesvertheidigungswesen die Mithilfe des „gemeinen Mannes" (wie das bäuerliche Aufgebot genannt wurde) gar sehr von Nöthen machten, von denen je nach Bedarf der 50., 30., 20. ja 10. Mann alle Augenblicke unter die Waffen gerufen und oft jahrelang unter diesen zur Vertheidigung des heimatlichen Herdes festgehalten war, so bildete sich, auch beeinflußt durch die Art der Kriegführung mit den Moslim, durch die bis zur strammeren Organisirung der Gränzvertheidigung zumeist auf Selbsthilfe basirten räuberischen Gegeneinfälle in das türkische Gebiet, beim „windischen" (slovenischen) Bauer ein durch diese Verhältnisse gegebener und erklärlicher Hang zu freiem ungebundenen Leben, in letzter Consequenz aber ein zum Vagiren neigender und führender Hang heraus. War ja doch zum Beispiel selbst das Haupt des 1573er Bauernkrieges der „Bauernkönig" Ilia, der den wohlcombinirten Feldzugsplan entworfen, ein in den Türkenkriegen erprobter Kriegsmann gewesen, dem heimgekehrt das ruhige geregelte Leben des Landmanns nicht mehr behagt hatte!

Digitized by Google

In dem eben erwähnten letzten großen Bauernkriege, zu dessen Theilnahme alle windischen Lande aufgerufen waren, und gegen welchen die Landschaftstruppen der Stände von Krain und Steiermark sowie das kroatische Contingent hatte aufgeboten werden müßen, um der Bauern Herr zu werden, waren nach endlicher Besiegung der einzelnen Heeresabtheilungen der aufständischen Bauern einzelne Horden derselben in die Berge zu beiden Seiten des Engthales der Save von Steinbrück bis Sava und anderseits die Sann hinauf bis in die Sulzbach und von da über den Steinersattel (der Sulzbacher beziehungsweise Steineralpen) nach Ober-Krain versprengt worden.

Aus diesen letzten Resten des großen windischen Bauernheeres entstand nun eine bis in die Mitte unseres Jahrhundertes, bis in die fünfziger Jahre ununterbrochen, wenn auch unter den verschiedensten Namen aufrechterhaltene Bettler- und Räubersecte, deren Existenz erst die k. k. Gendarmerie ein völliges Ende bereitete, nachdem vom 17. Jahrhunderte an eine Reihe von Mandaten und Erlässen gegen sie erflossen, jedoch zumeist wirkungslos geblieben war.

Es wird aus der weiter unten zu entwickelnden Organisation dieser Bettler- und Räubersecte hervorgehen, daß die Theilnehmer an derselben streng in zwei Kategorien zu scheiden sind: in die eigentlichen Rokovnačen (und für diese allein gilt aus verschiedenen später anzuführenden Gründen der Begriff „Secte") und in die uneigentlichen d. h. diejenigen, die sich aus diversen Motiven der Secte anschlossen, oder besser gesagt, neben ihr hergingen, ja wie die zeitgenössischen Schilderungen und landschaftlichen Acten darthun, die eigentlichen Rokovnačen durch ihr Treiben und Vorgehen — wenn man sich so ausdrücken darf — gewissermaßen compromittirten!

Denn die eigentlichen Rokovnačen waren in der Hauptsache nur Bettler, wenn auch ab und zu unter Androhung des „rothen Hahnes" energisch heischende Bettler, mit der Überzeugung ihrer Anspruchsberechtigung auf das Gut des Nebenmenschen; nur nebenher schritten Einzelne aus ihnen auch zu geheimer Wegnahme, zum Diebstahl oder gar zu offenem Raube.

Letztere Praktik, die nicht selten zum Handgemenge und zum Gebrauche der Waffen zwischen Angreifer und Angegriffenen führte, übten aber in der Regel die uneigentlichen Rokovnačen, welche sich aus Militair-Flüchtlingen, entlassenen Sträflingen, verdorbenen Studenten und Müßiggängern aller Art zusammensetzten.

Digitized by Google

Die „Secte" der eigentlichen Rokovnačen — und mit dieser werden wir es nun vorab zu thun haben — sie war in ihrem Wesen und Bestande seit Urväter Zeiten festgefügt und beschränkte sich auf eine bestimmte Anzahl von Familien, in denen die Angehörigkeit zu ihr in optima forma erblich war.

Die Secte hatte ihre eigenen abergläubigen starke Anklänge an das alte Heidenthum aufweisenden Gebräuche und Vornahmen; ohne dem Christenthume, unter dessen Einfluße die Vorvordern aufgewachsen waren, ganz abzuschwören, namentlich was Eintritt und Austritt aus dem Leben, Taufe und Begräbnis betraf, glaubten sie doch in Sachen der Eheschließung die Vornahme einer „Einsegnung" durch die Stammesältesten als genügend.

* * *

Wie schon oben angedeutet, war nach dem letzten großen windischen Bauernkrieg, der sich in Unter-Steier und Unter-Krain an der Save, um Gurkfeld herum, abgespielt, das Bettelwesen in Krain ein ungewöhnlich starkes und traten jetzt die Rokovnačen zum erstenmal in fühlbarer Weise in die Erscheinung.

Der Name, den sie jetzt zu Anfang ihres Treibens im Lande führten, war aus dem untersteierischen mit herüber gekommen; sie nannten sich Sterzer = Bettler. Da die Bettler selbst an die Landschaft von Krain mit dem Begehren um Almosen herantraten und diese Begehren immer häufiger wurden — ja ein solcher Bettler, der „blinde Georg", beanspruchte sogar (1577), daß ihm die Stände ein Winterkleid sollten machen lassen, was denn auch geschah —, da der Bettel so immer mehr patriarchalische Formen annahm, beschloß der Landtag vom Jahre 1588 die Einsetzung einer aus Bürgerlichen und Adeligen zusammengesetzten Commission zur Regelung des Armenwesens in Krain.

Das Ergebnis dieser Commission war, daß der Stadtmagistrat von Laibach in Verein mit der Geistlichkeit eigene Armenpfleger anstellte und Sammlungen veranstaltete; in jedem Wirthshause der Stadt Laibach befand sich eine verschlossene Sammelbüchse für die Armen. Doch von der also in Scene gesetzten Armenversorgung, die sich freilich wohl nur auf das Weichbild der Landes-Hauptstadt beschränkte, waren die Landstreicher, die sogenannten Sterzer ausdrücklich ausgeschlossen.

Digitized by Google

Was Wunder daher, daß sie sich nicht nur forterhielten, sondern immer mehr ausbreiteten und vermehrten! Im Jahre 1603 mußte gegen sie ein eigenes scharfes „Generale" des Regenten von Inner-Österreich, Ferdinand (nachherigen Kaiser Ferdinand II.) erlassen werden, worin die Ausrottung des herrnlosen Gesindels und der Banditen angeordnet wurde. Doch ohne Erfolg. Die bald nachgefolgten kriegerischen Verhältnisse im Lande und im Reiche machten alles Verfolgen der Rokovnačen illusorisch, ja es festigte sich ihre Organisation immer mehr und mehr.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts finden wir in der Gegend, die späterhin als der Hauptsitz der Rokovnačen erscheint, an der Save unterhalb der alten Stadt Krainburg (in Ober-Krain) eine festgefügte Bettler- und Diebsgesellschaft und ist uns auch der Name des Hauptes derselben überliefert.

Wir lesen nämlich in der Topographie von Krain (Band I der „Ehre des Herzogthums Crain von Johann Weikhard Freiherr von Valvasor 1689) bei der Anführung des Ortes Jama bei Krainburg wörtlich:

„In diesem Dorf ist der wohlbekannte und landrüchtige (berüchtigte) Mann Namens Klukez (Klukec) daheim und wohnhaft, welcher vor wenig Jahren eine Diebsgesellschaft angerichtet, Zigeuner, verruchte Studenten, nebenst allerley andern verwegenen Kerlen, an sich gezogen und unter seinem Commando geführt, als ein rechter Oberster in Bubenstücken. Sehr viel Leute in Steyer, Kärnthen und Krain hat er betrogen, bestohlen, ausgeplündert, auch manche artliche und behende Stücklein geprakticirt trotz der spitzfindigsten geschwindesten Filous oder Beutelschneidern." Im Verlaufe seiner Erzählung schildert Valvasor den Klukec als einen sehr herrischen autokratischen Anführer, der sobald einer seiner Leute mehr sein wollte als er, denselben sofort „caput machte". Er verließ denn auch später die Gesellschaft, nachdem er wieder einen Studenten und einen Zigeuner (Vaganten) erschossen, und erhielt von der Behörde sicheres Geleite, zudem er auch einen trefflichen Wundarzt abgab, der, ein „ungelehrter Bauer" ohne Kenntniß des Lesens und Schreibens, „nicht nur alle Beinbrüche, sondern auch allerlei Fleischwunden und andere Schäden glücklich heilte".

Den Aufzeichnungen des Freiherrn von Valvasor verdanken wir aber auch noch andere Daten über das Rokovnačenthum seiner Tage.

Digitized by Google

Er erzählt uns, daß „die Diebe" — wie er diese Bettler- und Räubersecte schlechtweg nennt — „bei Kirchweihen und auch sonst Kinder stehlen und des Kindes Herz sammt der rechten Hand nach verfluchter Weise der Hexen fressen", und auch der besondern „Sympathie" gedenkt er, die in einem Kinde wohne das vor der Entbindung aus dem Leibe der Mutter herausgeschnitten worden.

Hier sind wir bei dem Aberglauben der Rokovnačen angelangt, die noch in unserm Jahrhundert kurz vor ihrer Ausrottung durch die Gendarmerie ab und zu in den Besitz eines Fingers von der Hand eines Kindes [1]) zu gelangen wußten, das aus dem Leib der Mutter gewaltsam entnommen war; solche Finger steckten sie vor das Fenster eines Hauses, in dem sie Schätze suchten, damit dieser Kindesfinger ihnen leuchte! [2]) Im Reifnitzer Boden in Unter-Krain, der namentlich den Besuchen der durch die dichten Urwälder aus Kroatien her kommenden „Martolosen" ausgesetzt war, die Valvasor auch als besondere Kinderdiebe bezeichnet, erachtete man es noch in unseren Tagen (bis um die Mitte unseres Jahrhunderts) sehr gefährlich, Frauen, die ihrer Entbindung entgegengingen, auf eine weitere Fußwanderung z. B. eine Wallfahrt gehen zu lassen, unter Hinweis auf die Gefahr der Rokovnačen oder „Rokovniki", wie sie in dieser Gegend auch genannt wurden, die „Kinderfinger suchen".

Um das Ende des 17. Jahrhunderts war das Treiben der Bettler- und Räubersecte der Rokovnačen in Krain ein sehr arges, denn es sah sich der Landes-Verwalter von Krain, dem das Polizei-Wesen unterstand, Herr Georg Sigmund Graf von Gallenberg genöthigt, unter dem 1. September 1687 ein Patent zu erlassen „zur Verfolgung der Zigeuner und des schlechten Gesindels in Krain".

Wie wenig dieses „Patent" fruchtete, beweist das im 18. Jahrhundert nicht nur nicht abnehmende, sondern zunehmende Unwesen der Rokovnačen, sowohl der eigentlichen, als auch der uneigentlichen.

Mit einemmal tauchen zur Bezeichnung derselben eine Menge Namen auf, bald werden sie Maucher (mavha = Bettelsack), Plaischer

---

[1]) Jakob Grimm Mythologie Göttingen 1835, p. 606 Anm. führt an: mit dem Finger ungeborner Kinder kann gezaubert werden; angezündet geben sie eine Flamme, welche alle Leute des Hauses in Schlaf erhält.

[2]) Wuttke in seinem Werke: Der deutsche Volksaberglauben der Gegenwart. Berlin 1869. 2. Aufl. Seite 126 Nr. 184 bringt aus allen Theilen Deutschlands Belege desselben Aberglaubens.

Digitized by Google

(plaiščarje = Mantelträger, sie kleideten sich in eigens geformte blaue Mäntel mit vielen Krägen), Steklatscher (steklačarje von štekel = Spitze unten am Stocke; sie führten gewöhnlich lange mit Eisenspitzen versehene Stöcke mit sich) genannt, bald wieder „gorjačarje“ (von gorjača = Knotenstock) — diese Bezeichnung findet sich sogar in einem Gedichte Franz Preširen's, worauf wir noch zurückkommen — „bovtnari“, „kontrobandéri“ u. a. m.

Der gelehrte Botaniker Scopoli, ein Süd-Tiroler, der als Werksarzt im k. k. Queckſilber-Bergwerk in Idria in Inner-Krain durch längere Zeit hochverdienstlich gewirkt — welchem an dem Wohnhause daselbst im vorigen Jahre durch das hohe k. k. Ackerbau-Ministerium beziehungsweise die k. k. Berg-Direction eine schöne Gedenktafel gewidmet worden die auch in erster Linie seine eminente Thätigkeit zur Förderung des botanischen Studiums in Krains und der Erkenntnis der reichen krainischen Flora preist —, hat in einer zur Hebung der Agricultur Krains verfaßten Abhandlung die im Lande bestehenden Hindernisse erörtert, die eine gedeihliche Entwicklung der agronomen Verhältnisse in diesem Lande hemmen. Unter den in dieser Hinsicht aufgezählten Punkten findet sich die von Tag zu Tag wachsende Zahl der Vagabunden, Müßiggänger und Bettler; „ihre Zahl muß vermindert werden“, schreibt der tiefblickende Gelehrte, „damit nicht dieses larvenartige Insect die unverdienten Früchte verwüste und durch Nichtsthun glücklicher erscheine als der arbeitsame Landmann“. So Scopoli in seinem „Annus historiae naturalis“ Leipzig 1769.

Wenige Jahre vorher (1766) hatte die Landes-Hauptmannschaft von Krain in Folge eines Hofdecretes die Unterbringung von Bettlern in dem Laibacher Zuchthause verfügt und zugleich an alle Landgerichte den Auftrag ergehen lassen, alle Vierteljahre eine genaue Consignation aller Bettler an die Kreisämter gelangen zu lassen, sowie auch früher schon (1760) den Herrschaften und Grundobrigkeiten aufgetragen war, den unter ihre Jurisdiction gehörenden Invaliden die ausgewiesene Verpflegung, das vorgeschriebene Quartier, Holz und Licht jederzeit ohne Widerspruch und nach Billigkeit zu verschaffen, damit selbe keine Ursache hätten, aus Mangel des erforderlichen Lebensunterhaltes mit Betteln die Allerhöchsten Befehle zu übertreten.

Am 13. Juli 1775 erfloß dann ein „Patent“, wie die Bettler, „wenn sie Rauberey und Diebstahls verdächtig zu den Mauchern, Plai-

Digitized by Google

schern und Steklatschern gehörten, vom Landgericht zu behandeln seien". Leider ist der Wortlaut dieses „Patentes" nicht zu eruiren und sind wir nur auf die Kenntnis seines stattgehabten Erscheinens beschränkt.[1])

Ein Zusammentreffen mit den Rokovnaćen oder „Plaischern" dieser Zeit schildert ein anderer Gelehrter, der leider noch immer in seinem Werthe nicht genügend gewürdigte ausgezeichnete Ethnograph und Volks-Naturhistoriker Belsazar Hacquet, der als Arzt und Professor in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine Reihe von Jahren in Krain gewirkt und namentlich durch seine auf die gründlichste Autopsie basirten Forschungen über Land und Leute und die diesbezüglichen Darstellungen in mehreren umfassenden Werken sich ein dauerndes Denkmal errichtet hat.

Hacquet durchwanderte die österreichischen Gebirge nach allen Richtungen, er erforschte ebenso genau die dinarischen Alpen wie die Karpathen, die Sudeten ebenso wie die julischen Alpen, die rhätischen wie die norischen Gebirge, überallhin auf gebahnten und ungebahnten Wegen seinen Fuß setzend. Er war ein hervorragender Tourist auch schon im heutigen Sinne — schrieb er ja doch eine eigene Broschüre über die Art des Alpenwanderns — und als solcher erlebte er, wie begreiflich, eine Anzahl von Abenteuern, die er seinen Schildereien ab und zu einfügt.

So lesen wir über seine Begegnung mit den Rokovnaćen in seiner „Oryctographia Carniolica", der vortrefflichen Gebirgskunde Krains, die von 1779—1789 in Leipzig erschien, im III. 1784 herausgegebenen Bande von einer Fußwanderung in die Laibach zunächst gelegenen sogenannten Steiner- (oder Sulzbacher, Sannthaler) Alpen, wie folgt: „Der Berg, den ich bis zu seiner Spitze zu steigen hatte, hieß Ursulaberg. Ich mußte hier mit meinem Begleiter, dem Schürfer (es war eine geognostische Expedition) über Nacht in einem einschichtigen Hause bleiben. Bei dieser Gelegenheit sah ich einen Auftritt, der bei uns (in Deutschland) etwas ungewöhnliches ist. Es kamen einige Herumstreicher, die hier zu Lande Plaischer genannt werden. Sie begehrten Speisen vom Wirthe mit vieler Keckheit, man wußte sogleich, mit wem man es zu thun hatte; es wurde ihnen etwas gegeben: allein an die Bezahlung war nicht zu denken. Als ich davon benachrichtigt wurde, wollte ich, man sollte sich dagegen (wider) setzen, allein der Wirth sagte mir: „Mein Herr, Sie

[1]) Alphabetisch-synoptischer Auszug aller seit dem Jahre 1775 bis letzten October 1783 an die krain. Kreisämter erlassenen höchsten Resolutionen, Verordnungen und Befehlen, Laibach s. a. (Seite 15).

Digitized by Google

gehen morgen fort, ich bleibe hier, folge ich ihnen, so kann es mich mein Haus kosten. Es ist besser, etwas weniges hinzugeben, als alles zu verlieren." .... Dieses Gesindel blieb in der naheliegenden Waldung über Nacht, weil die Gränzen von Kärnten und Krain hier sind und sie in derlei Gegenden mehr Sicherheit haben, da sie wohl wissen, daß ein Gericht in das andere nicht gerne Eingriffe macht, um die Weitläufigkeit mit der Erlaubnis dazu zu vermeiden."

Mit diesem letzten Ausspruche hat uns Hacquet den Schlüssel geliefert zu dem Verständnisse, wie so trotz fortwährender Erlässe, Verordnungen, Patente gegen die Bettler- und Räubersecte der Rokovnačen und ihrer Neben- und Abarten nicht nur keine Verminderung, sondern eine von Jahrzehent zu Jahrzehent widerstandsfähigere Consolidirung dieser Bettler- und Diebswirthschaft im Lande eintrat und sich immer fühlbarer machte.

Die Indolenz der zunächst betroffenen Landgerichte, wohl auch der Mangel einer genügenden Executivmacht derselben beförderte das Rokovnačenthum bis in die vierziger Jahre unseres Jahrhunderts in erstaunlicher Weise und soweit, daß man sich allseits nicht mehr zu rathen und zu helfen wußte.

* * *

Die vierziger Jahre unseres Jahrhunderts ließen die Rokovnačen-Frage — wie schon angedeutet — als hellbrennend erscheinen. Die competenten Behörden beschäftigten sich nun in eindringlicher Weise mit derselben, sie kam in den offenen Landtag und wurde auch in der Publicistik erörtert; ein Priester, der durch eigene Anschauung und genaues Studium des Treibens der eigentlichen und uneigentlichen Rokovnačen eine bisher nicht geübte Überschau gehalten, sah sich veranlaßt, ein umfassendes Elaborat über diese Bettler- und Räubersecte, wie sie sich vor seinen forschenden Augen dargestellt, zu verfassen und dem Landes-Präsidium sowie den ständischen Verordneten vorzulegen.

Diese ebenso gründliche als erschöpfende Darstellung des Weltpriesters Ignaz Vallentschitsch zu Vodice (Gerichtsbezirk Stein bei Laibach) vom 21. Juli 1841, welche die Entwicklung des Rokovnačenthums vom socialistisch angehauchten, energisch heischenden Bettler, zum „Schnipfer", Stehler, Räuber, Brandleger und Mörder zeigt, hält die eigentlichen und uneigentlichen Rokovnačen scharf auseinander.

Digitized by Google

Als gemeinsames Charakteristikon hebt sie hervor, daß diese gefährlichen Landstreicher, von denen besonders Ober-Krain so viel zu leiden habe, „gerade wie die wilden Naturmenschen leben, ohne alle Gesetze, ohne Religion, ohne Subordination, auf die ungebundenste Art und Weise, im beliebigen Wechsel der Weiber, ohne die Grade der Blutsverwandtschaft oder die Minnorenität zu berücksichtigen."

„Sie haben" — schreibt er weiter — „die feste Meinung, daß ihr wilder Stamm nie ausgerottet werden wird" und sie wurden darin bisher durch die Milde der Strafen, die ihnen, wenn sie je verfolgt worden, zu Theil wurden, so wie anderseits durch die Nachlässigkeit in der Verfolgung bestärkt. „Ja die Gerichtsdiener der Bezirksobrigkeiten sollen eine besondere Connexion mit den Gaunern beiderlei Geschlechtes unterhalten haben und dieselben bei den angeordneten Streifungen auffallend schonen, daher verhältnismäßig wenige dieser Landstreicher bei den (Patrimonial-) Gerichten eingebracht werden."

Seiner Darstellung, deren wörtliche Wiedergabe zu weitläufig wäre, legt der freimüthige Priester einen Ausweis über die in seiner, der Vodicer Pfarre sich aufhaltenden Rokovnačen (eigentlichen und uneigentlichen) bei, indem er die einzelnen Familien namhaft macht.

„Wie aus dem Nominal-Familien-Verzeichnisse ersichtlich ist" — sagt er dann in seinem Promemoria an die Behörden — „so besteht der gesammte Personalstand der hier (in Vodice) bekannten eigentlichen Rokovnačen aus 29 Familien mit 145 Individuen, 51 männlichen und 94 weiblichen Geschlechtes; diese sonderten sich nach dem Lebensalter: 1. von 60—80 Jahren 5 männliche und 8 weibliche Individuen, 2. von 30 bis 60 Jahren 28 männliche, 41 weibliche (2/3 davon zwischen 30 und 40 Jahren), 3. von 18—30 Jahren 11 männliche und 20 weibliche Individuen, 4. von der Geburt bis inclusive 17 Jahren 7 männliche und 25 weibliche Mitglieder der „Secte".

Die uneigentlichen Rokovnačen betrugen in Summa 38 Individuen, 22 männliche und 16 weibliche.

Es betrug also die Gesammtsumme der nachweisbaren eigentlichen und uneigentlichen Rokovnačen in der Pfarre Vodice (bei Stein) im Jahre 1841 die Zahl von 183 Individuen, „abgesehen von jenen nicht nachweisbaren sich am Treiben der Rokovnačen gelegentlich betheiligenden Familien, deren Kinder und Enkel auch nicht angegeben werden können, die aber der Muthmassung zufolge die Zahl von 200 Individuen übersteigen".

Digitized by Google

gehen morgen fort, ich bleibe hier, folge ich ihnen, so kann es mich mein Haus kosten. Es ist besser, etwas weniges hinzugeben, als alles zu verlieren." .... Dieses Gesindel blieb in der naheliegenden Waldung über Nacht, weil die Gränzen von Kärnten und Krain hier sind und sie in derlei Gegenden mehr Sicherheit haben, da sie wohl wissen, daß ein Gericht in das andere nicht gerne Eingriffe macht, um die Weitläufigkeit mit der Erlaubnis dazu zu vermeiden."

Mit diesem letzten Ausspruche hat uns Hacquet den Schlüssel geliefert zu dem Verständnisse, wie so trotz fortwährender Erlässe, Verordnungen, Patente gegen die Bettler- und Räubersecte der Rokovnačen und ihrer Neben- und Abarten nicht nur keine Verminderung, sondern eine von Jahrzehent zu Jahrzehent widerstandsfähigere Consolidirung dieser Bettler- und Diebswirthschaft im Lande eintrat und sich immer fühlbarer machte.

Die Indolenz der zunächst betroffenen Landgerichte, wohl auch der Mangel einer genügenden Executivmacht derselben beförderte das Rokovnačenthum bis in die vierziger Jahre unseres Jahrhunderts in erstaunlicher Weise und soweit, daß man sich allseits nicht mehr zu rathen und zu helfen wußte.

* * *

Die vierziger Jahre unseres Jahrhunderts ließen die Rokovnačen-Frage — wie schon angedeutet — als hellbrennend erscheinen. Die competenten Behörden beschäftigten sich nun in eindringlicher Weise mit derselben, sie kam in den offenen Landtag und wurde auch in der Publicistik erörtert; ein Priester, der durch eigene Anschauung und genaues Studium des Treibens der eigentlichen und uneigentlichen Rokovnačen eine bisher nicht geübte Überschau gehalten, sah sich veranlaßt, ein umfassendes Elaborat über diese Bettler- und Räubersecte, wie sie sich vor seinen forschenden Augen dargestellt, zu verfassen und dem Landes-Präsidium sowie den ständischen Verordneten vorzulegen.

Diese ebenso gründliche als erschöpfende Darstellung des Weltpriesters Ignaz Vallentschitsch zu Vodice (Gerichtsbezirk Stein bei Laibach) vom 21. Juli 1841, welche die Entwicklung des Rokovnačenthums vom socialistisch angehauchten, energisch heischenden Bettler, zum „Schnipfer", Stehler, Räuber, Brandleger und Mörder zeigt, hält die eigentlichen und uneigentlichen Rokovnačen scharf auseinander.

Digitized by Google

Als gemeinsames Charakteristikon hebt sie hervor, daß diese gefährlichen Landstreicher, von denen besonders Ober-Krain so viel zu leiden habe, „gerade wie die wilden Naturmenschen leben, ohne alle Gesetze, ohne Religion, ohne Subordination, auf die ungebundenste Art und Weise, im beliebigen Wechsel der Weiber, ohne die Grade der Blutsverwandtschaft oder die Minnorenität zu berücksichtigen."

„Sie haben" — schreibt er weiter — „die feste Meinung, daß ihr wilder Stamm nie ausgerottet werden wird" und sie wurden darin bisher durch die Milde der Strafen, die ihnen, wenn sie je verfolgt worden, zu Theil wurden, so wie anderseits durch die Nachlässigkeit in der Verfolgung bestärkt. „Ja die Gerichtsdiener der Bezirksobrigkeiten sollen eine besondere Connexion mit den Gaunern beiderlei Geschlechtes unterhalten haben und dieselben bei den angeordneten Streifungen auffallend schonen, daher verhältnismäßig wenige dieser Landstreicher bei den (Patrimonial-) Gerichten eingebracht werden."

Seiner Darstellung, deren wörtliche Wiedergabe zu weitläufig wäre, legt der freimüthige Priester einen Ausweis über die in seiner, der Vodicer Pfarre sich aufhaltenden Rokovnačen (eigentlichen und uneigentlichen) bei, indem er die einzelnen Familien namhaft macht.

„Wie aus dem Nominal-Familien-Verzeichnisse ersichtlich ist" — sagt er dann in seinem Promemoria an die Behörden — „so besteht der gesammte Personalstand der hier (in Vodice) bekannten eigentlichen Rokovnačen aus 29 Familien mit 145 Individuen, 51 männlichen und 94 weiblichen Geschlechtes; diese sonderten sich nach dem Lebensalter: 1. von 60—80 Jahren 5 männliche und 8 weibliche Individuen, 2. von 30 bis 60 Jahren 28 männliche, 41 weibliche (2/3 davon zwischen 30 und 40 Jahren), 3. von 18—30 Jahren 11 männliche und 20 weibliche Individuen, 4. von der Geburt bis inclusive 17 Jahren 7 männliche und 25 weibliche Mitglieder der „Secte".

Die uneigentlichen Rokovnačen betrugen in Summa 38 Individuen, 22 männliche und 16 weibliche.

Es betrug also die Gesammtsumme der nachweisbaren eigentlichen und uneigentlichen Rokovnačen in der Pfarre Vodice (bei Stein) im Jahre 1841 die Zahl von 183 Individuen, „abgesehen von jenen nicht nachweisbaren sich am Treiben der Rokovnačen gelegentlich betheiligenden Familien, deren Kinder und Enkel auch nicht angegeben werden können, die aber der Muthmassung zufolge die Zahl von 200 Individuen übersteigen".

Digitized by Google

Dem „Familienverzeichnisse" entnimmt man aber die „pikantesten" Details, namentlich über das ungebundene „Familienleben" der Secte, in erster Linie der eigentlichen Rokovnačen, das uns einen erschreckenden Einblick in den Pfuhl des Lasters eröffnet, das hier ganz frei zur Schau getragen wurde. Die Weiber wurden nach Willkür gewechselt und die, wenn man so sagen kann, Polygamie war an der Tagesordnung. Einer dieser eigentlichen Rokovnačen hatte nach Rokovnačen-Art „ein Weib genommen" und mit ihr mehrere Kinder erzeugt, als das Weib starb nahm er ein zweites, da aber diese zweite „Frau" kinderlos blieb, so entfernte er sie zwar nicht aus seiner Gemeinschaft, aber er nahm eine dritte zu sich und zog mit ihnen gemeinschaftlich umher, da jedoch die letzterworbene ihn mit Nachkommenschaft erfreute, so lehnte sich der Haß der „zweiten Frau" gegen sie auf und es kam zu einem heftigen Rencontre, bei dem diese letztere ihr Augenlicht einbüßte.

Der „weißer Gaber" (ta bel Gaber) ein anderer eigentlicher Rokovnače nahm ein bildschönes Mädchen, etwa 20 Jahre alt, auch eine Angehörige des Stammes, die Tochter des Rokovnačen Fundes zu sich, „kleidete sie ganz in Seide, besetzte ihre Finger mit goldenen Ringen und zierte ihr Haupt mit goldenen Ohrgehängen"; doch neben ihr hatte er noch „eine Frau", natürlich auch nach Rokovnačenart und die er gleichfalls „sehr liebte und sehr schön kleidete".

Alle ihre Ehen waren, wie ich schon Eingangs erwähnt habe, nur Concubinat und selbst in diesen Concubinaten war ein Nebeneinander von zwei, ja öfters noch mehr weiblichen Individuen nachweisbar.

Während sich die eigentlichen Rokovnačen in der Regel bei der Wahl ihrer „Frauen" auf die Stammesangehörigen (hier in der Vodicer Pfarre auf die angeführten 29 Familien) beschränkten, warben die uneigentlichen nach freier Wahl, und es kam auch nicht selten vor, daß sie ganz junge Mädchen, bei ihren räuberischen Einfällen in einsame Bauerngehöfte, gewaltsam entführten, wo dann die Angehörigen oft lange Zeit ohne eine Spur derselben verblieben!

„Nebst jenen namhaft gemachten Individuen" — schließt Priester Vallentschitsch seinen Bericht — „gibt es noch eine Menge herumziehender solcher Landstreicher, die mit ihren Concubinen und Kindern die Gegend von Bischoflack bis nach Solmain, Krainburg, Munkendorf, Mannsburg, Aich, Egg ob Podpeč, Wartenberg, gegen Watsch längs der Save bis zum Pfarrvicariat Sava, dann Lustthal, die Gegend bei

Digitized by Google

Maria Feld, desgleichen die Pfarre Dobrava bis Horjul, wie auch zum Theil die Pfarren Billichgratz, St. Veit, Preska und Zeyer durchstreichen. Überdies gibt es auch stabile Leute, die eigene Häuser oder kleine Hubtheile haben, die sich an dem Treiben der Rokovnačen betheiligen, bei ihrer kleinen Hausarbeit gut essen und trinken und an nichts Mangel leiden."

Der Berichterstatter des „Illyrischen Blattes" — eines vorwiegend der Landeskunde von Krain gewidmet gewesenen vorzüglich redigirten belletristischen Organs, das im Vormärz in Laibach erschien — der 1840 über die Rokovnačen, die „krainischen Zigeuner" wie er sie genannt, einen größeren Artikel geschrieben, charakterisirt auch die eigentlichen Rokovnačen als eine Bettlerbande im socialistischen Sinne; „sie bitten nicht", schreibt er, „sie fordern gebieterisch und zwar vorzüglich Hirse, Brei, Schmalz, Speck, Fleisch (also nur Victualien) und wenn man ihnen nicht Genüge leistet, stoßen sie die fürchterlichsten Fluchworte und Androhungen der Brandlegung aus. Es muß jedoch beigefügt werden, daß die eigentlichen Rokovnačen nie rauben und selbst nie als Diebe, sondern nur als noble Bettler passiren wollen".

„Sie bekehren sich äußerst selten", fügt er an, „und wenn es geschieht, so nur auf kurze Zeit, indem sie bald wieder zu ihrer angewohnten und beliebten Lebensweise zurückkehren".

Über das äußere Auftreten der eigentlichen Rokovnačen erfahren wir aus dieser Quelle, daß sie zumeist gut gekleidet waren, so daß man sie, wenn die Männer keine Bündel und Stöcke und die Weiber an den Arm angehängten Töpfe und am Rücken keine Kindern trügen, nur für wohlhabende Bauersleute halten mußte. „Sie finden sich", heißt es weiter, „auf den Märkten ein und damals sind sie vorzugsweise gut gekleidet und ohne aller Bettlerinsignien, um ungekannt leichter ihrem modus acquirendi nachgehen zu können; auch sind sie unausbleiblich auf jedem Kirchtage und jeglicher Bauernhochzeit, wo man ihnen manchmal ganze Schäffer Wein verabfolgen muß".

„Im Sommer halten sie sich" — sagt der Bericht des Illyrischen Blattes, die Rokovnačen-Wohnungen erörternd — „während des Tages in den so häufigen Fichtenwaldungen (Ober-Krains) auf und des Nachts beziehen sie, meistens ohne Jemanden zu fragen, die Dreschtennen und Schupfen der Bauern; im Winter finden sie bei armen Keuschlern, Inwohnern und in einschichtigen Schänken Unterhalt und Schlupfwinkel."

Digitized by Google

Unrichtig in diesem der Publicität übergebenen Berichte ist aber die Angabe, daß die (eigentlichen) Rokovnačen mit der ober-krainischen Bevölkerung die gleiche Sprache gesprochen. Freilich wohl kannten sie auch und gebrauchten sie auch die slovenische Muttersprache, daneben aber und zwar zum Zwecke des internen Secte-Verkehrs und wenn sie den Außenstehenden unverständlich bleiben wollten, hatten sie ihre eigene Rokovnačen-Sprache, oder wie der slovenische Dichter Preširen sagte, die Sprache der „gorjačarje“ (wie schon erwähnt, Nebenbezeichnung der Rokovnačen von dem Knotenstocke, den sie zu führen pflegten). Vor wenigen Jahren noch soll es in der Gegend von Selzach sehr alte Leute gegeben haben, die diese Rokovnačensprache redeten, leider nahm man sich nicht die Mühe, hinter dieselbe zu kommen und so dürfte ein interessanter Rest aus der Zeit der „windischen Bauernkriege“, in der sich offenbar diese eigene Sprache zuerst gebildet haben mochte, für immer verschollen sein!

Die „Secte der Rokovnačen“ selbst erhielt aber, wie Eingangs gesagt worden, ihr Ende durch das systematische und unentwegt energische Vorgehen der k. k. Gendarmerie in den fünfziger Jahren, welches ausgezeichnete Institut das arme Land Krain dadurch von einer jahrhundertelangen empfindlichen Plage befreit und zwar für immer befreit hat. Harmonisch wirkte mit diesem Vorgehen der k. k. Gendarmerie der damalige hervorragende politische und Gerichtsbeamte in Ober-Krain, nachheriger k. k. Bezirksvorstand und Bezirkshauptmann der Umgebung Laibach, Herr Johann Pajk zusammen, welcher mit aller Umsicht und vollster Thatkraft dem Unwesen der eigentlichen und uneigentlichen Rokovnačen, soweit dies in seinem Wirkungskreise gelegen war, auf's erfolgreichste steuerte.

Denselben Weg, den vor 300 Jahren die versprengten Schaaren des „windischen Bauernheeres“ aus Unter-Steier über die Steirer Alpen nach Krain genommen, denselben Weg nahmen jetzt die Reste der vor der k. k. Gendarmerie in Krain flüchtigen Rokovnačen, die Wenigen, die hier nicht dingfest gemacht worden, hinüber in die Steiermark (Sulzbach), wo sie dann durch das Anrücken der k. k. Gendarmerie von Cilli her eingekeilt, ihre völlige Niederlage erfuhren und die Gefängnisse in Unter-Steiermark füllten, sowie die in Krain Gefangenen die Kerker und das eigens ihretwegen bereits Jahre vorher aufgerichtete Landes-Zwangsarbeitshaus in Laibach. Das Haupt der eigentlichen Rokovnačen, der „Patriarch“ der „Secte“, der „Veliki Groga“ blieb jedoch unbehelligt in der Heimat zurück; doch überlebte er die Versprengung der Seinen

Digitized by Google

nicht lang: er starb schon wenige Monate darnach am 6. März 1855 im Dorfe Terstenik bei Krainburg im hohen Alter von 94 Jahren.

„Veliki Groga", wie sein Rokovnačen-Name lautete, hieß vom Hause aus Gregor Hrastnar und war im Jahre 1761 zu Laibach geboren als das uneheliche Kind einer Rokovnačin aus der Steiner Gegend. Im 20. Lebensjahre war er zu den Soldaten genommen worden, diente acht Jahre als Tambour und dann zwölf Jahre als Gemeiner, da er sich, nachdem er im Anfange seiner Dienstzeit brav gewesen, später wiederholt Vergehen verschiedener Art hatte zu Schulden kommen lassen, wodurch er von einer Strafe in die andere verfiel; Stockstreiche, Gassenlaufen und Freiheitsstrafen aller Art waren ihm reichlich zu Theil geworden. Er war als österreichischer Soldat zweimal in der Schlacht gewesen (bei Verona und bei Bassano); als die Franzosen Krain occupirt hatten, ward er zur französischen Armee ausgehoben und ging mit Napoleon gegen Rußland, blieb jedoch in Polen zurück. Nach der Heimkehr in die Heimat ward er das Haupt der Rokovnačen. Er war von hoher schöner Gestalt und es schmückte ihn ein langes, bald schneeweißgewordenes Haar, was seiner Erscheinung in den Augen der jungen Genossen etwas ehrwürdiges verlieh. Als Haupt der Secte nahm er denn auch die „Trauungen" in dem Herzogsforste „v Vdnem" bei Krainburg unter einer krummen kleinen Tanne vor, wobei er sich des Spruches bediente:

In nomine patre (sic!)
Vsem jo na kvatre,
Če garšo dobiš
Pa to zapustiš.

„Im Namen Gottes des Vaters, nimm sie auf Quatemberzeit, wenn Du eine stattlichere findest, so verlässest Du diese." — In diesem „Trauungsspruche" lag die ganze unverfrorene Moral der Rokovnačen-Heiraten.

Als Haupt der Secte sah der „Veliki Groga" auch streng darauf, daß nur diejenigen die „Maucha", den Bettelsack, kreuzweise trugen, die zur Zahl der ansehnlicheren Rokovnačen gehörten — und da gab es den numerus clausus von zwölf Mitgliedern —; wenn ein minder angesehener Rokovnač sich erdreistete die „Maucha" kreuzweise zu tragen, so wurde er von den sich in ihrem Ansehen hiedurch beleidigt Fühlenden — der Zwölfer-Garde des Groga — wacker durchgewalkt und ihm das Erbettelte abgenommen!

Digitized by Google

Unrichtig in diesem der Publicität übergebenen Berichte ist aber die Angabe, daß die (eigentlichen) Rokovnačen mit der ober-krainischen Bevölkerung die gleiche Sprache gesprochen. Freilich wohl kannten sie auch und gebrauchten sie auch die slovenische Muttersprache, daneben aber und zwar zum Zwecke des internen Secte-Verkehrs und wenn sie den Außenstehenden unverständlich bleiben wollten, hatten sie ihre eigene Rokovnačen-Sprache, oder wie der slovenische Dichter Presiren sagte, die Sprache der „gorjačarje“ (wie schon erwähnt, Nebenbezeichnung der Rokovnačen von dem Knotenstocke, den sie zu führen pflegten). Vor wenigen Jahren noch soll es in der Gegend von Selzach sehr alte Leute gegeben haben, die diese Rokovnačensprache redeten, leider nahm man sich nicht die Mühe, hinter dieselbe zu kommen und so dürfte ein interessanter Rest aus der Zeit der „windischen Bauernkriege“, in der sich offenbar diese eigene Sprache zuerst gebildet haben mochte, für immer verschollen sein!

Die „Secte der Rokovnačen“ selbst erhielt aber, wie Eingangs gesagt worden, ihr Ende durch das systematische und unentwegt energische Vorgehen der k. k. Gendarmerie in den fünfziger Jahren, welches ausgezeichnete Institut das arme Land Krain dadurch von einer jahrhundertelangen empfindlichen Plage befreit und zwar für immer befreit hat. Harmonisch wirkte mit diesem Vorgehen der k. k. Gendarmerie der damalige hervorragende politische und Gerichtsbeamte in Ober-Krain, nachheriger k. k. Bezirksvorstand und Bezirkshauptmann der Umgebung Laibach, Herr Johann Pajk zusammen, welcher mit aller Umsicht und vollster Thatkraft dem Unwesen der eigentlichen und uneigentlichen Rokovnačen, soweit dies in seinem Wirkungskreise gelegen war, auf's erfolgreichste steuerte.

Denselben Weg, den vor 300 Jahren die versprengten Schaaren des „windischen Bauernheeres“ aus Unter-Steier über die Steirer Alpen nach Krain genommen, denselben Weg nahmen jetzt die Reste der vor der k. k. Gendarmerie in Krain flüchtigen Rokovnačen, die Wenigen, die hier nicht dingfest gemacht worden, hinüber in die Steiermark (Sulzbach), wo sie dann durch das Anrücken der k. k. Gendarmerie von Cilli her eingekeilt, ihre völlige Niederlage erfuhren und die Gefängnisse in Unter-Steiermark füllten, sowie die in Krain Gefangenen die Kerker und das eigens ihretwegen bereits Jahre vorher aufgerichtete Landes-Zwangsarbeitshaus in Laibach. Das Haupt der eigentlichen Rokovnačen, der „Patriarch“ der „Secte“, der „Veliki Groga“ blieb jedoch unbehelligt in der Heimat zurück; doch überlebte er die Versprengung der Seinen

Digitized by Google

nicht lang: er starb schon wenige Monate darnach am 6. März 1855 im Dorfe Terstenik bei Krainburg im hohen Alter von 94 Jahren.

„Veliki Groga", wie sein Rokovnačen-Name lautete, hieß vom Hause aus Gregor Hrastnar und war im Jahre 1761 zu Laibach geboren als das uneheliche Kind einer Rokovnačin aus der Steiner Gegend. Im 20. Lebensjahre war er zu den Soldaten genommen worden, diente acht Jahre als Tambour und dann zwölf Jahre als Gemeiner, da er sich, nachdem er im Anfange seiner Dienstzeit brav gewesen, später wiederholt Vergehen verschiedener Art hatte zu Schulden kommen lassen, wodurch er von einer Strafe in die andere verfiel; Stockstreiche, Gassenlaufen und Freiheitsstrafen aller Art waren ihm reichlich zu Theil geworden. Er war als österreichischer Soldat zweimal in der Schlacht gewesen (bei Verona und bei Bassano); als die Franzosen Krain occupirt hatten, ward er zur französischen Armee ausgehoben und ging mit Napoleon gegen Rußland, blieb jedoch in Polen zurück. Nach der Heimkehr in die Heimat ward er das Haupt der Rokovnačen. Er war von hoher schöner Gestalt und es schmückte ihn ein langes, bald schneeweißgewordenes Haar, was seiner Erscheinung in den Augen der jungen Genossen etwas ehrwürdiges verlieh. Als Haupt der Secte nahm er denn auch die „Trauungen" in dem Herzogsforste „v Vdnem" bei Krainburg unter einer krummen kleinen Tanne vor, wobei er sich des Spruches bediente:

In nomine patre (sic!)
Vsem jo na kvatre,
Če garšo dobiš
Pa to zapustiš.

„Im Namen Gottes des Vaters, nimm sie auf Quatemberzeit, wenn Du eine stattlichere findest, so verlässest Du diese." — In diesem „Trauungsspruche" lag die ganze unverfrorene Moral der Rokovnačen-Heiraten.

Als Haupt der Secte sah der „Veliki Groga" auch streng darauf, daß nur diejenigen die „Maucha", den Bettelsack, kreuzweise trugen, die zur Zahl der ansehnlicheren Rokovnačen gehörten — und da gab es den numerus clausus von zwölf Mitgliedern —; wenn ein minder angesehener Rokovnač sich erdreistete die „Maucha" kreuzweise zu tragen, so wurde er von den sich in ihrem Ansehen hiedurch beleidigt Fühlenden — der Zwölfer-Garde des Groga — wacker durchgewalkt und ihm das Erbettelte abgenommen!

Digitized by Google

Mit dem Tode des greisen Veliki Groga ward aber auch die letzte Spur der offenkundigen Rokovnačen zu Grabe getragen.

Einzelne, die sich rechtzeitig vor den scharfen Blicken der Gendarmerie zu retten verstanden hatten, und dies waren zumeist die Besitzenden unter den Rokovnačen, die erwähnten Häusler und Hübler, lebten noch Decennien in stiller Verborgenheit der waldreichen Theile Ober-Krains, namentlich in der Richtung gegen Inner-Krain fort, wo sie ja an die Karstner „Kontrobanderi" gränzten und diesen namentlich in den Zeiten des wieder verminderten Gendarmeriestandes Hilfe beim Schmuggel leisteten. Die Katze läßt eben das Mausen nicht!

Unter diesen hinterwäldlerischen Rokovnačen hatte sich, wie schon gesagt, auch die Rokovnačen-Sprache lange erhalten und auch das Rokovnačen-Sprüchlein: „Mein Vater und meine Mutter haben nicht gearbeitet, und so mag auch ich nicht arbeiten", und der Vierzeilige:

Kmet orje se trudi
Jez rajam ležim,
Ovseni kruho grudi
Jez belga dobim.

Der Ackersmann ackert und müht sich, ich tanze und liege, er nagt Haferbrod und ich bekomme Weißbrod.

Digitized by Google

Juvavum.

Von **Joseph Schwarzbach.**

Die römiſchen Adler flogen über die Alpen und ſetzten die Donau zur Nordgränze ihrer Eroberungen. Gewaltige Straßenzüge bezeichneten den Marſch der Legionen und verbanden die neuen Länder mit dem Herzen Rom. Das brachte den noriſchen Gauen junges Leben und es blühten die Colonial- und Lagerſtädte auf, aus deren Reſten wir noch heute die hohe Cultur der noriſchen Römerplätze errathen können.

Seit Conrad Celtes um 1500 die römiſche Reiſetafel aufgefunden, die nach einem ſpäteren Beſitzer Tabulae Peutingerianae genannt werden und heute eine der Zierden der kaiſerlichen Hofbibliothek in Wien bilden, gelang es in vielen Fällen, römiſche Anſiedlungen feſtzuſtellen, über die vordem nur Muthmaßungen beſtanden hatten, oder die gar nicht bekannt geweſen waren — Juvavum bedurfte deſſen nicht. Ob auch das Itinerarium Antonini, oder die früher genannte Reiſetafel ſein vergeſſen hätte, ob wir es in der Notitia dignitatum Imperii vermiſſen würden und ob Severin's Schüler Eugyppius nichts von ihm melden möchte, — Juvavum ſtünde auf vor uns, am Salzach-Ufer, mit ſeinen Tempeln und Schlöſſern, ſeinen Villen und Götterbildern und wo heute die Tochterſtadt Juvavums, das ſchöne Salzburg den Wanderer entzückt, hebt ſich das entſchlafene Römerkind und die Steine rufen: Juvavum!

Umſäumt von Fluß und Bergen und Mooren iſt der Platz, wo Juvavum ſtund, mit ſeinem hochragenden Felſen, am Ende der langen Gebirgsfalte, die an der Tauernkette beginnt, unweit von Salzbergen, gewiß in grauer Vorzeit von Menſchen bewohnt geweſen.

Digitized by Google

„Edle Stadt Juvavum, ragend dereinst von Gebäuden,
Wallumgürtet und Thurm fügte sich stattlich an Thurm;
Könige hatten Paläste da und Tempel die Götter,
Stolz aus Marmor erbaut eines Urwelt-Geschlechts"

singt ein lateinischer Dichter des zehnten Jahrhunderts [1]) und wenn wirklich die norischen Könige, nachdem ihre ältere Residenz Noreja in Kärnthen zerstört worden war, hier ihren Sitz aufgeschlagen hatten, so würde der Platz ihre Wahl gerechtfertigt haben. Von der hohen Felsenwarte konnte in den bewegten Zeitläuften das Herannahen der Feinde beobachtet werden, die natürlichen Wehren des Mönchsberges und Kapuzinerberges gestatteten kräftige Vertheidigung und die ausgedehnten Sümpfe und Moore der Nachbarschaft ließen allenfalls auch eine Flucht erfolgreich bewerkstelligen. Und sind es nicht die Könige gewesen, die hier gesessen, so doch sicher ihre Völker. Funde: Götterbilder, Bel, Astarte und in Stein auf uns gekommene Namen zeugen von einer keltischen Bevölkerung, die vor der römischen Herrschaft hier Wohnplätze gehabt.

Der eiserne Schritt der Legionen ging um den Beginn unserer Zeitrechnung über sie hinweg, die Römer besetzten und befestigten den Ort und Hadrian verlieh Juvavum zu Beginn des zweiten Jahrhunderts als Colonia Aelia Hadriana das Recht einer Colonial-Stadt.

Die Stadt lag am linken Strom-Ufer und umfing den Mönchsberg, Festungsberg und Nonnberg. Der Quai und das alte Marktviertel sind die ältesten Theile der Stadt. An den damals sanfter geneigten Hängen des Festungsberges empor standen terrassenförmig übereinander die Häuser der vornehmen Römer und oben thronte die Burg. Es wird eine obere Burg, castrum superius genannt, weshalb man auf eine untere Burg — castrum inferius — geschlossen hat, wenngleich urkundlich ihrer nirgend erwähnt wird. Der Standort der einen wäre der jetzige Festungsberg gewesen; an welchem Platze die untere Burg zerfallen ist, weiß niemand. Daß der Kapuzinerberg ein römisches Schloß getragen, wurde allgemein geglaubt, und als Erzbischof Wolf-Dietrich im Jahre 1597 das Trompeterschloß dort abbrechen ließ, um das Kapuziner-Kloster an dessen Stelle zu erbauen, suchte der hochfürstliche Archivar Steinhauser Anhaltspunkte für diese Annahme zu gewinnen. Er verfolgte den Abbruch auf das genaueste, fand aber nicht das geringste, weder eine Inschrift, noch eine Münze aus römischer Zeit.

[1]) Manuscript im Kloster St. Peter zu Salzburg.

Digitized by Google

Am Fuße des Kapuzinerberges, dort ungefähr wo heute die Steingasse ihre alte Häuserzeile ausspannt, begann der Straßenzug ob Juvavum nach dem Süden. Auf derselben rechten Seite des Flusses, am Bürgelstein, lag auch das Todtenfeld der Römerstadt. Zum anderen Ufer hinüber, an welchem die Stadt lag, führte eine Brücke, die etwas oberhalb der heutigen Stadtbrücke gedacht wird.

Doch so wie heute Salzburg sich nicht genügt am Strome und Felsen hinzulagern, sondern seine Luftsitze auch außerhalb des Weichbildes der Stadt baut, so damals Juvavum. Rings lagen Villen, Tusculane, Schlösser und Bäder, und die Erde hat bisweilen ihren Schoß geöffnet, um uns eines der Wunderwerke aus den stolzen Tagen römischer Kaiser-Herrschaft schauen zu lassen. Wir sehen die in Stein gewebten Bilder, die herrlichen Mosaiken, auf welchen der Fuß der Honorati gewandelt hat, wir bewundern die Kunst der Alten, nicht minder den feinen Geschmack des römischen Bürgers, der sein Haus, selbst in den Pflanzstädten also zu schmücken liebte.

Ein Mosaikboden von 7 zu 5 m Ausdehnung, den ein Hauptzimmer umschlossen haben mochte, liegt vor uns. Er stammt aus den Walser- oder Loiger-Feldern, wo in der Ortschaft Himmelreich, 4 km von Salzburg gegen den Untersberg, im Jahre 1815 römische Anlagen ausgegraben worden sind. Diese eine unter den dort aufgedeckten Mosaiken fesselt uns vor allen, sie erzählt einen Mythos aus der griechischen Heldenzeit, Theseus und Ariadne. Wieder war das Schiff mit schwarzer Flagge gegen Kreta gezogen, um Minotaurus den Tribut attischer Jünglinge und Jungfrauen zu bringen; an Bord aber stand Theseus und sann die Schmach von seinem Vaterlande zu wenden. Er gewinnt die kretische Königstochter, tödtet den Minotaurus und entführt, nachdem er sich aus dem Labyrinth zurückgeleitet, Ariadne, um sie unterwegs auf Naxos zu verlassen. Soweit die Mosaikbilder! Vier Tabletten, von welchen drei links, rechts und in der Mitte des Planes zu sehen sind, während die vierte über dem Mittelbilde liegt, schildern die Sage; die übrige Fläche zeigt Füllungen und Leisten, die in bunten Zeichnungen schlangenartige Säulengewinde, umgekehrte Römerschilde, Rosetten und ähnliches bilden. Theseus steht links mit Ariadne an einem Pfeiler, mit hochrother Chlamys bekleidet, die von einer Spange an der rechten Schulter gehalten wird, und Minos' Tochter reicht ihm den Garnknäuel, einen grau-grünen Mantel (Peplum) umgeschlungen, das Haupt bekränzt als wie zum Feste. Im Mittelbild

Digitized by Google

erblicken wir den Helden im Labyrinth, welch' letzteres ringsum in breiter Füllung durch Irrwege ornamental angedeutet wird. Minotaurus, auf ein Knie niedergedrückt, hebt noch die rechte Hand, den Stierkopf wendend, gegen den Angreifer. Theseus aber hält das Horn des Ungethümes fest und schwingt seine Keule. Die Fortsetzung der Sage zeichnet das dritte Bild, über dem zweiten liegend. Ein Schiff, mit eingehängten Rudern liegt vor Anker, zwei Ruderer sitzen an den Enden, in der Mitte aber führt Theseus seine Ariadne auf das Fahrzeug; darüber die aufgerefften Segel am Mastbaum, darunter die dunkle Meeresfluth. Endlich das vierte Bild, das die verlassene verzweifelnde Ariadne auf Naxos vorstellt, im kleidsamen Überwurf sitzend, den Oberkörper frei, Armringe tragend und Schuhe, das Haar bekränzt, doch unsagbaren Schmerz im Antlitz.

Dieser wundervolle Fußboden schmückt heute den Pavillon der Mariannen-Insel in Laxenburg; eine gute plastische Nachbildung desselben zeigt das städtische Museum in Salzburg. Hier finden wir auch die prächtigen Musivböden vom Mozartplatz, unter ihnen einer mit Darstellungen von Fechterspielen. All' diese bunten Bilder, die fremd in die neue Zeit schauen, sind aus schwarzen, weißen, grünen, grauen, braunen und rothen Marmorstückchen zusammengesetzt, die in warmen Gyps eingebettet und oben polirt sind.

In der Antikenhalle des Carolino-Augusteum zu Salzburg begegnen wir den Zeugen der alten Römerstadt auf Schritt und Tritt. Münzen und Schmuckstücke, Gefäße, Waffen, Figuren, Aschenkrüge und Denksteine melden von ihr, von dem beinernen Kinderlöffelchen bis zur Ara und den Götterbildern Juvavums treffen wir Funde und inmitten ihrer zwei Juvavenser, die aus ihren Glassärgen mit hohlem Auge in die neue Welt blicken. Wo sind die Zeiten, da sie in den Gassen Juvavums gewandelt sind? Die Stadt mochte damals um 20.000 Einwohner gehabt haben, wie Kleinmayrn ausrechnet, indem er zu 6000 Veteranen je ein Weib und ein Kind zählt. Da war der Markt, wo der curator annonae mit dem Inspector im Namen der Stadt das Öl übernahm, welches die Kaufleute aus dem Süden gebracht. Junius Victor, Stadtbaumeister Juvavums, leitete vielleicht den Bau des Äskulap-Tempels, dessen verstümmelte Statuen kürzlich (1885) im Quai herausgebracht wurden und die alten Bürgermeister Saturninus, Bellicius Quartio, Cotinius Martialis wachten über das Wohl der Stadt, bis Rom unter den Fäusten der Barbaren und mit ihm die Tochterstädte in Trümmer

Digitized by Google

sanken. Sie haben gelebt und geliebt, gehofft und auch geglaubt diese Töchter Roms. Jupiter hatte in Juvavum seine Altäre und Bildsäulen, nicht minder Herkules, Mercur und die Nymphen. So manchem Gelübde frommen Glaubens steht heute, nach bald zwei Jahrtausenden noch, ein beredter Stein als Zeuge, aber auch die Asche derer, die es gemacht, steigt auf in ihren Urnen zum neuen Lichte.

Es war zu Ende des vorigen Jahrhunderts, als der naturschöne Fleck Erde, der Bürgelstein, aus dem Besitze des Salzburger Priesterhauses in den des Kunstgärtners und Weinwirthes Joseph Rosenegger überging. Die kleine harmlose Geschichte, die diesen Besitzwechsel herbeiführte, darf hier erzählt werden, denn in weiterer Folge desselben wurde der Begräbnisplatz Juvavums, das Bustum der Römer gefunden. Erzbischof Johann Ernst Graf von Thun hatte den Bürgelstein von den Rehlingen erworben und 1699 dem Priesterhause geschenkt. Dort waren die Räumlichkeiten beschränkt und die Alumnen bedurften eines Platzes wo sie sich erholen konnten. Sie zogen nun in freien Tagen und Halbtagen zum Bürgelstein, tummelten sich im Garten und auf dem Hügel umher, den ein Lusthäuschen krönte, mußten aber für diese Erholung die Verpflichtung übernehmen, in dem zum Gute gehörigen Kirchlein täglich die Messe zu lesen. Letztere Verpflichtung besteht noch heute aufrecht, aber der Bürgelstein gehört nicht mehr den Alumnen und das ist so gekommen: Fast ein Jahrhundert war vorübergegangen. Erzbischof Hieronymus Graf Colloredo ritt eines schönen Tages vor das Michaelerthor und als er stromaufwärts der Salzach kam, erspähte sein scharfes Auge ein Schifflein, das drüben am Bürgelstein landete. Er sah mit Staunen wie zwei Mädchen dem Fahrzeuge entstiegen und von den am Ufer die dreieckigen Hüte schwenkenden Alumnen, wie es schien, erwartet wurden. Rasch schritt der Fürst zur Untersuchung dieses Geschehnisses, aber es war recht harmlos. Ein städtischer Alumnus hatte wiederholt seiner Schwester von den Herrlichkeiten des Bürgelstein erzählt, bis sie sich, neugierig geworden, dahin einlud. Sie hatte sich dann für eine Begleitung vorgesehen und war, nachdem sie mit ihrer Freundin die Salzach übersetzt, seelenvergnügt, von den Alumnen begleitet, im Garten herumgewandelt, während der Fürst und Erzbischof von Salzburg noch mit starrem Auge über den Strom hinüberblickte. Nachdem die Mädchen im Gartenhause eine Erfrischung genommen, brachte sie der Fährmann wieder glücklich zurück; aber Hieronymus hatte seinen Plan mittlerweile schon fertig und nach

Digitized by Google

diesem wurde der Bürgelstein 1791 an den genannten Kunstgärtner verkauft.

Patriz Kurz von Goldenstein und andere, insbesondere der um Salzburg bestverdiente Professor Anthaller, ein Enkelkind Rosenegger's, widmeten den Ausgrabungen am Bürgelstein ihre Feder. Bei der Anlage eines neuen Gartens war man auf Schmuckgegenstände und später auf Urnen gekommen. Der Gartenbesitzer sammelte diese, sowie die in den folgenden zwanzig Jahren zufällig gefundenen Stücke, und stellte sie in seiner Klausnerei auf dem Bürgelstein-Hügel auf.

Im Jahre 1815 jedoch begann Rosenegger mit der planmäßigen Aufdeckung der Westseite seines Gutes und machte bis zum Jahre 1824 folgende Funde: 132 Urnen aus Stein, darunter 3 aus rothem Marmor, 40 Urnen aus Thon und 17 Urnen aus weißem, gelbem, blauem und grünem Glase; Thränengläser, Balsamgläser, in deren einem noch frischer Balsam war und Schalen aus Glas 45; Schalen aus Thon, die so fein und leicht wie Papier waren 15; eine Opferschale mit dem Thierkreis, ein Pocal mit Auguren, 17 thönerne Lampen mit Namen, wie Aprio, Sexti, Festus, Octavi, Atime, Fortis, Comuni, Felix, Capuc, Muri; 15 Lampen mit Figuren, endlich 8 Figuren, welche als Lampen dienten, darunter ein Cerberus. Büsten aus Thon fand man 33 Stück, Figuren und Götzenbilder 19, darunter ein Penat mit drei Köpfen, und das Bild einer egyptischen Mumie mit Hieroglyphen auf einer Platte. Die mitunter fetisch-artigen Götzenbilder, Menschen- und Thierfiguren, mit unverständlichen Schriftzeichen beleuchten das Gräberfeld, oder die Bevölkerung welche einst hier bestattet hat, in ihrer Weise. Daß Bilder von edlem Stein sich verhältnismäßig seltener fanden, begründet die Übung der vornehmeren und reicheren Römer, ihre Asche nach Italien bringen zu lassen; und die später in Juvavum vorherrschende Christen-Gemeinde hat ihre Todten wohl an anderer Stelle begraben. Es wurden 9 Alabaster- und 8 Marmorfiguren gefunden, eine goldene Kette mit Perlen und zwei Goldringe mit Steinen; ein ovaler Silberspiegel, um welchen sich die Luna windet, an beiden Seiten des Spiegels Damenbüsten; viele Münzen, dann Gegenstände aus gelbem Metall, wie Glocken, Ringe, Schlüssel, Löffel, Fibulen, auch ein Kreuzchen, endlich eiserne Messer, Griffel, Waffen, auch ein eiserner Präsidial-Siegelring mit Coloniezeichen. Die Münzen von Silber, Kupfer und anderem Metall reichen von Augustus bis Constantin. . . .

Digitized by Google

Aus den alten Mälern wuchsen Gräser
Und die blonde Ceres sah man geh'n,
Wo versenkt die trüben Thränengläser
In den kühlen Felsenurnen steh'n.
Doch vielleicht sind diese Aschenkrüge
Von den Söhnen jener Heldenschaar,
Die bei Cäsars und Pompejus' Kriege
Einst so kühn und tapfer war.

Ach wie lang' ist's, daß aus dieser Schale
Sich der gold'ne Opferwein ergoß,
Daß hier aus des Glases reinem Strahle
Dieser immer frische Balsam floß.
Jene Lampen hellten eines Weisen,
Eines Dichters einsames Gemach
Und der Lanzen kriegerisches Eisen
Warf man einem Streiter nach.

Sanft umrauscht von Amors weichem Flügel,
Lächelte, von Locken halb verhüllt,
Einst aus diesem glatten Silberspiegel
Reizend einer Römerin Gebild.
Hat der Griffel ihr vielleicht geschrieben
Oder Maros' Verse hingestreut,
Daß sein Blatt, mit Cedernöl berieben,
Bleibt für die Unsterblichkeit?

Wunderliche Thiergestalten dringen
Zu der Nachwelt stumm erstauntem Sohn
Und die alten schwarzen Münzen klingen
Dumpf und hohl, wie von dem Acheron.
Mehr als tausend lange Jahre schwanden
In Saturnus gleich beschwingtem Lauf
Und als ernste Überreste standen
Sie dem späten Enkel auf. . .

Also singt Maria Johanna Sedelmair, die „Salzburgische Sappho", im Anschauen der römischen Alterthümer und mit ihr wünschte wohl jeder Sohn Salzburgs, daß diese Zeugen einer versunkenen Cultur dem Heimatlande bleiben möchten.

Das Geschick brachte es anders: all diese Funde, die Todtenmäler und Liebeszeichen der entschlafenen Juvavenser wanderten nach München, auch jene, die in den nächsten Jahren ausgegraben wurden. Zeichnungen der schönsten Stücke dieser Sammlung befinden sich im Besitze der Familie des Herrn Professors Anthaller in Salzburg.

Digitized by Google

Im Jahre 1837 verkaufte Rosenegger, dem seine Vaterstadt stets ein ehrendes Andenken bewahren wird, den Bürgelstein. Der neue Besitzer setzte die Ausgrabungen fort und die in der Folge gemachten Funde bewahrt das heimische Museum Carolino-Augusteum. An 500 Stück waren wieder bis zum Jahre 1852 gehoben worden: Urnen, Leichensteine, Götzenbilder, Gefäße, Schmuck und Münzen, Lampen, Opfermesser, dann jene früher erwähnten zwei Gerippe. Es war im November 1837, als zwei Urnen ausgehoben wurden, die vollkommen geschlossen regelmäßig auf ihrem Platze standen und Münzen von Domitian, Nerva, Trajan und Hadrian bargen. Unter diesen Urnen entdeckte man eines jener Gerippe, vollständig und in natürlicher Lage. Mit Rücksicht auf die in der späteren Bestattung deponirten Münzen dürfte das Gerippe in das erste Jahrhundert zu setzen sein, möglicherweise in eine frühere Zeit, in der noch keine Römerstraße am Bürgelstein vorbeizog.

Das Straßennetz, dessen Mittelpunkt Juvavum gewesen, zog seine Hauptlinien von da nach Laureacum über Straßwalchen; nach Augusta Vindelicorum über Maxglan, Traunstein; nach Italien über Oberalm, Hüttau, Radstadt, den Tauern. Wegsäulen, die in großer Anzahl auf uns gekommen sind, melden, daß unter Lucius Septimus Severus, sowie unter M. Aurelius Antoninus Caracalla der kaiserliche Proprätor M. Juventius Proculus die Straßen neu herstellen ließ. Viele dieser Milliarien sind wohlerhalten, andere im Waldboden versunken oder zerbrochen, auch durch Ungeschicklichkeit haben einzelne gelitten, wie jene, welche von Laien gefunden wurde, die die unverständliche Schrift wegmeißelten und „zur Erinnerung" darauf setzten; das versteht jeder.

Als die Colonia Aelia Hadriana im fünften Jahrhundert p. Chr. n. zählte, war für Noricum die fürchterliche Zeit angebrochen, in der die Barboren Rom zu Leibe gingen. Die ohnmächtig gewordenen Pflanzstädte fielen eine nach der andern und auch die Stunde für Juvavum war gekommen.

Eugyppius, ein Zeitgenosse, schreibt im Jahre 509 dem Diacon Paspasius ausführlich über die verflossene schwere Zeit, indem er ihm das Leben des heiligen Severin schildert, und aus der frommen einfältigen Schrift des Ordensmannes grüßen uns, kurz vor ihrem Zusammenbruche, noch einmal die Römerstädte Asturis und Favianis, Quintanis, Batavis, Bojodurum, auch Juvavo, wie es Eugyppius nennt. Wir sehen die Bewohner im steten Kampf mit Allemanniern, Thüringern, Rugiern.

Digitized by Google

den Turzlingern und Herulern, die schaarenweise bald da bald dort einbrechen und plündern, die Ernte und das Vieh, oft auch einen Theil der Bewohner weg schleppen. Severin ist unter den Bedrängten, sie rufen ihn hier, sie rufen ihn dort, er macht barfüßig seine Reisen von **Favianis** die Donau entlang bis **Batavis**, den Inn, die Salzach aufwärts bis **Juvavum** und **Cuculle**. Da ist keine Stadt und keine Niederlassung, wo er nicht mit Trost und Rath erschiene, mit Kleidern und Lebensmitteln. Den Folgen der unerhörten Raubzüge, welche die Vernichtung der Römerherrschaft einleiteten, setzte Severin durch seine Thatkraft großartige Mittel entgegen. Ganz Noricum hatte er zu gemeinschaftlicher Armenpflege verbunden. Die noch verschonten Städte und Orte sandten den Zehent ihrer Früchte, sowie Kleider für ihre unglücklicheren Brüder an Severin. Durch die Gewalt seiner Rede und seines Wesens gelang es ihm nicht selten Gefangene zu befreien und — gleich Papst Leo — den anrückenden Feind zum Abzug von einer der Vernichtung geweihten Stadt zu bewegen. Die Barbaren respectirten den Gottesmann. Der Rugierkönig Flaccitheus, ein Arianer, ist Severin's Freund und setzt über die Donau herüber, wenn er in schwieriger Lage eines Rathes bedarf, ebenso später dessen Sohn Feletheus oder Fava. Der König der Allemannen kommt aus Sehnsucht den Heiligen zu sehen, auch Odoaker stellt sich ihm vor. Severin's weitschauender Geist und seine unendliche Liebe, die ihn dem andersgläubigen Feind seines Volkes ebenso warm rathen läßt, wie den eigenen Brüdern, sichert ihm ungemessenen Einfluß in allen Lagern; vermag er auch den Gang der Weltgeschichte nicht aufzuhalten, so mildert er doch vielerorts die Wehen einer neu sich gebärenden Zeit. . .

Es war im Jahre 477. Juvavum hatte schon viel gelitten; die blühenden Niederlassungen im Umkreise der Stadt waren zum größeren Theile verheert, aber die Stadt bestand noch, die Basilika — denn Juvavum war christlich geworden — hob noch ihr Kreuz am Mönchsberg empor und die Bevölkerung schien gewachsen; denn rings aus den kleinen Ortschaften, wie Glasa, Loig, Marciago, Utzelingas waren die erschreckten Einwohner geflüchtet und hatten hinter den Mauern der Stadt Schutz gesucht. Da kam ein Hiobsbote, der Kirchensänger Moderato, den Severin von Batavis sandte, und meldete daß die Heruler einen Vernichtungszug gegen Juvavum planten, man möge sich flüchten. Wenige glaubten dem Wort und sie meinten, man könne auch in der letzten Stunde noch schnell in die nahen Berge und Sümpfe gelangen. Und dann schickte der

Digitized by Google

Heilige einen zweiten Boten, Names Quintasius, nach Juvavum und beschwor ihn weinend, die Juvavenser zur Flucht zu bewegen: „Eile schnell und melde, daß, wenn sie noch eine Nacht verweilen, sie gefangen werden.“ Insbesondere auch ließ er den Einsiedler Maximus, in dessen Felsenhöhle zu Salzburg noch heute der sinnende Wanderer jener Stunde gedenkt, bitten die Stadt zu verlassen, ehe die Sonne niedergehe. Maximus vernahm die Botschaft und dann bewirthete er den Boten und lud ihn ein, die Nacht bei ihm zu bleiben, doch Quintasius blieb nicht. Unten in der Stadt aber zankten die Bürger ob des Vernommenen, verschoben die Flucht — und in der Nacht brachen die Heruler in die Stadt. Sie machten zu Gefangenen oder tödteten, was sich nicht rasch flüchten konnte, beraubten zuvor und zerstörten nachher die Stadt; auch Maximus fand seinen Tod — Juvavum war nicht mehr!

Digitized by Google

Das Wiener Bisthum vor zweihundert Jahren.[1]

Historische Skizze von Joseph Maurer.

Als Friedrich III. im Jahre 1462 in der Burg zu Wien belagert wurde, hatte er das Gelübde gemacht, nach Rom zu wallfahrten, wenn er glücklich befreit würde. Als dann die inneren Unruhen in Österreich gestillt waren und der König von Böhmen vom Ungarn-König in seinem eigenen Lande bekriegt wurde, trat Friedrich III. Anfangs November 1467 mit einem Gefolge von 600 Rittern seine Wallfahrt nach Rom an, wo er am heiligen Christabend anlangte. Bei dem Frühamte am Christfeste sang er als Diacon das Evangelium statt des Diacons. Schon bei seiner Krönung war er unter die Domherren von St. Peter aufgenommen worden. Am 9. Januar 1468 verließ er Rom wieder, nachdem er vorher vom Papste mit Abläſſen, mit Reliquien und mit der Erlaubnis zur Verleihung von 300 Pfründen bei ihrer nächsten Erledigung sowie mit kostbaren Steinen und Perlen im Werthe von 2000 Goldgulden beschenkt worden war.

Bei seiner Anwesenheit in Rom hatte Friedrich III. verschiedene Geschäfte abgewickelt. Er betrieb die Heiligsprechung des Markgrafen Leopold von Österreich. Er erlangte vom Papste Paul II., daß dieser am Neujahrstage 1468 den mit nach Rom gekommenen Ritter und Bürger von Wien Johann Siebenhirter zum ersten Großmeister des St. Georg-Ordens weihte, welche Würde Siebenhirter bis zu seinem Tode 1514 bekleidete.

---

[1]) Nach bisher nicht publicirten Acten des Wiener f.-e. Consistorial-Archives.

Digitized by Google

Auch die Errichtung zweier Bisthümer in Wien und Wiener-Neustadt wurde verabredet. Friedrich hatte bereits durch eine am 6. December 1461 datirte Urkunde ein Bisthum zu Laibach errichtet.

Am 18. Jänner 1468 erließ Paul II. zwei Bullen, mit denen er die Bisthümer Wien und Wiener-Neustadt errichtete. Der Papst erklärte die Stadt Wien und ihr Gebiet sammt allen darauf befindlichen Kirchen, Klöstern, Capellen und anderen kirchlichen und der Religion gewidmeten Orten von aller Gerichtsbarkeit, Unterwürfigkeit und Macht des Bischofs und Domcapitels von Passau und ihrer Vicare und Officiale gänzlich und für immer befreit, und die Collegiat-Kirche zu St. Stephan zu einer bischöflichen Kirche, das Collegium der Chorherren daselbst zu einem Domcapitel erhoben.

Um das neue Bisthum auch auszustatten, wurden sämmtliche Güter und Einkünfte der Propstei, welche damals gerade erledigt war, dergestalt bestimmt, daß aus denselben dem Propste eine zu seinem anständigen Lebensunterhalte erforderliche Summe so lang verabreicht werden sollte, bis für ihn neue Einkünfte, die der Kaiser versprach, angewiesen sein würden.

Der Sprengel des neuen Wiener Bisthums erstreckte sich anfangs nur über die Stadt und jene Orte, welche bisher der Propst besessen hatte und die nun der Bischof besaß, darunter auch St. Veit. Im Jahre 1475 trennte Papst Sixtus IV. auch die Pfarren Perchtholdsdorf und Mödling vom Passauer Bisthume los, verleibte die erste der Propstei, die zweite der Dechantei bei St. Stephan ein und unterwarf beide dem Wiener Bischofe als Ordinarius. Das Bisthum Wien stand unmittelbar unter dem Papste, es war exemt; es war von der bischöflichen Gerichtsbarkeit in Passau und von der Metropolitan-Gerichtsbarkeit in Salzburg befreit. Auch Wiener-Neustadt war exemt, erstreckte sich anfangs aber auch nur über das Gebiet der Stadt Wiener-Neustadt; erst Bischof Leopold Graf Kollonitsch schloß am 9. Februar 1679 mit dem Erzbischof Max Gandolph von Salzburg einen vorläufigen Vertrag ab, der das Bisthum um 41 Pfarren, 8 Beneficien und 3 Klöster vergrößert hätte; dafür wäre auf die Exemtion verzichtet worden, worauf aber Kaiser Leopold I. nicht einging. Erst 1763 kam das neue Dorf Theresienfeld und 1782 der Neustädter Bezirk zum kleinen Bisthum. 1785 wurde sein Gebiet dem Wiener Erzbisthume einverleibt.[1])

[1]) Joseph Maurer, Cardinal Leopold Graf Kollonitsch, Primas von Ungarn. Innsbruck 1887. S. 184—186.

Digitized by Google

Mit der Errichtung der beiden kleinen Bisthümer hatte es übrigens keine Eile. Erst im Jahre 1476 ernannte Friedrich den Dechant des Capitels in Wiener-Neustadt Engelbert, geboren zu Pafeil in Steiermark, früher Lehrer des Erzherzogs Maximilian, zum ersten Bischof von Wiener-Neustadt. Dieser wurde am Feste Mariä Verkündigung 1477 in Rom vom Papste zum Bischofe geweiht († 1491).

Noch länger dauerte es, bis Wien wirklich seinen Bischof besaß. Friedrich hatte zwar schon am 16. December 1471 Leo Freiherrn von Spaur dazu ernannt, aber dieser kam nie dazu sein Bisthum wirklich zu übernehmen. Er hatte vom Kaiser bereits früher die Pfarre Perchtholdsdorf erhalten und der Kaiser hatte nach dem im Jahre 1464 erfolgten Tode des Cardinals Nicolaus von Cusa bewirkt, daß ihn der Papst zu dessen Nachfolger im Bisthume Brixen ernannte. Das Capitel wählte aber einen anderen Bischof und nahm Spaur nie als solchen an. Leo von Spaur hatte den Kaiser 1467 auch nach Rom begleitet und als nun die Errichtung des Wiener Bisthums vom Papst genehmigt war, hatte der Kaiser Leo von Spaur zum ersten Bischof von Wien ausersehen. Der Bischof Ulrich von Passau und die Wiener Universität, die sich der Errichtung des neuen Bisthums mit allen Kräften widersetzten, wollten ihn als Ordinarius nicht anerkennen. Leo von Spaur starb Ende des Jahres 1479 noch nicht vierzig Jahre alt, ohne daß er auch sein zweites ihm vom Kaiser zugedachtes Bisthum hätte übernehmen können.

In demselben Jahre war auch Ulrich Bischof von Passau gestorben und da veranstaltete es Kaiser Friedrich 1480, daß der päpstliche Nuntius, Alexander Bischof von Forli, die päpstlichen Bullen, die sich auf die Errichtung des Wiener Bisthums bezogen, bei St. Stephan öffentlich verlas und das Bisthum für errichtet erklärte. Hierauf hielt er unter Begleitung einer großen Volksmenge eine Procession durch den größten Theil der Stadt und celebrirte dann ein Dankamt. Den Doctoren der Rechte an der Universität wurde verboten in Zukunft Rechtshändel bei dem Passauer Consistorium in Wien zu führen. Dieses Consistorium verließ nun Wien und nahm vorläufig seinen Sitz in Heiligenstadt.[1]) Daß in der Folgezeit zumeist nur Administratoren das Bisthum verwalteten, trug zur Hebung desselben natürlich auch nicht viel bei. Energische Bischöfe

[1]) Anton Klein, Geschichte des Christenthums in Österreich und Steiermark. 3. Band. Wien 1841. S. 196—201.

Digitized by Google

aber, wie die drei aufeinander folgenden Melchior Klesel, Anton Wolfrath und Philipp Friedrich Graf Breuner waren, hoben dasselbe sichtlich.

Philipp Friedrich Graf Breuner, geboren 1598, frühzeitig Domherr in Olmüz, Breslau und Regensburg, später Propst von Brünn, Archidiacon, Weihbischof und Suffragan von Olmüz, wurde am 5. Mai 1639 von Ferdinand II. zum Bischof von Wien ernannt und als solcher am 26. December 1639 im St. Stephansdome inthronisirt. Er war ein musterhafter Bischof, der seinem Clerus selbst überall mit dem besten Beispiel voranging. Selbst bei der Nacht besuchte er die Kranken und spendete die Sacramente. Er war so ascetisch, daß er in den ersten Jahren seiner bischöflichen Würde das Allerheiligste nur barfuß gehend durch die Straßen der Stadt trug. Übelstände suchte er allenthalben abzustellen. Aus seiner Regierungszeit (1639—1669) sind im f.-e. Consistorial-Archive zwei Berichte erhalten, die er pflichtgemäß über den Stand seines Bisthums nach Rom erstattete und die manche interessante Aufschlüße bieten. Der erste ist datirt vom 26. Januar 1646 und ist an Papst Innocenz X. gerichtet; er wurde von Bischof Breuner selbst nach Rom gebracht. Der zweite stammt aus dem Jahre 1668 und wurde von Bischof Breuner durch den Domherrn Dr. Andreas Grüner nach Rom an Clemens IX. gesandt.

Im ersten Berichte entschuldigt sich Bischof Breuner, daß er nicht früher nach Rom gekommen sei, die Pest und der Feind seien der Reise hinderlich gewesen. In Wien befanden sich damals mit Einschluß der Vorstädte nach der Angabe des Bischofs 150.000 Einwohner. An der Domkirche waren 14 Domherren, von denen vier zugleich Hofcapläne waren. Bitter beklagte sich Breuner, daß die Verwaltung der Einkünfte der Kathedrale von Ferdinand I. dem Magistrat von Wien übertragen worden, der nun dem Bischof nicht den geringsten Einfluß darauf zugestehe. Er werde nicht einmal zur Controle der Rechnungslegung zugelassen. Da der hölzerne Hochaltar des Domes schon ganz morsch war, so ließ er aus eigenen Mitteln (um 45.000 fl.) einen neuen Altar aus Marmor errichten. Dem Dome spendete er auch einen Kelch aus Gold und sechs silberne Leuchter.

Am Dome versahen neun Priester die Seelsorge, dort war auch die Frohnleichnams-Bruderschaft eingeführt, welche viele Processionen veranstaltete.

Digitized by Google

Die Barnabiten zählten 30 Ordensmitglieder und pflegten an ihrer Kirche dieselbe Bruderschaft.

Die Schotten hatten den gleichen Personalstand und beförderten die Bruderschaften zu Ehren des heiligen Sebastian und U. L. Fr.

Im Bürgerspitale waren zwei Geistliche angestellt; dort war die Allerheiligen-Bruderschaft.

Dem kaiserlichen Hospitale war die Katharinen-Kirche zugewiesen.

Das Stift zu St. Dorothea zählte acht Mitglieder.

Bei den Minoriten waren 40 Conventualen; bei ihnen blühte die Bruderschaft vom gekreuzigten Heilande.

Die Dominicaner hatten 60 Ordensmitglieder; sie besaßen ein eigenes Hausstudium und verbreiteten besonders die Rosenkranz-Bruderschaft.

Die Franciscaner waren ihrer 100 Ordens-Genossen; an ihrer Kirche bestand die Erzbruderschaft zu Ehren der unbefleckten Empfängnis Mariens.

Die Kapuziner, die Wächter der kaiserlichen Gruft, waren 70 an der Zahl.

Die Augustiner brachten die Allerseelen-Bruderschaft in Schwung und versahen den Gottesdienst in der kaiserlichen Loreto-Capelle.

Die Jesuiten hatten bei ihrer Kirche am Hof eine Reihe von Bruderschaften eingeführt, nämlich zu Ehren Mariä Himmelfahrt für die Adeligen, zu Ehren Mariä Verkündigung für die Bürger, dann zwei zu Ehren der unbefleckten Empfängnis für adelige Italiener und junge Handwerker, zu Ehren Mariä Reinigung für Handwerks-Gesellen und zu Ehren Mariä Opferung für italienische Handwerker und Kaufleute.

Im Collegium bei St. Ignaz und Franz Xaver lebten 100 Religiosen; dort befanden sich für die Studenten drei Bruderschaften zu Ehren U. L. Fr. die kleine, mittlere und große.

Das Noviciat-Haus bei St. Anna zählte 70 Ordens-Mitglieder.

In den Nonnen-Klöstern nach der Regel des heiligen Augustins zu St. Jacob, St. Laurenz und zur Himmelspforte, wovon die ersten zwei streng nach der Regel lebten, befanden sich 100 Klosterfrauen. Clarissinen gab es in den Klöstern Maria Königin der Engel und St. Nicolai 80. Das Karmeliterinen-Kloster St. Joseph zählte nach Vorschrift der heiligen Theresia 21 Mitglieder.

Der Bischof zählt dann folgende Capellen in der Stadt auf: Zu U. L. Fr. in der Burg, St. Maria Magdalena und St. Helena auf dem

Digitized by Google

Friedhof von St. Stephan, St. Philipp und Jacob im Kölnerhof, Salvator, St. Ruprecht, St. Ivo im Collegium der Juristen, St. Nicolaus im Seizerhof, St. Georg im Freisingerhof, St. Thomas im Gundlhof, St. Barbara im Convict (dort war auch eine Congregation für Männer und Frauen zu Ehren dieser Heiligen), St. Barbara in der oberen Bräunerstraße, St. Katharina im Zwettlhof, St. Andreas und Achatius im Bischofshof, St. Pankraz im Collegium S. J., Maria-Stiegen, St. Peter (letztere zwei werden als die ältesten Gotteshäuser Wiens bezeichnet), St. Johann bei den Maltesern, St. Elisabeth im deutschen Haus.

In den Vorstädten lebten: Im unteren Werd 40 Karmeliter, 12 Barmherzige Brüder, bei St. Rochus und Sebastian 40 Augustiner, auf der Wieden 30 Paulaner (beförderten die Schutzengel-Bruderschaft), vor dem Schottenthor einige Benedictiner von Montserrat, in der Rossau 14 Serviten (die gerade an Kirche und Kloster bauten) und bei St. Ulrich 20 Kapuziner.

Der Bischof beklagte es sehr, daß in Wien 25.000 Andersgläubige waren. Es sei jedoch nicht zu ändern. Keiner gehöre aber dem Bürgerstande und dem Rathe an; außerdem convertiren manche.

Die Juden dürfen an Sonn- und Festtagen vor Beendigung des Gottesdienstes nicht in die Stadt, damit sie nicht die Christen durch ihren Handel vom Gottesdienste abhalten. Durch die Bemühung des Bischofs seien auch die Geschäfte während des Gottesdienstes an Sonn- und Feiertagen geschlossen. Früher war auch jeden Freitag früh Morgens Viehmarkt abgehalten worden, selbst wenn auch ein Feiertag war. Nun dürfe auf des Bischofs Betreiben, wenn an einem Freitag ein Feiertag fällt, der Markt erst nach Beendigung des Gottesdienstes bei St. Stephan gehalten werden.

Die Taufen, Trauungen und Messen in Privathäusern habe er dort, wo kein geeigneter Ort hiefür vorhanden, untersagt.

Wer keinen Dispensschein vom Arzt und General-Vicar vorweisen könne, bekomme an Samstagen und in der Fastenzeit kein Fleisch zu kaufen. Auch habe er befohlen, daß zur österlichen Zeit Beichtzettel ausgetheilt und dann von den Pfarrern abgesammelt werden; das konnte jedoch noch nicht allgemein eingeführt werden. Processionen werden besonders in der Frohnleichnams-Octav in allen Kirchen gehalten und alle Bruderschaften nehmen daran Theil. In der Kathedrale habe er angeordnet, daß die Ceremonien nach dem römischen Ritus vollzogen werden. Das Alumnat habe er mehr

Digitized by Google

und mehr befestigt; es seien 60 Alumnen in demselben, welche für die beiden Bisthümer Wien und Wiener-Neustadt genügend Priester liefern.

Über die Universität klagte Bischof Breuner sehr, daß sie sich bischöfliche Rechte anmaße, z. B. das der Bücher-Censur, wodurch es geschehen sei, daß selbst ungeeignete Bücher erschienen seien.

Die Regierung mische sich viel in kirchliche Dinge ein, so sei sie durch ihre Commissäre bei allen kirchlichen Wahlen vertreten. Ohne Erlaubnis der Regierung dürfe der Bischof kein römisches Decret promulgiren, ja könne nicht einmal die gewöhnlichen Visitationen halten.

Die Religiosen trachten vom Kaiser die Manual-Beneficien zu erhalten; er werde nicht oder zu spät gefragt und so gehen die Beneficien, die zur Belohnung verdienter Männer gehören sollten, verloren.

Der Bischof klagt auch über die Hindernisse, die er bei Geistlichen selbst finde, z. B. bei seiner Pfarr-Regulirung. Droht er, so flüchten sich die Bedrohten zur Regierung und suchen Schutz gegen den Bischof. Einige Geistliche vertheilten sogar ohne bischöfliche Approbation Amulete und dergleichen gegen Pest und Fieber in den Häusern, was bei den Protestanten Ärgernis hervorrufen muß.

Außer Wien gehörten zum Bisthum vierzehn Pfarren. In diesen waren fähig zum Beichten und Communiciren: in Hernals 480, Währing 300, Ottakring 300, St. Veit 448, Penzing 400, Atzgersdorf 400, Perchtholdsdorf 2500, Brunn (wo sich auch ein Franciscaner-Kloster befand) 500, Mödling (wo ein Kapuziner-Kloster war) 2000, Laxenburg 126, Laa 900, Schwechat 300, zu St. Marcus 540, Biedermannsdorf (gerade errichtet) 200.

Am 3. März 1646 bestätigte Petrus Alois Cardinal Carafa (später Paul V.) Namens der Congregation der Bischöfe dem Bischof von Wien, daß er die limina Apostolorum besucht und über sein Bisthum Bericht erstattet habe. Breuner erntete nicht wenig Lob dafür. Er sollte aber mehr Priester in den größeren Pfarren anstellen. Seien Geistliche zu tadeln, so solle er es nur thun, ob sie Weltpriester seien oder dem Ordensstande angehörten. Bedauern wurde ausgesprochen über die vielen Akatholiken in Wien. Der Official von Passau habe in Wien nicht das Recht der Pontificalien; es werden diese Übergriffe wieder verboten werden. Die Klage über das Vertheilen von Amuleten sei der Riten-Congregation zugewiesen worden.[1])

[1]) Original im f.-e. Consistorial-Archiv.

Digitized by Google

Im Berichte des Jahres 1668 erwähnt Bischof Breuner, daß im allgemeinen den Akatholiken der Aufenthalt in Wien nicht gestattet sei. Einigen Adeligen sei er erlaubt worden wegen ihrer erprobten Treue gegen den Kaiser und einigen Kaufleuten auf Verwendung ihrer Fürsten. Sterben Akatholiken, so werden ihre Kinder katholisch erzogen.

Der Bischof klagte wieder, daß er auf die Verwaltung des Vermögens seiner Kathedrale keinen Einfluß besitze; er habe auch durch wiederholte Bitten beim Kaiser in dieser Beziehung nicht einmal erreichen können, daß er wenigstens anwesend sein könne, wenn der Magistrat über das Einkommen der Domkirche Rechnung lege.

In die Jurisdiction des kleinen Bisthums werde vielfach eingegriffen, am meisten vom Bischof von Passau, der trotz des Concils von Trient, trotz der römischen Entscheidungen vom 8. Mai 1627 und vom 3. März 1646 und trotz der Verbote des Nuntius in Wien pfarrliche und bischöfliche Rechte ausübe, die vom Bischof von Wien bei Maria-Stiegen angestellten Priester austreibe, Weihen ertheile u. s. w. Der Prälat von Klosterneuburg schicke, ohne den Bischof zu fragen, Beichtväter nach Hietzing, das doch zu seiner Jurisdiction gehöre. Der Primas von Gran stelle wieder einen Mann von Preßburg nicht vor sein Ehegericht, vor das er doch gehöret.

Bischof Breuner gibt dann die Zahl der von ihm gespendeten heiligen Weihen und der von ihm gefirmten Personen an, ein laut sprechender Beweis für den Eifer des Bischofs, der am Ende seiner Tage — fast durch zwei Jahre hindurch — das Unglück hatte, nahezu ganz blind zu sein. Er weihte in den Jahreu 1640—1667 1667 Priester, 2272 Diacone und 2168 Subdiacone; die vier niederen Weihen und die Tonsur ertheilte er an 1492, während er die Firmung an 61.203 spendete.

Sein Bisthum erstreckte sich nur zwei deutsche Meilen weit. Außer der Stadt gehörten 17 Pfarren zu demselben. Am St. Stephans-Dome wirkten 15 Domherren und 8 Curaten; täglich wurden 50 heilige Messen in der Kathedrale gelesen. Von St. Stephan wurde jährlich in Procession nach Maria-Zell gewallfahrtet. Das geschah auch von den Dominicanern aus.

An der Universitäts-Kirche beförderten die Jesuiten drei Bruderschaften, nämlich eine zu Ehren des heiligen Schutzengels für die Grammatisten, eine andere zu Ehren der unbefleckten Empfängnis Mariens für die Humanioristen und eine dritte zu Ehren Mariä Himmelfahrt für die vier Facultäten. Die Jesuiten leiteten auch das Convict bei St. Barbara, das Pazmaneum, das Seminar zu St. Ignaz und Pankraz und das

Digitized by Google

kroatische Seminar. Im Collegium an der Universität befanden sich 90 Religiosen; im Noviciathaus bei St. Anna, das damals zum Theil erweitert und umgebaut worden, waren 100 Ordensgenossen. Die Novizen wurden zum Katechisiren auf das Land in die Nachbarorte geschickt. Im Profeßhaus der Jesuiten am Hof weilten 80 Ordens-Mitglieder, welche sich die Pflege von sieben Congregationen, die Predigt, den Besuch der Kranken und Gefangenen, sowie die Spendung der heiligen Sacramente (jährlich wurden in ihrer Kirche über 80.000 Communionen ausgespendet) angelegen sein ließen.

Breuner zählt dann die Capellen Wiens auf. Außer den im Berichte vom Jahre 1646 genannten werden noch aufgezählt: In der kaiserlichen Burg im ersten Stockwerk eine Capelle zu Ehren der heiligen Elisabeth für die Kaiserin-Witwe, St. Andreas in der Herrengasse, Dreifaltigkeit, Verkündigung Mariens in der Herberge zur goldenen Eiche.

Die Jungfrauen-Klöster zählten St. Jacob 61, St. Laurenz 40, Himmelpforte 50, das Königin Kloster 50, St. Nicolaus 33, St. Joseph 21 und das Ursulinerinen-Kloster 21 Klosterfrauen. Im erstgenannten Kloster versahen die Dominicaner, in dem bei St. Joseph die Karmeliter und in den übrigen die Franciscaner den Gottesdienst und die Seelsorge. Die Ursulinerinen waren erst — von der Kaiserin-Witwe gerufen — vor wenigen Jahren nach Wien gekommen und hatten zwei Häuser zu einem Kloster hergerichtet, in dem sie eine Capelle hatten. Sie beschäftigten sich mit dem Unterrichte der Jugend. Bei den unbeschuhten Karmelitern im unteren Werd und bei den beschuhten bei St. Theobald ob der Laimgrube war die Scapulier-Bruderschaft eingeführt. Die Serviten verbreiteten die Bruderschaft zu Ehren der sieben Schmerzen Mariens.

Da in Bezug auf die Beneficien Unordnungen eingerissen waren, so verbot der Bischof seinen Geistlichen, irgend ein Beneficium ohne canonische Verleihung zu übernehmen. Auch befahl er im Jahre 1651 eine genaue Specification der Beneficien einzusenden. „Also würdt solche Unordnungen zu remediren ihme Herrn beneficiaten hiemit alles Ernsts auferlegt, daß sie vnd ein jedwederer insonderheit also baldt ein ordentliche specification vnd Beschreibung ihrer inhabenden beneficien Erstlich wie das beneficium heißt? Anderten was es zuegehörungen vnd Grundtstückh hatt? vnd ob der beneficiat solche Grundtstückh selbst inne hat? oder etwa anderwerts vnd durch was Consens sie verlassen sein? Dritten waß von Grundtstückhen oder Zuegehörungen darvon verloren oder abgeödet

Digitized by Google

worden? Vierten auf wie viel Messen vnd waß für ein Altar vnd Khürchen solche Messen zu lesen gestifft sein? Fünften ob vnd von wem er zu solchem beneficio praesentirt, auch ob vnd wann er darauf installirt worden? ohne allen Verzug Ihr fürstl. Gn. einreichen und hiefüro ohne vorwissen deroselben anderwerts die Beschreibung ihrer beneficien keineswegs hinausgeben. Deme sie dann zu Abhelfung ihrer selbst aigenen Beschwerden ihren geleisten Juramentis gemäß nachzukommen wissen werden. Vnd also soll sich ein Jedweder beim Empfahen dieses cum annotatione diei unterschreiben. Ex residentia epali Vienn. die 22. May 1651, Casparus Platzer JU. Dr. Notar m. p."

In dorso befinden sich folgende Namen sammt Bemerkungen:

„Stephan Zwirschlag Dr. benef. Sagmann.

Anton Leux a Luxenstein, Hans Reither vnd Hans Veltsperger Stift.

G. Taps Dr. Nicolai Pfanzaigl vnd St. Helena in crypta.

Caspar Gorizutti Hofkapellen vnd Senftleben.

Curia — Artolf Leider.

Chormagister: Stephan Leittner bei St. Laurenz.

Leviten: S. Trinitas.

Laurenz Haberell: Ludwig Hienerayerstift.

Michael Zwerger: Maria Magdalena vnd Johann Zirnast.

Johann Conrad a Ninhausen: Salvator.

Anton Caccia: Stephan Oeler vnd Vttendorfer.

Matthäus Neudecker: Jakob Stürkbe.

Christoph Stolz: Graf Trautson bey St. Michael.

Thomas Johann Tschepan: Rupert Hödl.

Jakob Philipp de Serrariis: Capell. Trinit. et St. Andr.

Bartholomäus Franconcus: St. Stephan zwey Altäre: Katharin vnd Allerheyligen.

Zacharias Prenner: Pfarre Burgerspital.

Johann Petr. Petitperin: St. Georg Freisingerhof.

Georg Reisch: Peter vnd Jakob Leimann.

Den Haupttheil seines Vermögens hinterließ Bischof Breuner mit einer mündlichen Verfügung vor seinem Beichtvater P. Horst S. J. und Dr. Johann Thomas Molitor dem Bisthum Wien. In einem Codicill vom 21. Mai 1669 aber vermachte er seinen Dienern 6000 fl. Es ist nun nicht uninteressant zu erfahren, wie diese 6000 fl. unter 56 Personen der „Dienerschaft" des Fürstbischofs vertheilt wurden.

Digitized by Google

Dies ersieht man aus folgendem in vielfacher Beziehung merkwürdigen Actenstücke: „Specification welchergestalten die von ihrer fürstlichen Gnaden Herrn Philipp Friedrich Breiner gewesten Bischoffen allhier seel: in seinem den 21. May 1669 auffgerichten Codicill dessen Bedienten verschafften 6000 fl. außgetheilet seindt.

Dem Caplan Joseph Murmann . . . . . 200 fl.
Dem andern Caplan Andrä Eckhardt . . . . . 120 „
Dem Notario Dr. Michael Zwickh . . . . . 450 „
Dem Secretario Dr. Thomae Zwickh . . . . . 150 „
Dem ietzigen Hoffmeister vnd vorhin gewesten Hoffschreiber Johann Schnor . . . . . 450 „
Dem vorigen Hoffmeister Adamen Lutz nach zur richtigkeit gebrachter raithung . . . . . 450 „
Dem steindl Stallmeister . . . . . 450 „
Dem Aufwerther Petschelli . . . . . 200 „
Dem Cammerdiener Mathiä Horny . . . . . 900 „
Dem Johann Madlsperger auch Cammerdienern . . . . . 450 „
Dem Hanß Geörg Khuenberger Cammerdienern . . . . . 150 „
Dem gewesten Kuchlmeister Mathiaß . . . . . 45 „
Dem Johann Räbl Oberzehenthandler . . . . . 450 „
Dem Stephan Eckher Vnderzehenthandler . . . . . 150 „
Dem Johann Härtl grundtschreibern vnd raittungsaufnehmern . 70 „
Dem Johann Conradt Hober Hoffschreibern . . . . . 150 „
Dem Johann Kholstorffer Cursori . . . . . 45 „
Dem Georg Pauer Remanentzer . . . . . 75 „
Dem Johann Georg Ziegler Zehentschreibern . . . . . 30 „
Wolfen Neumüller Oberkhellnern . . . . . 60 „
Paulln Khnorr Lustgarttnern . . . . . 150 „
Hansen Arttner Vnderkhellnern . . . . . 27 „
Valentin Weitguni schneidern . . . . . 15 „
Thoma Partzer Oberpfister . . . . . 45 „
Georg Wildthaber Vnderpfister . . . . . 15 „
Stephan Ledtmann Weingartknecht . . . . . 15 „
Johann Scheidl Einkhauffern . . . . . 27 „
Johann Zettel Laggeyen . . . . . 75 „
Hansen Heyß Laggeyen . . . . . 75 „
Gregori Salzberger Laggeyen . . . . . 45 „

Digitized by Google

Hansen Hierlinger Laggeyen	27 fl.
Adam Weinholdt Laggeyen	27 „
Wolfen Pueben Laggeyen	18 „
Matthießen Hofen Taffeldeckher	30 „
Michael Holtzmann Officier Taffeldeckher	60 „
Simon Reitthoffer Geschürrmaister	23 „
Michael Drolb Leibgutschy	38 „
Bartholomäen Hauzinger Vorreittern	4 „
Hansen Wittich Vorreittern	4 „
Thoma Schellern Nachzuchgutschy	27 „
Jakoben Kreittner Fuhrknecht	30 „
Simon Zehntner Fuhrknecht	15 „
Simon Poltz auch Fuhrknecht	9 „
Matthiaßen Khegl Wagen Jung	4 „
Hansen Purchhoffer auch Wagen Jung	4 „
In simili Gregori Gursch	4 „
Martin Roseneckher Zwey Rössler	12 „
Vrban Vetterer Reut Jungen	4 „
Wilhelm Manhardt Oberhaußknecht	36 „
Matthiaßen Dixl Vnderhaußknecht	9 „
Peter Prumker Thorwarttl	30 „
Hansen Budian Mundtkoch	30 „
Peter Friedenthaller Officierkoch	9 „
Hanß Schuestern Tragern	4 „
Brigitta Prumerin Khuchlmensch	4 „
Vnd der Sara Eckhardtin Silberwascherin	4 „
Summa	6000 fl.

Per DD. Commissarios.
Wien, den 25. Septembris 1669.

Ferdinand Hantaller Dr.
N.-Ö. Regierungs- vnd Closterraths-Secretar."

Am 22. Mai 1669 war Bischof Philipp Friedrich Graf Breuner aus diesem Leben geschieden und am 27. Mai wurde er feierlich begraben. Man wollte ihm seine letzte Ruhestätte vor dem von ihm errichteten Hochaltare anweisen, da aber dort sich die sogenannte Fürstengruft befindet, so mußte dieser Plan aufgegeben werden und Breuner wurde im Frauen-

Digitized by Google

chor vor dem Lieben Frauenaltar an der Epistelseite neben dem Cardinal Klesel (beim Kenotaphium Rudolph IV.) begraben. Sein Leichnam wurde in einen hölzernen und dieser in einen kupfernen Sarg gegeben. Auf letzterem wurde folgende Inschrift angebracht: Requiescit in hac tumba Philippus Fridericus ex comitibus Breiner Epus. Vienn. Sac. Rom. Imp. Princeps aetatis suae 72. praefuit huic cathedral. ecclesiae annos 30 insigni zelo, salutari verbo et raro exemplo. obiit in Do. die 22. Maji 1669.

Sein Bild ist in dem St. Stephansdome an den Chorstühlen, die auf sein Betreiben errichtet wurden, zu sehen. Breuner hatte nur ein kleines Bisthum zu verwalten, aber er hat es gut verwaltet.

Digitized by Google

Ein Landtag in Budweis unter Kaiser Mathias im Jahre 1613.

Von Eduard J. Richter.

I.

Am Sylvesterabende des Jahres 1613 saßen in der Weinstube des Rathsmannes Nicolaus Schanz von Eisenbühl an der Landstraße zu Budweis um eine wohlgedeckte Tafel die gesammten Rathsglieder und ließen sich das Abendmahl wohl schmecken, welches ihnen der dankbare Berufsgenosse gab, weil er von Sr. Majestät König Mathias für den durch das Passauer Kriegsvolk erlittenen Schaden und für seine vielen zum Besten der Stadt unternommenen Reisen die Bewilligung erhalten hatte, in seinem Hause österreichische und ungarische Weine auszuschänken. Unter den Gästen befand sich der unmittelbare Nachbar des Besitzgebers, der ehrenwerthe Bäckermeister Christoph Radler, der in Folge lang andauernder erdrückender Bequartirung von 70 Mann und 6 Weibern sein Haus hatte verkaufen müßen und so verarmt war, daß er in seinem ehemaligen Besitze nur zur Miethe wohnte und durch Fortführung des Bäcker-Gewerbes sein Leben mühsam fristete. Doch war er selbst in der besten Gesellschaft gern gesehen und niemand achtete ihn weniger als früher, da er wohlhabend gewesen, denn damals galt der Werth des Mannes und nicht der des Geldes! Ja noch mehr, dessen Ziehsohn machte der Tochter des reichen Schanz von Eisenbühl den Hof, und man merkte es deutlich, daß die liebenswürdige Ludmilla, welche bei der Tafel die Gäste mit unermüdetem Eifer bediente, ihrem unmittelbaren Nachbar eine besondere Aufmerksamkeit schenkte. Die Gläser klirrten und allgemeine Heiterkeit herrschte in der frohen Gesellschaft. Gerade brachte der Rathsmann Daublewsky von Sternek einen Toast auf das Wohl des neuen Königs Mathias II. aus, als der Stadtschreiber Andreas Kodelik in die Stube trat und von

Digitized by Google

Allen herzlich bewillkommt wurde. Er bedankte sich für die freundliche Einladung und meldete dem Primator, daß so eben der kaiserliche Quartiermeister Arnold Lambert von Maure mit zwei Courieren aus Prag angekommen sei und die Nachricht gebracht habe, der König werde wegen der zu Prag ausgebrochenen Pest zu Budweis einen Landtag abhalten und mit seinem Hofe aus Linz, wo er augenblicklich weilte, ankommen, deshalb sollten 15 Häuser auf dem Platze für die königlichen Majestäten eingeräumt und für alle übrigen Bedürfnisse gesorgt sein.

Diese frohe Kunde erheiterte alle Gemüther noch mehr und der Primator in Begleitung des Stadtschreibers eilte, die angekommenen Gäste zu bewillkommen. Ein freundlicher Blick und Händedruck von Ludmilla lohnte den Stadtschreiber für die fröhliche Botschaft; leider erlaubte diesem die strenge Amtspflicht kein längeres Verweilen.

„Ein braver tüchtiger Mann, der Andreas", äußerte Schanz von Eisenbühl, „unermüdet in seinem Berufe. Seine Kenntnisse, seine Bildung findet man selten; deutsch, lateinisch oder böhmisch, das gilt ihm gleich. Der macht Dir Ehre, Nachbar Christoph!"

Christoph Radler, dem die ungewohnten Getränke bereits in den Kopf stiegen, schmunzelte und sagte: „Ja, alles wäre recht, wenn nur nicht ein Umstand in mir manchmal Trübsinn und Kummer erweckte, bedenke ich das Loos des armen Verlassenen!"

Schanz von Eisenbühl fragte theilnehmend: „Du hast uns immer erzählt, er sei ein naher Verwandter zu Dir, wo sind seine Eltern? Das müßen brave Leute sein, die auf die Erziehung ihres Knaben so viel verwenden?"

Christoph erwiderte stammelnd: „Ja wenn er Eltern hätte, er ist ein Findling! Als zwölfjährigen Knaben fand ich ihn auf einer Reise im Walde bei Freistadt, wo er herumirrte und mich bat ihn mitzunehmen. Ihr seid meine Freunde und sollt alles wissen. Nach seinem Anzuge und seiner Bildung schien er von höherer Abkunft zu sein. Nach einer Medaille, die ich bei ihm fand, und nach seinen Erzählungen waren seine Eltern der lutherischen Lehre zugethan; seine Mutter, sowie deren Begleiter wurden von Räubern getödtet und ausgeplündert. Ich nahm mich des Verlassenen an und schätze mich glücklich, ihn soweit gebracht zu haben." Schanz von Eisenbühl schrie zornentbrannt: „Und das hast Du mir so lang verheimlicht? Der Elende wagte es sogar um meiner Tochter Hand zu werben? Das soll ihm vergehen. Meine Tochter kriegt er nun und nimmermehr. Einem verworfenen Ketzer opfere ich nicht meines Kindes Seligkeit! Das schwöre ich feierlich und will meinen Eid halten!" Christoph schien einer Ohnmacht nahe, Ludmilla verließ weinend die Stube, und obwohl sich sämmtliche Gäste bemühten, den Erzürnten zu

Digitized by Google

beſänftigen, ſo half doch alles Zureden nichts. Die Unterhaltung war geſtört und mismuthig ging die Geſellſchaft auseinander.

II.

Glockengeläute von allen Thürmen verkündete am 29. Januar 1614 nachmittags den treuen Bewohnern von Budweis die Ankunft ihres Königs und deſſen erlauchten Gemahlin Anna. In Maſſen ſtrömte das Volk durch das Linzerthor; alles war zu einem würdigen Empfange des hohen Herrſcherpaares vorbereitet. 32 rothgekleidete bürgerliche Scheibenſchützen gingen mit ihrer Fahne, worauf ein Schütze gemalt war, voran, dann folgten die Bürgergarde in Rüſtung mit ihrer Fahne und einige Bürger mit der Stadtfahne.

Bei der Marterſäule unweit der Bouquoiſchen Holzlegſtätte empfing der geſammte Stadtrath mit der übrigen Bürgerſchaft die k. k. Majeſtäten und überreichte die Stadtſchlüſſel, wobei der Stadtſchreiber Andreas Kodelik eine kurze lateiniſche Bewillkommungsrede hielt, welche vom Kaiſer mit den huldreichſten Worten erwidert wurde. Hierauf bewegte ſich der feierliche Zug in die Stadt. Zu beiden Seiten des Kaiſers ging der Stadtrath, rückwärts die Schützen und die Bürgergarde. Die auf dem Krumauer Teichdamme aufgeſtellten zehn Kanonen wurden zweimal abgefeuert. Als die beiden Majeſtäten ihr Abſteigequartier im Rathhauſe betraten, gab die auf dem Platze aufgeſtellte Bürgergarde eine zweimalige Salve, welche von dem lauten Jubelrufe der zahlloſen Volksmenge, die aus nah und fern herbeigeeilt war, begrüßt wurde.

Am Abend dieſes unvergeßlichen Tages war der ſchöne Platz feſtlich beleuchtet, des Kaiſers Trompeter und Pauker ſpielten vor dem Rathhauſe fröhliche Weiſen und die ganze Bevölkerung, durch die hohe Gegenwart ihres Herrſchers beglückt, überſtrömte in Freude und Wonne. Nur zwei Menſchen konnten den Jubel der Menge nicht theilen: Andreas und Ludmilla, welche, während alles dem Platze zuſtrömte und die Gaſſen ziemlich verödet waren, in der Hausflur des bekannten Weinhauſes ſtanden und ſich die Hände drückten. Andreas unterbrach das Schweigen und fragte: „So iſt denn keine Hoffnung mehr für unſere reine Liebe?“

Mein Vater iſt unerbittlich. Alles iſt vergebens, ſelbſt das Zureden unſeres braven Primators blieb erfolglos.

„Unglückſelige Geſchwätzigkeit meines Ziehvaters, mein ganzes Lebensglück iſt zertrümmert und keine Ausſicht auf eine günſtige Löſung!“

Ludmilla ſagte ſchluchzend: Du ſtehſt als geachteter Mann hier, genießeſt die größten Auszeichnungen, heute hatteſt Du die Gnade den Kaiſer zu bewillkommen, und Hunderte beneiden Dich um Dein Amt, aber ich armes Mädchen bin zu bedauern, denn, welche Zukunft habe ich zu erwarten?

Digitized by Google

Der Stadtschreiber umarmte seine Geliebte und drückte ihr einen feurigen Kuß auf die bebenden Lippen, als sich leise das Thor öffnete und der Rumormeister hereinschlich. Die Beiden fuhren erschreckt auseinander und Andreas fragte: „Was bringst Du, alter Freund?“ Der Rumormeister antwortete: „Nichts bringe ich, aber Euch suche ich, Ihr sollet sogleich zu Sr. Gestrengen dem Herrn Primator kommen, ich wußte, daß ich Euch hier finden würde, der hohe Rath ist versammelt. Euer Vater, holde Jungfrau, dürfte nicht sobald kommen, denn die Herren haben wichtiges zu berathen.“

Andreas verabschiedete sich mit einer herzlichen Umarmung von seiner Geliebten und eilte mit dem Rumormeister dem Rathhause zu. Ludmilla ging langsamen Schrittes in die von Gästen leere Weinstube zurück. Als Andreas in den Rathsaal im hintern Geschosse des Rathhauses trat, stand der Primator auf und führte ihn in ein anliegendes kleines Gemach, wo er ihn vertrauungsvoll also anredete: „Ich bedarf Eurer Gewandtheit und Eurer Verschwiegenheit. Des Kaisers Majestät ist in drückender Verlegenheit, wir müßen ihm helfen. Er braucht 20.000 Schock (böhmische Groschen), unsere Stadtrenten sind nicht in der Lage so viel zu erschwingen, ich selbst als Vorsteher kann hier weder befehlend noch bittend einwirken, beides würde meinem Ansehen schaden. Ihr aber seid allgemein beliebt, Eurem Rathe folgt alles; gehet zu den angesehensten Bürgern der Stadt und gebet Euch Mühe, daß jeder nach Möglichkeit beitrage, um die Summe zusammenzubringen. Eurer Beredtsamkeit wird es bald gelingen, das Vertrauen unseres erhabenen Herrschers zu rechtfertigen und von der Treue und Anhänglichkeit unserer Stadt einen neuen Beweis zu geben.“

„Ich danke für diesen ehrenvollen Antrag“, erwiderte Andreas, „was meine schwachen Kräfte zu thun vermögen, will ich aufbieten, um mich Euer Gestrengen Vertrauens würdig zu machen. Gottes Segen geleite mich.“

Der Primator schüttelte ihm die Hand und sagte: „Gehet mit Gott, edler Mann, und seid meines Dankes gewiß!“ Mit einer Verbeugung verließ Andreas das Gemach, und eilte durch die bereits ganz dunkle Straße seiner Wohnung zu. Bald schloßen sich seine müden Augen und die verschiedenartigsten Träume standen vor seiner Seele.

Der 30. Januar brach an. Abermals verkündete das Geläute aller Glocken und der Donner der Geschütze auf den Stadtwällen ein seltenes Ereignis. Nachdem Kaiser Mathias in der Pfarrkirche und die Kaiserin Anna in der Dominicanerkirche dem feierlichen Gottesdienste beigewohnt hatten, bewegte sich der feierliche Zug dem Rathhause zu, in den Landtagssaal; die Stände, welche äußerst zahlreich vertreten waren, nahmen ihre Plätze ein, der Kaiser bestieg unter Trompeten- und Paukenschall den Thron. Stehend und mit bedecktem Haupte eröffnete er den Landtag mit einer Rede,

Digitized by Google

worin er seine volle Zufriedenheit über das zahlreiche und bereitwillige Erscheinen aller drei Stände kundgab und sonach den Landständen seine Postulate vorlesen ließ, welche in Folgendem bestanden.

Die Stände sollten:

1. Auf vier Jahre zwei Regimenter Kriegsknechte und 2000 Pferde jährlich durch neun Monate unterhalten;

2. des Kaisers Schulden bezahlen, weil die Bürgschaften mit Georgi zu Ende gingen;

3. die bewilligte Haussteuer bis Nicolai auf vier Jahre verlängern und die Gränzhäuser erhalten, sowie die schadhaften Kanonen ausbessern und die Gefangenen losbringen;

4. zur Erbauung des Prager Schlosses 50.000 fl. bewilligen, die Stände den Bau leiten und das Geld vorschießen;

5. das Hochzeitsgeschenk per 100.000 Mark herausgeben;

6. das Kuttenberger Bergwerk übernehmen und erhalten, endlich

7. die schlechten Münzen abschaffen, das Salz im Preise herabsetzen, die Gränzen befestigen, und was am vorigen Landtage noch nicht vollzogen wurde, vollführen.

Nach der Vorlesung zog sich der Kaiser mit seinem Gefolge unter anhaltenden Lebehochrufen in seine innern Gemächer zurück und die Berathung begann.

III.

Einige Tage nach dieser Feierlichkeit stand im Vorsaale der kaiserlichen Gemächer der Stadtschreiber Andreas Kodelik, da öffnete sich eine Seitenthüre und ein Kapuzinermönch, P. Cherubin, der Beichtvater der Kaiserin Anna, trat in die Vorhalle. Kaum erblickte letzterer den Stadtschreiber, so redete er ihn mit den freundlichen Worten an:

„Ei, sieh' da, endlich finde ich Euch wieder, der Kaiser und die Kaiserin waren sehr erfreut über Eure Bewillkommungsrede, und befahlen mir, Euch vorzustellen, da kommt Ihr gerade wie gerufen." Bescheiden erwiderte der Jüngling: „Ich bin anher gesandt, um von der kaiserlichen Majestät für unseren Stadtrath eine Audienz zu erbitten, damit wir das von unserem allergnädigsten Könige verlangte Darlehen Sr. Majestät überreichen können." Ueberrascht unterbrach ihn P. Cherubin: „Wäre es möglich, in so kurzer Zeit diese hohe Summe zusammenzubringen?" Andreas Kodelik sprach mit Wärme: „Wenn es gilt, unsern König zu retten und die Ehre unserer Stadt, so ist uns kein Opfer zu groß, denn für seinen König und seinen Glauben opfert der Budweiser willig alles!" P. Cherubin sagte: „Seid Ihr auch ein Eingeborner dieser schönen Stadt?" Andreas entgegnete seufzend:

Digitized by Google

„Leider kann ich mich keinen solchen nennen. Wenn ich hier meine zweite Vaterstadt fand und von einem braven Manne erzogen wurde, so ist mir der Ort, wo ich das Licht der Welt erblickte, unbekannt, und es war mir nie vergönnt, den süßen Namen Vater und Mutter auszusprechen.“ Er faßte Zutrauen zu dem Ordensmanne und erzählte ihm alles, auch seine unglückliche Liebe und Verzweiflung.

Im Auge des Kapuziners leuchtete ein Lichtstrahl, er ließ sich die Medaille zeigen, welche der Jüngling stets am Halse trug und eilte in die Gemächer des Kaisers. Nach kurzer Zeit kam er wieder zurück, und befahl dem Stadtschreiber, dem Stadtrathe zu sagen, daß Sr. kaiserliche Majestät die Herren erwarte, daß aber auch er mitkommen möge. Er entließ ihn mit den Worten: „So ist des Kaisers Wille, vertrauet auf Gott und gute Menschen!“

Der Stadtschreiber eilte beklommenen Herzens in den Rathhaussaal und entledigte sich seines Auftrages, die versammelten Rathsherren sputeten sich, dem kaiserlichen Befehle nachzukommen und bald stand der versammelte Rath, der Stadtschreiber mit den Geldrollen im Hintergrunde, im Empfangssaale des Kaisers. Die beiden Flügelthüren öffneten sich und Mathias trat in Begleitung seines geheimen Rathes, des obersten Quartiermeisters Arnold Lambert v. Maure und des P. Cherubin ein.

Der Primator erklärte mit einer tiefen Verbeugung, daß die Bewohner der Stadt Budweis sich glücklich schätzen, ihrem Kaiser und Herrn einen neuen Beweis ihrer unverbrüchlichen Treue und Anhänglichkeit zu geben und stellte im Namen der gesammten Bürgerschaft die unterthänigste Bitte, die verlangte Summe gnädigst in Empfang zu nehmen. Der Kaiser dankte in den herzlichsten Ausdrücken den wackeren Budweisern für ihre Bereitwilligkeit und befahl dem geheimen Rathe, das Darlehen zu übernehmen. Kodelik trat mit diesem in das Seitengemach und der Kaiser fuhr fort: „Ihr allezeit Getreuen Einwohner dieser schönen Stadt! Gerade wie Eure Straßen, ist Euer Thun und Eure Rede, aufrichtig vom Herzen zum Herzen, so habe ich es gern. Wir haben hier stets unsere treuesten Anhänger gefunden, Ihr habt in Trübsal und Nöthen Eure Treue rein wie Gold bewahrt! Bewahret mir selbe fürderhin, denn es dürften schwere Zeiten kommen und die Versuchung groß werden. Ich baue auf Euch, denn Ihr waret ja stets Eurer Kirche und Eurem angestammten Königshause getreu und seid eine unerschütterliche Stütze unseres Throns! Die nöthigen Schuldbriefe sollen Euch sogleich ausgefertigt werden und als Unterpfand für dieses Darlehen übergebe ich Euch mein ganzes Reitzeug und alle meine Reise-Effecten; sollte ich nicht mehr in die Lage kommen, meine Schuld abzutragen, dann bewahrt dies als ein heiliges Angedenken an den großen Dienst, den Ihr Eurem Kaiser und

Digitized by Google

dem Vaterlande erwiesen. Mögen Eure Nachkommen sich hieran ein Exempel nehmen. Doch sprecht nun, Ihr Herren, deren Bemühungen allein dies so schnell gelang, womit kann ich Euch lohnen?"

Der Primator trat vor und entgegnete ehrfurchtsvoll: „Hoher Herr! Eure Huld und Gnade sind uns hinreichender Lohn, und wenn derjenige genannt werden soll, dessen Bemühungen wir dies verdanken, so gebührt das Verdienst allein unserem braven Stadtschreiber." Bei diesen Worten kam gerade Andreas Kodelik mit dem geheimen Rathe wieder zurück. Kaum erblickte ihn der Kaiser, als er ihm huldvoll winkte näher zu kommen, ihm einen werthvollen Ring an den Finger steckte und sprach: „Ich bin nun Euer doppelter Schuldner geworden, nehmt dies kleine Geschenk als Andenken von Eurem dankbaren Kaiser. Ich weiß einen Lohn, der Euch glücklich machen könnte, leider daß ich hier nicht gebieten kann; vielleicht hilft meine Fürsprache." Der überraschte Stadtschreiber stammelte die Worte: „Euer Majestät!"

„Ich weiß alles", antwortete der gütige Monarch, „und Ihr Schanz von Eisenbühl werdet bald Euer Unrecht wieder gut machen." Der bestürzte Rathsmann berief sich auf seinen gethanen Schwur, worauf Mathias erwiderte: „Andreas ist weder ein Fremdling, noch ein Ketzer. Pater Cherubin wird Euch die nöthigen Aufklärungen geben und Ihr, Lambert, umarmt hier Euren Neffen."

Der Quartiermeister war überrascht, aber eine innere Stimme drängte ihn zu dem Stadtschreiber und bald lagen sich beide in den Armen. Pater Cherubin begann: „Die Mutter dieses braven Mannes war die Schwester des Herrn Quartiermeisters Lambert von Maure und wurde während der Unruhen in Ober-Österreich sammt ihrem Gemahle ermordet, sie waren beide der katholischen Lehre zugethan und ich selbst taufte diesen Knaben. In dem Tumulte wurde er von einer lutherischen Frau an Kindesstatt angenommen, die ihm auch die Medaille umhing, welche ihn bald um eine glückliche Zukunft gebracht hätte. Der Edle hat ungeachtet seiner ganzen ketzerischen Umgebung den reinen katholischen Glauben bewahrt und glücklich das Mädchen, das diesen Ehrenmann sein nennen kann!"

Kaiser Mathias sagte lächelnd: „Nun Herr Rathsmann, was sagt Ihr jetzt dazu?"

Schanz von Eisenbühl bat entschuldigend: „Euer Majestät Vergebung!" Und zum Stadtschreiber gewendet sagte er mit bebender Stimme: „Edler Mann, könnt Ihr mir verzeihen?"

Der entzückte Stadtschreiber stürzte zu den Füßen des Kaisers, bedeckte dessen Hand mit Küssen, dann sprang er auf, umarmte den Rathsmann Schanz, den Quartiermeister und konnte sich vor Freude nicht fassen. Der Kaiser ergötzte sich an dieser schönen Scene und sagte: „Ihr vergeßt ganz,

Digitized by Google

daß noch jemand in Trauer ist, darum eilt, diese fröhliche Kunde Eurer Liebe zu bringen. Ihr seid in Gnaden entlassen!"

Der Kaiser zog sich in seine Gemächer zurück und die Rathsherren begaben sich über Einladung ihres Collegen Schanz von Eisenbühl in die Weinstube desselben, wo sie bereits Ludmilla in den Armen ihres Bräutigams fanden und dem Wohle des glücklichen Paares wacker zutranken. Alles schwebte in einem Meere von Wonne und erst spät trennte sich die muntere Gesellschaft.

IV.

Es war am Tage Mathiä, dem Namensfeste des Kaisers, als die beiden Majestäten dem feierlichen Gottesdienste in der Pfarrkirche beiwohnten, das Gotteshaus war überfüllt von Andächtigen aus allen Ständen. Nachdem der würdige Stadtdechant Christoph Thomä das Hochamt beendet hatte, trat P. Cherubin an den Altar und segnete in Gegenwart der beiden Majestäten den feierlichen Bund der Ehe, welcher Andreas Kodelik den Stadtschreiber und Ludmilla auf ewig vereinigte. Nach vollendeter kirchlicher Feier umwand die Kaiserin Anna mit ihrem eigenen kostbaren Stirnbande das jugendliche Haupt Ludmilla's und niemand verließ ungerührt die Kirche.

Der Aufenthalt des Herrscherpaares dauerte noch bis zum 28. Februar 1614, an welchem Tage die beiden Majestäten unter großen Feierlichkeiten Budweis verließen und über Krumau, wo sie sich drei Tage aufhielten, nach Linz zurückkehrten. So manches Andenken verdankte die Stadt dem hohen Besuche des erlauchten Herrscherpaares. Die Königin Anna hat auf Anrathen ihres Beichtvaters P. Chernbin zu Ehren ihrer Namenspatronin ein Kapuzinerkloster gestiftet, der Kaiser verlieh den Scheibenschützen nebst anderen Rechten auch das Privilegium, ein jährliches Schützenkranzgeld per 36 Schock Groschen aus den Mauth- und Zöllengeldern zu erheben und noch vor mehreren Jahren zeigte man das vom Kaiser versetzte Reit- und Rüstzeug im dortigen Rathhause.

Digitized by Google

Gedichte

von

Victor P. Hubl.

Unser Glück.

So endlos reich das Leben,
Der neue Tag so hold,
Als ob der Himmel segnen
Die ganze Erde wollt'.

„Hier wohnt das Glück!" — doch frage,
Wie Viele glauben d'ran?
Sieh' nur das harte Ringen
Auf blüthenvoller Bahn.

Zum Himmel von der Scholle,
Vom Himmel erdenwärts,
Im Licht erst, dann umnachtet,
Hinirrt das Menschenherz.

Da duften mild versöhnend
Die Rosen durch das Thal. . . .
Und halten wach den Glauben
An's heil'ge Ideal.

Winkt endlich Glück — das Erbgut
Ist's nur entschwund'ner Zeit:
Es ist der Seelenfriede,
Die Frucht aus Lust und Leid.

Digitized by Google

Mein Herz.

Mein Herz iſt wie die Fichte,
Die treu im grünen Kleid
Gleich einem Lenzgedichte
Verträumt die Winterzeit.

Verhüllt von Schnee und Eiſe
Keimt auf ihr junges Grün,
Wie unter Schmerzen leiſe
Der Hoffnung Roſen blüh'n.

Der verlaſſene Baum.

Es ſteht ein Baum in ödem Feld,
Der blüht mit jedem jungen Jahr
Und rauſcht ſo ſelig in die Welt,
Wie einſt — da rings der Wald noch war.

Im Schatten ſeiner Frühlingspracht
Hab' einſt'gen Glück's ich oft gedacht —
Woher dein Blüh'n, verlaſſ'ner Baum,
Vereinſamt Herz, woher dein Traum? —

Ewiges Leben.

Den Geliebteſten der Todten
Sollſt Du eine Ruh'ſtatt geben
Tief im Grunde Deiner Seele —
Und ſie werden ewig leben.

So verſenk' die eig'nen Tage
Liebevoll in's Herze Andern
Und auch Du wirſt dann ein ew'ger
Lichter Geiſt hienieden wandern!

Digitized by Google

In die Heimat.

O komm'! So schreibt ein Schwesterlein,
Das fern, daheim noch ist,
Wir Alle, Alle denken dein —
O, daß Du uns vergißt!

Bist lang schon in der Fremde drauß',
Denk' an die Wiederkehr —
Betrittst Du unser kleines Haus,
Ich kenne Dich wohl nicht mehr! . .

Die eckigen Züge schau' ich an,
Da wird mir bitter weh' —,
Daß ich es Euch nicht sagen kann,
Wie ich so einsam steh' . . .

Mir ist vernichtet Glück und Huld,
Geknickt im Sturm die Blüthen — —
Verlor'nes Leben durch eig'ne Schuld —
O mög' Euch Gott behüten!

Nachts auf dem Strom.

Wie die Wasser lautlos rinnen,
Hab' mein Ruder fortgelegt —
Fühle Denken mir und Sinnen
Friedumfluthet, kaum bewegt.

Oben eine Welt von Sternen,
Und im Strom ihr Widerschein —
Bald nach jenen Himmelsfernen
Zieht es mich, bald tief hinein.

Die versunk'nen schönen Zeiten
Grüß' ich nächtens ohne Gram,
Einst empfund'ne Seligkeiten
Rühren mich noch wundersam.

Doch gemildert all' das Glühen,
Alle Unrast ferne ganz —
Ob auch tausend Funken sprühen
Um mein Boot in irrem Glanz.

Wie befreit mich solche Kühle
Ruh' im unermeß'nen Raum —
Nur um eine kleine Mühle
Rauscht es wie ein sel'ger Traum.

Also fort durch's Leben fahren
Auf der kaum bewegten Fluth
Möcht' ich, bis im ewig klaren
Licht einst meine Seele ruht!

Digitized by Google

Waldwaſſer.

Liegt ein Weiher tief im Thal,
Dunkel ſind ſeine Fluthen,
Durch das Schilf am Ufer weht's
Wie verglommene Gluthen. . .

Träume einer Sommerzeit
Gaukeln leiſe drüber,
Einſam eine Fichte rauſcht:
Vorüber . . . vorüber. . .

O ſag', wo mag der Frühling bleiben?

O ſag', wo mag der Frühling bleiben? —
Sprichſt Du ſeit manchem Tage ſchon,
Und lächelnd: Sollſt ein Lied ihm ſchreiben
In herzenswarmem Sehnſuchtston!

Wohlan — die Feder iſt gefeuchtet,
Und Wunſch und Worte ſind ſich nah' —
Ein Blick! — O wie Dein Auge leuchtet!
Und ohne Sang — der Lenz iſt da.

März 1890.

Lied aus der Fremde.

O wie tief mein Herz, wie ſo tief mein Herz
Oft im Heimatston erbebt,
Wo ich erſte Luſt, wo ich erſten Schmerz
Jauchzend, weinend ausgelebt!

Ob das Haus noch ſteht, jenes Haus noch ſteht,
Wo des Kindes Lallen klang,
Wo in Nächten ſpät, Mutter, Dein Gebet
Glaubensvoll zum Himmel drang . . .

Ob der Pfad noch führt, ob der Pfad noch führt,
Wo ich ihr zur Seite ging,
Deren Blick gerührt, deren Blick gerührt
An dem wilden Knaben hing.

Digitized by Google

O Du Sonnenschein, Du mein Sonnenschein,
Jugendhimmel, blau und klar —
Steh' solang allein, — einmal glücklich sein
Möcht' ich noch, wie's einstens war!

Ist umsonst der Sang, ist umsonst der Drang,
Endlos weitet sich das Meer —
Dunkler Wogen Klang, dunkler Wogen Klang
Rauscht mir letzte Kunde her:

Sonnenschein verloht, Sonnenschein verloht,
Der mit Blüthen Dein Heim umwand —
Wer Dir Liebe bot, die Geliebten todt —
Bist schon fremd im Vaterland! . . .

Arnsdorf a. d. D. 27. März 1890.

Mein Schicksal.

O ich fühl' im Herzensgrunde,
Wie es leis' und leiser klopft,
Wie aus unheilbarer Wunde
Mir das Blut des Lebens tropft;
Stolzen Fluges nach den Höhen
Strebt' ich einst, ein Sonnensohn —
Wie die Gluthen all' verwehen!
Doch ich sterb' kein Phaëthon.

Nicht im Blitzstrahl fallen dürfen,
Nicht in feur'gem Sonnenbrand —
Langsam Gift des Todes schlürfen,
Unbeklagt und unbekannt
Hinzusiechen, ohne Schimmer,
Ohne Eines Glückes Schein — —
So mein Los: ein Todter immer
Werd' ich, kein Vergess'ner sein! . . .

Arnsdorf a. d. D. 3. Juni 1890.

Digitized by Google

Wie einſt in jungen Tagen.

Im Garten eine Linde ſteht,
Eine alte Märchenlinde,
Großmutter ſitzt darunter und
Erzählt dem Enkelkinde;
Wie ſeine Augen leuchten hell
Und wieder und wieder Fragen —
Großmutter ſinnt, Großmutter träumt,
Wie einſt in jungen Tagen.

Im Garten unterm Lindenbaum
Hatt' er ſie einſt gefunden,
Im Garten unterm Lindenbaum,
Ihr wunderſel'gen Stunden!
Ein Märchen iſt's: dem Enkelkind
Will ſie es lächelnd ſagen —
Noch ſpät beglückt in tiefſter Bruſt,
Wie einſt in jungen Tagen.

Es war einmal . . . ſo klingt es ein,
Und als die Mär' zu Ende —
Großmutter, ſagt das ſüße Kind,
Wenn ich's nur auch ſo fände!
Gibt's wohl noch einen ſolchen Schatz —
Großmutter, mußt mir's ſagen? . . .
O Scheideweh! — die Greiſin weint,
Wie einſt in jungen Tagen. . . .

Arnsdorf a. d. D. 8. Juni 1890.

Zu ſpät.

Mein Drang war in die Weite,
Fern ſucht' ich ſtets das Glück
Und kam ein müder Wand'rer
Nach manchem Jahr zurück.

Noch flog ein letzter Lichtſtrahl
Durch mein verlor'nes Sein —
Aus treuem Auge las ich:
Du konnteſt glücklich ſein . . .

Arnsdorf a. d. D. 13. Juni 1890.

Digitized by Google

Die blauen Nebel steigen.

Die blauen Nebel steigen,
Die Fernen all' sind nah gerückt,
O wie dies heil'ge Schweigen,
Wie solche Klarheit reich entzückt.

Mit seinem stillen Schlage
Hör' ich das müde Herze kaum,
Schon sinken seine Tage —
Bald lebt's verklärt im ew'gen Traum . . . .

18. Juni 1890.

Nachruf.

Kaum hatten wir die Genugthuung, dem Wunsche Victor P. Hubl's entsprechend, den Lesern des „Österreichischen Jahrbuchs" früher als jedes andere periodische Organ eine nicht unerhebliche Anzahl seiner Verse zu bieten, die ihnen den Namen des Dichters gewiß liebenswerth machen, obliegt uns die betrübende Pflicht den unerwartet frühen Tod des kaum Fünfundzwanzigjährigen anzuzeigen.

Wer die vorhergehenden Seiten empfänglichen Gemüthes gewürdigt, bedauert gewiß, daß unser liederreiches Österreich um einen eben so tiefempfindenden als formgewandten Sänger ärmer geworden. Uns wenigstens dünkt es außer Zweifel: Victor P. Hubl hatte einen Lautenspieler im Busen. Er gab uns keine Prosa in gereimte Zeilen abgetheilt. Aus vielen seiner jugendlichen Gedichte weht uns der Lindenduft des Volksliedes entgegen, der zu so duftigen Träumereien anregt, andere wieder gleichen in ihrer sprachlichen Gedrungenheit überraschend früh gereiften Gedankenfrüchten. Ob er gleichsam phantasirt . . . schwüle Notturnen . . oder das angeschlagene Thema rhythmisch streng durchgeführt, der festgehaltene Grundton seiner Lieder bleibt immerdar das Gefühl, ein lebensvolles und wieder zaghaftes, bald zuversichtliches, bald wehmuthsvolles Gefühl. Er ist ein geborener Lyriker. Was ließ sich nicht von einem so glücklich veranlagten Künstler der Worte erwarten, wenn er nicht so früh dem Tode verfallen wäre? Vergebliche Frage! Sie wird gründlicher als nach den hier mitgetheilten Proben durch das bevorstehende Erscheinen der von ihm selbst abgeschlossenen Gedichtssammlung beantwortet werden können. Doch auch aus dieser Prüfung wird Victor P. Hubl als ein ausgesprochenes, viel versprechendes Talent hervorgehen. Gewiß, es kann keiner höher fliegen, als ihm die Flügel gewachsen sind; allein die letzten seiner hier mitgetheilten Gedichte beweisen uns, daß je fühlbarer die schleichende

Digitized by Google

Krankheit sich ihm näherte, seine Seele sich zu einem um so höheren Flug, zu melodiöserem Schwung entfaltete.

Victor P. Hubl, am 9. März 1865 zu Marburg a. d. Drau in ärmlichen Verhältnissen geboren, hat an den deutschen Unterrichts-Anstalten dieser deutschen Insel im slovenischen Land sowohl die Volksschule als das Gymnasium mit ausgezeichneten Erfolgen durchgemacht, wie dies eine ganze Reihe von Schillerpreisen darthut. Der schwächliche, überaus lebhafte Jüngling verursachte seinen eben so zärtlichen als intelligenten Eltern von Kindheit an viele Sorgen; nur mit Mühe und Noth gelang es ihnen den Vierzehnjährigen vor den Folgen eines heftigen Lungenleidens zu bewahren. Ihn aber beherrschten Wißbegierde und Ehrgeiz, er sehnte sich nach der Universität Grätz um sich gründlich auszubilden, selbst Unterricht ertheilen zu können und seine überaus geliebten Eltern zu unterstützen. Noch ehe er jedoch in den Kampf mit dem Leben eintrat, hatte Rosegger's Heimgarten sein erstes Gedicht veröffentlicht (1882); für den Strebenden eine Bürgschaft späterer Erfolge! Das Schuljahr 1883 fand ihn unter den Hörern der philosophischen Facultät und gewährte ihm die erste Gelegenheit seine classischen Studien durch Privatstunden zu verwerthen. Das Leben in der Großstadt, denn Grätz war für ihn eine solche, nahm zwar den geistreichen Gesellschafter, den musikalischen Dilettanten, den gewandten Tänzer stark in Anspruch, doch verlor er seinen Wunsch, seine Absicht sich als deutscher Literarhistoriker eine gesicherte Stellung zu verschaffen, keineswegs aus den Augen. Um sein Urtheil durch den Vergleich mit den Werken der ausländischen Literaturen zu kräftigen, befliß er sich ohne jede erleichternde Beihilfe des Studiums der französischen, englischen und italienischen Sprache. Schon in diesen Jahren hatte er auch die Wahl jenes Autors getroffen, dessen Leben und Leistungen den Gegenstand seiner Inaugural-Dissertation zur Erlangung des Doctorats der Philosophie bilden sollten. Es war dies, bezeichnend genug für Hubl's Sturm- und Drang-Periode, der feurige phantasiereiche Wilh. Friedrich Waiblinger, der nächst Rom begraben liegt und allerdings bei uns mehr gekannt zu sein verdient, wenn auch die Leser seiner in neun Bänden gesammelten Schriften dessen Erzählungen und Schilderungen in Prosa vielleicht höher stehen sollten als seine unter Hölderlin's und Byron's Einfluß erblühten Gedichte. Um sich ruhiger auf die Rigorosen vorzubereiten nahm er 1885 eine Hofmeisterstelle in Brünn an, die er in Folge eines gefährlichen Falles auf dem Eise, wohin er seinen Zögling nicht blos begleiten wollte, bald wieder aufgeben mußte. Und wieder war seine schwache Brust in Mitleidenschaft gezogen worden, wieder bedurfte er mehrerer Monate behutsamster häuslicher Pflege. Allmählich genesen, durch unausgesetzte wissenschaftliche Studien geistig gestärkt, übernahm er 1887 eine Hauslehrerstelle in St. Georgen bei Wildon, die mit dem glänzenden Jahreszeugnis seines Schülers abschloß. Dann kam er in derselben Stellung in das Haus der Besitzer der reizend gelegenen Herrschaft Arnsdorf a. d. Donau. Hier, unter Menschen die ihn hochschätzten, die sich lebhaft für sein Talent interessirten, fand er Zeit sich mit verschiedenen Journalen in Verbindung zu setzen. Er veröffentlichte eine Reihe von kritischen Studien über moderne zumeist österreichische Poeten, die erhalten, d. h. gesammelt zu werden verdienten. Ferd. von Saar, Franz Nißel, Stephan Milow, Martin Greif hatten wohl noch nie eine gerechtere

Digitized by Google

eingehendere Würdigung gefunden. Eine unmittelbare Folge dieser Artikel war, daß er den Besprochenen brieflich näher trat und durch sie in collegialer Weise ermuthigt und gefördert wurde. Unter diesen seinen Correspondenten hatte vor allen Martin Greif sein Herz gewonnen, der liebenswerthe Münchener Dichter, der es ihm reichlich vergalt durch theilnahmsvolles Entgegenkommen. Ihm wollte Hubl die noch vor seiner letzten Krankheit von ihm selbst abgeschlossene Sammlung seiner Gedichte widmen. Allein es kam anders: Meister Martin hat sich gern bereit erklärt die hinterlassenen Gedichte seines jungen Freundes dem großen Publicum vorzuführen. Noch ehe dieser Band vorliegt, sei es mir gestattet aus einem Briefe Greif's vom 1. October d. J. eine Stelle anzuführen, die in ihrer schlichten Kürze schwerer wiegt als jede Grabrede. Sie lautet: „Unser trefflicher Victor Hubl war ein geborener Dichter, wie ich aus einer Reihe mir zugesandter Liederproben ersehen und hätte sich zweifellos einmal einen angesehenen Namen als Poet errungen, was ihm auch der Meister des Liedes Theodor Storm schon vorausgesagt hatte."

Auch andere maßgebende Persönlichkeiten waren auf den talentvollen jungen Mann aufmerksam geworden. Es galt ihm seine literaturgeschichtlichen Studien durch einen gesicherten ruhigen Beruf zu erleichtern. Die Stelle eines Secretärs des k. k. Österr. Beamten-Vereins ward ihm angeboten. Die ihm hiedurch eröffnete Aussicht, fortan im geistigen Mittelpunkte der Monarchie zu leben, machte ihn überglücklich. Er kam Ende Juni nach Wien, nicht ohne vorher einen flüchtigen Besuch bei seinen Eltern in Grätz abgestattet zu haben. Nun sollte nach wenigen Wochen das dritte Rigorosum zur Erlangung der philosophischen Doctorswürde abgelegt werden und dann ... aber er hatte sich kaum bei seinem neuen Vorstande gemeldet, als ihn die Tuberculose aufs Krankenlager warf. Der Verwendung seiner Gönner und Freunde gelang es den Leidenden in dem Rudolfinerhaus in Döbling unterzubringen, wo er alle erdenkliche Sorgfalt und Pflege fand. Die leitenden Autoritäten hatten sogleich die höchste Gefahr erkannt, während der Kranke die Eltern nur von einem vorübergehenden Anfall benachrichtigen ließ. Sein Vater besuchte den äußerst Geschwächten Mitte August, ihn löste die Mutter ab, die bis zu seinem Ende bei ihm blieb — die er oft und wieder auf seine baldige Genesung vertröstete. Am 8. September hauchte er seine Seele völlig schmerz- und ahnungslos aus, es war in einem Gartenhause mit Oberlicht, in das man den Sterbenden aus besonderer Rücksicht gebettet hatte. Ein sonniger Morgen, durch die Glastafeln des Plafonds fällt das Licht auf das Schmerzenslager. Da schlägt der Ärmste plötzlich die Augen auf, deutet mit der Hand aufwärts, lispelt: „Mutter, Mutter, da, da ist Licht!" und sinkt entseelt zurück.

Und er schläft nun den langen Schlaf am Döblinger Friedhof.

E. O.

Digitized by Google

Graf Leo Thun.

Lehr- und Wanderjahre.

Größtentheils nach Briefen und handschriftlichen Aufzeichnungen.

Von Jos. Alex. Frhr. v. Helfert.

Ich unternehme es den ersten Lebensgang eines Mannes zu schildern, dem ich in dessen späterer Zeit erst in amtlicher Stellung, dann in persönlichen Beziehungen durch vier Jahrzehente nahe gestanden, eines Mannes auf welchen wir alle die ihn kannten und immer mehr kennen lernten, ob seines fleckenlosen Charakters und seines selbstlos edlen Strebens mit einer von der innigsten Verehrung getragenen Bewunderung hinanblickten.

Selbst solche, die in Meinung und Ansichten seine Auffassung, seinen Standpunkt nicht theilten! Erst jüngst hat einer der älteren Professoren der Wiener Universität, eine Zierde der Lehrkanzel und der Wissenschaft, durchaus kein Kirchenmann, zu einem Neffen des Verstorbenen die Worte gesprochen: „Immer mehr überzeugen wir uns, daß kein edlerer, ich möchte sagen, kein erhabenerer Mann je das österreichische Unterrichtswesen leitete!"

Als ich letzter Tage in Weiß' Weltgeschichte (3. Auflage III 327) die Stelle las, wo der römische Kaiser-Philosoph seinen Vater Antoninus Pius schildert und sich dessen Beispiel als Richtschnur vorhält, stellte sich mir unwillkürlich das Bild meines edlen Gönners vor das geistige Auge: „Er bleibe dein Muster mit seiner Festigkeit, womit er gute Sachen durchsetzte, mit der Einförmigkeit, womit er immer sich selbst gleich blieb,

Digitized by Google

mit seiner Frömmigkeit, mit der Heiterkeit seines Gemüthes, mit seiner Entfernung von eitlem Stolz, mit seinem Eifer die Sachen zu ergründen; wie er durchaus nichts fahren ließ, bis er die vollständige Einsicht und deutlichen Begriff von der Sache erworben hatte; wie er Leute ertrug, die ihm unverdiente Vorwürfe machten, und ihnen keine zurückgab; wie er nichts mit Ungestüm trieb; wie er Verleumdern sein Ohr verschloß; wie er sich mit wenigem vergnügte; seine Wohnung, sein Bett, sein Kleid, seine Tafel, seine Bedienten, wie fern von üppiger Pracht; wie arbeitsam, wie geduldig er war; imstande nach einer kleinen Mahlzeit bis zum späten Abend in seinem Cabinet zu bleiben; wie beständig und gleich er gegen seine Freunde war; wie gut er es leiden konnte, wenn man seiner Meinung freimüthig widersprach, und wie gern er es hatte, wenn man ihm etwas besseres zeigte; wie er ein Verehrer der Götter war und doch frei vom Aberglauben; diesem Muster bleibe treu, damit Du in Deiner letzten Stunde so vieles guten wie er Dir mögest bewußt sein!"

Leo Thun ist das, als was wir Jüngere ihn kannten, in vielen Stücken erst geworden! Seine Jugend- und ersten Mannesjahre fielen in eine Zeit, wo der Provinzialismus, wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, bei der Abgeschiedenheit in die man sich durch die Schwierigkeit und Langwierigkeit entlegeneren Verkehrs gebannt sah, ungleich stärker entwickelt, aber auch, fügen wir hinzu, in mehr als einer Richtung etwas verfahren war; wo man viele der wichtigsten Erscheinungen der böhmischen Geschichte von einem gewissen Glorienschein umstrahlt oder von einem Cypressenhain umschattet sah, über deren wahren Sinn und Bedeutung heute kein unbefangener Beurtheiler mehr im Zweifel sein kann; wo man alles, was an den vorhandenen Zuständen zu tadeln war, worüber man sich beschweren zu sollen meinte, auf Rechnung Wiens und der dortigen Regierung zu schreiben gewohnt war. Konnte doch in einer noch späteren Zeit Moriz Hartmann, gewiß kein Gesinnungsgenosse Thun's, „böhmische Elegien" ausklingen lassen als poetischen Nachhall jener Stimmung, jenes Gedankenkreises, der zur damaligen Zeit die Geister in Böhmen, keineswegs etwa blos die „čechischen", beherrschte und beschäftigte.

Auch in der Auffassung religiös-kirchlicher Fragen war in jener Zeit des Josephinismus und Rationalismus kein richtiges fruchtbares Leben. Im Gebiete der Theologie bildeten sich einseitige Strömungen die, unverkennbar aus ernstestem Willen und redlichstem Streben entsprungen, den dogmatischen Positivismus mit der philosophischen Speculation zu

Digitized by Google

versöhnen suchten. In Prag war es Bernhard Bolzano, dessen von der Lehrkanzel der Religions-Wissenschaft an der philosophischen Facultät der Karl Ferdinands-Universität und von dem Predigtstuhl der St. Clemens-Kirche ausgehende Lehre vielleicht noch mehr in ethischer als in scientifischer Richtung in weiten Kreisen nachwirkte, und dies um so mächtiger als der persönliche Charakter und Lebenswandel ihres Begründers selbst den Widersachern seines Systems ungetheilte Achtung abgewann. Daß Bolzano's Einfluß auf eine so edle und trotz ihrer Jugendlichkeit schon so ernste Natur wie die Leo Thun's nicht ohne Einfluß bleiben konnte, war erklärlich, wenngleich sein gewissenhaftes und demüthiges Streben, seine sittliche Selbständigkeit und Klarheit diese frühen Eindrücke bald genug abzustreifen wußte.

In einem Briefe Leo's an seine Mutter 1839 kommt die schöne Stelle vor: „Wohl mag es mir begegnen, daß ich Meinungen äußere, die eine reifere Erfahrung modificiren oder gar widerlegen wird; denn der weise Vater im Himmel läßt ja in den Köpfen der Menschen verschiedene Ansichten entstehen, damit durch den Austausch ein Fortschreiten in der Erkenntnis der Wahrheit möglich und ein jeder gegen die seinigen mistrauisch werde, sobald er sich genügender Gründe nicht klar bewußt ist."

Von solcher Gesinnung erfüllt hat Thun nie geschwankt, Anschauungen aufzugeben die mit seiner klareren Erkenntnis nicht in Einklang sich erhalten ließen, und gleich jenem Briten zu sagen: „Einen gehegten Irrthum ablegen heißt nichts anderes als bekennen, daß man heute weiser sei als man gestern gewesen"[1]). Mit jeder Wirkungssphäre die sich ihm eröffnete, hat er seinen Gesichtskreis erweitert; auf jeder Stufe die er höher stieg, hat sein Blick an Überschau und zugleich an Sicherheit gewonnen; mit jedem Verhältnisse in das ihn sein Lebensgang neu brachte, hat er in autodidakter Weise mehr und mehr sein Inneres aus früher beschränkteren Auffassungen herausgeschält und emporgearbeitet, bis er früh genug als jener groß-österreichische Staatsmann und unerschütterlich katholische Christ dastand, als den wir ihn alle gekannt und zum beispielvollen Vorbild genommen haben.

Nur in einem Stücke, und darin lag seine Größe, ist er nicht gewachsen, ist er, wenn auch in kleinerem Kreise und Maßstabe, schon

[1]) A man should never be ashamed to own he has been in the wrong, which is but saying in other words, that he is wiser to-day than he has been yesterday. Swift.

Digitized by Google

als Knabe ganz und voll gewesen, als was wir ihn als gereiften Mann und als Greis zu bewundern und zu verehren gewohnt waren. Was Pflicht ihrem Wesen nach sei, woher sie entspringe und worauf sie beruhe, darüber hat er sich allerdings in seiner Unmündigkeit keine Rechenschaft zu geben gewußt. Was aber im gegebenen Falle zu thun geboten sei und daß man diesem Gebote nachzukommen und demselben alles andere selbstverläugnend nachzusetzen habe, dessen war sich der kleine Leo vom früheſten an bewußt und darin hat er nie geschwankt. Die sittliche Grundlage in ihm ist immer dieselbe geblieben von seinen Kindesbeinen bis in sein höchstes Alter; nur die Ausübung, die Anwendung ist mit den Jahren, mit der Einsicht, mit der Wirkungssphäre eine reifere, eine tiefere und weitere geworden.

Ebenso finden wir ihn schon im zarten Alter äußeren Widerwärtigkeiten, körperlichen Leiden und Schmerzen gegenüber von einer rührenden Ausdauer und Geduld. In seinen Jünglingsjahren begegnet uns früh die schöne Auffassung, daß der Mensch sich keinem schmerzlichen Gefühl freiwillig hingeben soll, und daß es bis auf einen gewissen Grad von ihm selbst abhänge zufrieden und glücklich zu sein. Auf diesem Wege hat er es, mitunter gewiß nicht ohne innern Kampf, aber auch nicht ohne baldigen Sieg, zu jener Selbstbeherrschung, jener unerschütterlichen Ruhe gebracht für die ihn eine längst verstorbene Verwandte seiner Frau mit einem treffenden Wort den „christlichen Stoiker" nannte.

I.

Sub umbra alarum.

Das Schloß Tetschen an der untern böhmischen Elbe sieht heute von seinem Felsberge ebenso stolz und beherrschend in das Thal hinab und in die Gegend weit hinaus wie vor siebenzig und achtzig Jahren. Nur das Zugehör, die Umgebung müßen wir uns etwas anders denken, vor allem die Wälder, die zu jener Zeit viel tiefer in das bebaute Land hineinreichten. Tetschen selbst war dazumal immerhin eine freundliche und gewerbfleißige, aber sehr bescheidene Landstadt, Bodenbach am andern Ufer ein kleines Dorf, dessen Name über den nächsten Umkreis hinaus kaum jemand kannte und nannte. Von großen Fabriks-Etablissements hüben und drüben, von Dampfschifffahrt auf dem mächtigen Fluße, von

Digitized by Google

der Eisenbahn, die seither am linken Ufer ein so unermüdlich reges und geräuschvolles Leben und Treiben geschaffen hat, von der schönen Kettenbrücke die den Verkehr über die Elbe vermittelt, war in den ersten Zehenten unseres Jahrhunderts noch keine Spur. Aber auch keine „Kaiserstraße" durchzog die Gegend, kein Postillon belebte sie zeitweise mit lustigen Tönen aus seinem Horn; das Thal lag still und friedlich da, die Wege waren idyllisch d. h. entsetzlich. Zweimal die Woche kam der Postbote von Außig herunter, einmal im Monat der Lotteriebote mit den Geldern. Nur Flöße und kleinere und größere hölzerne Schiffe befuhren den ruhig dahingleitenden Strom.

Tetschen (Děčín), eine uralte Zupenburg, später durch zwei Jahrhunderte, 1305—1511, im Besitze eines Zweiges der mächtigen Dynasten von Wartenberg, hat vom siebenzehnten Jahrhunderte an, obwohl es Privatbesitz war, als Festung dienen, im dreißigjährigen Kriege abwechselnd Kaiserliche, Sachsen und Schweden, in den theresianischen Feldzügen Österreicher, Preußen und Franzosen oft Monate lang als Besatzung aufnehmen, Belagerungen aushalten, Stürme bestehen müßen. Ja, obwohl sich Kaiser Joseph 1778 persönlich überzeugte, daß das Schloß der fortgeschrittenen Kriegskunst gegenüber als Veste nicht mehr zu verwenden sei, fanden sich noch 1809 und 1813 kaiserliche Truppen, namentlich kroatische Fähnleins, als Besatzung ein.

Die Thun, ursprünglich in Süd-Tyrol, wo heute noch zwei Stämme, Castel Thunn und Castel Brughier, letzterer in zwei Linien blühen, gehören zu den ältesten Adelsgeschlechtern unserer Monarchie. Nach Böhmen kamen sie, seit 1604 Freiherren, bei dem großen Güterwechsel, welchen nach der Schlacht am weißen Berge Landesflucht, Verbannung, und in deren Folge freiwillige Veräußerung oder staatsstrafliche Beschlagnahme herbeiführten. Rudolph von Bünau, dessen Haus fast seit einem Jahrhundert Tetschen in Besitz hatte, wollte seinen protestantischen Glauben nicht abschwören und mußte darum sein böhmisches Eigen hintangeben; von ihm kaufte 1628 Freiherr Christoph Sigmund von Thun Schloß und Herrschaft Tetschen um 53.300 rhein. fl. Im Jahre darauf erwarb er dazu pfandweise die Herrschaft Hohenstein in Niedersachsen und hiemit die Erhebung in den Grafenstand; auch behielten die böhmischen Thun, obwohl Hohenstein nicht lang in ihren Händen blieb, davon den Titel und fügten selben dauernd ihrem alten Namen bei. Im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts stand der Mannsstamm der Thun-Hohenstein auf zwei

Digitized by Google

Augen, so daß Johann Joseph Anton, geb. 1711, ihren gesammten schon sehr ausgedehnten Besitzstand in seiner Hand vereinigte. Er trat 1733 das Erbe an, nahm nacheinander vier Frauen, von denen ihn die erste mit neun, die zweite mit drei Kindern beschenkte, und trat 1788 nach fünfundfünfzigjähriger Regierung den Besitz an seine Söhne ab; es waren drei große Majorate: Klösterle mit Zehusic, Tetschen, Choltic, dann der Zweig Benatek-Ronsberg. Tetschen fiel dem Grafen Wenzel zu, der sich thätigst um die Domaine annahm, das Schloß 1790 herstellte, Dörfer anlegte und mit fleißigen Ankömmlingen besiedelte. Auf ihn folgte 1807 Graf Franz Anton, geb. 3. October 1786. Er war Militair, was er nun aufgab und sich mit der um zwei Jahre älteren Theresia Marie Gräfin Brühl, geb. 8. November 1784, vermählte. Gleichwohl eilte er, als 1809 der mächtige Aufruf an alle wehrhaften Österreicher erging, neuerdings unter die Waffen und machte als Adjutant die Schlachten bei Aspern und Wagram mit. Acht Tage nach der letztern, am 13. Juni, wurde ihm im fernen Tetschen sein erstes Söhnlein geboren, das auf die Namen seines Vaters getauft wurde. Da es gleichzeitig mit dem unglücklichen Feldzuge so ziemlich zu Ende war, so nahm Graf Franz mit dem Charakter eines Ober-Lieutenants seinen Abschied, um fortan seiner Häuslichkeit und der Verwaltung seiner Güter zu leben. Sein Ehebund, welchem ferner zwei Söhne: Friedrich geb. 8. Mai 1810, Leopold geb. 7. April 1811, und zwei Töchter: Anna Maria geb. 2. Juli 1812, Josephine geb. 3. October 1815, entsproßen, war der innigste und glücklichste, beglückend zugleich nach außen in der verschiedensten Weise. Graf Franz, ein Cavalier in der schönsten Bedeutung des Wortes, ohne allen Rangstolz, war eine vornehme Erscheinung; etwas über Mittelgröße, kräftig gebaut und gewandt, stellte er in allen ritterlichen Übungen seinen Mann. Wenn er in spätern Jahren mit seinen bereits erwachsenen Söhnen den Eislauf pflog oder in ihrer Mitte einen Ritt machte, konnte er für einen älteren Bruder gelten. Ihm stand als Guts- und Schloßfrau Gräfin Theresia liebend zur Seite, eine imposante Gestalt, in ihrer Jugend eine junonische Schönheit, hoch begabt und edel von Gemüth; selbstverläugnend, bescheiden, fast demüthig in allem was sie selbst betraf; hingebend, stets bedacht und besorgt, aufopfernd und mühewaltend für die Ihrigen in nächsten und weiteren Kreisen.

Graf Franz trat, was seine Besitzungen betraf, in die Fußtapfen seines Vaters. Er legte die letzte Hand an den Ausbau seines Schloßes,

Digitized by Google

wodurch es im Innern wohnlich und bequem, nach außen mehr ausgeglichen und anmuthig wurde. Als er es übernahm war in dem großen gepflasterten Hofraum kein grüner Halm, dafür Holzlagen und Hühnersteigen der im Schloß wohnenden Beamten; auch eine Schloß-Apotheke war da. Der nunmehrige Besitzer schuf den Hof in einen Garten um, bedachte die Südseite vom Schloße mit Wegen und Baumgruppen und verband sie mit der Nordseite durch einen Tunnel, „Felsenloch" genannt. Die Frauenwiese, wo ehedem nur ein Birnbaum und ein paar Weiden standen, wurde in einen herrlichen Park umgewandelt. Hochgesinnt und edel, dabei zäh und ausdauernd in dem was er sich einmal vorgesetzt, suchte er als Gutsherr seinesgleichen. Stets bestrebt den Landbau und das Forstwesen zu verbessern, ihren Ertrag zu heben, konnten seine Veranstaltungen als Musterwirthschaften gelten. Dabei verschaffte er sich einen tüchtigen Stand von Beamten, deren Diensteifer er durch ein eigenes Pensionsnormale zu sichern wußte. Die Verbesserungen, die er auf seinen Gütern traf, kamen zugleich dem Gemeinwohl zu statten. Zuerst wurden Fahrwege zu den einzelnen Höfen und durch die ausgedehnten Waldungen angelegt, 1830 eine Straße nach Arbesau gebaut, die dann vom Staate übernommen wurde, eine schöne Straße über den Christianberg bis an die sächsische Gränze angelegt — unschätzbare Vortheile für die ganze Gegend, die jetzt nur noch des Postverkehrs entbehrte.

Die ländliche Zurückgezogenheit unterbrachen häufige Besuche in Kulm bei Graf Westphalen, in Pförbten bei der Familie Brühl, in Dresden, auf dem fürstlich Kinsky'schen Schloße Budenic bei Schlan, aber auch größere Reisen nach Frankreich und England. Mitunter wurde die kleine Familie, soweit sie transportabel war, mitgenommen, so 1816 August bis November nach Frankfurt a. M. und Coblenz, zurück über Fulda. Auf diesen Reisen wurden mit Londoner, aber auch mit Pariser Familien Verbindungen angeknüpft. Französische und englische Besuche waren dann keine Seltenheit in Tetschen. Dabei gewann Graf Franz auch manches andere als blos persönliche Bekanntschaften. Wo er etwas neues sah, womit er sein Tetschen zieren oder verbessern konnte, blieb es nicht ohne Beachtung. So brachte er 1821 aus Paris eine kleine sogenannte Mittags-Kanone mit, die auf einer Terrasse des Schlosses aufgestellt und, gleich jener bekannten im Garten des Palais Royal, durch ein Brennglas mit dem Schlage zwölf entzündet wurde; es wurden fleißig die Uhren darnach gerichtet. Gegen Ende der zwanziger Jahre ließ er im Park unter

Digitized by Google

dem Schloße über die Pulsnitz einen Kettensteg anbringen, nach Frankreich gewiß eines der ersten Werke dieser Art, wenn auch in kleinem Maßstabe, auf dem Continente. Ohne Zweifel eine Frucht seiner Reisen war auch die Anlage seiner Orchideen-Glashäuser, zu jener Zeit eine große Seltenheit und darum viel gerühmt und von Fremden als Sehenswürdigkeit aufgesucht. Später kamen sechs Annanashäuser dazu, im hohen Norden Böhmens die Cultur einer kostbaren Südfrucht![1])

* * *

Wie Kinder unter der sorgsam liebevollen Obhut solcher Eltern aufwuchsen, braucht kaum gesagt zu werden. Gehorsam und Ehrfurcht, Glauben und Frömmigkeit in Gesinnung und Übung, Ehre und Sitte lernten sie nicht so sehr, als daß solch' unschätzbare Güter mit ihnen gleichsam aufwuchsen. Ein „evangelium infantiae" unseres Leo besitzen wir nicht, sind es doch an achtzig Jahre her, und die einzige noch lebende Zeitgenossin ist fünf Jahre später geboren! Einer von Mehreren — nicht von Gräfin Juza — getheilten Überlieferung zufolge war er als kleiner Bube eigensinnig und schlimm, jähzornig; nach einer Gelbsucht, die er durchmachen mußte, habe er diesen Fehler abgelegt und sei dann andern Kindern als Beispiel vorgehalten worden, wie man sanft und ruhig werden könne. Von einer andern Krankheit, den Masern, erfahren wir aus dem Jahre 1819: Leo bekam sie zuerst, 17. November, Juza zuletzt, 10. December; auch die Gräfin wurde ergriffen, nur der Graf blieb verschont.

Als erstes Überbleibsel aus Leo's früher Zeit liegt vor mir ein zwei Quartseiten langer, mit großen Kinderbuchstaben geschriebener Brief an seine liebe Mutter, unterzeichnet „Dein ehrlicher Leo". Liegt nicht in diesen Worten der bezeichnende Grundzug seines ganzen Charakters? Ja „ehrlich" war er von Kindesbeinen an und ist es geblieben bis zu seinem letzten Lebenshauche, ehrlich in seinem Denken, ehrlich in seinem Wollen und Streben, ehrlich in seinem Handeln, ehrlich in seiner Freundschaft und Liebe. Noch etwas anderes finden wir in dieser Unterschrift. „Leo", abgekürzt für Leopold, war sein Rufname im häuslichen Kreise, und als er in späteren Jahren „Leo" zu seinem Firmnamen erkor, war dies

[1]) Näheres über diese und andere Schöpfungen s. Franz Klutschak Böhmische Adelssitze als Centralpunkte volkswirthschaftlichen und humanitären Wirkens. I. Schloß Tetschen; Prag 1855.

Digitized by Google

gleichsam nur eine Corroborirung und Sanctionirung dessen, wie er in der Familie von jeher genannt worden. Im Hause wurde, wobei schon die häufigen Dresdener Besuche mitwirkten, ein reines und schönes Deutsch gesprochen. Daneben wurde das Französische frühzeitig geübt; in ihren Briefen an die Eltern legten die Knaben zeitweise Proben ab, wie weit sie es darin gebracht: ein Brief Leo's an seinen „Papa" enthält ein paar Zeilen in französischer Sprache. Aus dem Jahre 1822 findet sich, mit schon etwas ausgeschriebener Hand, ein Brief an seine „Mama", unterzeichnet: „Dein Dich liebender und geliebter Sohn Leo Thum" — „geliebter" zweimal unterstrichen.

Um diese Zeit war bereits Johann Rohrweck als Erzieher in die Familie aufgenommen, nachdem er früher durch zwölf Jahre, seit 1809, in gleicher Eigenschaft im Hause des Fürsten Anton Isidor Lobkovic dankenswerthe Dienste geleistet. Es war eine ausgezeichnete Wahl, die ein neuerliches Zeugnis für die einsichtsvolle Sorgfalt ablegt, die das gräfliche Paar auf alles wandte, was das Heil ihrer geliebten Kinder anging. Aus 1822 oder 1823 schreibt der eilfjährige Leo an seine Mutter: „Wir begegneten auf unserem Spaziergange einen kleinen Rauchfangkehrer, der gewiß so unglücklich ist wie der in der Grandisson [1]), obwohl er keinen so bösen Herrn hat. Er war sehr arm, und Rohrweck fragte ihn, woher er sey, aus Leitmeritz war die Antwort. Durch wiederholte Fragen erfuhren wir, daß er ein armer Waise sey, nie in der Schule gewesen sey und auch kein Handwerk gelernt habe. Er verdiene sich sein Brod, daß er die Kachelöfen der Bauern fege. Dieser arme Knabe that mir recht weh, und (ich) dachte um wie viel glücklicher wir wären. Wie sträflich wären wir, wenn wir dieses Glück nicht recht anwenden würden."

In der Erziehung, besonders bei den Knaben, wurde die Entwicklung der körperlichen Kräfte nicht vernachlässigt. Die landschaftlich so schöne und wechselvolle Umgebung von Tetschen war für lebhaftes Ergehen im Freien wie geschaffen, und der kleine Leo kannte wohl, wie sich Götz aus seinen Knabenjahren rühmt, „alle Pfade Weg' und Furten, eh' er wußte, wie Fluß Dorf und Burg hieß". Doch das war den Herrchen nicht genug, Knaben sind Knaben, und so fiel mitunter ein Extempore dazwischen. An einem Sonntag schritten die Eltern aus der Kirche ihrem

[1]) Wohl ist da die „Geschichte des Sir Charles Grandison" von Samuel Richardson gemeint.

Digitized by Google

Schloße zu, als sie hoch oben auf irgend einer Zinne oder Wallmauer ihre drei Söhnleins lustwandeln sahen. Die Mutter wollte der Schrecken lähmen, und doch durfte man sie nicht anrufen, gleich Mondsüchtigen die auf gefährlichen Wegen wandeln; man mußte ruhig abwarten, bis sie an ihrer akrobatischen Leistung genug hatten, wo es dann an einer ausgiebigen Strafpredigt nicht gefehlt haben wird. Der Erzieher selbst war gewissen Kraftproben seiner Zöglinge nicht abgeneigt. Eines Tages, der sie nach dem Meierhof Liebwerd geführt hatte, gewahrten sie auf der Bank unter der schönen Linde einen großen Erbsensack, den zuerst Rohrweck auf die Erde setzte und dann wieder auf die Bank hob, was nun auch die Knaben einer nach dem andern versuchten. Den beiden ältern gelang es, der etwa eilf-

jährige Leo machte sich wiederholt daran ohne es zustande zu bringen, bis man ihn mit Gewalt wegführte. Als nach einer Weile die Gesellschaft fröhlich um einen langen Tisch bei ihrer Milchjause saß, wurde auf einmal unser Leo vermißt. Rohrweck wußte wo er ihn zu suchen hatte, und richtig, mit freudestrahlendem Gesichtchen stand er beim Erbsensack, den er endlich glücklich hinab und wieder hinauf gebracht hatte; aber das Blut lief ihm von beiden Händen herunter.

Doch besser als ich es vermöchte, kann uns Gräfin Juža (Josephine) aus ihrer klaren Erinnerung schildern, wie es dazumal auf Schloß Tetschen bei der jungen Welt zuging, und der geneigte Leser wird es mir gewiß Dank wissen, wenn ich von der Mittheilung, die sie mir für den Zweck dieser Lebensbeschreibung zukommen zu lassen die Güte hatte, mit ihren eigenen Worten Gebrauch mache:

Digitized by Google

„Weihnachten waren wir oft auch in Prag; blieben wir in Tetschen, so war ein großer bis an die Decke reichender Baum im großen Eckzimmer (Saal) 1. Stock aufgerichtet; einmal hat ein kleines Pferd daneben gestanden, das Onkel Brühl, Bruder der Mutter, den Brüdern schenkte.

Kraxelpromenaden waren unsere größte Freude; je schwieriger desto lieber. Wir konnten auch nur so auf die Berge gelangen z. B. auf Holzschleifen, da Wege erst später gemacht wurden; die ersten zum Spitzhüttchen von dem damaligen Herrschaft- und Badearzt Dr. Halluschka und dem Wirtschafts-Rath Kropf circa 1826 oder 1827 — sie wurden darum der Kropfische und Halluschkische genannt —, dann nach und nach vom Papa weiter gebaut unter Leitung des Forstmeisters Seidl auf dem Pappert hinter dem Bad.

Nach Prag für den Winter und zurück wurde zwischen Lobositz und hier in einer großen Papa gehörigen Gondel mit zwei Zimmern gereist; davon hörte ich nur, erinnere mich aber selbst noch an die Gondelreisen von Aussig aus.

Geritten wurde ziemlich viel; Schlittschuhe gelaufen hier, besonders aber in Prag sehr viel, besonders hübsch von Papa und den Brüdern zusammen unter der Brücke.

Leo war von Kindheit an und auch später ein besonders guter Schwimmer und Taucher, legte auch auf der Prager Schwimmschule die zwei größten Proben ab. In früher Jugend war er auch besonders geschickt im Weit- und Hochspringen. Lange Schlachten wurden auch von den Brüdern auf sehr hohen Stelzen gehalten.

Rudern und besonders Segeln war Aller, besonders Leo's große Freude. Oft segelten sie oder zogen das Schiff die Elbe hinauf und fuhren dann hinunter. Eigene Schiffchen schenkte ihnen Papa erst später, erst ein rundes Hamburger, Nußschale genannt, so gebaut, daß die Brüder sich oft umsonst bemühten es umzuwerfen; auch auf diesem fuhren sie uns immer über den Fluß, da keine Brücke war. Dann ein langes, ganz schmales aus England (London), mit dem viel herumgeschifft wurde. Einmal fuhren wir (Tante Marie Thun und ich) darin bis Dresden ganz ohne Schiffer; Papa steuernd, manchmal die rudernden Brüder ablösend. Die sächsischen Gränzbeamten lachten sehr, da als Steuermann Ruderer und Passagiere nur Thun's genannt wurden.

Eine große Unterhaltung war Comödienspielen, als Kinder zu den Geburtstagen der Eltern (da gab Leo einmal die alte Amme in Houwald's „Geburtstag der Mutter"); später bis in die vierziger Jahre jährlich mehrmals um Geld für die Armen, unter der trefflichen Leitung des sächsischen Generals Vieth. Dieser und Baron Kettelhott waren, seit ich denken kann, gern und viel gesehene Hausfreunde in Prag und Tetschen, später zu monatelangem Aufenthalte in Tetschen.

Es waren immer in früherer Zeit viele Gäste hier, schon in meiner Kindheit sehr viele Engländer, theils Bekannte, theils empfohlen von dortigen Verwandten und Freunden, deren Papa viele hatte, da er mehrmals in England gewesen war, und bei seiner Vorliebe für England und Engländer. Brühls waren natürlich oft hier, besonders der Bruder meiner Mutter mit Frau und Kindern. Aber auch ihre brüderlich geliebten Vettern

Digitized by Google

Karl, Intendant des Hoftheaters in Berlin, und Fritz, früher Adjutant beim Erzherzog Karl, Schwiegersohn des Generals Gneisenau, mit ihren Familien.

Aus Dresden, wo Mama ihre Jugend zugebracht, kamen oft ihre intimsten Jugendfreunde: die Familien von Miltitz, Grafen Beust und Gräfinen Schulenburg, letztere Schwester des Ministers und des Bischofs Wessenberg, beide auch hoch verehrte Jugendfreunde. Mit beiden Brüdern Beust waren die Brüder schon als Kinder bekannt; dann später mit Ferdinand (unserem spätern Minister!) innig befreundet, in Correspondenz, und er oft hier". . . .

Allein die Zeit völlig unbekümmerter Jugendlust währt, mindestens für Knaben, nicht ewig: jene der Examina, der ersten wirklichen Sorge des Jugendalters, stand in Sicht, und für diese mußte ernstlich gelernt und gearbeitet werden. Den Unterricht für das Gymnasium empfingen sie unter Rohrweck's Leitung im väterlichen Hause. Die drei Knaben studierten gemeinschaftlich, und der Vater dachte es bei dieser häuslichen Unterweisung zu belassen, auch wohl aus Mistrauen gegen die zu jener Zeit etwas kümmerlich bestellten öffentlichen Lehranstalten[1]). Allein der Erzieher war anderer Meinung, und so legten sie im Februar 1826 als „Privatisten" am Kleinseitner Gymnasium zu Prag ihre erste Prüfung mündlich und schriftlich ab. Für die schriftliche Prüfung in den „Humanitäts-Classen" — „Poesie" und „Rhetorik" — hatte Leo einen Aufsatz abgefaßt, der zu charakteristisch für den frühen Ernst seines Geisteslebens ist, als daß ich mir versagen dürfte, mindestens den Anfang herzusetzen:

Da ich weiß, daß es ein sehr gemeines Vorurtheil sey, alles was von einem schlechten Menschen ausgeht, schon im Voraus für schlecht zu halten, so wähle ich mir zur Thesis solcher Aufgaben am liebsten eben einen Ausspruch eines verworfenen Menschen, um, indem ich die Wahrheit und Schönheit desselben beweise, zu gleicher Zeit dieses Vorurtheil zu bekämpfen. Aus eben diesem Grunde will ich diesmal jene merkwürdigen Worte des Jugurtha, dessen Verruchtheit zu beweisen gewiß unnütz wäre, bearbeiten, welche er auf der Flucht aus Rom, nachdem er sich daselbst durch ungeheure Bestechungen von der verdienten Strafe losgekauft hatte, ausstieß. Schweigend sah er oft nach der Stadt zurück und rief endlich aus: O venalem urbem et mature perituram, si emtorem inveneris! Was mag er wohl durch diese Worte haben ausdrücken wollen? Daß nicht nur einzelne Bürger, sondern das ganze römische Volk so verdorben und so geldgierig sey, daß es selbst das letzte edle Gut, die Freyheit, welche es noch besaß, nach welcher die Unglückseligen, denen sie geraubt ist, stets eine gränzenlose Sehnsucht empfinden, wenn nicht alles menschliche Gefühl in ihnen durch Leidenschaft wie in Rom oder von ihren Unterdrückern gefließent-

[1]) Nachruf an Franz Anton Grafen von Thun-Hohenstein von Joseph Burgerstein (Mit Bildnis; Wien, Staatsdruckerei); S. 4.

Digitized by Google

lich erstickt ist, gegen Gold hinzugeben bereit sey und so untergehen werde; denn dann ist ein Staat nicht mehr, wenn er nicht frey ist. Und die römische Geschichte lehrt uns, daß Jugurtha vollkommen Recht gehabt habe ꝛc.

An der Spitze des zwei enggeschriebene Seiten eines Quartblattes füllenden Aufsatzes steht mit seiner Hand, doch offenbar erst später darüber gesetzt:

(Ich schrieb diesen Aufsatz als Prüfungsaufgabe für die Humanitätsclasse, aber ich durfte ihn nicht einreichen.)

Offenbar hatte Rohrweck oder ein etwa vorher zu Rathe gezogener Schulmann das Thema in politischer Linie zu heikel befunden — es war darin viel von den „kaiserlichen Tyrannen" und ironisch von „der seligen Freyheit die Rom genoß" die Rede! — und es mußte daher ein polizeilich zahmeres gewählt werden. Das Zeugnis, am 1. März 1826 ausgestellt, für die Grammatical-Classen von „Franc. Schollar prof. publicus", für die humaniora von Wenc. Aloysius Swoboda, dann vom Gymnasial-Präfecten C. Kauba und vom Gymnasial-Studiendirector Domherrn Franz Pöllner mit unterfertigt, fiel für unsern Leo, wie auch für seine beiden ältern Brüder glänzend aus: für alle Fächer „classi eminenti adscriptus est" und zum Schluße: „Dignus qui ad studia continuanda admittatur."

Aus der Zeit nach dem absolvirten Gymnasium finden sich in den Tetschner Papieren, vom 3. October 1826 datirt, Bruchstücke eines Gedichtes, die nichts weniger als eine Meisterschaft und Gewandtheit im Versbau bekunden, aber ein sprechendes Zeugnis für die frühe und warme Heimatsliebe ihres Verfassers ablegen. Sie sind der Form nach lyrisch, dem Inhalte nach elegisch gehalten, da der Jüngling die Eindrücke zu schildern sucht, welche (Karlstein, Karlův Týn, ist gemeint)

Die Burg, die vor fünfmal hundert Jahren
Der große Karl erbaut und auserkor,
Des Reiches Schätze zu bewahren —

im Vergleich zu ihrem jetzigen Zustande der Verfallenheit in ihm erweckt:

Doch in dem Schloß ertönt ein Jammerruf,
Es stöhnt: Ist dies die Burg die ich erbaut?
Wo ist das herrliche das ich erschuf?
Die Kron' des Reichs, die ich Dir anvertraut?
So ruft des edlen Königs Geist
Zu jedem der sich Böhme heißt!

Ob es bei diesen Bruchstücken geblieben — es sind sieben bis acht Strophen, mit Änderungen und Verbesserungen, an einer Stelle von

Digitized by Google

fremder (Rohrweck's?) Hand — oder ob ein fertiges Gedicht daraus geworden, ist nicht mehr anzugeben. Auch ist dies, so viel ich weiß, das einzige Probestück solcher Art, in welchem sich der zu dichterischem Schaffen minder geeignete Geist unseres jungen Freundes versucht hat.

Die beiden „philosophischen" Jahrgänge wurden gleichfalls „privat" auf Schloß Tetschen durchgemacht, die Prüfungen in Prag unter den Auspicien des Directors dieser Studien Jos. Köhler abgelegt; das darüber am 5. November 1827 ausgestellte Zeugnis weist für Leo aus dem 1. Semester des 1. Jahrgangs aus „Religion" und „Philosophie" die erste, aus „Mathematik" und „Philologie" die Vorzugsclasse auf, im zweiten Halbjahr, sowie in beiden Semestern des 2. Jahrgangs finden wir durchaus Vorzugsclassen. Rohrweck gibt den Eltern die Bestätigung daß „alle drei" die Prüfung aus der Physik und jene aus der Philosophie, letztere bei dem dazumal als dunkler Herakleitos verschrieenen und gefürchteten Lichtenfels, „sehr gut" bestanden haben, er wisse keinem den Vorzug zu geben; auch hätten sie nicht die geringste Angst gehabt: „Fritz meinte, es sei ihm zu Muthe als wenn er eine Visite zu machen hätte."

Mit den beiden philosophischen Jahrgängen, so hatte der Vater beschlossen, war der Studiengang seiner Söhne abgeschlossen. Er wollte nicht daß sie Staatsdienste nähmen, sie brauchten daher auch kein Jus. Wie er sich selbst als sein eigener Herr in seinem Hause fühlte, sich in seinem kleinen Königreiche die vollste Selbständigkeit zu wahren verstand, wollte er auch seine Söhne unabhängig durchs Leben schreiten sehen. Nicht so dachte Rohrweck, der, als er dem Grafen vergeblich Vorstellungen gemacht hatte, zuletzt erklärte: unter solchen Umständen habe er im Hause nichts mehr zu thun. Die Eltern wollten den trefflichen Mann nicht missen; der Mutter, die als Vermittlerin dazwischen trat, gelang es den Willen ihres Gemahls nach der andern Seite zu lenken, der eines Tages in Rohrweck's Zimmer trat und sagte: „Also meine Söhne werden Jura absolviren!" Aber vergessen konnte er es nicht, daß der Erzieher seine Plane gekreuzt hatte; außer den gewöhnlichen Begrüßungen bekam Rohrweck von ihm Jahre hindurch kein freundliches, aber auch kein unfreundliches Wort zu hören.

So begannen denn im Winter 1827/8 die juridischen Studien, welche die drei jungen Thun an der Prager Universität regelmäßig durchmachen sollten; am 5. März 1828 wurden sie unter dem Decanate des Dr. Caspar Joseph Glückselig als öffentliche Hörer immatriculirt. Den

Digitized by Google

dauernden Sitz nahm jetzt die Familie, welche die Söhne während dieser Zeit nicht allein lassen wollte, in Prag, wo sie in der rauhen Jahreszeit ihren alten Palast in der Spornergasse nächst den Cajetanern bewohnten; für die schönen Monate fanden sich Gartenhäuser in der Umgebung, einmal wurde die Balabenka gegen Lieben gemiethet, einen andern Sommer der große Wratislaw'sche Garten am Smichow bezogen, ein drittesmal das Kinsky'sche Haus in der Hibernergasse, dessen Garten zu jener Zeit wegen der Blumenpflege in seinen Glashäusern einen gewissen Ruf hatte. Auch vom Lobkovic'schen Garten am Laurenziberg bekommen wir zu hören, doch nicht als längerem Sommersitz, sondern nur als gelegenheitlichem Besuchsort. Eines Tages lief Leo die steile Terrasse daselbst hinab, eine extemporirte Leibesübung, die diesmal ein bedenkliches Ende nehmen sollte. Unten angelangt knickte er zusammen, wobei das linke Knie arg ins Mitleiden gezogen wurde; denn es meldete sich von da an, bei einer oft ihm selbst unbewußten Bewegung, durch einen bösen Stich.

Nach mit Auszeichnung bestandenen Prüfungen des ersten Jahrgangs — bei Schnabel und beim „alten" Kopetz — sollte eine Reise in das Riesengebirg unternommen werden, worauf sich unsere Studiosi sehr freuten. Da wurden die Eltern nach Laer in Westphalen abgerufen, wo ihre hochbetagte Mutter und Schwiegermutter Gräfin Maria Anna, geb. Kolowrat-Liebsteinsky, sich bei ihrer Tochter Gräfin Elisabeth Westphalen auf Besuch befand und dort schwer erkrankt war, so daß man für die hochbetagte Frau (geb. 1752) das letzte zu befürchten hatte. Die Jugend ging unterdessen nach Choltic zur Familie Hans Thun, und befand sich in diesem „allerliebsten" Aufenthalte mit einem unmittelbar anstoßenden Thiergarten sehr wohl. „Aber wenn ich so fröhlich und vergnügt bin", heißt es in einem Briefe Leo's an seine Mutter, deren Gesundheit seit Jahren keine feste mehr war, „so werfe ich es mir ordentlich vor, wenn ich bedenke welche traurigen Tage Ihr jetzt zubringt. Ach, und wer weiß, welche körperlichen Leiden Du nebst diesen geistigen zu tragen hast! Und ich kann während dem allen noch vergnügt sein!"

In der That blieb es der arme Leo nicht zu lang! In der ersten Hälfte September entstand eine Geschwulst an seinem linken Knie, die binnen wenig Tagen so bedenklich wurde, daß er nach Prag geschafft werden mußte. Er scheint hier nicht ganz richtig behandelt worden zu sein, so daß er wochenlang liegen mußte, weil sich bald Löcher an der wunden Stelle öffneten. Und da zeigte sich, in dieser leidenvollen Zeit,

Digitized by Google

die sittliche Kraft die in dieser jungen Mannesseele wohnte. Mit großer Geduld und Ergebung ertrug er die Unannehmlichkeiten eines Zustandes, der ihn um die Freuden eines großen Theiles der Ferien brachte, und lag dabei allen religiösen und kirchlichen Verpflichtungen, soweit letzteres seine Umstände zuließen, mit gewohnter Treue ob. „Was Du mir über Deine Andachten sagst", schrieb die besorgte Mutter aus Laer, „rührt mich unbeschreiblich." Nach dem Tode der alten Gräfin, 24. August, gingen die Eltern nach Dresden, obwohl es sie mit Macht an die Seite ihres kranken Sohnes zog, dem nun „so traurige Vacanzen" beschieden waren. „Du fühlst gewiß", schrieb ihm die Mutter am 11. September, „wie schwer mein Herz ist, und doch wie sehr ich Gott danke, daß Du in jeder Prüfung so bestehst wie es Deine Mutter nur wünschen kann! Gutes geliebtes Kind, der liebe Gott schickt alles zu unserem Besten! Das weißt Du so gut wie ich, auch schreibe ich es zu meinem wie zu Deinem Troste; denn ich weiß wohl daß ich nicht brauche Dich darauf aufmerksam zu machen."

Im October mußten die Collegienhefte für das zweite Jahr Jus in die Hand genommen werden, und Leo that es auf seinem Krankenlager ohne jedes Zeichen von Unmuth und übler Laune, und betrieb seine Studien mit ausdauerndem Fleiße, so daß er im März 1829, bereits außer Bette, mit seinen Brüdern das Examen aus dem römischen Recht „beim Helfert" mit Auszeichnung bestehen konnte. Ich weiß es aus dem Munde meines seligen Vaters, wie er kaum ein Lächeln unterdrücken konnte, über die gespannte Aufmerksamkeit, mit welcher die drei jungen Leute an seinem Munde hingen, und den Wetteifer, mit welchem sie, kaum daß eine Frage gestellt war, einer dem andern ins Wort fielen, um ja mit den Beweisen, daß sie ihre Sache tüchtig gelernt hatten, nicht zu kurz zu kommen.

Nach dem ersten Semester reiste der Graf mit seinem jüngsten Sohne nach Wien, wo wegen des Knies Dr. Malfatti zu Rathe gezogen wurde. Es war, wie es scheint, für unsern Leo der erste Eintritt in die größere Welt, was für ihn nicht ohne allerhand Verlegenheiten ablief. Es sei gestattet, von jetzt an öfter ihn selbst sprechen zu lassen und dazwischen eine und die andere Stelle aus den Schreiben seiner Mutter, mit welcher er in regelmäßigem Briefwechsel stand, einzuflechten.

Wien April. (Visiten über Visiten.) Du kannst Dir also denken, liebe Mutter, daß ich aus dem Rothwerden gar nicht heraus komme; bey

Digitized by Google

der Gräfin Chotek war ich's nur halb wegen der Sidi [1]), aber dafür bey der Fürstin Kinsky und dem Grafen Hoyos bis über die Ohren, und zu Tisch wird's vielleicht wieder losgehen, denn wir essen bey ihm, wenn ich nur wenigstens neben der Christiane [2]) zu sitzen komme!

Bei Hoyos speisten sie fast täglich und fuhren von da häufig in die Umgebung, z. B. nach Schönbrunn, wo damals die Giraffe Aufsehen machte. Am 19. April war große Praterfahrt:

Von der Mitte der Stadt fuhren wir in einer Reihe wie zu einem Balle im Schritt mit häufigen Generalpausen; weil ich diesen Spaß zum erstenmal mitmachte, so unterhielt er mich recht sehr, aber öfter, danke ich dafür.

Im Sommer waren die Eltern wegen Kurgebrauchs in Karlsbad, hatten aber ihren drei „Juristen" einen Garten gemiethet, wofür ihnen diese nicht genug danken konnten. Die Söhne schrieben, wie immer in der Abwesenheit ihrer Eltern, täglich einer um den andern, die Mutter antwortete fast ausnahmslos Tag für Tag. Es spricht sich in diesen gegenseitigen Briefen die rührendste Eltern- und Kindesliebe aus. „Gott gebe," heißt es in einem der mütterlichen Briefe, „nur bald gute Nachrichten von meinem geliebten Kleeblatt"; oder: „Gott mit Euch, meine Herzensjungen", oder: „meine Herzensfreude". In den Briefen an den jüngsten heißt es: „mein Herzensleo", „mein geliebter, guter Leo", auch wohl: „mein Leu", „mein braver Leu".

Mit seinem Knie ging es eine Zeit so gut, daß er in der Moldau schwimmen konnte. In seinen Studien schritt er regelmäßig fort. Als außerordentlichen Gegenstand besuchte er in diesem Jahre die Vorlesungen des Professors Anton Müller über Ästhetik, die ungemein anregend waren. Müller war häßlich zu nennen, sein Gesicht von Pocken zerrissen; aber er besaß, wo er sich frei ergehen ließ, eine Gabe des Vortrages und dabei einen Wohllaut des Organs, daß man alles andere vergaß.

Prag Juni. Der Jasmin steht in voller Blüthe, wie auch zum Theil die Rosen, und die Nachtigallen hören noch immer nicht auf zu schlagen. Wie schade nur, daß wir den Garten gerade in seinem Glanzpunkte allein genießen. Wir essen täglich unter den Kastanien und die Abende, welche wir gewöhnlich in dem geschlossenen Theile [3]) zubringen, sind gar herrlich ....

---

[1]) Sidonia, nachmalige Gräfin Fünfkirchen.

[2]) Die spätere Baronin Gudenus.

[3]) Ohne Zweifel ist der große (seither verschwundene, nämlich mit Zinshäusern verbaute) Wratislaw'sche Garten von Smichov gemeint.

Digitized by Google

(Hitze enorm): Ihr mögt recht von dieser Temperatur ausszustehen haben, da Ihr auf Commando spazieren gehen müßt und Euch nicht, wie wir es thun, den ganzen Tag hinter die Jalousien verkrochen halten könnt! Doch wie gern wollte ich meinen Schlupfwinkel verlassen, wenn ich mich an demselben Orte der Gluth aussetzen könnte als Ihr.

Inzwischen meldete sich Leo's Übel von neuem, und er mußte nun ernstlich daran denken, die Prüfung aus dem Kirchenrecht außer der Tour zu machen, um die ihm angeordnete Marienbader Kur nicht zu spät anzutreten. Auf einen ungewöhnlich langen Brief, den er ihr geschickt, antwortete die zärtlich besorgte Mutter: [1])

Karlsbad 23. Juni: Ich weiß wie ungern Du schreibst und danke Dir mit dem mütterlichsten Herzen für das Opfer das Du mir gebracht hast. Aber ich bitte Dich, mein gutes Kind, quäle Dich nicht; ich sehe vollkommen ein, daß Du Deine Zeit sehr zusammennehmen mußt um mit Deiner Prüfung so bald zustande zu kommen, und es ist mir ja viel lieber, daß Du die wenigen Augenblicke, die Du der gestrengen Dame Themis abgewinnen kannst, zu Deiner Erholung und zu Deiner Zerstreuung verwendest, als um an mich zu schreiben. Saget mir nur so kurz wie möglich wie es Euch geht, und das soll mir genügen.

Die jungen Grafen waren sehr musikalisch; Leo besaß einen tiefen Baß, auch Franzens Stimme eignete sich vortrefflich für den Männergesang, den sie mit Vergnügen übten, wobei sie Fritz gewöhnlich auf dem Clavier begleitete. Sie nahmen auch theoretischen Unterricht in der Musik; von Leo's Hand findet sich aus dieser Zeit ein Heft „von der Melodie", „von der Dissonanz", „von Verwandtschaft der Tonarten" 2c. Gern wurden Quartette aufgeführt, wobei neu gewonnene Bekannte mitwirkten: Karl Helminger, der eine schöne Baßstimme hatte, um zwei Jahre ihnen in den Studien voraus [2]), ein gewisser Popper, ein Mediciner, ein Practicant Fischer. So am 2. Juli abends, wo unter anderm ein „Ständchen" aufgeführt wurde, „für das entfernte Änneken" [3]) „ich hörte es wenigstens für diese Meinung an," dann ein Lieblings-Duett der Brüder aus Kaliwoda's „Christine", auf vier Männerstimmen umgesetzt, und vieles andere; es wurde bis nach zehn Uhr abends gesungen:

---

[1]) Adresse: Dem Hochgebohrenen Herrn Grafen Leo von Thun, Hörer der Rechte im zweyten Jahre.

[2]) Karl Helminger jun., Sohn des gleichnamigen Prager Advocaten, ist erst in der letzten Zeit, am 2. November 1890 als „Nestor der böhmischen Advocaten, Rechtsanwald weil. Sr. Majestät Kaiser Ferdinand II., Mitglied zahlreicher humanitärer Institute" in seiner Villa in den Königl. Weinbergen im Alter von 82 Jahren gestorben.

[3]) Comtesse Anna Maria.

Digitized by Google

Aber wie mich Musik immer ernst stimmt, so war es auch diesmal, wozu noch der so oft in mir aufsteigende Gedanke an den Verfall des böhmischen beytrug, den der Umstand in mir erwecken mußte, daß man hier in Mitte des Landes einen Abend in Gesang zubringt und dabey das heimische verläugnet, um sich des an sich viel unpassenderen Fremden zu bedienen . . . .

Prag 6. Juli. Morgen beiße ich mich durch das Ende des 5. Helfertischen Bandes durch, und dann fange ich das Lied noch einmal von vorn an. (Er gedenkt in vierzehn Tagen die Prüfung „abgeschüttelt" zu haben).

Prag 12. (Erkundigt sich wie es der Mutter mit dem Halse gehe): Aber schreibe nicht von Dir wie Du gewöhnlich von Dir sprichst, sondern so als wenn Du Deine Tochter wärst. (Er muß fleißig bei seinen Heften sein), da Helfert für die Prüfungen viel und solche Sachen aufgibt die außer meinem Plane liegen jetzt schon zu studieren. (Abends wird in's Theater gegangen; er lobt sehr den Polawsky, freut sich auf „Yelva", sehnt sich schon lang auf „Oberon", es gefallen ihm Kainz, Binder, weniger die Sandrini). Und so ein lüderliches Leben führe ich circa acht Tage vor einer erbethenen Prüfung.

Das Examen ist bestanden, zur vollen Zufriedenheit des Prüfers und des Prüflings, und Leo reist nach Marienbad wohin ihn sein Vater begleitet, während Franz und Fritz mit der Mutter in Prag bleiben um ihren Curs regelmäßig zu beendigen. In Marienbad wird Dr. Heidler zu Rathe gezogen: Leo muß trinken, erst Kreuz-, dann Ferdinands-Brunnen, dann „sich im Schlamme wälzen" und darauf eine Stunde im Bette liegen ohne zu schlafen, was für den sonst kräftigen jungen Mann keine kleine Aufgabe ist, zumal an heißen Tagen und nach starkem Spaziergang; um ihn munter zu halten spielt Papa mit ihm Piquet. Marienbad, wie es damals war, machte auf ihn keinen vortheilhaften Eindruck. Die Lage findet er nicht so übel, aber es bestehe aus lauter garstigen Häusern und die Anlagen im Orte seien „ganz erbärmlich. Statt Wiesen ist Sumpf und einige Ecken, die zu Blumenbeeten bestimmt gewesen zu seyn schienen, sind mit Steinklee bewachsen." Die Kur selbst lobt er sich, mit dem Knie ging es bedeutend besser:

8. August. So eben kommen wir von einem Spaziergang zurück der mir unendlich theuer ist, weil wir ihn während eines Gespräches machten das mich in die Stimmung versetzte in der ich so häufig und so gern verweile, wenn sie gleich eine höchst schmerzliche ist! Du kannst Dir denken welche Gegenstände wir besprachen. Wir fingen bei Martinic und Slavata an und endigten, wenigstens ich, mit Hoffnung auf eine bessere Zeit; denn der kann und will ich mich nicht entschlagen . .

14. August. In diesen Ferien endlich einmal einen bedeutenden Vorsprung im böhmischen zu gewinnen, betrachte ich wirklich als Gewissens-

Digitized by Google

sache; der Gedanke diese Sprache noch nicht zu können wird mir alle Tage peinlicher und ich möchte vor Beendigung unserer Studien noch so manches in dieser Sprache lesen und studieren, worin mich auch das Gespräch mit Papa bestärkt.

Sein körperliches Leiden bessert sich von Tag zu Tag; zeitweilig gibt es ihm noch einen Stich, „aber ohne daß die gewöhnliche Steifheit oder sonst eine Empfindung zurückbliebe." Ein Aufstieg auf den Podhorn wird unternommen, ohne Weg muß man zwischen großen im hohen Grase versteckten Stämmen hinaufklettern, und nicht das geringste Unbehagen fühlt er darnach. Aber nun drängt es ihn mit Gewalt nach Tetschen, das er „beynahe zwey volle Jahre nicht gesehen":

Marienbad 21. August. Ich freue mich ganz unaussprechlich Euch alle in dem lieben Tetschen wieder zu sehen. Auf alle Fälle wird heute in acht Tagen schon ein gewaltiges crescendo in meinem Herzensorchester beginnen, und es klopft jetzt schon stärker, wenn ich mich im Gedanken in den Tetschner Schloßhof versetze und Deine liebe Stimme und die freundlichen Gesichter der Geschwister mir vorstelle. Da werde ich wahrhaftig nicht langsam gehen, und es ist recht gut daß ich dann nicht mehr nach meinem dummen Knie zu fragen habe . . .

Den Winter-Semester von 1829 auf 1830 scheint Leo in aller Ordnung mit seinen Brüdern durchgemacht zu haben; allein das fatale Knie gab noch immer keine Ruhe und es wurde für den Sommer der Gebrauch der Wässer von Piskan (Pöstyen) verordnet. Gegen Mitte Juni reisten Vater und Sohn von Prag ab, woselbst gerade in diesen Tagen, wie die Mutter schrieb, die Influenza um sich zu greifen begann:

Hanka, Professor Kopetz, kurz beynahe jedermann, mit dem man hier zusammenkommt, ist damit behaftet. Breslauer Ärzte erklären sie für den Vorläufer der Cholera; dagegen soll sie demjenigen, der sie gehabt hat, vor der Cholera bewahren.

Die Reise Leo's mit seinem Vater ging über Linz, 17. Juni, St. Pölten, Wien, Presburg, sodann über Land das Waagthal aufwärts, bis man am 22. an Ort und Stelle war. Die Unterkunft war „elend", die Gesellschaft aber durchaus anständig. Es wurden Spiegel- und Wasserbäder in gemeinschaftlicher Weise gebraucht; es waren „lauter saubere Leute" und Leo fand diese Art viel unterhaltender als eine Stunde allein zu sitzen; auch konnte er dabei „verschiedene Manoeuvers im schwimmen und tauchen" ausführen. In der Zeit die er nicht seiner Kur zu widmen hatte, saß er fleißig über seinen Collegienheften, die er sich mitgenommen hatte; wenn er sich über gewisse Punkte, vorzüglich aus dem Wechselrecht, allein nicht ausfand, sandte er Fragen nach Prag, über die ihn die Brüder

Digitized by Google

aufklären sollten. Die Mutter bangte sehr um ihn; doch ermunterte sie ihn auszuharren:

Prag 24. Einen Nutzen bringt Dir dieser Aufenthalt auf jeden Fall, mein guter lieber Leo, den, so viel mit dem prächtigen Vater zu seyn. Ach, mein gutes Kind, benütze das recht, schließe Dich immer an ihn mit innigster Liebe und mit dem vollsten Vertrauen, es muß und wird Dir auf jede Weise unaussprechlich wohl thun! Mir ist es ein rechter Trost zu denken, daß er in Dir schon einen Freund findet ... Da Du Fritz versicherst, Du seyest etwas weniger ungeschickt und verlegen, so hoffe ich wirst Du nach 8—14 Tagen der liebenswürdigste Jüngling im ganzen Neutraer Comitat seyn. Die Brüder waren auch tout à fait aimable in Weltrus und haben sich sehr gut unterhalten.

In der That hatte Leo seine Schüchternheit bei neuen Bekanntschaften so ziemlich überwunden. Er habe, rühmt er sich gegen seine Mutter, „ein langes Gespräch mit der Gräfin Katterbrunn" geführt, ebenso „mit der Gesellschafterin einer gewissen Gräfin Schmiedbek oder berg: Du siehst daß ich wieder große Fortschritte in der Keckheit gemacht habe". Daß er „der allerliebenswürdigste Jüngling allhier" sei, getraue er sich zu behaupten: „ebenso der allerschönste, und zwar schon deßhalb weil ich der einzige bin, indem außer einigen Kindern nur erwachsene Herren hier zu finden sind." Der Umgang mit dem lieben Vater ging ihm über alles; aber was hatte jener?

Du kannst Dir denken, liebe Mutter, daß mir jeder Tadel den der prächtige Vater ausstößt, und dazu gibt es (bei der elenden Unterkunft) unendlich viel Gelegenheit, wenn es gleich im Scherze geschieht, einen Stich gibt. Für ihn ist der lange Aufenthalt wirklich entsetzlich. Ich habe ihn, aber er hat hier gar niemanden, dessen Gesellschaft ihm angenehm seyn könnte, und das, und noch viel mehr, meinetwegen!

Alles unter dem Monde nimmt ein Ende, und so gingen auch die Piskaner Wochen dahin, und man näherte sich mehr und mehr der ersehnten Heimkehr. Leo hat sich so viel Zettel gemacht, als die Kur Tage in Anspruch nahm:

Pöstény 27. Juli ... und ich freue mich alle Tage, wenn ich in das Bad gehe, mehr über die Abnahme der Zettel, deren schon nur mehr zwey auf dem Kasten liegen. Der einzige schmerzliche Gedanke ist, daß ich den guten Papa nun bald wieder wenig genießen werde; aber es wäre wohl sehr egoistisch, wenn ich deßhalb eine Verlängerung unseres Aufenthaltes wünschen könnte, da ich wohl weiß, wie sehr er sich nach Hause sehnt ...

Die Ferien waren jetzt nicht mehr wie früher September und October, sondern August und September, und so finden wir die drei

Digitized by Google

Brüder am 7. October 1830 ihre „Curialien" bei den Professoren machen, bei Fischer, den sie nicht zu Hause treffen, bei dem „jungen Kopec" und bei Schuster[1]), jener ein feiner vielseitig gebildeter Mann, letzterer gelehrt und kenntnisreich, ein tüchtiger, wenn auch mitunter etwas paradoxer Jurist, zugleich Advocat, und gegen solche, für die er keine Rücksichten zu beobachten hatte, ein bekannter Flegel . . .

> Von Kopec gingen wir zu Schuster, denn er wohnt über ihm, les extrêmes se touchent. Er war gegen uns höflich, wie ich ihn noch nie gesehen hatte, nicht ebenso mit einem Manne der bey ihm war und den er mit einem schusterisch trockenen „Wollen Sie hinausgehen" in's Vorzimmer verwies. Am Ende äußerte er auch politische Meinungen: Kopec soll sehr liberal denken ꝛc.

Letzteres war eben kein Fehler in den Augen der drei jungen Herren, die im letzten Jahrgange fleißig beim Zeug sein mußten. Professor Dr. Franz Fischer[2]), der eine so packende Weise des Vortrages hatte daß die Zuhörer gar nicht anders konnten als aufmerken und seinen Worten folgen, ging „examinando" vor, so daß sie jeden Tag vorbereitet sein mußten. Kopetz jun. eilte mit seinem Gegenstande, dessen Gebiet einen großen Umfang hatte; allein sein Vortrag war ein sehr interessanter und regte zu weiterem Selbststudium an. Leo wollte Montesquieu's „Geist der Gesetze" lesen; Rohrweck besaß das Werk deutsch, allein das behagte unserem jungen Freunde nicht: „denn ich hasse Übersetzungen wenn mir das Original zu Gebothe steht, und bin froh dabey zwey Fliegen auf einen Schlag zu tödten". Da ein französisches Exemplar in keiner Prager Buchhandlung aufzutreiben und es auch zweifelhaft war ob es Rohrweck bei einem Antiquar finden werde, so schrieb Leo darum nach Tetschen: „Meine Bitte um Montesquieu's Esprit des lois wird Dir, liebe Mutter, hoffentlich recht seyn." Zwei Tage später wurde im ständischen Theater „Johann von Paris" aufgeführt, worin „beyde Gneb" singen sollten; Leo hätte sie für sein Leben gern gehört: „die Brüder werden

---

[1]) Von den beiden Brüdern Kopetz trug der ältere Martin Adolph geb. 1764 Natur- und Criminalrecht im 1., der jüngere Wenzel Gustav geb. 1784 die politischen Wissenschaften im 4. Jahrgange vor. — Professor Michael Schuster hatte das Allg. bürgerliche Gesetzbuch im 3. Jahrgange, daher es bei diesem nur eine Dank-Visite gewesen sein kann. Der ältere Kopetz wohnte im kleineren, der jüngere und Schuster im 1. und 2. Stocke des größeren Universitätshauses am Obstmarkt.

[2]) Leider kennen weder Wurzbach, noch der „Slovník Naučný" diesen interessanten Lehrer und Gelehrten, dem allerdings keine lange Wirksamkeit beschieden war.

Digitized by Google

gehen, ich kann nicht, ich muß fleißig seyn; weil wir erst gestern eine 2. Explication aus der Gerichtsordnung erhielten, bin ich zurück."

Es war ihm bereits zur zweiten Natur, jedes Vergnügen seinen Obliegenheiten nachzusetzen, und es kostete ihn keine Überwindung dies zu thun. So jung er noch an Jahren, so entschieden sehen wir seinen Charakter entwickelt: ernster Sinn, gründliches Nachdenken über alles was ihm die Umstände bringen, gewissenhafte Auffassung seiner Pflichten, dabei eine spartanische Einfachheit und Genügsamkeit in Dingen der materiellen Existenz. Er zeigt aufrichtiges Bestreben, anderen auch in moralischen Schwierigkeiten beizustehen, sie geistig zu unterstützen, zu ermuthigen, zu trösten. Wie unermüdlich ist er in der Pflege, wenn einem seiner Geschwister etwas zustößt, wie erfinderisch alles herbeizuschaffen was für den Kranken gut und angenehm, für die entfernten Eltern beruhigend sein kann! In den Briefen an seine Mutter ist der Ton ebenso freimüthig und offen, als rührend kindlich, für alle Vorkommnisse des täglichen Lebens aufmerksam und besorgt. So war es auch mit seinen religiösen Übungen. An Sonn- und Feiertagen, oder wenn sonst ein Gedenktag fiel, hörte er seine heilige Messe gewöhnlich in der nahen Schloßkirche, wenn es sich thun ließ „in meiner lieben Teynkirche." Im October 1830 war Prinz Alexander Hohenlohe in Böhmen, dessen Ruf als „Wunderthäter" damals die Welt erfüllte. Mutter und Sohn, mit dessen Bein es noch immer nicht so stand wie es zu wünschen war, setzten auf ihn ihre Hoffnung. „Ich baue fest auf die Wirkung seines Gebethes für Dein Knie, mein geliebter Leo," schrieb die Gräfin am 12., „nachdem seine Fürbitte uns schon für die liebe Tante und den guten Franz so sehr geholfen." Und unser junger Freund, nachdem er einer Messe des Prinzen mit inbrünstiger Andacht beigewohnt hatte, schreibt am 14. nach Tetschen zurück: „Auch hoffe ich daß mir sein Gebeth genützt hat; denn wenn mir die Homöopathie zuträglich wäre, so ist's ja ein Geschenk Gottes, daß ich gerade zu der Zeit einen Rückfall hatte."

Im Sommer 1831 muß den Grafen Fritz etwas betroffen haben, das ihn nöthigte einige Zeit in Tetschen zuzubringen. Doch kann es nichts ernstliches gewesen sein, etwa ein Sonnenstich oder Sonnenbrand (insolatio), da Leo in munterer Laune darüber schreibt:

Prag 23. Juni. Daß Fritz an Schönheit etwas verloren hat durch die Sonnenstrahlen, ist zwar recht Schade, indessen seinen Eroberungen wird es keinen Eintrag thun; denn bey solcher Liebenswürdigkeit sieht man

Digitized by Google

über eine bräunliche Nasenspitze hinweg ... Tausend Küße hätte ich, liebe Mutter, an Dich, an den prächtigen Vater, die lieben Schwesterleins und den niedlichen Bruder zu vertheilen.

3. Juli. Fritzens Nase wird sich nun wohl schon geschält haben und er demnach wieder der bezaubernde Jüngling seyn wie ehemals, die Karlsbader Tänzerinnen werden Augen machen! Bald soll er aber ausgestochen werden, ich schaffe mir schon neue Tanzschuhe und Strümpfe an, und eine Weste habe ich, die beleuchtet allein den böhmischen Saal.

Mit dem Sommer-Semester 1831 war es mit den Collegien zu Ende. Das „Absolutorium," von Leopold Hasner k. k. Director der juridisch-politischen Studien ausgestellt, weist für Leo im „Fortgang" durchaus Vorzugsclassen auf, „Verwendung: sehr fleißig," „Sitten: vollkommen gemäß." So war es ohne Zweifel auch bei den zwei älteren Brüdern, die ja mit ihm in allem und jedem gleichen Schritt gehalten hatten.

Johann Rohrweck hatte seine Aufgabe gelöst. Er schied aus dem Thun'schen Hause, bedankt von den Eltern, bedankt mit wärmster Rührung von den Söhnen, die ihm zeitlebens das ehrendste Andenken bewahrten. Er nahm nun keine ähnliche Stellung wie bei Thun und früher bei Lobkovic an; er gründete seinen eigenen Hausstand und gab sich selbständig mit der Erziehung von Söhnen ab, die ihm zum Theil aus den angesehensten Familien der Stadt und des Landes anvertraut wurden. Rohrweck wußte für seinen Zweck junge tüchtige Lehrkräfte zu gewinnen, aus deren Mitte mehrere der nachmals verdientesten Schulmänner Böhmens hervorgingen. Er verstand es zugleich die Geselligkeit zu pflegen, an besonderen Abenden strebsame Kräfte zu vereinen, wodurch sich seine Anstalt zugleich als Bildungsmittel für weitere Kreise erwies.

II.

Selbständig.

Wirksamer als es die gelungenste Darstellung des Schriftstellers vermöchte, wird, so denke ich, der Einblick in die unmittelbaren Äußerungen der handelnden Personen, wie selben die reichlich aufgenommenen Stellen aus ihren Briefen gewähren, den geneigten Leser überzeugt haben, welch schönes und inniges Verhältnis die Glieder der Tetschener Häuslichkeit umschlang, ein Verhältnis so von Liebe und Herzlichkeit, von gegenseitigem Vertrauen und Mitgefühl, von Offenheit und Aufrichtigkeit durchdrungen,

Digitized by Google

von wahrer Andacht und Gottvertrauen beseelt, daß es wohl als das Muster eines christlichen Familienkreises hingestellt werden kann. Gleichwohl trug es in einer Richtung nicht die Bürgschaft der Dauer in sich. Als die Söhne ihre Jura absolvirt, hatten Franz sein zweiundzwanzigstes, Fritz und Leo ihr einundzwanzigstes und zwanzigstes Lebensjahr hinter sich. Aber noch immer wachte die Mutter über sie wie die Henne über ihre Küchlein, noch immer legten sie ihren Eltern von jedem ihrer Schritte Rechenschaft ab, holten für jeden außergewöhnlichen deren Zustimmung ein. Sehen wir nicht wie Leo, als er sich aus der Schloß-Bibliothek von Tetschen ein Buch von Montesquieu kommen lassen will, schüchtern bei seiner lieben Mutter anfragt, ob sie nichts dagegen habe? Das war gewiß recht schön und rührend; aber war es noch an der Zeit bei erwachsenen jungen Männern, die an der Schwelle standen über die sie selbständig in das werkthätige Leben hinauszutreten hatten? Es ist kein Zweifel, daß Leo, der jüngste, aber der ernsteste und tiefste von ihnen, es war, welchem zuerst diese Zweifel aufstiegen, und wiederholt mag er von da an mit seinen ältern Brüdern darüber gesprochen haben. Doch bei der unbegränzten Ehrfurcht, die sie der ängstlichen Liebe ihrer Mutter, dem Ansehen des „prächtigen Vaters" zollten, ließ sich in einer so heiklen Sache nicht mit der Thüre ins Haus fallen; brieflich konnten sie es kaum verhandeln, es mußte sich eine passende Gelegenheit zu mündlicher Auseinandersetzung finden.

Einstweilen emancipirte sich Leo nach geistiger Seite hin auf eigene Faust. Ihn drängte es nach werkthätigem Eingreifen in das Leben, nach der Möglichkeit nützliches zu wirken, das gemeine Beste zu fördern, Zustände die ihm als unrechte oder bedauernswerthe erschienen beseitigen zu helfen, und er beschloß, so lang ihm der Eintritt in praktische Wirksamkeit nicht eröffnet war, vorerst mit der Feder sein Scherflein beizutragen. Im Juli 1831 gebrauchte sein Vater in Karlsbad die Kur, wohin Fritz und Leo auf Besuch kamen. Aus dieser Zeit findet sich von des letzteren Hand eine Schutzschrift für die böhmische Sprache, worin er alle die Nachtheile und Übelstände auseinandersetzt, die aus der Vernachlässigung des größten Theiles der Bevölkerung des Landes entspringen müßen, und auf Hebung und Förderung der Literatur als jenes Mittel hinweist, das allein auf bessere Bahnen lenken könne. Der Aufsatz, bei dessen Abfassung ihm vielleicht Balbin's Disputatio apologetica pro lingua slavica, præcipue bohemica vorschwebte, ist von ihm eigen-

Digitized by Google

händig in deutscher Sprache zu Papier gebracht — 8 halbe Bögen in kl.-4° — und trägt keine Überschrift; nur über dem Texte steht als Motto: Bůh a pro Boha wlast! und zum Schluße stehen die Worte: Čechowé jsme, Čechowé budeme! Im October darauf zu Tetschen hat er den Aufsatz vollständig umgearbeitet — 9 halbe Bogen in kl.-4° — und dabei sowohl das böhmische Motto als die böhmischen Schlußworte weggelassen.

Im Februar 1832 finden wir die drei jungen Grafen in Dresden. Es war das erstemal daß sie sich, ohne Vater oder Rohrweck, allein überlassen waren. Gleich in die ersten Tage ihres dortigen Aufenthaltes fiel die Nachricht von dem Tode eines jungen Officiers aus der ihrem Hause befreundeten Familie Ch. Er hatte aus seinem Garnisonsorte einen heitern Brief nach Hause geschrieben, am Tage darauf fand man ihn todt mit zerschmettertem Schädel. Der trostlosen Mutter wurde ein Sturz vom Pferde vorgespiegelt, doch alle Umstände deuteten auf Selbstmord. „Ach, meine guten guten Kinder," schrieb Gräfin Therese aus Tetschen ihren Söhnen, „halte t an Gott, bauet auf diesen festen Grund, da läßt sich alles tragen. Gott, was bleibt dieser unglücklichen Mutter für ein Trost!" Leo schrieb am 6. zurück: „Die arme Familie! Es ist auch räthselhaft wie ein Mensch der nicht ganz verworfen ist, und das war er doch nicht, ohne wirklichen Wahnsinn zu so einem Schritt geführt werden kann!" Am 7. kommt die Gräfin auf das traurige Ereignis zurück:

> . . Dein Knie ist meine immerwährende Angst. Du weißt, mein Leo, wie einfältig die alte Mutter ist! Indessen versichere ich Dich, mein gutes Kind, daß seit dem neuen so schrecklichen Unglück der Familie ****** ich mir beynahe jedes Gefühl, das nicht Dank gegen Gott ist, vorwerfe; denn was kann einem Mutterherzen härteres begegnen!!! Gott sei seiner Seele barmherzig und sende Trost in das gebrochene Herz der Seinigen!

Was den Aufenthalt ihrer Söhne „in dem lieben Dresden" betreffe, so möchten sie nur so lang bleiben als es ihnen gefiele; „aber", heißt es weiter, „kommt nur ja unverwundet zurück. Wenn ich Euch, meine Herzensjungen, nicht zu gut kennte, so würde ich Euch entsetzliche Ermahnungen geben, gewaltig höflich, bescheiden, aimable zu seyn; denn es ist mir doch ein bischen curios zu Muthe, wenn ich mir Euch so ganz allein in einer ganz fremden Welt denke. Aber das ist nicht Mangel an Vertrauen, meine guten Kinder, sondern es geht mir nur wie der Henne die die Enten ausgebrütet hat und die dann ängstlich um den

Digitized by Google

Teich geht, wo die Kinder mit eigenen Flügeln und Füßen sicher und ruhig schwimmen."

In der That, für Herrlein von gewöhnlichem Schlage gab es in Dresden Anlaß genug „verwundet" zu werden. Sie erneuerten alte Bekanntschaften und machten täglich neue. Bei dem ersten Besuche den sie der befreundeten Familie Beust machten, war Ferdinand nicht zu Hause; er war von Jugend auf ein sehr heiterer Patron, witzig und unterhaltend, und den Brüdern Thun ein besonders lieber Kamerad. Auch von andern Seiten fehlte es nicht an geselliger Anregung. Es gab Diners und Soiréen bei General Gablenz, bei Minkwitz, bei Miltitz. Es wurde fleißig getanzt; wir sehen Leo „engagirt mit feschen Tänzerinnen." Im allgemeinen findet er, „daß wir ein wahres Pflasterleben führen." Doch fehlt es nicht an ernsteren Momenten. Eines Tages fällt ihm Tiedge's „Urania" in die Hand, und tief ergreifen ihn hier die Worte der Hehra (4. Gesang V. 222 f.):

„Wohl ist die Bürgschaft für den Himmel
Der Himmel hier in unserer Brust."

War es vielleicht diese Stelle, die in ihm den schönen Sinnspruch wachrief: „Was Gesundheit für den Körper, das ist Glück für die Seele"? Denn gewiß hat er unter „Glück" nicht jenes eitle irdische wetterwendige gemeint, das in der Welt als solches zu gelten pflegt, sondern jenes tief innerliche ruhige und ständige, eins mit Zuversicht und Zufriedenheit, das nur ein völlig ausgeglichener, über sich und seine Bestimmung klarer Seelenzustand erreichen kann. . . Eine interessante Bekanntschaft machten die Brüder in derselben Zeit in Dresden mit einem jungen Engländer James Hope[1]), der besonders zu Leo, und dieser wieder zu ihm, warme Zuneigung faßte.

Der Aufenthalt in Dresden währte bis in die ersten Tage des März; darnach scheinen die Brüder theils auf Schloß Tetschen theils in Prag geweilt zu haben, wo gesellschaftliche Verpflichtungen mit anderen Genüßen, besonders Theater und Musik, ernste Lectüre mit anregend

[1]) Es ist dies derselbe, der viele Jahre später einer der ersten war, welchen das s. g. Oxford movement mit seinem Freunde Manning u. a. in den Schoß der katholischen Kirche zurückführte. Hope heiratete eine Enkelin Walter Scott's, Besitzerin des berühmten Abbotsford, und schrieb sich von da an Hope-Scott; seine zweite Frau war eine Tochter des Herzogs von Norfolk. Mit seinem großen Vermögen, das er sich vorzüglich als Barrister (Rechtsanwalt) erworben, hat er unendlich viel gutes gethan.

Digitized by Google

persönlichem Umgang abwechselten. Leo pflegte sich von allem Gelesenen Rechenschaft abzulegen, indem er sich Auszüge machte, aber auch seiner eigenen Beurtheilung Ausdruck zu geben suchte. Derlei Aufzeichnungen finden sich aus den Jahren 1832 und 1833 über Wolfgang Menzel's Deutsche Literatur (Stuttgart 1828), desselben Reise nach Österreich (ebenda 1833), Johannes Falk über Goethe (Leipzig 1832), über die Nothlüge ꝛc. von Prof. Elvenich in Breslau (in der Zft. f. Phil. Köln 1832), Nachrichten und Betrachtungen über die ungarische National-Synode vom Jahre 1822 (von Feßl[1]), Sulzbach 1824), also mit Ausnahme dieses letzteren durchaus Novitäten. Menzel's „Deutsche Literatur" interessirte ihn vielfach; dagegen heißt es über dessen „Reise nach Österreich":

> Dieß Buch war mir eine traurige Bekanntschaft, indem es meine Achtung vor dem Autor verminderte. Ich kann mir seine Entstehung nicht anders erklären als durch den Verdacht, Menzel habe, auf seinen schriftstellerischen Ruf gestützt, ein Buch schreiben wollen, von dem er sich einen guten Absatz versprechen könnte.

Gleichwohl fand er einzelnes darin gut, ja „vortrefflich", und hob dies rühmend hervor. Durchaus günstig lautet sein Urtheil über Falk; nur von dessen Erläuterungen zum „Faust" heißt es: dieselben seien, insbesondere jene der Geisterscenen „oft ebenso räthselhaft und für mich sinnlos, als die betreffenden Stellen des Gedichtes selbst."

Im persönlichen Umgang stand zu Prag gewiß jener mit Rohrweck an erster Stelle. Daneben wurden die Beziehungen, welche die Brüder schon früher mit einzelnen böhmischen Literaten angeknüpft hatten, namentlich mit Hanka, nicht abgebrochen. In ihren Kreisen finden wir den Kleinseitner Humanitäts-Professor Johann Zimmermann, einen vielseitig gebildeten Mann, und P. Franz Seraph Schneider, Religions-Professor am technischen Institute, beide Bolzanisten, letzterer als Menschenfreund hoch gepriesen und geachtet, nicht blos im Beichtstuhl, sondern auch außerhalb der Kirche als geistlicher Rathgeber von Personen aus allen Ständen ins Vertrauen gezogen.

Von Leo's jüngern Freunden tritt seit seinen Studienjahren Helminger, der inzwischen, am 1. August 1832, den Doctorshut erworben hatte, besonders hervor. Der Gedankenaustausch zwischen ihnen bewegte sich um die wichtigsten Fragen, beide beseelte das Streben gutes zu leisten, im Sinne geistigen Fortschrittes und gemeinnützigen Schaffens

[1]) Feßler?

Digitized by Google

zum Heile ihrer Mitmenschen zu wirken. Allerdings waren sie über manche Dinge keineswegs eines Sinnes, was aber, da sie alles mit ebenso großer Offenheit als ruhigem Anstand und Ernst behandelten, ihrer aufrichtigen Neigung nicht den mindesten Abbruch that. Eine dieser Meinungsverschiedenheiten betraf die Kranioskopie oder Phrenologie (Schädellehre), für die sich Leo und, wie es scheint, in noch viel höherem Grade Franz lebhaft interessirten, auf die aber Helminger nichts gab:

> Mir ist die Phrenologie nichts anderes als eine Physiognomik des Schädels und gewährt meiner Meinung nach nur den Nutzen, den man von dieser Lehre erwarten kann. Ebenso wenig als es irgend jemand beifallen wird zu sagen: in diesem Schnitte der Augen, in dieser Form des Mundes liegt der Grund dieser oder jener Fähigkeit, Neigung oder Leidenschaft des Besitzers dieser Gesichtstheile; ebenso wenig kann man in den Formen des Kopfes den Sitz der Ursache dieser oder jener Seelenthätigkeit suchen.

Einen ganz verschiedenen Standpunkt nahmen Leo und Helminger in der Frage der Hebung der böhmischen Nationalität ein, für welche eben in jener Zeit aus dem Schoße der böhmischen Literaten lebhaft gearbeitet wurde. Karl Winařický, Secretär des wohlwollenden und volksfreundlichen Fürst-Erzbischofs Chlumčanský, arbeitete 1832 im Verein mit Joseph Jungmann eine Denkschrift „über den gegenwärtigen Zustand des böhmischen Sprachunterrichtes an den Lehranstalten Böhmens" aus, die dem Obristburggrafen Karl Grafen Chotek übergeben werden und durch diesen, der solchen Bestrebungen geneigt war und selbe aufmunterte, in die Hände des Kaisers gelangen sollte. Der Aufsatz enthielt ins einzelne gehende Vorschläge über die Rücksichtnahme, welche die böhmische Sprache durch alle Stufen des Unterrichts von der Trivialschule bis zur Universität zu finden hätte; auch die deutschen Schulen Böhmens und Mährens waren nicht vergessen. Leo Thun stand gewiß diesem Schritte nicht fern; denn es findet sich in seinen Papieren ein Exemplar dieser Denkschrift — 6 Bogen fol. —, worin mit Bleistift am Rande allerhand NB, Frage- und Ausrufungszeichen, aber auch ausdrückliche Bemerkungen angebracht sind: „Vielleicht gegründet, jedoch schwer zu beweisen." „Hier wird eine gänzliche Änderung des bisherigen Systems verlangt, welches wenig Anklang finden dürfte." „Wird schwer durchzuführen sein." „Nicht einverstanden." Vielleicht war es Helminger's Hand, von welcher diese Glossen herrührten. Denn er gab wohl mit billiger Theilnahme die bisherige Vernachlässigung des

Digitized by Google

böhmischen Volkes zu und anerkannte die Pflicht daß etwas für die Bildung des Bauern geschehe; aber als Mittel hiezu wollte er nur die möglichste Hebung der böhmischen Sprache von Seite der Privaten gelten lassen; seitens der Regierung könne hiefür nichts geschehen als höchstens die Errichtung freier Lehrstühle:

> Doch meiner festen Überzeugung nach werden diese freien Kanzeln bald eingehen; denn jeder der sich zum Gelehrten bilden will, wird den Weg einschlagen, durch den er einem größeren Kreise verbrüdert wird und eine reichere Quelle des Wissens und Lernens sich öffnet, und daß dieses bei der deutschen Sprache der Fall ist, ist doch gewiß. Nach meiner Behauptung wird sich die böhmische Sprache niemals zu einer gelehrten Sprache heben, und je mehr der Landmann gebildet wird, desto mehr wird er, wenn beide Wege offen stehen sich in der deutschen und böhmischen Sprache zu bilden, seine Söhne auf deutsche Universitäten schicken.

Eine starke Bewegung gab es damals auch im ärztlichen Leben Prags. Die neue Heilmethode Hahnemann's war durch zwei Doctoren vertreten, Wenzel Adolf Tuwar und Rudolf Schaller, die großen Zulauf hatten und das Vertrauen in vielen der ersten Häuser besaßen. Die privilegirte Kaste der Ärzte gerieth über diese Gewerbsstörung außer Rand und Band. Namentlich der geniale Krombholz, der in Theorie und Praxis ohne Frage die erste Stelle unter seinen fachmännischen Zunftgenossen einnahm, zeigte eine maßlose Erbitterung gegen diese „Amphibien", wie er die Homöopathen nannte. In einer Versammlung von Allopathen, wo über die Abweisung des Hahnemann'schen Heilverfahrens und strenge Maßregeln gegen die Ausüber desselben berathen wurde, überbot man sich in extremen Vorschlägen, so daß einer der Anwesenden die Ausstellung auf den Pranger beantragte, worauf Dr. Joseph Reisich, dem solcher Unsinn doch wider den Strich ging, sarkastisch ausrief: „Ei das, machen wir kurzen Proceß, fort mit ihnen an den Galgen!" Zu Thun's und Helminger's Universitätsfreunden gehörte auch ein Med. Dr. Joseph Hofrichter, der sich der neuen Lehre zugewandt hatte und seine juristischen Altersgenossen mit derselben befreundete. Er war übrigens ein Sonderling, besonders darin daß er den größten Gegner seiner Methode, der aber gleichzeitig der berühmteste Vertreter der alten Kunst war, in allen Äußerlichkeiten nachahmte: er ließ sich das Haupthaar à la Krombholz wachsen, er trug einen breitkrämpigen Hut wie Krombholz, er schaffte sich einen Stock mit großem Knopf an wie Krombholz, so daß er als die homöopathische Copie des gepriesenen Allopathen einherwandelte . . .

Digitized by Google

Im Juli und August 1832 kam Besuch nach Tetschen: James Hope mit einem Landsmanne namens Leader, denen die jungen Grafen die Honneurs machten. Den beiden Briten behagte der Aufenthalt ungemein, es gab Spaziergänge nach allen Richtungen, Partien zu Pferd und zu Wagen, Jagden in Feld und Wald, kurz für jeden Tag ein anderes Vergnügen. „Auf die Länge könnte man sich langweilen vor lauter Unterhaltung," schrieb Leo nach Prag; „übrigens sprechen wir viel englisch und noch mehr französisch." Beim Abschied mußten Thun's ihrem Freunde Hope das Versprechen geben, ihm in England seinen Besuch zu erwiedern.

* * *

Dazu sollte sich bald Gelegenheit finden. Der leidende Zustand der älteren Comtesse Anna Maria, der den bekümmerten Eltern ernste Besorgnisse einflößte, ließ fürs erste eine Consultation des königl. sächs. Leibarztes Dr. Karl Gustav Carus in Dresden räthlich erscheinen, wohin die Familie Thun im Sommer 1833 reiste.

Für Leo war diese voraussichtlich länger dauernde Losreißung aus der gewohnten Lebensweise und Umgebung Anlaß sich mit P. Schneider, und zweifelsohne auch mit seinem frühern Erzieher, über die Frage zu besprechen die ihn seit Jahr und Tag so sehr beschäftigte: das seitherige Verhältnis der Söhne zu ihren Eltern und die Unausweichlichkeit dasselbe auf einen andern Fuß zu stellen. Es schien räthlich, eben diese Änderung der äußeren Lage abzuwarten und dann einen geeigneten Zeitpunkt zu mündlicher Auseinandersetzung zu ersehen.

Der mehrwochentliche Aufenthalt in Dresden bot den Söhnen vielseitige Anregung. Sie kamen in die Abendgesellschaften Ludwig Tieck's, des Meisters im Vortrage Shakespeare'scher Dramen. Sie wurden bei Baron Friedrich Rumohr, dem gefeierten Kunstkenner, eingeführt, was besonders für Franz, einer dichterisch und künstlerisch veranlagten Natur, von großem Interesse war. Dieser Umgang und der Besuch der herrlichen Gemäldegalerie trieben ihn zu Versuchen im Öhlmalen, wo der Landschafter Sparman sein Lehrer wurde[1]).

Bei der großen Innigkeit, die unter den Geschwistern herrschte, wird sich Leo jenen geistigen Genüßen, die seinen ältesten Bruder so sehr fesselten, gewiß nicht entzogen haben, obwohl ihn für seine Person

[1]) Burgerstein Nachruf S. 6.

Digitized by Google

etwas anderes in ungleich höherem Grade beschäftigte. Denn im Monate Juli zu Dresden war es, wo er seine Schutzschrift für die böhmische Sprache einer abermaligen Durchsicht unterzog, manches ausschied, anderes wesentlich umstellte und verbesserte, größere und kleinere Zusätze zu dem früheren Texte machte. In dieser letzten Form liegt eine Reinschrift von fremder Hand vor mir, 28 Bl. in kl.-8., wieder ohne Titel, aber auf dem Umschlag vorn von seiner eigenen Hand geschrieben: Sepsánj pro gazyk česky od r. 1831, přepracowano w r. 1833. Ob er die Abhandlung für die Öffentlichkeit bestimmt, ob er Schritte sie in Druck zu legen gemacht hat, dafür fehlt es durchaus an Anhaltspunkten. Der Aufsatz ist als ein wahres Kind jener Zeit aufzufassen, die ich einleitend in Kürze zu charakterisiren versucht habe, und beschäftigt sich mit den Übelständen die nach der Ansicht des jugendlichen Verfassers daraus entsprängen wenn ein Land von zwei Volksstämmen bewohnt, von denen der eine in der Bildung fortgeschritten, der andere zurückgeblieben ist, und mit den Mitteln wie diesem Misverhältnisse abzuhelfen, der Bildungsstand der bisher vernachlässigten Nationalität zu heben wäre. Welches Ziel unserem Freunde vorgeschwebt und von welchem Geiste er dabei erfüllt war, zeigt das Nachwort das er seinem Aufsatze angefügt hat:

> Mit so inniger Überzeugung ich diese Blätter geschrieben habe so darf ich doch kaum hoffen daß sie dieselbe auch in denen hervorrufen werden die meine Ansicht bisher nicht getheilt haben, denn zu schwer ist es in langgewöhnter Denkungsart der Menschen eine Änderung zu bewirken. Möchten sie aber wenigstens die Anhänger der Germanisirung davon überzeugen, daß die entgegengesetzte Ansicht auf durchaus tadellosem und edlem Grunde beruhen kann, und ebenso den warmen Vertheidigern der böhmischen Sprache beweisen, daß die, welche an ihren Bemühungen keinen Theil nehmen, dazu nicht blos durch Gleichgiltigkeit gegen das Wohl des Vaterlandes, sondern durch ganz entgegengesetzte höhere Rücksichten sich veranlaßt und verpflichtet glauben können; beiden Theilen aber darthun daß das Argument: Wer böhmisches Brod ißt soll auch böhmisch reden, gerade so viel und so wenig beweist als das: die Bauernsprache passt nicht für Gebildete, sondern daß man seine Handlungsweise streng auf Gerechtigkeit gründen müße, vor sie die herrschende werden kann. . .

In dieser Zeit erkrankte Leo an den natürlichen Blattern und mußte in Dresden zurückbleiben, während die übrige Familie nach Kissingen abreiste, wohin auch ein Dr. Jäger kam, den ihr der Hof- und Medicinalrath Carus als ärztlichen Begleiter ausgesucht und anempfohlen hatte. Unter der liebevollen Pflege von Onkel und Tante Brühl, die sich eigens aus Pförten in Dresden einfanden um die Stelle der abreisenden Eltern zu

Digitized by Google

vertreten, genas Leo bald und so finden wir ihn schon am 17. August in Kissingen und in der ersten Hälfte September in Gesellschaft seiner beiden Brüder in Merzbach bei Aschaffenburg, wo ihnen Mr. Noël[1]), ein eifriger Anhänger der Lehre Gall's, kraniologische Horoskope stellte.

Am 25. September wurde von Kissingen die Reise nach England angetreten, wo Thuns nun längere Zeit zuzubringen gedachten und sich für's erste in Dover einmietheten. Die Witterung war schön und warm, Leo lernte einen neuen Sport kennen, das Schwimmen im Meere, dessen Fluthen ziemlich kalt waren: „aber wenn man eine Weile darin war, so fühlt man eine ganz wohlthuende Wärme, die wohl ihren Grund in den chemischen Bestandtheilen haben mag". Er vernachlässigte dabei seine geistige Ausbildung nicht, correspondirte mit seinen Prager Freunden, auch böhmisch mit Hanka, um nicht außer Übung zu kommen. Dabei war die Familie noch immer beisammen und die erwachsenen Söhne unter steter elterlichen Obhut wie in Prag oder Tetschen. Man blieb im häuslichen Kreise, fast abgeschlossen für die übrige Welt. Der Vater, der jetzt sein Tetschen aus der Entfernung leiten und allerhand verdrießliche Geschäfte brieflich fortführen mußte, war ernst und bekümmert, seine Stirn fast immer umwölkt. Dazu der Zustand seiner älteren Tochter, der noch immer keine Besserung zeigte. Auch mit Fritz stand es nicht gut, er litt an heftigem Kopfschmerz, so daß ihm Leo zuredete, in London eine homöopathische Kur zu beginnen. Dazu war jedoch eine gewisse Emancipation nöthig. Die Brüder beriethen sich mit Dr. Jäger, der auf die Eltern einwirken sollte, daß mehr gegangen, mehr Antheil an Gesellschaft, wozu ja hier vielfache Gelegenheit war, genommen und womöglich mehr Zerstreuung und Beschäftigung gesucht werde.

Die Hauptsache aber mußte von ihnen selbst geschehen, namentlich von Leo, den die Brüder in dieser wichtigen Sache als ihren Führer ansahen. Der Schritt konnte nun nicht länger aufgeschoben und eine bessere Gelegenheit als in der jetzigen Abgeschlossenheit kaum gefunden werden. So trat denn Leo eines Tages um die Mitte November vor den Vater und bat ihn überzeugt zu sein, daß alles, was er ihm vorzubringen habe, den reinsten Beweggründen entspringe: „doch er selbst möge erwägen, ob es denn länger angehe, daß erwachsene Söhne in ihrem Verhältnisse zu den Eltern noch immer auf dem Fuße gehalten werden wie als

[1]) Jüngerer Sohn eines Lords, britischer Capitän, seither beurlaubt.

Digitized by Google

Kinder und Knaben. Gewiß dürften sie diese zärtliche Liebe ihrer Eltern nicht hoch genug anschlagen; aber sollten Vater und Mutter nicht selbst wünschen, daß bei ihren nun erwachsenen Söhnen an die Stelle ängstlich ergebener Anhänglichkeit männliche Liebe mit männlichem weiter hinaus gerichteten Streben trete? Fritz und er hätten den entschiedenen Drang ihre Kräfte dem öffentlichen Wesen zu weihen; Fritz könne die Nähe von London benützen, um sich mit Fürst Esterházy und Baron Wessenberg über den Eintritt in den diplomatischen Dienst zu berathen. Und auch abgesehen davon, sollten die Söhne den jetzigen Aufenthalt nicht benützen sich in Gesellschaften sehen zu lassen, englische Sprache und Sitte kennen zu lernen, sich mit den Verhältnissen eines so eigenthümlichen und interessanten Landes bekannt zu machen, London und die wichtigeren Städte und Gegenden von England zu besuchen und da zu lernen?" . . .

Der Vater hörte ihn gütig an, gab den Gründen seines Sohnes recht, und sagte: er fände es sehr natürlich, wenn der Drang nach Selbständigkeit in ihnen rege werde; Leo möge mit seinen Brüdern darüber sprechen. Es blieb nur noch die Mutter, für die Leo, wie er sich sagte, einen geeigneten Zeitpunkt erfassen und alles vermeiden mußte, um sie nicht merken zu lassen daß, was er jetzt erbitte, eigentlich schon vor einem Jahre hätte geschehen sollen, weil dieser Gedanke ihrem zarten Gefühle nur Vorwürfe und neuen Kummer bereiten würde. Auch dieser zweite Schritt, über welchen ich nichts näheres mittheilen kann, muß gut abgelaufen sein. „Es mag nun geschehen was da will", schrieb Leo am 17. an seinen ehemaligen Erzieher, „Es ist doch das gewonnen, daß ich einen Blick in unsere Herzen eröffnet habe, und für meine eigene Gemüthsruhe, daß mir der Gedanke nicht mehr wie ein sündhaftes Geheimnis auf dem Herzen liegt".

Also männliche Freiheit und Selbständigkeit waren gewonnen, aber das Herz war den Söhnen doch nicht sehr leicht. Nur wer den von Kindesbeinen gewohnten Gehorsam, die unbegränzte Liebe und Ehrfurcht, welche in dieser Familie den Eltern gegenüber zu Hause war, in Erwägung zieht, nur der kann den sittlichen Muth Leo's zu einem Schritte gehörig würdigen, bei welchem ihn einzig die Überzeugung leitete, daß es in solcher Weise nicht fortgehen könne, weil es mit Beruf und Bestimmung der künftigen Männer nicht vereinbar sei. Es sei ja doch gewiß nicht Schaulust oder Unterhaltungssucht, versicherte er Rohrweck, was ihn nach London ziehe, sondern einzig der Trieb, sich auf eigene Füße

Digitized by Google

zu stellen und nach eigenem Ermessen seine Weiterbildung, die Vorbereitung für dereinstige Wirksamkeit im praktischen Leben zu fördern. Er werde fortan bei dem bleiben was er einmal begonnen, und „deshalb bin ich entschlossen, so viel es nur immer möglich ist, zu thun als wären wir selbständig, nicht viel anzufragen, sondern entschieden aufzutreten und nur nachträglich, oder doch so daß keine Contreordre mehr gegeben werden kann, Rechenschaft abzulegen." Übrigens handle es sich ja dabei durchaus „um keine extravaganten Dinge, sondern immer nur um Kleinigkeiten: ob ich 14 Tage hier oder dort zubringe, viel oder wenig Herren- und Damen-Gesellschaften suche, diesen oder jenen Meister nehme".

In der That war diese gesellschaftliche Freiheit das erste, dessen sich die Brüder bedienten, wobei sie von dem englischen Wesen die angenehmsten Eindrücke empfingen:

> Dover 17. November 1833 (An Rohrweck): Durch die treuherzige Güte dieser Leute und die verbindliche Gastfreundschaft, die hier in einem uns wirklich räthselhaften Grade Sitte ist, sind wir Brüder jetzt schon eigentlich mit der ganzen Gesellschaft bekannt, was um so mehr zu wundern ist, weil es hier nicht üblich ist, daß der zuletzt Angekommene oder Fremde den ersten Besuch macht oder die Bekanntschaft sucht, und also von unserer Seite gar nichts dazu geschehen konnte. Dabei ist der Ton des geselligen Lebens ein ganz anderer als wir ihn bisher gesehen haben. Höflichkeit äußert sich hier nicht in Formen, sondern in der Bemühung zu dem Vergnügen und der Behaglichkeit der Andern beizutragen. Damen und Mädchen, denen wir an einem Abend vorgestellt worden, empfangen uns am anderen Tage schon mit Händeschütteln, gehen zwischen dem Tanze mit uns paarweise auf und ab, sind mit uns so bekannt und ungenirt, daß sie uns allenfalls im englisch sprechen verbessern ꝛc. Sie müßen sich aber diese Ungenirtheit nicht so denken wie etwa bei uns die eines ungezogenen Elegants oder Mädchens, das sich herausnähme allein zu sein, sondern als allgemeine Sitte die mit jungfräulicher Bescheidenheit gar wohl vereinbarlich und auch wirklich vereint ist.

Zu Anfang December erfolgte der erste selbständige Ausflug: es war eine Einladung des jungen Hope an die Brüder, ihn auf einige Tage in Oxford zu besuchen. Leo verlor fast den Muth vom Hause wegzugehen; denn er sah nur zu deutlich, wie ihre Abwesenheit die Tage der Zurückbleibenden und besonders des armen Vaters, der den Zustand seines leidenden Kindes schwer genug trug, noch peinlicher machen würde. Allein anderseits durfte er sich sagen, daß ihr Verbleiben doch keinen besondern Zweck haben könnte; ein Anfang mit der freien Bewegung außerhalb des elterlichen Nestchens mußte einmal gemacht werden; dazu war die Aufforderung Hope's eine so herzliche, der Ort den sie besuchen

Digitized by Google

sollten ein so interessanter, daß keine Wahl übrig blieb. Nur Franz blieb in Dover zurück, vielleicht damit doch einer der Söhne um die Eltern und Schwestern sei; auch hatte er Unterricht im Aquarell begonnen, der ihn sehr anregte und den er nicht unterbrechen wollte. So fuhren denn Fritz und Leo über Canterbury und London nach Oxford.

Unmittelbar nach ihrer Ankunft drängte es Leo an seine Mutter zu schreiben. Wenn sie auch die Thränen zurückgehalten, versicherte er sie, „so haben wir doch alle gewußt was in Deinem liebenden Herzen bei unserem Abschiede vorging"; auch ihnen sei die Trennung schwer gefallen, wenn sie gleich einsehen müßten, daß sie den Eltern doch in nichts ernstlichem nützen könnten. „Gleichwohl glaubte ich den Schritt thun zu müßen, weil ich überzeugt bin, daß er uns tauglicher machen kann, Euch einst Freude zu bereiten, auf die einzige Art wie erwachsene Söhne ihren Eltern Freude machen können und sollen"; er sei überzeugt, daß auch sie es nicht anders auffassen werde: „denn nicht ertragen könnte ich die Furcht bei Dir in Verdacht zu stehen, als ob der Wunsch nach eigener Unterhaltung oder irgend einer Art von Vergnügen einen Antheil haben könnte an dem was wir thaten."

Die Aufnahme welche die Brüder bei den „Fellows" der altberühmten Hochschule fanden, die Gastfreundschaft die sie nicht nur von Hope's Seite fanden, sondern auch bei den neuen Bekanntschaften die sie durch ihn in den verschiedenen „Colleges" machten, übertraf ihre Erwartungen. Beinahe jeden Mittag d. i. Abend, wie Leo nach Prag schrieb, brachten sie „in der imposanten Gesellschaft von Magistern und Baccalaren in ihren langen Röcken" zu. Kaum zweimal daß die Brüder in dieser Zeit auf eigene Kosten speisten; an manchen Tagen machten sie zwei bis drei Mahlzeiten mit warmen Gängen, die sich nur dem Namen nach von einander unterschieden, mit: „auch bin ich dadurch recht gut hinter die englischen Speisemanieren gekommen und kann, wenn mir zugetrunken wird, mit dem ernsthaftesten Gesicht nicken". Oxford selbst, „die prachtvolle Stadt, eine Zusammenhäufung herrlicher gothischer Gebäude, Capellen, Bibliotheken, Speisesäle u. dgl., wie man sie wohl nirgend wieder findet", machte auf die Brüder einen wundersamen Eindruck. Es war ihnen interessant die Einrichtung dieser englischen Universitäten in der Nähe zu sehen, „von denen Kopetz in der That eine sehr falsche Vorstellung hat oder wenigstens in seinen Schülern erregt." Die Vorlesungen, oft nur von fünf bis sechs Zuhörern besucht, waren Nebensache; auch kamen sie

Digitized by Google

zu diesen zu spät, da bereits einer der fünf Ferial-Monate begonnen hatte, wo beinahe alles die Universitätsstadt verließ. Am 16. December verließen sie Oxford, übernachteten im Christopher-Hotel zu Eton, besuchten am Sonntag eine katholische Capelle und besahen Windsor, dessen Königspalast „in seiner unregelmäßigen Bizarrerie" auf Leo weniger Eindruck machte. Die folgende Nacht wurden sie von Hope in einem seiner Landhäuser beherbergt, brachten einige Tage in London zu und trafen vor Weihnachten in Dover wieder ein.

Leo trieb es bald zu neuen Ausflügen. „Ich läugne es nicht", gestand er am 28. Rohrweck, „daß ich mich von Herzen wieder auf unsere Abreise freue; denn ich sehe es immer mehr und mehr, daß unser längeres Verweilen im elterlichen Hause durchaus nicht gut ist. Wir sind zu reif geworden, um Selbständigkeit entbehren zu können. Man sagt uns zwar oft genug, wir seien ganz frei und können thun was wir wollen; allein wo andere als blos juridische Verpflichtungen zu beachten sind, ist eine solche Erklärung allein von gar keiner Wirkung"; es stelle sich „aus alter Gewohnheit" immer wieder „nur das Verhältnis des Gehorsams" ein, „wenn auch ohne directen Befehl, wie es sein muß, so lang die Kinder Kinder sind."

So finden wir denn die Brüder durch den größern Theil des Jahres 1834 theils alle drei, theils nur zwei, aber Leo immer dabei, auf kleineren und größeren Ausflügen in den verschiedensten Richtungen. Um die Mitte Januar sind alle drei Brüder in Brighton, wo das Königspaar eben weilt. Sie fragen am 17. bei der österreichischen Gesandtschaft an, ob sie sich Seiner britischen Majestät vorstellen sollten und dürften. Esterházy und Wessenberg meinten, das ginge wohl kaum; doch gibt ihnen der Fürst einen Brief an General Sir Herbert Taylor mit. Ihr eigener Scrupel war die vorschriftmäßige Toilette, schwarz mit kurzen Beinkleidern, Strümpfen und Schnallenschuhen; sollten sie sich diese „für einmal" anschaffen? Sie fahren „bei schändlichem Wetter" beim königlichen Pavillon vor, wo sie „ein schön gepuderter Diener in Livrée" in einen Salon führt. Nach längerem Warten kommt ein Herr, den sie erst für einen Kammerdiener, dann für Sir Taylor halten, der sie aber höflich bittet, noch eine Weile zu verziehen, weil der General gerade beim König beschäftigt sei. Um die Zeit nicht unbenützt zu lassen, legt Franz dem Herrn die Toilettefrage vor und erhält die Versicherung: bei Reisenden komme es darauf gar nicht an. Der Herr entfernt sich, erscheint

Digitized by Google

aber bald wieder mit einer Einladung für den Abend zu Tische, wobei sie auch der Königin vorgestellt werden sollten. „Weniger Etiquette", berichtete Leo an seine Mutter, „ist doch nicht möglich; ich bin nur neugierig ob die Formen des Gastmahles auch so ganz bürgerlich sein werden; es fehlte nur daß wir shakehands mit den Majestäten machen" .... Leider mangelt uns der Bericht über das Ereignis selbst, den am andern Tage Fritz zu erstatten hatte, der aber, wie es scheint, nicht aufbehalten ist.

Einige Tage später wird Portsmouth besucht; sie machen bei Admiral Sir Thomas ein „brillantes Diner" mit, „mit einem Luxus an Geschirren wie ich ihn (außer im Pavillon) noch nicht gesehen habe." Am 24. besuchen sie Lord Pembroke's Schloß in Wilton:

.... es ist von allen vier Seiten in einem andern Style gebaut und doch von überall sehr schön, und im Innern mit einem durch alle Gemächer fortgeführten Luxus, neben dem was wir bisher gesehen haben schofel erscheint. Beinahe alle Zimmer weiß mit goldenen Leisten und Verzierungen und die Meubel durchaus in Gold und rothem Samet, Damast oder Safian, dabei alle Räume voll Gemälden, antiken Büsten und Statuen. Ein großer prachtvoller Saal enthält nichts als Familienportraits von Van Dyk, die anderen Zimmer Bilder von diesem, Rubens, Rembrandt, Reynolds, Holbein, Guido, del Sarto ꝛc., und was vielleicht noch seltener ist, mit beinahe gar keinen häßlichen oder ordinären Bildern untermischt. Im Garten stehen die schönsten Cedern nebst einer solchen Menge von immergrünen Sträuchern, zum Theil schon in Blüthe, daß man an manchen Punkten kaum die Jahreszeit unterscheiden könnte. Hier einen Monat zuzubringen müßte wirklich ein Genuß sein, und man begreift nicht gleich, wie der Ort seit sechs Jahren unbewohnt ist; aber der Besitzer ist auf dem Continent ...

Von Salisbury aus wurde der Druiden-Tempel bei Stonehope besucht, auch eine Meile davon einer der viel verrufenen rotten boroughs Old Sarum, an dessen dreifachen sehr steilen Wällen die Reste einer alten, vielleicht noch römischen Burg zu erkennen waren. Der kleine Fleck war vor der Parlamentsreform zu zwei Wahlen berechtigt:

Das freehold field das die Berechtigung hatte, sonst um 65 l. verkauft, beim letzten Kaufe um 65.000, gehört jetzt zwei Brüdern die sich immer selbst wählten. Die Behebung dieses Unsinns dürfte wohl nicht viel vernünftige Einwürfe zu fürchten haben; daß aber die ungeheure Vermehrung der Wähler viele Gegner der Reformbill hervorgerufen hat, ist wohl weniger zu wundern. In Salisbury waren früher kaum 100 zur Wahl berechtigt, jetzt über 6000. Eine solche plötzliche Änderung mag wohl nicht immer ganz gefahrlos sein und scheint von keiner Art von Nothwendigkeit geboten.

* * *

Digitized by Google

In diese Zeit dürfte ein langer Brief fallen, den Leo aus seinem geliebten Prag von der Hand Helminger's empfing. Der Inhalt läßt uns Blicke in das schöne Verhältnis werfen, das zwischen den beiden Universitätsfreunden bestand. Leo hatte sich in seiner übergroßen Bescheidenheit, Selbstdemüthigung könnte man es nennen, was er von seiner Mutter hatte, einen „blosen Verstandesmenschen" genannt. Darauf erwidert nun Dr. Helminger:

> Nein, lieber Leo, für einen trockenen dürren Verstandesmenschen, wie Sie sich ausdrücken, habe ich Sie niemals gehalten und werde Sie auch nie dafür halten. Wem Sie einmal treuherzig die Hand drückten und ihn mit einem jener Ihnen ganz eigenen innigen Blicke ins Auge sahen, mit einem Blicke der, wie soll ich ihn beschreiben, finster unter Ihren dunklen Braunen hervorzukommen scheint, und doch nur deswegen finster ist, weil er aus der tiefsten Tiefe des Herzens kommt, der, lieber Leo, muß Sie für einen innigen tief und warm fühlenden Menschen halten. Glauben Sie mir, lieber Leo, ein solcher Händedruck und ein solcher Blick spricht mehr als hundert gefühlvolle Worte.

Leo hatte gemeint daß sie einander bisher doch eigentlich nur nach den Hauptbeziehungen ihrer Charaktere, also nicht näher kennen gelernt; hingegen meint Helminger,

> daß wir uns wechselseitig doch ganz kennen, weil unsere beiden Charaktere entschieden und offen sind. Mir wenigstens geschah es noch niemals, daß irgend etwas von dem, was ich von Ihnen selbst erfahren oder vom Hörensagen vernommen habe, nicht ganz in das Bild gepaßt hätte, was ich von Ihnen im Herzen trage; ja mir kommt es vor, als wüßte ich Sie so zu kennen daß ich bei jeder Gelegenheit vorhersagen könnte wie Sie handeln werden, und so wünschte ich daß es auch bei Ihnen in Beziehung auf mich wäre.

Er hält nun sich und Leo andern Leuten ihrer Bekanntschaft und von ihrem Alter gegenüber und findet, „obwohl wir nie darüber gesprochen haben," daß keiner von ihnen beiden sich je einer Handlung schuldig gemacht habe, die

> von dem bei weitem größten Theile unserer jungen Männer getrieben und die scham- und rücksichtslos zu bezeichnen gleichsam für ein Privilegium des männlichen Geschlechtes angesehen wird, während die Mädchen, von denen man ähnliches weiß oder vermuthet, in den Augen eben derjenigen die sich dasselbe hundertmal ungestraft erlauben, als höchst verworfene Geschöpfe angesehen werden. Hierin, lieber Leo, sind wir gewiß einer Meinung, so sehr diese auch von der leider zur Mode gewordenen abweichen mag.

Einen großen Theil von Helminger's Schreiben füllen Mittheilungen über das aus, was sich inzwischen in Prag ereignet hatte und

Digitized by Google

von dem er weiß daß es für Leo von Interesse sein wird: daß Dr. Kleinwächter den ersten Schritt für das Lehrfach gethan habe, wozu ihn, seit Dr. Hofmeister das Stallum bekommen, Professor Schuster selbst aufgefordert; in dieser Woche habe er zum erstenmal „tradirt und examinirt“[1]). Dann erzählt er von dem Directionswechsel am ständischen Theater, für das damalige Prag eine Sache von großer Wichtigkeit; der Pacht der drei Directoren Kainz, Štěpánek und Polawsky sei aus, Štěpánek habe es allein fortführen wollen, der Oberstburggraf aber für Stöger entschieden, worauf jener aus Ärger krank geworden, daß man ihm als gebornem Prager einen Fremden vorgezogen; Stöger fange damit an, die Spreu zu entfernen, den minder verwendbaren Mitgliedern vom Gehalt abzuziehen; er verspreche die Heinefetter, den Löwe, den Beck zu bringen, zeitweilig italienisches Ensemble zu engagiren, Garderobe, Decorationen, Maschinenwesen zu verbessern ꝛc. Ein heiteres Zwischenspiel, für den unbefangenen Zuschauer, brachte der in einen Eclat ausbrechende Zwiespalt von Homöopathen und Allopathen. Im Prager Gebärhaus war das Puerperalfieber mit epidemischem Charakter aufgetreten, eine seit Gedenken nicht dagewesene Erscheinung, daher sich viele Ärzte aus der Stadt einzufinden pflegten um der Ordination des berühmten Krombholz beizuwohnen; es starben ihm aber alle. Dr. Hofrichter, Leo's und Helminger's Universitätsfreund, hatte kurz zuvor gelesen, daß in Fällen solcher Art das homöopathische Heilverfahren sich wiederholt bewährt habe, und fand sich nun eines Tages gleichfalls im Gebärhause ein, wo ihm aber Kromholz mit den Worten: „Ich dulde keine Amphibien“ die Thüre wies. Über diese Beleidigung in Gegenwart der anderen Ärzte, ja der Schüler, erhob Hofrichter Beschwerde beim Gubernium, indem er sich zugleich auf sein Recht als graduirter Doctor berief, behufs praktischer Fortbildung das allgemeine Krankenhaus zu besuchen. Die ganze Stadt, schrieb Helminger, sei nun darauf gespannt, welchen Ausgang der Proceß zwischen Krombholz „und seinem Affen“ nehmen werde.

* * *

Mitte Februar 1834 waren Franz und Leo wieder in London. Fritz, der diesmal nicht mit war, zeigte, wie schon erwähnt, ausge-

[1]) Dr. Kleinwächter, ein sehr begabter, auch musikalisch gebildeter, dabei ungemein liebenswürdiger Mann, der gewiß eine Zierde des Lehrfaches geworden wäre, ist leider frühzeitig gestorben.

Digitized by Google

sprochene Neigung für die diplomatische Laufbahn, während seine beiden Brüder mit Vorliebe Gegenstände der inneren Verwaltung, Anstalten und Vereine zur Förderung des allgemeinen Wohles ins Auge faßten. Sie besuchten die ganz auf phrenologischen Grundsätzen gegründete „Narrenanstalt" der Grafschaft, in der ohne alle Zwangsmittel nur auf psychischem Wege gewirkt wurde und viele Kranke wieder zum Gebrauche ihres Verstandes gelangten: „nach bloßer Untersuchung des Schädels werden ihnen alle Werkzeuge anvertraut, um sie als Tischler, Schmiede ꝛc. zu beschäftigen, und nie ist ein Misbrauch derselben vorgekommen." Als sie eines Tages bei einem Arzte Dr. Ellis waren, fand sich da eine Miß Muray ein, Vorsteherin einer Privat-Erziehungsanstalt für von der Straße aufgelesene und sonst arme Knaben. Sie mochte bei dreißig Jahre zählen und entwickelte im Gespräche mit Ellis so schöne erhebende Ansichten über Religion und Erziehung, einen so edlen lebendigen Sinn für Menschlichkeit in der höchsten Bedeutung, daß ihre Reden den tiefsten Eindruck auf die beiden jungen Männer machten, was sie selbst gar nicht zu bemerken schien. Als sie das Zimmer verlies, zog Franz seinen Bruder beiseite und sagte nassen Blickes vor innerer Erregung: „Leo, ich bin ganz glücklich, ich habe meinen Wirkungskreis gefunden!" Leo bestärkte ihn, auf das freudigste ergriffen, in diesem Vorsatz; „denn", schrieb er seiner Mutter, „ist es nicht beseligend zu sehen wie gute Menschen, ohne es zu wissen, unendlich viel gutes wirken können? Es ist meine feste Überzeugung, daß Franz in solcher Wirksamkeit bei seinem edlen lebendigen Geiste, bei seinen Fähigkeiten, seinen Mitteln sehr viel wird leisten können, und zwar in einer Art, in der man mit Klugheit auch dem alles große erstickenden Geist unserer engherzigen Regierung ausweichen kann. Der Gedanke, uns drei in verschiedenen Kreisen wirken zu sehen, die es uns möglich machen uns gegenseitig zur Förderung eines Planes zu unterstützen, hat mir etwas beseligendes, das Du ganz verstehen wirst".

Neben solchen ernsten Beschäftigungen spielte sich das gesellige Treiben der britischen Weltstadt ab, in deren Kreise die jungen Thun immer wieder gezogen wurden. Am 24. März machte Franz ein Tory-Diner, wo er den Herzog von Glocester, Robert Peel u. a. sah, am 25. Leo „ein sehr langweiliges diplomatisches Herren-Diner" bei Esterházy, am Tage darauf abermals bei dem Fürsten ein „merkwürdiges Diner" mit, zu welchem Talleyrand, Frau v. Ompteda ꝛc. und die Familie Rothschild geladen waren; letztere ließen die ganze Gesellschaft über eine

Digitized by Google

Stunde warten und erschienen erst, als man endlich die Suppe auftragen lassen, ohne irgend eine Entschuldigung vorzubringen. Am 27., einem Sonntag, wo Leo seine Mutter erwartete, war Jahrmarkt in Greenwich und großes Diner beim Lord-Mayor, woran er aber nicht theilzunehmen gedachte, da er am Montag bei einem Geistlichen der bayerischen Capelle seine österliche Andacht verrichten wollte; „es würde mich hindern an jenem Tage noch ein ruhiges Stündchen zu erobern, was ich durchaus nicht will"; die „armen Geistlichen" seien in London „entsetzlich beschäftigt", so daß es Mühe koste bei ihnen vorzukommen.

Der Aufenthalt der Familie Thun in England bot ihr Gelegenheit mancherlei Beziehungen anzuknüpfen. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hatte Richard Lord Guilford die Gräfin Maria Karolina Thun (von der Zehusicer Linie) zum Altar geführt, hatte seither, wie damals so manche Engländer, in Österreich gewohnt und war daselbst gestorben. Hier war auch, zeitweilige Besuche in England ausgenommen, die Lady mit ihren Töchtern geblieben, während der Sohn nach England gebracht und dort nach anglicanischem Ritus erzogen worden war. Nach ihrem Tode hatte an den drei durch Schönheit und Geist ausgezeichneten Töchtern, die den Familiennamen Meade führten, ihre Tante, Fürstin Wilhelmine Lichnowsky Mutterstelle vertreten, bis dieselben durch Verehelichung aus dem Hause traten: die älteste an den Fürsten Razumowsky, die zweite Christiane an den Fürsten Lichnowsky, die dritte Selina 1820 an den Grafen Karl Clam-Martinic. So war denn ihr in England lebender Bruder Lord Clanwilliam, das damalige Haupt der Familie Meade, durch doppelte Bande an Österreich geknüpft, daher Österreicher in seinem Hause stets freundliches Entgegenkommen fanden, und nun gar die Tetschner Thun, denen er sich von der Zehusicer Linie her verschwägert und befreundet fühlte. Er war ein leidenschaftlicher und gewandter Parforce-Jäger und führte seine böhmischen Vettern bei einer Fuchsjagd im Monat März, wo er ihnen die Honneurs machte, in dieses Vergnügen ein. Sie bestanden die Probe zu seiner vollen Zufriedenheit. „My cousins ride like men" [1]), äußerte er zu der Jagdgesellschaft. Ein Herr, der sie für Ungarn hielt, sagte zu Clanwilliam's Schwager Mr. Sidney Herbert: „er sei überzeugt, kein anderes Volk habe einen dem englischen so ähnlichen Charakter als die Ungarn".

[1]) Meine Vettern reiten gleich Männern.

Digitized by Google

Mit dem Aufenthalt in der Hauptstadt wechselten Reisen durch das Land, wobei die Brüder immer zuvor nachsahen, an welchem Orte sich eine katholische Capelle befinde, in der sie dem Gottesdienste beiwohnen könnten. Zu Anfang Juni wurde von Plymouth eine Seefahrt nach dem merkwürdigen Leuchtthurm Eddistone unternommen und Mount Edgecomb besucht, ein herrlicher Punkt mit der üppigsten Vegetation auf einer Hochebene, von wo sie eine entzückende Aussicht nach der offenen See und nach den drei zusammenhängenden Städten Plymouth, Stonehouse und Devonport, die, so schmutzig und todt sie in der Nähe betrachtet erschienen, von oben sehr stattlich aussahen, sowie nach dem belebten Hafen mit seinen vielen Buchten genoßen. Im Sommer wurde dann eine gemeinschaftliche Reise der Familie in eigenen Wagen und mit wechselnden Pferden, wie es damals nicht anders sein konnte, durch ganz England und Schottland bis hinauf nach Glasgow und Edinburg unternommen.

Doch bei all diesen Herrlichkeiten und mitten in diesem Strom von Vergnügungen meldete sich bei Leo schon ein gewaltiger Drang nach der Heimat, von der er nun schon anderthalb Jahre entfernt war. In einem sehr merkwürdigen Briefe an seine Mutter klagt er erst seine „Unbehilflichkeit in meinen Gedanken" an, „die mir Burlow auch gleich aus dem Schädel herausgefunden hat", und meint, etwas trage wohl der Mangel an Übung im schreiben bei, allein der Hauptgrund liege tiefer:

> Ernstliche Fortschritte hoffe ich in der Beziehung zu machen, wenn ich einmal in ein geschäftliches Leben eintrete, was mich zu angestrengter Thätigkeit zwingt und zugleich mein Streben in einer Bahn fortleitet; wohingegen ich es jetzt recht wohl fühle, daß es mir am geregelten Plane, an Erfahrung und richtigem Blick fehlt, um alle Gelegenheiten zu beständigem Fortschreiten bestens zu benützen. Mit einer Art Sehnsucht blicke ich in dieser Hinsicht manchmal auf den Zeitpunkt unserer Heimkehr ins Vaterland, so sehr ich diese herrliche Reise, für die wir dem lieben Vater so sehr dankbar sein müßen, zu schätzen weiß, und obwohl mich die Heimkehr aus meinen bisherigen ungestörten häuslichen Verhältnissen herausreißen wird.

Dieser Gedanke, das zielbewußte Streben sich für seinen Eintritt in das praktische Leben vorzubereiten, stand von jetzt im Vordergrunde seiner Schritte und Unternehmungen. Das zeigte sich namentlich in Paris, wo die Familie im October und November 1834 weilte, und wo die Söhne auch ferner blieben um das dortige Leben kennen zu lernen, während die Eltern mit den beiden Comtessen die Stadt im December verließen, um die rauhe Jahreszeit an der milderen Riviera zuzubringen. Für Leo schien

Digitized by Google

ein längerer Aufenthalt in der französischen Hauptstadt noch aus einem besonderen Grunde gerathen. Es hatte sich in seinem rechten Ohre ein Geschwür gebildet, dessen nachtheiliger Einfluß auf sein Gehör bedenklich zu werden anfing, und es sollte nun in Paris ein Specialist von Ruf befragt werden. Die Untersuchung und Behandlung, für den Patienten nichts weniger als wohlthuender Art, nahm längere Zeit in Anspruch, hatte aber keinen andern Erfolg, als daß schließlich der Arzt ein sehr splendides Honorar einstreichen konnte.

* * *

In Paris lebten die drei Brüder, was kaum gesagt zu werden braucht, gemeinschaftlich. Die Morgenstunden füllte in der Regel die Durchsicht der Zeitungen aus. Leo las sie, wie er seinen Eltern schrieb, „mit einiger Ausführlichkeit; denn für jeden der mit einigem Ernst an Politik denkt, ist gewiß der Gang der Dinge in England höchst wichtig." Dorthin waren noch immer vorzugsweise seine Blicke gerichtet, wie denn die Brüder auch in Paris viel mit Engländern sowie mit Deutschen umgingen, was Leo in einer Richtung nicht ganz lieb war, da er dadurch weniger Gelegenheit hatte sich in der französischen Umgangssprache zu üben, die er durch den langen Aufenthalt jenseits des Canals fast verlernt hatte. Er spreche noch „spottschlecht", klagt er seiner Mutter; es fehle ihm „das Talent lebendiger Conversation"; er werde ihr um der Übung willen, und um sie von seinen Fortschritten zu überzeugen, künftig französisch schreiben. Auch die französische Politik interessirte die Brüder, umsomehr da gegen Ende Winter 1835 ein Cabinetswechsel bevorstand und von Soult oder Sebastiani, zwei verdienten Generalen des Kaiserreiches, gesprochen wurde. Zur selben Zeit erschien eine Brochure Roederer's, eines Pairs von Frankreich, der aus Louis Philippe einen „Napoléon de la Paix" machen, die Minister nur als Secretäre des Königs gelten lassen, alle Berathschlagungen unter dem Vorsitze des Königs abgehalten wissen wollte. Die Brochure ging reißend ab, im Publicum verlautete: sie sei im Sinne Louis Philippe's geschrieben.

Einen großen Theil des Tages nahmen Besuche, die gemacht und empfangen wurden, sowie Besichtigungen der Merkwürdigkeiten der Stadt in Anspruch. Zu Tische gingen die Brüder, um auch in dieser Hinsicht ihre Studien zu machen, jeden Tag zu einem andern Traiteur, und jeden

Digitized by Google

Tag machte ein anderer von ihnen den Speiszettel, wobei ihnen einmal etwas komisches passirte. Die Reihe war eben an Leo; er bestellte: 1. potage à la Colbert, 2. boeuf à la jardinière, 3. choux de Bruxelles, es waren hintereinander drei Gerichte mit einem und demselben Gemüse: Sproßenkohl, ohne daß es der Benennung nach von einem einzigen zu vermuthen war: „Die Verwunderung des Kellners war das Lehrgeld das ich zahlen mußte; sonst war mir der Misgriff ganz willkommen".

Der Abend wurde häufig dem Theater gewidmet, wo die Tagespolitik fast ebenso viel als die Kunst zu thun hatte. So wurde bei Porte St. Martin „Pinto" gegeben, ein albernes Stück, das nur darum zog, weil es den Scandalmachern im Publicum Gelegenheit bot die Marsellaise zu verlangen und laut mitzusingen. In einem andern Stücke kam der Ausruf „à bas Philippe" vor, was immer sehr beklatscht wurde; die Regierung verbot das Stück, dann erlaubte sie es wieder, welcher polizeiliche Wankelmuth nicht eben beitragen konnte die Achtung vor ihr zu stärken. Bei einem Diner bei Mr. Albrecht, gewesenem Secretär der sächsischen Gesandtschaft, lernten sie Chopin kennen, dessen Persönlichkeit einen ebenso vortheilhaften Eindruck auf sie machte, als sein Spiel sie entzückte. Bälle wurden viele mitgemacht, wiederholt waren sie bei Hof wo man die Auslagen für einen solchen Abend auf 80.000 Fr. berechnete; es waren mitunter bei 3500 Personen anwesend. Auf einem dieser Hofbälle waren die Brüder Zeugen einer sehr peinlichen Scene. Eine Fürstin Galicyn war früher mit einer Schwester der Baronin Meyendorff sehr befreundet gewesen, es war aber dann durch irgend einen Klatsch eine Spannung zwischen ihnen eingetreten. Auf dem Hofball schritt nun die Galicyn auf die Meyendorff zu, sie freundlich begrüßend, die aber kalt und scharf einen Schritt zurück machte und laut sagte: „Madame vous avez calomnié ma soeur, vous trouverez très naturel que je ne parlerai plus jamais avec vous. Passez, mais n'oubliez pas que je me vengerai à St. Petersbourg"[1]). Die Galicyn war wie niedergedonnert, Thränen schoßen ihr in die Augen und sie wandte sich tief verletzt von der Beleidigerin ab.

---

[1]) Madame, Sie haben meine Schwester verleumdet, Sie müßen es sehr natürlich finden, daß ich nicht wieder mit Ihnen sprechen werde. Gehen Sie, doch vergessen Sie nicht, daß ich mich in St. Petersburg rächen werde.

Digitized by Google

Ihre persönlichen Beziehungen zogen die jungen Grafen in die Gesellschaft des Faubourg St. Germain, in der sie sich mit Vorliebe bewegten. Auch einige Salons des liberalen Lagers wurden besucht. Einmal erwähnt Leo einen Abend bei der Herzogin Décazes, Tochter des Grafen Saint-Aulaire. Die Gesellschaft in der juste-milieu-Partei war sehr gewählt, es gab glänzende Festlichkeiten, die Etiquette war ziemlich streng. Aber die Eindrücke, die sie in diesen Kreisen empfingen, waren keine vortheilhaften. „Mehr als irgendwo," schreibt Leo, „lernt man in der That hier den Werth der Grundsätze per contrarium kennen; denn überall ist der Mangel derselben schmerzlich zu bemerken. Im täglichen Leben, in Kunst und Politik, überall findet man an der Stelle der moralisch-religiösen Grundsätze, welche das Beispiel Ludwig XI. und Katharina von Medicis und die schalen Theorien von Voltaire und Consorten untergraben haben, ein eitles Gebäude von Ehre, auf das nichts tüchtiges gestützt werden kann."

Mitten unter diesen Vergnügungen von Paris, in diesem „Paradiese der Weltkinder", fiel es unseren Freunden wie ein bitterer Tropfen in den Becher der Freuden, wenn sie an ihre fernen Eltern und den „freudenlosen kummervollen Winteraufenthalt" derselben dachten. „Der Gedanke jeder Art von Vergnügungen", schrieb der jüngste an ihre Mutter, „welche mit unserem Aufenthalte unzertrennlich verbunden sind, fällt mir wie eine Sünde auf das Herz, wenn ich dabei an Euch und Euer nicht blos stilles, sondern auch sorgenvolles Leben denke". Vorzüglich der Vater, dem in dieser Zeit sein Vertrauensmann in der Gutsverwaltung Kropf gestorben war, sah sich jetzt auch von dieser Seite in eine Reihe von Unannehmlichkeiten verwickelt, die durch die Befriedigung nicht aufgewogen wurde, daß seine Bemühungen, nach Tetschen ein k. k. Postamt zu bekommen, endlich ans Ziel geführt hatten; Graf Thun wurde in Person der erste Postmeister. „Was Vergnügungen anbelangt", schrieb ihm Leo, „so hoffe ich, Du zweifelst nicht daran daß die Möglichkeit, Dir einmal wirklich ein bischen nützlich zu sein, eine so große und innige Freude für uns wäre, daß sie sich mit gar nichts anderem was uns jetzt zutheil werden könnte vergleichen ließe". Zu des Vaters Namenstag schickten ihm die Söhne den Wunsch daß Gott die „außerordentlichen Sorgen" die ihn bekümmern bald beseitigen möge: „Wir werden trachten am 2. April eine Messe um 9 Uhr lesen zu lassen; ich denke das ist ungefähr die Zeit, in der auch Euer Gebet sich in

Digitized by Google

gleicher Meinung zum himmlischen Vater erheben wird. Was wir bisher sind, thun und unterlassen, ist ja beinahe ausschließlich Euer Werk. Es gibt keine Worte um das Gefühl der Dankbarkeit auszudrücken, welches das Bewußtsein ausprägt, welches noch wächst, wenn man sieht wie so viele Menschen trotz aller angebornen Fähigkeiten in die große Zahl der Nullen herabsinken, weil sie nicht wie wir bewahrt worden sind!"

Doch für die Brüder selbst waren ja die Vergnügungen, die sie in der glänzenden Hauptstadt an der Seine hatten, keineswegs die Hauptsache, genoßen sie dieselben nicht um ihrer selbst willen, sondern suchten dabei zu lernen, sich im praktischen Leben umzusehen, sich für ihren künftigen Beruf vorzubereiten. Leo's Inneres erfüllten mehr und mehr Ideen und Plane ernsten Charakters. Schon ergriff ihn mit Macht der Gedanke an politische Wirksamkeit, „worunter ich aber", wie er gegen seinen väterlichen Freund Rohrweck äußert, „nicht blos Staatsdienst verstanden wissen will, sondern jede Art von Thätigkeit die auf den Zustand des Vaterlandes, oder vielmehr des Volkes, meiner Landsleute, einwirken kann." Wenn er seiner persönlichen Neigung folgen wollte, so wäre es literarische Wirksamkeit der er sich widmen würde; allein er fürchtet dabei „die Ambition, das gefährlichste Irrlicht edler Menschen". Er gedenkt daher in öffentlichen Dienst zu treten, „und zwar mit der juristischen Praxis zu beginnen", namentlich mit der Criminaljustiz, wo sich dann zugleich „die Prophezeiungen des alten Kopetz" erfüllen würden. Das werde ihn auch für's Leben etwas abschleifen. Er klagt seiner lieben Mutter über so manche Unbehilflichkeit die ihm noch anklebe, über Fehler im schreiben, „weil ich weiß, wie sehr dich das kränkt. Aber wenn ich einmal einige Schock Protocolle über Diebsverhöre abgemacht haben werde, wird es hoffentlich besser sein; jetzt schreibe ich wirklich zu wenig". Indessen will er nach der Rückkehr in die Heimat nicht sogleich in's Amt treten; er will sich einige Zeit darauf vorbereiten, da ihm noch manches fehle „das nothwendig vor meinem Eintritt in das Weltgetümmel als Studium abgeschlossen sein sollte"; leider sei sein Latein schon etwas „verraucht"; er müße die Geschichte der neueren Zeit, namentlich der drei letzten Jahrhunderte studieren u. dgl.

Einen Gegenstand seiner besondern Aufmerksamkeit in Paris, wie schon früher in London, bildeten die Anstalten für die verwahrlosten Classen der Gesellschaft, für sittliche Hebung der Gefallenen, Erziehungshäuser, Taubstummenanstalten, Blinden-Institute. Mit Mr. Appert wurden das

Digitized by Google

Strafhaus St. Pélagie, der Schuldthurm in eingehender Weise besichtigt, ein andermal das „Narrenhaus" und die Gefängnisse in Bicêtre; was er in letzteren sah, konnte ihn nicht sehr erbauen: „zu Hause werde ich aber wohl noch ärgeres zu sehen bekommen". Bei den Gefängnissen

> interessiren mich nicht so sehr die Détails, als zu lernen worin der Vorzug guter Gefängnisse besteht und wie man es anzufangen hätte um nützliche Veränderungen herbeizuführen. Ich habe nicht die Prätension durch die Gelegenheiten, welche die Reise uns bietet, gleich zu einer praktischen Tüchtigkeit und Einfluß zu gelangen, wozu ich nicht vorbereitet bin. Alles was ich wünsche und erstrebe ist sehen zu lernen in praktischen Dingen, in allem was zum öffentlichen Leben gehört; zu verstehen, welchen Einfluß gewisse Thatsachen, gewisse Institutionen und Gesetze auf das sociale Leben ausüben; zu erkennen was man wird studieren und sich aneignen müßen, nach der Rückkehr in die Heimath. Denn mehr und mehr sehe ich die Masse der Kenntnisse über Thatsächliches und Theoretisches, die mir fehlen und die doch unerläßlich sind für jeden der sein Leben den Geschäften widmen will. Gott gebe mir Beharrlichkeit und Muth für dieses Unternehmen! Ich betrachte meinen Eintritt in eine Carrière wie ein Experiment auf das ich selbst begierig bin. An diese nächste Epoche meines Lebens denke ich manchmal mit Hoffnung — nicht eben mit Zuversicht.

Aus demselben Grunde, um zu sehen und zu lernen, cultivirt er die Bekanntschaft von Personen die ihm dazu verhelfen könnten. Er arrangirt ein Diner, um sich einen Herrn Panché zu verbinden, „einen noch jungen Mann, der aber schon ersprießliches geleistet". Er geht viel mit dem einundzwanzigjährigen Publicisten Reeve um, der sich bereits „über alle wichtigen Fragen ins reine gedacht". Durch Reeve wird er mit Victor Cousin bekannt: „wirklich ein ausgezeichneter Mensch, der auch einen edlen frommen Sinn hat. Fürchte Dich übrigens nicht vor seinem Protestantismus und dessen Einfluß auf uns, gute Mutter; uns fürchte ich keines Menschen Einfluß mehr in dieser Beziehung, dann besuche ich Cousin gar nicht sehr viel und komme auf keinen Fall auf theoretische Punkte mit ihm zu sprechen". Eines Tages fiel ihm ein „herrliches" Werk über Gefängniswesen in die Hände, das ihn in seinen freien Stunden lebhaft in Anspruch nahm. Es war das Buch Du système pénitentiaire aux États-Unis et de son application en France (Juni 1832). Er empfahl die in Berlin erschienene Übersetzung des Werkes Rohrweck „und allen Freunden der Menschheit" auf das angelegentlichste. Verfasser war ein noch ziemlich junger Rechtsgelehrter, Alexis de Tocqueville, geb. 29. December 1805, den die französische Regierung

Digitized by Google

mit einem Fachgenossen nach America geschickt hatte, um die dortigen Einrichtungen im Gefängniswesen zu studieren, und Leo nahm sich „den Muth ihm geradezu zu schreiben" und um die Erlaubnis zu bitten ihn zu besuchen. Tocqueville war ein vielbeschäftigter Mann, er hatte blos die Morgenstunden frei; in einem Billet vom 31. Januar 1835 entschuldigte er sich daß er nicht selbst Thun aufsuche den er zu verfehlen fürchte — „d'ailleurs c'est vous et non votre portier que je veux connaître" — und gibt ihm deshalb die Zeit an, wann er zu treffen wäre. Die persönliche Berührung mit so einem hervorragenden, schon damals berühmten Mann war für unsern Freund von der allergrößten Bedeutung und trug wesentlich dazu bei, ihn in dem Vorsatze über seine künftige Bestimmung zu bestärken. Es drängte ihn die theoretische Grundlage der Strafgerechtigkeitspflege zu prüfen. Tocqueville überließ ihm eine amtliche Publication über den Stand des Armenwesens in England, empfahl ihm Malthus' Versuch über das „principe de la population" und war überhaupt bemüht, einem jungen Mann aus den höheren Gesellschaftskreisen, der eine so warme Theilnahme für die untern Classen verrieth, in jeder Weise an die Hand zu gehen.[1]) Das einzige was er hierbei besorgte — und darin zeigte sich der ächte Franzose — war, daß Thun aus seinen Wahrnehmungen eine zu günstige Idee von England, und eine nicht sehr vortheilhafte von Frankreich nach Hause bringen werde. Und darin hatte er wohl nicht Unrecht.

Wie in England, so vergaß und vernachlässigte Leo auch während seines Pariser Aufenthaltes das böhmische nicht. Er wollte es mehr als bisher cultiviren und blieb darüber mit seinen Prager Freunden in Verkehr. So findet sich ein Schreiben Šafařík's (vom 28. December 1834), der sich damals schon tief in Forschungen über die slavische Urzeit (starožitnosti) eingelassen hatte: das Capitel des Ptolemaios III 5 von den Sarmaten und einige andere Stellen gäben ihm zu schaffen, er traue der Ausgabe von 1833 nicht ganz und habe sich deshalb durch de Barande in Prag an den Bibliothecar des Pariser Institutes Petit Radel gewendet; Graf Thun wolle die Güte haben in dieser Angelegenheit nachzuhelfen.

* * *

[1]) J'ai une trop bonne idée, Monsieur, de gens comme vous qui, nés dans les hautes classes de la société, veulent faire servir au bien du plus grand nombre les avantages que le hazard leur a donnés, pour ne pas chercher activement à leur faire connaître ce que je considère comme la verité (Tocqueville an Thun, Paris, wahrscheinlich Februar 1835).

Digitized by Google

Je mehr sich unser Freund der Überzeugung hingab, daß seine künftige Lebensstellung ihn äußerlich dem trauten Familienkreise entrücken müße, in welchem er sich bisher nur mit zeitweiligen Unterbrechungen bewegt hatte, um so mehr drängte es ihn diese Bande innerlich zu festigen und zu durchgeistigen, zu welchem Ziele er den einzigen Weg in unbedingter gegenseitigen Offenheit sah. Mit seinen geliebten Eltern hatte er sich darüber schon in England auseinandergesetzt:

> Unbegränzte Aufrichtigkeit ist ja das schöne Band, das in jeder Lage, in jeder Periode Kinder und Ältern verbindet und die nach dem Laufe des Menschenlebens unvermeidlichen schmerzlichen Seiten des Verhältnisses mildert. Ich kann Dir, liebe Mutter, die tiefgefühlte Versicherung geben, daß ich nie mit frohem Muthe meiner eigenen besten Überzeugung nach handeln könnte, was doch die Pflicht des Menschen ist, wenn ich nicht die feste Zuversicht habe, daß Ihr, geliebte Ältern, mir keinen Gedanken und kein Gefühl verschweigen werdet, das mein Thun und Lassen in Euerer treuen Brust erregt. Darum flehe ich um Eure schonungslose Aufrichtigkeit, sie ist mir unentbehrliches Erfordernis meines Lebensglückes, und vielleicht ist es nicht zu viel gewagt, wenn ich dazu setze: auch eine Zugabe zu dem Eurigen.

Mit seinen lieben Schwestern that er nun das gleiche von Paris aus. Die Briefe an Comtesse Juža sind uns erhalten, und die Erklärungen, die über diesen Punkt zwischen den Geschwistern gewechselt wurden, sind so charakteristisch, und dabei so liebevoll und rührend, daß ich mir es nur schwer versagen kann, mindestens einige Stellen aus diesem Gefühls- und Gedankenaustausche hier einzurücken . . .

Der Aufenthalt der Brüder in Paris währte bis über Mitte April, wo sie dann ihre Angehörigen in Nizza einholten. Im Mai reiste die Familie nach Genua und Florenz, im Juni wurde Venedig besucht und von da begann die Heimfahrt. In den ersten Tagen des Juli traf man in Wien ein und fuhr nach kurzem Aufenthalte daselbst, die Eltern und die Töchter in ihrem Reisewagen, die Söhne mit einem Wiener Fiacre nach Böhmen zurück.

III.

„Ein neues Leben".

Um seine Heimat recht lieben zu lernen, muß man in die Fremde gehen. Das zeigte sich bei der Familie Thun, namentlich bei den Söhnen. Je länger nun schon die Abwesenheit von ihrem theuren Vaterlande währte,

Digitized by Google

um so mächtiger wurden die Bande, die sie an dasselbe knüpften, die sie dahin zurückzogen. Als sie zuerst Prag wieder ansichtig wurden, da jubelten die Söhne, die in dem Wagen voraus fuhren, und schwenkten ihre Tücher den Nachfahrenden zu. Und nun erst die Ankunft im Vaterhause! Unter den Tetschner Papieren findet sich in Abschrift ein längeres Gedicht aus der Feder des ältesten der Brüder, das die Tiefe der Empfindung, die Gefühlswärme, aber auch die edle Gesinnung und nach dem besten strebende Natur dieses hochbegabten jungen Mannes in treuer und wahrer Weise abspiegelt.

Welches die Empfindungen und Vorsätze Leo's bei dem Gedanken an die Heimkehr waren, das hatte er noch aus Paris 20. Februar 1835 in einem Schreiben an Rohrweck ausgesprochen. „Ich kann Ihnen nicht sagen", heißt es darin, „wie unbeschreiblich ich mich auf die Heimkehr freue. Ein neues Leben wird sich vor mir öffnen, ein Leben nach welchem ich mich seit vier Jahren unaufhörlich sehne. Und wenn ich Willen und Kraft genug besitze um mir die Achtung verschiedener Menschen zu erwerben, mit denen ich bisher in engerer oder weiterer Beziehung gestanden, die mir ihr Wohlwollen aus bloser Hoffnung zugewendet, so müßten die nächsten Jahre, die ich größtentheils in Prag zu verleben hoffe, eine wahre Seligkeit für mich werden. Der Himmel gebe es!"

Die ersten Monate blieb er noch im Tetschner Familienkreise. Es fiel in diese Zeit ein hoher Besuch. Von Teplitz aus waren unser Kaiserpaar, die russische Kaiserin und die preußischen Prinzen für einen nachmittägigen Besuch angesagt: Graf Thun mit seinen drei Söhnen erwartete sie zu Pferde an der Herrschaftsgränze, begrüßte sie ehrfurchtsvoll und ritt sodann mit Franz und Fritz der Kutschenreihe voran. Leo konnte den Zurückritt nicht mitmachen, da sein Knie gegen eine weitere Anstrengung Einsprache erhob.

Noch in Tetschen begann Leo sein „neues Leben", das für ihn eines von Arbeit, von edlem gemeinnützigen Streben und Wirken sein sollte. Was er während seines Pariser Aufenthaltes an der Seite Tocqueville's von Gefängniswesen gesehen, darüber gelesen und studiert hatte, das legte er in einer Abhandlung nieder, mit welcher er vor die Öffentlichkeit treten wollte. Gegen Ende October schied er von den Seinen, in deren traute Mitte er fortan nur als zeitweiliger Gast wiederkehren sollte. Und hierher gehört eine Stelle des früher erwähnten Gedichtes, wo Franz seinen jüngsten Bruder mit wahrhaft prophetischem Geiste apostrophirt:

Digitized by Google

Und mächtig dröhnte der Entscheidung Stunde,
Die Jugendträume trennt und Wirklichkeit,
Und fort aus seiner Brüder treuem Bunde
Den Dritten rief der ernste Ruf der Zeit!
Und liebend folgen ihm der Seinen Blicke
Und sehen wie er in die Fremde tritt,
Der innern Kraft vertraut und dem Geschicke
Entgegenkämpft mit Muth und festem Schritt!
Ja, Deinem festen Sinne wird gelingen,
Wornach das Herz voll edlen Willens strebt,
Manch' volkbeglückend Werk wirst Du vollbringen,
Das dauernd uns're Zeiten überlebt.

Beim Abschied aus dem Elternhause drückte ihm die Mutter ein paar Zeilen in die Hand, die ihn tief ergriffen. „In dem Augenblicke", schrieb er ihr am 29. aus Prag, „wo die Trennung von dem Orte, in welchem Ihr, theure Ältern, mich von der Wiege mit so unbegränzter Liebe und Selbstaufopferung gepflegt habt, der Abschied von den Verhältnissen, in welchen Ihr das Glück meines Lebens durch eine Erziehung begründet habet, wie sie in diesem Lande vielleicht Niemanden mehr zu Theil geworden ist, in mir nichts als das Gefühl der unbegränztesten Dankbarkeit erwecken mußte, willst Du, liebe Mutter, mir danken, soll ich daran denken Dir zu verzeihen! Nein, nicht so! Ich habe ja gar kein Verdienst als das, nicht blind zu sein für die unendlichen Wohlthaten, die Ihr mir erwiesen habet, und das höchste Gut nicht geflissentlich von mir zu werfen. Wenn ich betrachte, wie die besser erzogene Hälfte junger Leute, nämlich jene welche man nicht von Kindheit an recht eigentlich zu Taugenichtsen herangebildet hat, in eine bestimmte Lebensbahn hinausgestoßen werden, vor sie noch etwas erhalten haben was ihnen als Stab auf der langen Reise dienen kann; wo sie das Land nur so viel kennen, um zu wissen, warum sie den einen Weg und nicht den andern einschlagen; und wenn ich dagegen meine Lage halte und bedenke, wie ich nun in das Treiben, für welches der Mensch geschaffen ist, hinaustrete mit der beseligenden Gemüthsruhe, welche uns das klare Bewußtsein der Schritte die wir thun gibt, und mit einem unverhüllten Blick in Gottes schöne Welt — da fühle ich, daß ich der Demuth vor Ihm und des Dankes für Euch niemals genug empfinden kann! Gott wird seinen Segen auf Euch ruhen lassen, ich kann nie im Stande sein, nur die Zinsen einer solchen Schuld zu zahlen! Die einzige Wirkung die für mich daraus hervorgeht ist die, daß ich einsehen muß, um wie viel strenger mich die

Digitized by Google

Pflichten binden, als die meisten Menschen um mich her, wie vielerlei mehr ich zu verantworten haben werde. Dieses will ich mir auch stets gegenwärtig zu halten suchen und den Ernst, mit dem ich jetzt auf mein künftiges Streben blicke, erhalten".

Unmittelbar nach seiner Ankunft in Prag that er seine Papiere, Studienereignisse ꝛc. zusammen und schrieb sein Gesuch um Aufnahme in die Praxis beim Prager Criminal-Gerichte. Am 28. suchte er seinen „Titularchef" den Bürgermeister Peter Ritter von Sporschill auf, bei welchem er, da er ihn nicht antraf, seine Karte hinterließ, und fuhr am 29. auf den „Viehmarkt" in das Neustädter Rathhaus, wo er sich dem Vice-Bürgermeister und Präses des Criminal-Senates Wenzel Fanta vorstellte und sein Gesuch überreichte. Vom 31. October datirte der Aufnahmsbescheid; am 6. November, einem Samstag, fand die Vereidigung und die Ausstellung des Reverses, keiner geheimen Gesellschaft anzugehören, statt[1]), worauf er dem Bureau des Criminal-Rathes Joseph Klaudy zugetheilt wurde, und damit, schrieb er nach Tetschen, „is the ship launched; I wish for a fair breeze".

Die Amtsstunden für die Bureauprakticanten waren entweder vormittags von 9—12 oder nachmittags von 3—6. Wie der Leser nun schon unseren jungen Freund kennen gelernt hat, wird er sich selber sagen können, daß Graf Thun gewiß kein Beamter von gewöhnlichem Schlage war, der lieber einige Minuten später ins Amt kommt und mit dem Glockenschlag zwölf oder sechs seine Feder ausspritzt, und sodann für den Tag genug „regiert" zu haben vermeint. Unter Leo's Papieren aus jener Zeit finden sich die fleißigsten Übersichten geltender Gesetze und Normen, bestehender Einrichtungen. Sowohl um seiner Selbstbildung willen, als weil ihm jetzt das Böhmische auch im Amte nöthig war, legte er sich ein tägliches Pensum auf, das in der Übertragung aus dem Strafgesetzbuche und einer speciellen Gerichtsverhandlung, die er sich aus Tetschen mitgenommen hatte, bestand, und nahm an drei Wochentagen morgens Übungsstunden mit Hanka, wo das von ihm übersetzte durchgenommen und ausgebessert, alte Handschriften und sonst schwierigere Sachen gelesen wurden; für sich nahm er die Geschichte des Sixt von Ottersdorf aus der Zeit Ferdinand I. vor und sah sich nach einem gescheidten und eifrig

[1]) Jener unterfertigt für das „Criminal-Gericht der k. k. Hauptstadt Prag" vom Criminalrath Franz Hoffmann, die Urkunde über die Eidesabnahme vom Raths-Protocollisten Johann Stiepanek.

Digitized by Google

böhmischen Studenten um, der Lust hätte mit ihm zu speisen und dabei in seiner Muttersprache zu conversiren. Was seine geschäftliche Ausbildung betraf, faßte er jetzt schon die künftige Civilpraxis in's Auge und berieth sich darüber mit dem Vice-Präsidenten des k. k. Landesrechtes Paul Ludwig Ritter v. Mader, der ihm entschieden rieth, nach vollendeter Criminal-Praxis die Verwendung beim Fiscalamte anzusuchen; er, Mader, habe selbst so angefangen und er müßte undankbar sein, wenn er den Nutzen den es ihm gebracht nicht anerkennen wollte. „Meine Angelegenheiten", schrieb Leo seiner Mutter, „sind nun für zwei Jahre entschieden".

Gleich in den ersten Tagen seiner Übersiedlung nach Prag hatte Thun seinen Aufsatz über das Gefängniswesen vorgenommen, einige Zusätze und Abänderungen angebracht und an den Obristburggrafen Grafen Chotek, wie ihm sein Vater gerathen, das Ersuchen gerichtet ihm die Abhandlung zur Durchsicht vorlegen zu dürfen, was ihm auf das freundlichste gewährt wurde. Schon nach wenig Tagen erhielt er sein Manuscript mit einem äußerst schmeichelhaften Schreiben zurück:

Am 10ten 9br 1835.

Mit dem lebhaftesten Interesse habe ich den zurückfolgenden wohlgelungenen Aufsatz durchlesen und selbem, aus inniger Überzeugung der Richtigkeit der darinnen aufgestellten Ansichten, das Imprimatur beigefügt. Das ist ein schöner Début für einen künftigen höheren Justiz-Beamten.

Ich hatte eine wahre Vatersfreude über dieß schöne Produkt Ihres Geistes und bin überzeugt, Sie werden einst Großes und Nützliches leisten. Gott segne und stärke Sie auf dem nun betretenen Pfad, der, wenn auch weniger reitzend als der auf welchem ich wandelte, gerade darum vielleicht verdienstlicher ist.

Eine ähnliche Anstalt wie jene von welcher Sie am Schluße sprechen für jugendliche Verbrecher, fand ich in Berlin, und ich behalte mir vor, Ihnen die Druckschriften, welche ich darüber zurückbrachte, mitzutheilen.

Leben Sie recht wohl, lieber Leo, ꝛc.

Borrosch und André nahmen die kleine Schrift in Verlag, die mit der Jahreszahl 1836 unter dem Titel erschien:

Die Nothwendigkeit der moralischen Reform der Gefängnisse, mit Hinweisung auf die zur Einführung derselben in einigen Ländern getroffenen Maßregeln, beleuchtet von L. Grafen v. Thun; gr.-8vo, 43 S.

Eines der ersten Exemplare sandte der Verfasser an Regierungsrath Professor Sebastian Jenull, damals die erste Autorität im Criminalfache in Österreich, den die Lesung, wie er Wien 29. Januar 1836 zurückschrieb, derart fesselte, daß er „diese schöne Beweisschrift Ihres ent-

Digitized by Google

schiedenen Berufes für die Sache der Menschlichkeit in der ersten Stunde verschlang". Er habe darin „die ruhige männliche Sprache, die lichtvolle Zusammenfassung der Systeme, die scharfsinnige Prüfung ihres Werthes, so wie die mit aller Klugheit, Vorsicht und Maßnehmung gemachten Vorschläge zur Aufnahme des Bessern auf gleiche Weise bewundert". Thun hatte dem gefeierten Rechtsmanne auch die Frage über seine Berufswahl vorgelegt, der, als ausgesprochener Jurist und Criminalist, es wohl „ungemein schön und löblich" fand, daß Thun „vor allem den Gang der Justiz von unten auf kennen lernen" wolle; denn die Justiz sei ja „das Fundament, welches die Staaten trägt. Allein alle Einrichtungen die in das Leben des Staates aufgenommen werden, können in dasselbe, wenn sie von einiger Bedeutung sind, nur durch die Pforte der politischen Verwaltung gelangen". Es liege nun ungemein viel daran, „daß diese Pförtner etwas von der Diagnose und der Weihe des heil. Petrus haben. Dieß, Herr Graf, ist der Grund, warum ich Sie zu seiner Zeit an dieser Pforte wünsche".

Eine der Folgen seiner Erstlingsschrift war die, daß man besonders in adeligen Kreisen dem jungen Cavalier besondere Aufmerksamkeit zuwandte. Auch Gräfin Therese Chotek, Schwester des Oberstburggrafen, äußerte sich über ihn in der vortheilhaftesten Weise, worüber Leo gegen seine Mutter, die ihm dies mittheilte, eine Bemerkung eigener Art nicht unterdrücken konnte:

> Was sie (Gräfin Chotek) übrigens von der allgemeinen Achtung sagt die ich genieße, so freut es mich wohl auf der einen Seite; auf der andern aber — wenn es nämlich etwas besonderes sein soll — thut es mir leid, weil es nur beweist, wie traurig es mit unserem jungen Adel steht. Der Menschen die ein ehrliches Herz haben gibt es doch noch genug; daß ich in Bezug auf Fähigkeiten durchaus nicht etwas ausgezeichnetes bin, darüber bin ich lang im reinen, und wenn ich in Beziehung auf Fleiß und Pünktlichkeit auf die Bürgerlichen um mich her blicke, so versichere ich Dich, daß ich aus eigener Erfahrung noch gar nicht weiß was arbeiten und studieren heißt. Aber man sieht daß ich keine Freude an Lappalien und Interesse am Menschenwohl habe, und das reicht schon zu, einen jungen Herrn auszuzeichnen. Wenn es mir gelingt einmal etwas zustande zu bringen, so glaube ich daß es vorzüglich zwei Eigenschaften sind denen ich es zu danken hätte, und gerade diese werden mir bei niemandem als bei einigen guten Freunden besondere Ehre einlegen: eine bedeutende Unempfindlichkeit gegen Widerstand und Widerwärtigkeiten (wie Burlowe sich sehr gut ausgedrückt hat: more endurance than perseverance) und, wie ich hoffe, eine ziemliche Freiheit von Vorurtheilen und aufrichtige Abneigung gegen jedes erkannte.

Digitized by Google

Lassen wir auf diese Selbstschilderung, auf diesen so überaus bescheidenen Einblick in sein eigenes Ich, das Urtheil zweier jüngeren Damen folgen, seiner beiden Cousinen Christine und Francisca Brühl.[1]) „Christine und ich", schreibt letztere, „wir haben einmal die Bemerkung gemacht, als wir bei Sonnenuntergang an unserem See saßen, daß das Ruhe und Freude verbreitende eines Sommerabends eine frappante Ähnlichkeit mit dem Sein und Wesen Leo's hat, so daß er jetzt ordentlich den Spitznamen ‚der Sommerabend' hat".

* * *

Mit seinen Ideen über moralische Reform des Gefängniswesens wollte es Thun keineswegs bei Vorschlägen bewenden lassen. Schon waren mit mehreren gleichgesinnten Männern Dr. Helminger, Apotheker Karl v. Helly, Professor Schneider Besprechungen im Gange, wie ein Anfang gemacht werden könne jene Ideen werkthätig zu machen. Um sich in diesem Sinn eigene Anschauungen zu verschaffen, nahm Thun an den Morgen, wo er nicht mit Hanka zu thun hatte, von 8 bis ½10 Praxis im Provinzial-Strafhause, dessen Verwalter Johann Heyßl sich seinen Absichten sehr geneigt zeigte. Heyßl hatte den Gedanken früher einmal selbst angeregt, aber wegen gewisser Schwierigkeiten einstweilen aufgeben müßen. Hier nun, in den Räumen des Provinzial-Strafhauses, wurde eines Tages in der zweiten Hälfte Mai 1836 eine Berathung gehalten, an welcher außer den genannten die Jur.-Doctoren Karl Hutzelmann, Wenzel Worowka und Karl Walther theilnahmen, und die Gründung einer Gesellschaft beschloßen, die sich zuvörderst um die aus der Anstalt entlassenen Sträflinge annehmen sollte. Zweck war, dieselben dadurch auf bessere Wege zu leiten und in die bürgerliche Gesellschaft zurückzuführen, daß man sie als Gesellen oder Lehrlinge unterbringe, sie bei ihrem Austritt aus der Anstalt mit Kleidungsstücken und den erforderlichen Werkzeugen versehe, die Kosten der ersten Wohnung, des Freisprechens u. dgl. für sie bestreite. Auch sollte ihnen während ihrer Verwendung bei den verschiedenen Meistern ein ihren Verhältnissen angemessener religiös-moralischer Unterricht gegeben werden, wofür sich in deutscher Sprache P. Schneider anbot; für das böhmische wurde ein

[1]) Die noch lebende Gräfin Schönborn, und die 9. December 1844 nach kaum zweijähriger Ehe verstorbene Gräfin Spee.

Digitized by Google

P. Otto gewonnen. Als Grundsatz wurde aufgestellt daß diese Wohlthat keinem aufgedrungen werden, sondern nur solchen zutheil werden sollte, die entweder aus eigenem Antrieb den Beistand der Genossen erbitten oder für welche Personen der Strafhausverwaltung ein Fürwort einlegen würden.

Mit innerer Befriedigung, doch mit jener ihm eigenen Selbstbescheidung, theilte Leo seiner Mutter diesen ersten Schritt mit „als eine Folge von meinem: Ich suche Menschen!" Es habe für ihn, wie bei jeder ernsten Gelegenheit so auch diesmal, die Überzeugung zugenommen, wie sehr er nothwendig habe, „was mir obliegt, kräftig anzufassen".

> In manchen Augenblicken wenigstens zweifle ich nicht daß es mir gelingen wird die eigentlichen Quellen mancher Erscheinungen zu ergründen die jeden Menschenfreund mit tiefem Schmerz erfüllen müßen. Auch ist es mir nicht unwahrscheinlich, daß in die Periode meines Lebens ein Zeitpunkt fallen dürfte, in dem der, welcher sich zum Kampfe gerüstet hat, viel Segen verbreiten, vielleicht möglichen Jammer abwenden könnte! In einem solchen Augenblicke durch die Verhältnisse des Lebens in einer Lage zu sein, wo man nur in Geduld und Ergebung den Gang der Ereignisse abwarten kann, muß schmerzlich sein. Sich durch die betretene Lebensbahn aber in Ereignisse verwickelt zu sehen, auch zu sehen von wo aus Hülfe geleistet werden könnte, sich aber nicht fähig zu fühlen sie selbst zu leisten, weil man es an der Vorbereitung fehlen ließ, muß der schrecklichste Zustand sein, in welchen ein Mann im großen Leben gerathen kann.

An ernster Vorbereitung, um in künftigen Nöthen weder jenes „schmerzliche" Gefühl zu haben noch in diesen „schrecklichsten Zustand" zu gerathen, ließ es Thun nach den verschiedensten Seiten hin nicht fehlen. Wir sehen ihn als jungen Mann jede Gelegenheit ergreifen, wo er für edle Zwecke sich nützlich machen, das gemeine Beste fördern könnte. So finden wir ihn als „Consulent" eines Kreises menschenfreundlicher Damen thätig, an deren Spitze die Fürstin Maria Isabella Taxis geb. Gräfin v. Eltz stand, die sich um die Prager Waisenanstalt annahm und die Verwaltung derselben barmherzigen Schwestern anvertraute. Gleichzeitig beschäftigte ihn der Gedanke eine Speiseanstalt für Arme zu errichten, und er wandte sich durch seine Mutter an Stemmann, Gründer oder Director einer ähnlichen Einrichtung in Altona, um nähere Daten zu erhalten, auch in der Richtung: welches Capital nöthig wäre um ein solches Unternehmen in Gang zu bringen. Er wirkte zugleich anregend auf seine Geschwister, die er nicht nöthig hatte anzuspornen wo es etwas gutes zu wirken gab. Wie sich sein älterer Bruder Franz

Digitized by Google

— erinnern wir uns an den Auftritt in London in der Wohnung des Dr. Ellis! — ohne Aufforderung herbeifand an der Gesellschaft „zum Wohle entlassener Züchtlinge" mitzuwirken, so ergriff seine jüngste Schwester Juža mit Wärme den Gedanken einer Armen-Speiseanstalt, den sie in ihrem Tetschen zu verwirklichen gedachte.[1])

Zu Nutz und Frommen seiner Selbstbildung pflegte Leo die Lectüre. Er studierte mit Vorliebe französische und englische Werke über Geschichte anderer Länder, über Politik und Volkswirthschaft, wobei er in beiden Sprachen in fortwährender Übung blieb. „Auch steht auf meinem Schreibtisch ein belletristisches Buch, jetzt die Flegeljahre[2]), in denen täglich einige Seiten durchblättert werden, um meiner jämmerlichen Unbelesenheit in der schönen Literatur ein wenig abzuhelfen." Das größte Interesse für ihn aber hatte in dieser Zeit der eben erschienene 1. Band von Palacky's Geschichte von Böhmen. „Ich hoffe", schrieb er an die Seinen in Tetschen, „Palacky's Geschichte gefällt Euch, wenn sie jemand von Euch liest; ich habe nur die ersten Capitel davon gelesen, habe aber schon gar große Freude darüber; er ist wirklich ein großer Mann."

In seine amtliche Beschäftigung hatte er sich jetzt schon tüchtig eingefunden, so daß er eine wahre Stütze seines Rathes wurde; er actuirte fleißig und gewandt, er vernahm unter Klaudy's Leitung Zeugen, verhörte Beschuldigte, bearbeitete actenmäßig Vorträge und Expeditionen. In der zweiten Hälfte seiner Criminalpraxis vertraute ihm sein Rath einen größeren Proceß zu selbständiger Durchführung an. Es waren ein paar arme Leute aus Klecan, die ihn aufrichtig dauerten, da er sie als die wohl nur durch ihre Noth verführten Gesellen einer größeren Diebsbande erkannte, welche letzteren die eigentlichen Spitzbuben waren und die nun einer nach dem andern eingezogen wurden, so daß die Untersuchung einen immer weitern Umfang erhielt. Ende Juli sah er bereits mehr als zwanzig Beschuldigte in die Sache verwickelt. „Leider bin ich ein

[1]) In den Sommer 1836 fiel ein höchster Besuch in Tetschen, wo jedoch unser junger Freund nicht persönlich betheiligt war. Die Erzherzogin Sophie, von ihrer Hofdame Gräfin Herberstein begleitet, brachte auf der Reise zum Besuche ihrer königlichen Schwester in Dresden einige Tage im Thun'schen Schloße an der Elbe zu und nahm die angenehmsten Eindrücke von diesem Aufenthalte, von der Liebenswürdigkeit des Empfanges, von der Persönlichkeit der Gräfin Therese, aber auch von der entzückenden Gegend, den schönen Spaziergängen und Fahrten mit, so daß sie noch viele Jahre darnach mit warmer Freude von diesem Besuche sprach.

[2]) Von Jean Paul.

Digitized by Google

sehr langsamer Arbeiter und, obschon ich die Woche hindurch immer den ganzen Tag im Amte war, noch nicht fertig . . . Der Himmel beschleunige meinen langsamen Verstand!" Klaudy, der sich verlauten ließ, einen solchen verwickelten Fall habe noch kein Prakticant zu arbeiten bekommen, sprach die Besorgnis aus, daß sich die Untersuchung wohl über die Zeit von Thun's Bureaupraxis hinaus erstrecken werde, was letzterem gar nicht recht war, einmal weil er den ihm so wohlwollenden Rath nicht in die Unannehmlichkeit bringen wollte sich in eine „so verwutzelte" Angelegenheit hineinzuarbeiten, und dann „weil mir so der Vortrag, die interessanteste und lohnendste Arbeit am Ganzen, entginge." Das war gegen Ende September. Thun arbeitete nun mit doppeltem Fleiße Tag für Tag von 9 Uhr VM. bis 1 und wieder von 2 bis nach 7 Uhr. NM. im Bureau, gönnte sich kaum eine Stunde für den Mittagstisch und nur eine kurze Zeit zu abendlicher Erholung. „Morgen", schrieb er am 8. October an seinen Vater, „muß ich einen Vortrag arbeiten um die Zahl der Inquisiten meines großen Processes noch um sechs oder acht zu vermehren; doch thue ich es mit frohem Muthe, denn ich fange an Luft zu sehen, in 14 Tagen ist hoffentlich die Geschichte reif." Als um diese Zeit sein lieber Freund James Hope in Tetschen einsprach, schrieb er dahin sein Bedauern sich von Prag nicht entfernen zu können: „ob er (Hope) nicht kommen wolle, sich die herrliche Stadt doch einmal anzusehen?" Es scheint nicht daß Hope diesem Wunsche habe entsprechen können. Hingegen kam ein anderer der überseeischen Freunde des Thun'schen Hauses, George Ticknor Esq., ein gebildeter Amerikaner, nachdem er mit seiner Familie einige Tage in Tetschen zugebracht, in die alte Königsstadt, von welchem sich Leo über amerikanische Verhältnisse, über die dortige Armenpflege, die Sclaverei u. dgl. belehren lassen konnte.

Endlich war er mit seinem Processe zu Ende und konnte seine mühsame Arbeit abliefern. Sein Bureau-Jahr war zu Ende, sein Rath, von welchem er einen „recht herzlichen" Abschied nahm, bestätigte seine „ausgezeichnete Verwendung" und vom Präsidium — k. k. Rath Fanta, Secretär Thomas Pstroß — wurde ihm am 7. November ein glänzendes Zeugnis ausgestellt. Am 19. darauf fuhr er nach Zdiby, erste Poststation an der Prag-Melniker Straße, um sich von da die Orte anzusehen, „über die ich so viel habe zusammenschreiben müßen". Er besuchte in Klecan den einen der „Armen", dessen Weib in der Zwischenzeit gestorben war: „mein anderer Liebling aus den Inquisiten ist noch sammt seiner Frau in der

Digitized by Google

Strafe". Daß Thun nicht ohne mündlichen und werkthätigen Trost für die Unglücklichen geschieden sein wird, läßt sich denken, allein das sagt er uns nicht; wir erfahren nur, daß er durch das Moldauthal einen sehr angenehmen Spaziergang nach Hause machte, „und es hat mich schon oft verdrossen in der Umgebung Prags so ganz fremd zu sein".

Sechs Tage später machte er dem Gubernial-Rath und k. k. Fiscus Leopold Hafner seine Aufwartung: auf die Criminal-Praxis sollte nun jene für die bürgerliche Rechtspflege folgen. Die Aufnahme in die Concept-Praxis hatte er bereits am 15. October erhalten[1]), mußte aber, da er vorerst die Richteramts-Prüfung aus dem Criminal-Justizfache ablegen wollte, seinen Dienst mit einem Urlaubsgesuche beginnen. Am 14. Januar 1837 wurde beim Prager k. k. Appellations-Gerichte die mündliche, am 16. die schriftliche Prüfung abgelegt[2]) und am 9. Februar, Z. 2537, ihm das Zeugnis, daß er beidesmal „vorzügliche Fähigkeiten" erprobt habe, ausgestellt.

Die fiscalamtliche Concept-Praxis hatte mit einer nicht länger als ein Jahr dauernden Probezeit anzufangen; allein schon am 25. April gewährte ihm die „hohe Landesstelle" die definitive Aufnahme und am 1. Mai wurde er als nunmehriger Concepts-Prakticant beeidet. Er wurde dem so ziemlich wichtigsten Bureau, dem s. g. Unterthans-Departement zugetheilt. Bureauchef war der „Unterthans-Advocat" Joseph Preißler, kein Jur.-Dr., aber ein äußerst tüchtiger alter Prakticus, unter welchem Thun viel lernen konnte. Seine häusliche Beschäftigung bildeten nun schriftliche Zusammenstellungen und eigene Aufsätze über einschlägige Materien: „Zur Geschichte der Gesetzgebung über obrigkeitliche Urbarial-Forderungen"; „Gedanken über das Propinationsrecht", wo er den Grundsatz durchführte: „Billig ist es, daß das Publicum, so lang das Brau-Monopol der Dominien und Städte aus politischen Gründen aufrecht erhalten wird, gegen Bevortheilung durch dasselbe geschützt werde". Er las immer mit der Feder in der Hand: „Altböhmisches Recht" von Dr. Hofmann nach der Ordnung des A. B. G.-B. zusammengestellt; Rumohr's „Gedanken über Wasserrecht" u. dgl. Gleichzeitig beschäftigten ihn Gegenstände, denen er während der großen Reise seine besondere Auf-

[1]) Gezeichnet „in Abwesenheit des Gubernialrathes und Kammer-Procurators" vom Fiscal-Adjuncten Johann Franz Seelig.

[2]) Prüfungs-Commissäre: Vice-Präsident Johann Lexa Frh. v. Ährenthal und die Appellations-Räthe Joseph Frh. v. Audritzky und Joseph Roskoschny.

Digitized by Google

merksamkeit zugewandt hatte: Senior's „Grundprincipien der National-Ökonomie" in Arrivabene's französischer Bearbeitung (Paris J. P. Aillard 1836); Senior's „Letters on the Factory-Act etc. (London B. Fellowes Ludgate 1837); die Werke eines Dr. Ch. die ihm Ticknor empfohlen hatte — „every one of his works increases my admiration and veneration for the great man" —. Von Zeit zu Zeit unterhält er brieflichen Verkehr mit seinen britischen und französischen Freunden. In einem Schreiben an Tocqueville, in welchem er die Meinung ausspricht, daß die zwei Jahre die er nun bereits im öffentlichen Leben sich bewege, ihn um so viel reifer als dazumal in Paris gemacht haben dürfte[1]), läßt er sich über die vaterländischen Verhältnisse aus, beklagt schmerzvoll die Folgen des herrschenden Systems — je sens douloureusement les effets de nostre politique étouffante —, namentlich die Engherzigkeit des bestehenden Schul- und Studien-Systems, schildert den Beamtenstand von welchem er ebenso wenig etwas vortheilhaftes zu sagen wisse: „Ich habe keinen kennen gelernt der seinen Blick über das Geleise, in welchem sich unser Staatswesen seit Jahrhunderten bewegt, zu erheben vermöchte"[2]) ꝛc.

Bei derselben Gelegenheit berührt er dem gefeierten Franzosen gegenüber seinen persönlichen Umgang mit Professoren, Gelehrten und andern hervorragenden Männern, wodurch er die Lücken seines Schulunterrichtes

[1]) 1837. 2. October: „J'espère que deux années passées dans des affaires m'ont donné un peu plus d'aplomb que je n'avais du temps de mon séjour à Paris".

[2]) Thun correspondirte in jenen Jahren in deutscher, böhmischer, französischer und englischer Sprache. Die Briefe in den drei letzteren erlernten Sprachen — denn auch das Böhmische war ihm ja nicht von Kindheit eigen — pflegte er vorerst in einer Art Klitterbuch, das er sich angelegt, zu concipiren, und in diesen Aufzeichnungen haben sich uns, sowohl was Inhalt als Form betrifft, manche recht interessante Züge erhalten. So hatte es in der bezüglich der österreichischen Beamten oben angeführten Stelle ursprünglich gelautet: „au delà de l'ornière profonde dans laquelle notre gouvernement se traîne vers l'abîme depuis des siècles"; für die Reinschrift wurde dann die Stelle etwas gemildert, gewiß aus patriotischer Scham und Scheu vor dem Ausländer. In der Form zeigt sich Thun im englischen Concept ungleich gewandter als im französischen, jenes ist fließend im besten und elegantesten Styl — soviel ich selbst das zu beurtheilen vermag —, während er im französischen Aufsatz mehrfach stockt, viel nachbessern oder umstalten muß, wobei gleichwohl manche Sprachwidrigkeit unterläuft. Auch war Thun, wie schon in Paris bezüglich der französischen Conversation, sich dessen wohl bewußt und entschuldigt sich gegen Tocqueville wegen „la grande difficulté que malheureusement j'éprouve à écrire votre langue". In Thun's böhmischen Concepten aus dieser Zeit, z. B. „Dr. Hauserowi farař peruckému" finden wir begreiflicherweise die damals, außer etwa bei Hanka, noch allgemein übliche ältere Schreibweise: wygadřiti, gest W̄ powědomo a t. d.

Digitized by Google

auszufüllen sucht. Dahin gehörten 1836/37 namentlich wochentliche „routs“ bei Exner, an denen P. Schneider, Realschul-Professor Christian Doppler, Humanitäts-Professor Zimmermann u. a. theilzunehmen pflegten. Er selbst, in seiner Bescheidenheit, empfand es als eine große Auszeichnung „von diesen Matadoren“ empfangen zu werden und aus den Besprechungen, die in der Regel einen oder den andern Zweig der Philosophie betrafen, eine „Art von Belehrung“ schöpfen zu können. Als im September 1837 die Versammlung der deutschen Naturforscher in Prag tagte, finden wir ihn als aufmerksamen Zuhörer in den öffentlichen Sitzungen, wenn er auch bei manchem Vortrage, z. B. einem Reichenbach's, bekennen muß daß er davon „wenig verstanden habe“. Große Freude machte ihm die Schlußrede, welche am 26. „der Bomer mit der gewaltigen Stimme“ hielt, wobei der Landeschef und Graf Caspar Sternberg „mit ungeheurem Applaus von der ganzen Versammlung begrüßt wurden und der Kaiser sehr reich bedacht war“.

Ein großer Theil seines persönlichen Verkehrs war den um das Wiedererstarken der böhmischen Nationalität verdienten Männern, wie Hanka, Šafařík gewidmet. Auch zählten ihn diese und das zahlreiche Volk der Kleineren bald unter die hochherzigen Mäcenaten des böhmischen Volksthums, dessen Hebung er nicht blos vom Standpunkt der Literatur, sondern aus höheren politischen Gründen anstrebte. „Der unverkennbare Aufschwung der slavischen Nationalität“, hieß es in dem o. a. Schreiben an Tocqueville, „beweist mir mehr und mehr die überwiegende und gleichwohl von der Regierung und dem höhern Adel durchaus verkannte Wichtigkeit derselben“. Gerade in dieser Zeit, Herbst 1837, herrschte in diesen Kreisen lebhaftere Bewegung, da zwei interessante Fremde, Ljudevit Gaj aus Kroatien und Professor Purkyně aus Breslau, nach Prag auf Besuch gekommen waren. Palacký gab ihnen zu Ehren eine Gesellschaft, an der bei dreißig Personen derselben Richtung theilnahmen, und wobei Thun Gelegenheit gegeben war einige der jüngeren böhmischen Literaten kennen zu lernen. Zwei Gegenstände von größerer Wichtigkeit und Tragweite wurden dabei besprochen. Erstens die Gründung einer böhmischen Bühne, zwar nicht im größeren Style, wozu annoch die Mittel, die Stücke und vor allem das Publicum fehlten. Es war vorläufig die Zusammenstellung einer Truppe im Plan, für welche die Erlaubnis zu erwirken wäre in allen Landstädten Böhmens zu spielen. Cajetan Tyl, „ein junger Mensch von Charakter und Talent“, seiner Lebensstellung nach

Digitized by Google

k. k. Fourier, aber dabei literarisch und mit Beifall als Schauspieler in Liebhabertheatern thätig, erbot sich, wenn man ihm einige Mittel dazu böte, an die Spitze einer solchen Truppe zu treten. Zur Beschaffung der ersten Erfordernisse sollte eine Subscription von Beiträgen zu mindestens 10 fl. eröffnet werden. Das zweite Mittel, der sich mühsam emporarbeitenden böhmischen Literatur auf die Beine zu helfen, fand man in einer andern Subscription, kraft deren sich jeder Theilnehmer verpflichten sollte, erscheinende wissenschaftliche Werke in böhmischer Sprache, namentlich das im Drucke begriffene große Jungmann'sche Wörterbuch anzukaufen, „um durch die Versicherung einer gewissen Anzahl von Abnehmern den Leiter der erzbisch. Buchdruckerei, einen durch schönen und wohlfeilen Druck um unsere Literatur verdienten Mann, in den Stand zu setzen solche Werke herauszugeben". Daß es für den einen wie für den andern Zweck vor allem noth that, das heimische Schulwesen auf einen Stand zu setzen, bei welchem in böhmischen Gegenden die Muttersprache in ihr Recht eingesetzt würde, erkannten die Patrioten wohl allgemein; allein eben in dieser Sache, die ganz in den Händen der Regierung lag, konnten sie nichts thun als zeitweise Bitten und Vorstellungen anbringen.

Neben solchen mehr theoretisch-literarischen Bestrebungen und seiner amtlichen Verwendung in der königl. böhmischen Kammerprocuratur war Thun überall zu finden, wo es in praktischer Richtung zu schaffen gab. Seine Gesellschaft zum Wohle entlassener Züchtlinge war bereits in vollem Gange. Sträflinge aus dem k. k. Provinzial-Strafhause und aus der Strafanstalt in dem Neustädter Rathhause, auch einzelne Häftlinge die im Provinzial-Zwangsarbeitshause gehalten worden, hatten Unterkunft und Arbeit bei Prager Meistern, ausnahmsweise in einer Gärtnerei, einer Tuchweberei auf dem Lande gefunden. Alle Vierteljahre einmal kamen die Genossen zusammen, um sich ihre Wahrnehmungen mitzutheilen und in Erwägung zu ziehen was weiter zu thun sei. Wohl fehlte es von allem Anfang nicht an bedauernswerthen Täuschungen. Es kamen Fälle vor wo jene, um deren sittliche Hebung und Besserung sich hochherzige und opferwillige Männer in so edler Absicht annahmen, den Meister an den sie gewiesen waren gleich am ersten Tage, oder wenige Tage später, verließen und mit den geschenkten Kleidern, Werkzeugen, Geldern auf Nimmerwiedersehen reißaus nahmen. Bei jenen die längere Zeit aushielten war wohl das Geständnis erfreulich, daß sie sich in ihrem jetzigen Verhältnisse glücklicher fühlten als sie je zuvor gewesen; allein es war, nach den

Digitized by Google

Erfahrungen die man in anderen Fällen gemacht hatte, erst abzuwarten, ob diese gute Regung bei allen anhalten werde. Graf Leo, der von seinen Genossen mit Recht als Haupt und Leiter angesehen wurde, hatte dabei die Befriedigung, daß seine eigene Familie mit Interesse an dem Unternehmen theilnahm. Außer seinem Bruder Franz, der mit von der Gesellschaft war, war es vorzüglich seine jüngste Schwester, die den Verein unterstützte wo sie konnte. „Der Juza", schrieb Leo am 17. November nach Tetschen, „danke ich und durch mich der ganze Verein für das großmüthige Geschenk das sie uns gemacht hat. Der Himmel gebe nur dem Gelde das aus so lieben Händen kommt, und den Zwecken zu denen es dienen soll, seinen Segen! Die Comteß", setzte er scherzend hinzu, „muß schönes Geld haben wenn solche Brocken auf ihrem Budget ‚Kleinigkeiten' sind."

An dem „Verein zur Beförderung des Gewerbefleißes in Böhmen", damals in einem Übergangsstadium begriffen, betheiligte sich Thun lebhaft. In einer Sitzung in der zweiten Hälfte September hatte er die Absicht im oppositionellen Sinn aufzutreten, wurde indeß „durch einen mit der Direction zerfallenen und darum in üblem Geruche stehenden Herrn Kreuzberg" enthoben. Da in derselben Sitzung Baron Kotz die Verhandlungen leitete, „wenn auch mit wenig Kraft, so doch mit recht vernünftiger Freisinnigkeit", so lief am Ende alles ziemlich gut.

Ein Gegenstand, der zur selben Zeit viel Bewegung in das öffentliche Leben brachte, war der Bau einer zweiten Brücke über die Moldau, ein Unternehmen welchem besonders Leo's älterer Vetter und persönlicher Freund „Pepi Thun" (der Zehuśicer Graf Joseph Mathias) großen Eifer zuwandte. Es sollte eine Kettenbrücke werden und diese über die oberen Moldau-Inseln geschlagen werden. Als aber in der zweiten Hälfte November in einer Versammlung der Actionäre hervorkam, daß die subscribirten Summen für diesen Plan nicht ausreichten, wurde der Vorschlag gemacht, die Brücke an die Stelle der Podskaler Überfuhr zu verlegen und Graf Joseph Mathias, der anstatt des Oberstburggrafen den Vorsitz führte, schien nicht abgeneigt sich diesem Vorschlage zu fügen. Dagegen erhob sich Graf Caspar Sternberg, der von dem „ersten schönen Plan" nicht lassen wollte und eine Reihe von Mitteln nannte um das erforderliche Geld zusammenzubringen: Verdoppelung der Actien, Verlängerung des Privilegiums den Brückenzoll zu erheben von 50 auf 90 Jahre, Beitrag der Stände ꝛc. Unser Freund

Digitized by Google

versprach sich von alledem nicht viel: „es kommt also eigentlich auf eine neue Bettelei um mehr Geld heraus", und es sei ihm „nicht unwahrscheinlich daß das alles keine andere Wirkung haben werde, als die ganze Geschichte um ein oder zwei Jahre hinauszuziehen und dann auf dem Punkte zu sein auf dem man jetzt war".

Es war gewiß ein erfreuliches Zeichen, daß die ehrliche und von so schönen Erfolgen begleitete Arbeit unseres jungen Freundes besonders unter seinen Standesgenossen große und theilnahmsvolle Aufmerksamkeit erregte. Eine Dame, deren Mädchenjahre in jene Zeit fielen, bezeugt es, wie die ernstere wohlerzogene Jugend Leo Thun's edles Wirken, seine Bemühungen um das Gefängniswesen, sein öffentliches Auftreten in Vereinen, seine Reden, aber auch die rastlose gemeinnützige Thätigkeit seines Bruders Franz, mit dem lebhaftesten, ja begeisterten Interesse verfolgte. Dabei gingen sie geselliger Fröhlichkeit durchaus nicht aus dem Wege. Leo pflegte gewissenhaft alle Beziehungen die ihn und seine Brüder an so viele verwandte, verschwägerte oder nahe befreundete Familien der Prager Aristokratie knüpften. Wir finden sie als Tänzer bei manchen kleinen Tanzereien bei Chotek's, auf Societätsbällen, auf den Juristen-, Mediciner- und Garnisons-Bällen, die zu jener Zeit unter den Prager Carnevalsbelustigungen die erste Rolle spielten. Sie wirken, wenn es die Gelegenheit bringt, bei Dilettantentheatern mit; nur darf man Leo keine Liebhaberrolle zumuthen, wie einmal auf Schloß Blasim in den „Launen des Zufalls"; denn das weist er „absolut" von sich und begnügt sich mit einer Bedientenrolle; zu sprechen hat er da nur zwei Seiten, dafür aber sehr viel zu kichern „und das ist sehr fatal, überhaupt das ganze Spiel nicht meine Passion". In der schönen Jahreszeit unternimmt er Morgenritte, was ihm sehr wohl anschlägt: „ich bilde mir ein, aufgeweckter zu sein als ich es sonst bei dieser Hitze sein würde". Was er aber fortwährend mit Vorliebe hörte und pflog, und was zu allen Zeiten den wohlthätigsten Einfluß auf ihn ausübte, war Musik. Wenn sein Mitarbeiter in der fiscalamtlichen Conceptspraxis Johann Friedrich Kittl in einer „Akademie" seine Compositionen vorführte; wenn beim Fiscalamts-Adjuncten August Růžička, einem der musikalischesten Häuser Prags, die durchreisende Clara Wieck sich hören ließ; wenn bei Ignaz Kleinwächter, wo gleichfalls viel Musik gemacht wurde, Spohr mit Frau und Tochter spielte, im Streich-Quartett mitwirkte oder, von seiner Frau auf dem Pianoforte begleitet, eine Sonate auf der Violine vortrug

Digitized by Google

oder gar im Theater das Orchester dirigirte, wie zweimal in seiner Oper „Der Berggeist", so fehlte Thun, wenn er halbwegs konnte, gewiß nicht. Auf einem Balle, der aus Anlaß der Versammlung der Naturforscher gegeben wurde, machte Thun die Bekanntschaft von Miß Kemble, die „nebst ihrem fast unübertrefflichen Gesang" ihm als „ein sehr interessantes liebes Persönchen" erschien. Durfte er sich für einige Tage von seinen Geschäften trennen, etwa zur Zeit da die Rosen blühten, oder am liebsten wenn Feiertage herankamen, so machte er sehr gern einen Ausflug nach Tetschen, in den trauten Kreis der Seinen, mit welchen er ja die ganze Zeit, außer dem Winter den die Familie in der Regel in Prag zubrachte, auf brieflichen Verkehr beschränkt blieb. In diesen Briefen, besonders mit der Mutter und den beiden Schwestern, wurden in gewohnter Weise alle möglichen Vorfälle und Verhältnisse besprochen. Einmal verbreitete sich der „Sommerabend" sogar über das Thema von Liebe und Ehe. Es war in den Kreisen seiner Bekanntschaft eine Heirat „ganz ohne Liebe" eingegangen worden; Leo spricht sich unsympathisch über dieses Factum aus: „Die Blüthezeit der Liebe muß allerdings mit der Zeit vorübergehen, aber nicht mit ihr eine gewisse poetische Lebensansicht (in gutem und schönem Sinne), deren Dauer gewiß für jedes Gemüth das ihrer fähig ist unentbehrlich ist, wenn von Glück und Zufriedenheit die Rede sein soll".

Bei dem Kaiserbesuche im Sommer 1835, dessen früher gedacht worden, hatte Leo wegen seines Knies den Ritt von der Herrschaftsgränze zurück nicht unternehmen können. Als er dann nach Prag übersiedelt war, hatte er Dr. Hofrichter zu Rathe gezogen, der das Wiederauftreten des Schmerzes für einen vorübergehenden Rückfall erklärte, der bald verschwinden werde. Das trat in der That ein und Leo machte 1836 und 1837, wie wir gesehen, Tänze und Ritte ohne Anstand mit. Im Hochsommer 1837 meldete sich das Übel wieder einmal, so daß der Besitzer des widerspänstigen Knies einige Tage zu Hause bleiben mußte, die er gern dazu verwendet hätte für sich etwas „fleißig" zu sein, was sich aber, da ein Besuch den andern ablöste, kaum ausführen ließ; doch hielt dieser Rückfall nicht lang vor. Dagegen nahm das Hörvermögen im rechten Ohr in einem Grade ab, daß vollständige Taubheit zu befürchten war. Krombholz, den er zu Rathe zog, schien sich nicht auszukennen; es wurde dann ein renommirter Ohrenarzt in Paris in Vorschlag gebracht, zuletzt aber beschlossen Dr. Schmalz in Dresden zu consultiren. Für

Digitized by Google

unseren Freund stand die Sache nur dann schlimm, wenn er zu befürchten hatte daß auch das linke Ohr ins Mitleiden gezogen würde; als er über letztern Punkt beruhigt wurde, zeigte er sich vollkommen resignirt: „Auf das rechte Ohr habe ich so verzichtet daß es mich wirklich gar nicht mehr kümmert, und sollte es Schmalz herstellen, was ich übrigens noch keineswegs glaube, so wird es mir gerade den Effect machen, als wenn mich Fortuna mit einem großen Loose in der Lotterie beschenkte".

Dieses große Loos sollte ihm indeß nicht zutheil werden. Als er Ende October 1837 nach Dresden ging, versuchte es Schmalz mit der Electricität, ein Experiment das Thun manche Geduldprobe auferlegte ohne seinen Zustand im geringsten zu bessern. Im übrigen war der Dresdener Aufenthalt für ihn diesmal um so angenehmer, als zur selben Zeit Miß Kemble, die liebenswürdigste der Sängerinen, sich mit ihren Eltern daselbst einfand, sich von ihrem Prager Freunde bei Radziwill einführen, mit der Princessin Fanny Biron, der Fürstin Clary, der Gräfin Hohenthal bekannt machen ließ.

Auf der Rückreise von Dresden verlebte er einige vergnügte Tage in Tetschen, würde auch gern seinen Namenstag, 15. November, dort gefeiert haben, ließ sich aber, um seinen Amtspflichten zu genügen, nicht länger halten: „ich werde so schon Mühe haben die Acten die auf meinem Tische liegen herunter zu prakticiren, und noch bin ich in den erbärmlichen und für die dabei interessirten Parteien wirklich oft höchst ungerechten und drückenden Schlendrian nicht genug eingewohnt, um mich nicht unter einem solchen Rückstande höchst unbehaglich zu empfinden". Als Weihnacht herannaht, zieht es ihn wieder in den lieben häuslichen Kreis; allein abermals hält Pflichtgefühl ihn zurück, und er erfährt dafür vom Schicksal eine Belohnung, „indem es unerwartet die schleunige Erledigung eines Processes nothwendig machte, eine interessante lehrreiche Arbeit wie ich sie mir vorzüglich wünsche, aber bisher noch nicht erhalten habe, weil die beiden abwesenden älteren Collegen schon mehr darin eingearbeitet sind". Der Christabend 1837 wird also in Prag zugebracht, die Christmette in der Schloßkirche begangen: der hohe gewölbte Bau, von Alter geschwärzt, machte bei der Beleuchtung in dieser nächtlichen Stunde auf ihn einen wundersamen Eindruck.

Im Mai 1838 hatte Graf Thun nun auch die einjährige Praxis im Civiljustizfache hinter sich und erbat sich einen sechswöchentlichen Urlaub, um sich „wegen mehrjähriger gänzlicher Taubheit auf dem rechten

Digitized by Google

Ohr von dem berühmten Dr. Schmalz in Dresden behandeln zu lassen", da derselbe Aussicht auf Heilung gegeben habe. Er war voll guter Hoffnungen und beschloß vorerst nach Tetschen zu gehen, „worauf ich mich diesmal ganz absonderlich freue. Es ist das erstemal daß mir der Ausflug das Gefühl erregt, das etwa ein Pferd haben mag, wenn es ausgespannt ist und sich das lose Geschirr abschüttelt." Im Juni finden wir ihn neuerdings bei Dr. Schmalz und er wurde nun in Dresden gequält, wie er drei Jahre zuvor in Paris gequält worden war, beidesmal von gepriesenen „Specialisten", bis sich Schmalz durch eine für den Patienten recht schmerzvolle Operation die Überzeugung verschaffte, daß mit dem rechten Ohr unbedingt nichts anzufangen sei: es sei „nicht eine Spur von Gehör vorhanden", der Gehörnerve sei „abgestorben". Mitte Juli war Thun wieder in Prag, wo ihn Gubernialrath Hasner einem andern Bureau zutheilte, ohne Zweifel auf Thun's eigene Bitte, der sich im Unterthansfache bereits hinreichend ausgebildet hatte. Er war in dem neuen Departement, das sein ganzes Interesse in Anspruch nahm, anfangs nicht sehr überhäuft, was er sich darum lobte, weil er sich mit der einschlägigen Gesetzgebung erst vertraut machen mußte.

Aus dem Jahre 1838 besitzen wir von ihm einen Aufsatz über den Stand des heimischen Schulwesens und die Grundsätze nach denen dasselbe eingerichtet sein sollte, ein Gegenstand der ihn, wie wir uns erinnern, schon vor der großen Reise lebhaft beschäftigt hatte. Als die Forderungen die in dieser Richtung zu stellen wären bezeichnet er: „Kindern die keine andere Sprache können, werde der Unterricht ausschließend böhmisch ertheilt; sollen sie deutsch lernen, so geschehe dies mittelst der böhmischen Sprache; man sorge für Lehrer die ihrer Muttersprache vollkommen mächtig sind." Welches Ansehen ihm auf diesem Gebiete bereits zutheil geworden, bewies die Bitte welche der „Verein zur Beförderung des Gewerbefleißes in Böhmen" an ihn richtete: seine Meinung über die Frage auszusprechen: „ob und in wie fern es sich überhaupt, und insbesondere im Interesse der Bildung der gewerbetreibenden Volksclassen, als richtig darstelle, daß bei einer von Seite der Regierung beabsichtigten Verbesserung der s. g. Trivial- und Hauptschulen in Böhmen die böhmische Sprache in größerem Maße als es bisher zu geschehen pflegt als Organ des Unterrichtes eingeführt werde". Das Concept der Ausarbeitung die er zu Anfang des Jahres 1839 lieferte — 10 Blatt in klein 4° — findet sich in den Tetschner Papieren. Auch materiell unterstützte Thun

Digitized by Google

Bestrebungen auf nationalem Gebiete. Ohne seine hochherzige Unterstützung und die begeisterte Opferwilligkeit der böhmischen Literaten, von denen viele für ihre eigene Person arme Teufel waren, wäre es Dr. Karl Amerling kaum möglich geworden, die böhmische Lehranstalt Budeč — nach der ersten böhmischen Schule unter Wenzel d. H. so genannt — zu gründen und für dieselbe ein eigenes Haus in der Gerstengasse anzukaufen.

Auch in der Gesellschaft zum Wohle entlassener Züchtlinge geschah um diese Zeit ein erfolgreicher Schritt. Dieselbe war bisher blos eine private Vereinigung, als gegen Mitte 1838 die Genossen den Entschluß faßten, dieselbe „durch eine geregelte Organisation zu befestigen und durch öffentliches Auftreten zu erweitern", daher für sie die Anerkennung der Behörden zu erwirken. Die üblichen vierteljährigen Zusammenkünfte und Berathungen unterblieben von jetzt, um Vorbereitungen für den wichtigen Umwandlungsproceß zu treffen.

Gewiß war es eine Periode, wo das politische Leben Böhmens seit langem in tiefstem Schlummer gelullt, fast erstorben war, und wo gleichzeitig ein nicht zu bannender Druck auf jeder freieren Geistesregung, jedem ungezwungenen Gedankenaustausch vor der Öffentlichkeit, dafern er im geringsten das staatliche streifte, schwer lastete. Gleichwohl war das damalige Leben im Lande kein schlaffes zu nennen. Es gab immer ein weites Gebiet, auf welchem edleres Streben, gemeinnütziges Wirken, Selbstthätigkeit für praktische Zwecke sich bethätigen konnten. Dazu stand an der Spitze der Landesverwaltung und der Stände Graf Karl Chotek, ein Mann der Initiative, geistvoll und unermüdlich, auf dessen ebenso kräftige als einsichtsvolle Unterstützung jedes Unternehmen in einer der angedeuteten Richtungen zählen konnte. Man hat damals den Grafen Chotek mit einem harmlosen Witze den ausgiebigsten Bettler im Königreiche Böhmen genannt; aber man hat es schon zu jener Zeit nur zu gut erkannt, und gedenkt dessen heute in dankender Erinnerung, daß durch seine „Betteleien" Werke geschaffen wurden, die für das Wohl und Gedeihen des Landes, für die Verschönerung und den Comfort seines geliebten Prag von dauernd wohlthätigen Folgen blieben.

Unter der Regierung eines Landeschefs wie Chotek durfte auch die Genossenschaft Thun's für ihren Verein das beste hoffen. Die Statuten wurden von ihm selbst entworfen, die behördliche Genehmigung wurde ertheilt und am 6. März 1839 konnte der „Verein zum Wohle entlassener Züchtlinge" seine constituirende General-Versammlung ab-

Digitized by Google

halten. Der Vortrag, mit welchem Thun die Verhandlungen einleitete, befindet sich, ganz von seiner Hand geschrieben, in den Papieren des noch heute bestehenden und wirkenden Vereines. Er begann mit einem Rückblick auf die Thätigkeit der bis dahin bestandenen privaten Genossenschaft. Wie bescheiden die Verhältnisse derselben gewesen, zeigt wohl der Rechnungsausweis; sie hatte bis zum Ablauf des Jahres 1838 nicht mehr als 143 fl. 35 kr. Conv.-M. ausgegeben, der baare Vorrath, angewachsen durch kleinere und größere Geschenke, belief sich auf 216 fl. 30 kr. und war größtentheils in der Sparcasse eingelegt. Ihren werkthätigen Beistand hatte die Genossenschaft bis dahin 37 früheren Häftlingen zugewandt, 28 aus dem Provinzial-Strafhaus, 3 aus dem Zwangsarbeitshaus, 2 aus der Strafanstalt der Neustadt Prag und 2 Knaben aus der Landes-Beschäftigungsanstalt. Die Erfolge ihrer so menschenfreundlichen Thätigkeit waren, wie von allem Anfang, und blieben, was die Erwachsenen unter ihren Schützlingen betraf, nicht sehr erfreuliche. Von jenen 37 waren 3 bald nach ihrer Enthaftung gestorben; 22 hatten sich der Aufsicht der Genossen entzogen, worauf sie zum größern Theile dem Straf- oder Zwangsarbeitshause von neuem verfallen waren; nur 10 befanden sich noch bei den Beschäftigungen zu denen man sie gegeben hatte, „und mehrere von ihnen berechtigen zu der Hoffnung daß sie die Bahn des Verbrechens für immer verlassen haben". Man sieht, gegen die minus wie wenig der plus! gegen die Böcke zur linken wie wenig der Schafe zur rechten, und selbst dieser wenigen war man ja nicht vollends sicher! Gewiß mußten Erfahrungen solcher Art entmuthigend wirken, wenn die Genossen, in erster Reihe Leo Thun, nicht Charaktere waren, die mit seltener Ausdauer und unerschrocken das Ziel im Auge hielten, das sie als heilsam und gottgefällig erkannten. Sehr schön sind die Worte die der Vorsitzende in diesem Sinne an die Versammelten richtete:

> Wenn wir auch gefaßt sein müßen, ähnliches noch an Einem oder den Andern von jenen zehn zu erfahren, ist es darum für die Einzelnen, die es uns gelingt auf der rechten Bahn zu erhalten, ja ist es für die bürgerliche Gesellschaft darum weniger wichtig, daß wir ihnen hierzu die Möglichkeit verschafft, daß wir sie zu nützlichen Gliedern der Gesellschaft herangebildet haben? Nicht abwägen dürfen wir die Fälle in denen unser Streben vergeblich war gegen diejenigen, in welchen es durch einen glücklichen Erfolg belohnt wurde, wie etwa der Handelsmann gegen den Gewinn, welchen ihm ein Geschäft gebracht hat, den Verlust abwägt den er bei einem andern erlitten. Vielmehr wollen wir die erfolglosen Schritte — eine geringe Mühe, die uns überdies immer mit interessanten Erfahrungen

Digitized by Google

bereichert — für keinen Verlust, jeden glücklichen Erfolg aber für einen unschätzbaren Gewinn ansehen. Ein Werk christlicher Liebe ist uns gelungen, wenn unsere Einwirkung auch nur einen Schwankenden vor neuem Falle bewahrt hat, einer ernsten Forderung der Gerechtigkeit haben wir Genüge geleistet, wenn wir auch nur einem, der nach überstandener Strafe den Willen hat sich redlich zu ernähren, aus einer Lage verhelfen, in welcher es ihm an der Möglichkeit fehlte diesen Vorsatz auszuführen.

Am betrübensten waren jene Fälle, wo die Schützlinge der Genossen mehrere Monate, selbst jahrelang bei ihrem Meister ordentlich und betriebsam ausgehalten hatten, und dann auf einmal verschwanden, in schlechte Gesellschaft geriethen und so neuerdings verloren gingen. Thun führte zwei Beispiele an. Ein Anton Oppelt arbeitete zwei Monate in der lithographischen Anstalt Hennig's und sollte eben in einen höheren Lohn vorrücken, als er eines Tages ausblieb; als Thun, welchem dieser Pflegling anvertraut war, einige Zeit später davon erfuhr, hatte Oppelt auch schon seine Wohnung verlassen, Thun fand ihn nach mehreren Wochen im Arreste wieder. Ein anderer mit Namen Wenzel Pech, Leinweber von Gewerbe, hatte sich zwei Jahre lang fleißig gehalten, tadellos aufgeführt, als er ohne bekannte Veranlassung seinen Meister verließ und erst nach sieben Wochen wieder aufgefunden wurde, an demselben Tage da er eines Diebstahls wegen wieder in Haft kam. Der Vortragende stellt sich nun die Frage: Worin mag der Grund dieser so zahlreichen und mitunter so unerwarteten Rückfälle liegen? Fällt ein Theil der Schuld nicht etwa auf uns selbst? Haben wir nicht vielleicht in unserem Verhalten etwas übersehen oder etwas mangeln lassen? Die Antwort auf diese Fragen führte ihn auf zwei Umstände, deren Berücksichtigung er den Vereinsgenossen empfahl. Erstens dürfe der Zeitpunkt unmittelbaren Eingreifens nicht versäumt werden; würde der betreffende Obhüter an dem Tage, an welchem der Ausstand stattgefunden, denselben erfahren haben und dem Flüchtling sogleich nachgegangen sein, so würde es ihm vielleicht haben gelingen können ihn wieder auf den rechten Weg zu führen. Zweitens gehe aus jener Thatsache hervor, daß die Gewöhnung zur Arbeit nicht allein genüge, wenn es nicht dabei gelänge das geistige Leben des auf einen Irrweg gerathenen Pfleglings zu fördern, dessen sittliche Kraft zu beleben: also vermehrter Unterricht, religiös-sittliche Belehrung . . .

Die Constituirung des nunmehr behördlich genehmigten Vereines fand durch die Wahl der „Direction" statt: Graf Leo Thun wurde als „Vorsteher" anerkannt und ihm ein viergliedriger Ausschuß an die

Digitized by Google

Seite gegeben: Apotheker Karl Edler von Helly, Jur.-Dr. Karl Helminger junior, k. k. Provinzial-Strafhaus-Verwalter Johann Heyßl und Jur.-Dr. Aloys Kleinwächter. Unter den ersten „wirkenden" Mitgliedern finden wir nebst vielen andern die Doctoren sämmtlicher Rechte Karl Walther Aushilfs-Referenten bei der Kammer-Procuratur, Franz Brauner, Hutzelmann, und Worowka Auscultanten beim k. k. Landrecht; die Professoren Christoph Doppler und P. Franz Schneider an der technischen Lehranstalt, Joseph Wenzig an der ständischen Realschule; den Med.-Dr. Karl Lumbe, den Concipisten bei der k. k. Cameral-Gefällen-Verwaltung Joseph Tandler; unter den blos „beitragenden" die Grafen Franz Vater und Joseph Mathias Thun, den Stadthauptmann Hofrath Peter v. Muth, den Großhändler Leopold Edlen v. Lämel; unter den „wirkenden und beitragenden" Graf Franz Thun Sohn, Christian Frhr. v. Kotz und den Gutsbesitzer Johann Weitlof. Zugleich wurde von der constituirenden General-Versammlung beschlossen den Obristburggrafen Grafen Karl Chotek zu ersuchen daß er das Protectorat des neuen Vereines annehme, wozu sich derselbe bereitwilligst herbeifand.

Graf Leo hatte nun neben seinen Amtsgeschäften mit dem neuen Vereine hinreichend zu thun, so daß es ihm gewiß nur erwünscht kam, als sich um diese Zeit ein Anlaß ergab, seine Stelle als Consulent des wohlthätigen Damen-Vereines zurückzulegen. Es wurden nun an jedem Montag Vereinssitzungen gehalten und in der ersten Zeit namentlich Verbesserungen in der geschäftlichen Manipulation eingeführt.

Unter den in Obsorge des Vereins übernommenen Züchtlingen befanden sich, wie früher erwähnt, zwei Knaben, und dies mochte den ersten Anstoß geben, der sittlich verkommenen Jugend ein besonderes Augenmerk zuzuwenden. Vorläufig machte Thun Studien in dieser Richtung und wandte sich insbesondere nach Nürnberg, wo eine Erziehungsanstalt für verwahrloste Kinder bestand.

* * *

Am 13. Juli 1839 schritt der Conceptspraktikant des Prager Fiscalamts Leo Leopold Graf Thun beim k. k. Appellations- und Criminal-Obergerichte um Zulassung zur Prüfung aus dem Civiljustizfache ein und bestand dieselbe vor der hiefür bestimmten Commission [1]) am

[1]) Hofrath Dr. Ambros Ritter v. Kutscha und die Appellations-Räthe Alexander Thürmann und Dr. Anton Esch.

Digitized by Google

21. September mündlich, am 29. schriftlich in ausgezeichneter Weise. „So ist denn", schrieb er ganz glücklich an seine Mutter, „ein Riegel weggeschoben der mir den ferneren Weg im Geschäftsleben versperrte, ein Schritt hinter mir der seit langer Zeit das Ziel meines ernstlichen Strebens war. Jetzt muß ich mich entscheiden wo ich zunächst hin will!" Am 30. Z. 17446 wurde ihm vom Präsidenten Hermann Frhr. v. Heß und vom Secretär Franz Frhr. v. Karg das Richteramts-Decret mit dem Calcül erprobter „vorzüglicher Fähigkeiten" sowohl aus dem Criminal- wie aus dem Civiljustiz-Fache ausgestellt und damit die Befugnis zur Ausübung des Richteramtes „für deutsche und böhmische Ortschaften" zugesprochen.

Thun hatte während der nahezu vier Jahre, die er im öffentlichen Dienste sich verwendete, Amtsleben und Beamte nun schon hinreichend kennen gelernt, auch von mancher jener Seiten die gar nicht zu den vortheilhaften und empfehlenden gehören. Als im Sommer 1837 bei der böhmischen Kammer-Procuratur drei Stellen zu besetzen waren, gab es ein Intriguiren der erbärmlichsten Art, daß es, wie er sich darüber äußerte, „völlig grauslich ist. Es ist doch leider wahr, wo man die Nase in die Welt hineinsteckt, gibt es üble Gerüche". Gleichwohl stand bei ihm der Entschluß fest, sich dem öffentlichen Dienste zu widmen, und die Frage war für ihn nur: in welchem Geschäftszweige? Am 21. October richtete er hierüber ein Schreiben an den Appellations-Präsidenten v. Heß, der ihn ohne Zweifel für den Justizdienst gewinnen wollte; Thun erbat sich eine Frist zu reiflicher Überlegung eines Schrittes der für seine Zukunft von so großer Wichtigkeit war. Welche Beweggründe ihn nach dieser oder jener Seite hinzogen, lernen wir aus einem Schreiben an Tocqueville kennen das in diese Zeit fallen mag. Seine Neigung, bekennt er seinem Pariser Freunde, ziehe ihn zur Justiz, da ein politischer Posten unter einer Regierung, mit deren System er sich nicht befreunden könne, für ihn nichts lockendes, vielleicht sogar etwas bedenkliches habe; anderseits könne er nicht leugnen, daß die Verwaltung von viel größerer Bedeutung und Wichtigkeit sei; jedenfalls wünsche er noch ein Jahr bei der Justiz zu bleiben um sie gründlich und in allen Theilen ihrer Thätigkeit kennen zu lernen; er sei sehr bereit sich, da sein letztes Ziel dahin gehe so viel als möglich zu lernen, in anderen Provinzen verwenden zu lassen: „allein die Zeit meiner Hauptthätigkeit will ich Böhmen widmen, nicht blos weil das böhmische Volk dasjenige ist das ich als das meinige

Digitized by Google

liebe, sondern auch weil ich hier Verbindungen habe, wie ich sie nirgends anderswo finden könnte".

Um in der Angelegenheit seiner Berufswahl vollkommen sicher zu sein, beschloß er nach Wien zu gehen, und von hier aus war es, wo er einem Familienkreis näher trat, der für ihn tiefere und innigere Beziehungen gewinnen sollte, als dies mit irgend einem anderen seither gewesen war.

Karl Graf Clam-Martinic, dessen von patriotischem Hochsinn erfüllter Brief vom Jahre 1809 in der allseits gehobenen Stimmung jener Tage so freudiges Aufsehen erregt hatte, war schon 1812—1814 im Gefolge des Fürsten Schwarzenberg sowohl im Felde als zu diplomatischen Missionen verwendet worden und hatte damals, kaum zwanzigjährig, die Blicke österreichischer und auswärtiger Männer von Bedeutung auf sich gezogen. Mit großem Talent und einem ungewöhnlichen Gedächtnisse begabt, von ernster classischen Bildung, mit den Blüthen der deutschen wie französischen Literatur vertraut, aus denen er wie aus den alten Classikern mit Leichtigkeit zu citiren wußte, glühend für die Ehre und Größe der Monarchie, zwang er einer höher gestellten Persönlichkeit die Anerkennung ab: „Wenn mich nicht alles trügt, so wird dieser junge Mann einmal an der Spitze der Monarchie stehen!" Im Jahre 1821 Obrist des Küraſſier-Regiments Nr. 4 Kronprinz führte er die schöne und geistvolle Lady Selina Meade, eine der früher erwähnten Töchter Lord Guilford's, zum Altar, die mit ihm seine damalige Station St. Georgen nördlich von Presburg theilte. Es war ein interessantes und ungemein liebenswürdiges Paar, glücklich im Besitze von einander, hilfreich und wohlthätig gegen Arme, wohlwollend gegen jedermann; noch Jahrzehnte nachher lebte, wie man in der Familie durch Zufall erfuhr, der Name des „Obrist Clam" und seiner edlen Gemahlin in der freundlichen Erinnerung der Bewohner der Gegend fort. In einem Briefe Clam's an die Fürstin Lichnowsky, Tante seiner Frau, erwähnt er des Ehrgeizes der ihn früher beherrscht — „une qualité dominante dans mon caractère étant l'ambition" —; seit er Selina an seiner Seite habe, fühle er das wie abgestreift und sich nur voll des Glückes im Besitze dieses engelgleichen Wesens[1]). Doch wenn auch

[1]) „Je puis te dire en toute vérité, et c'est tellement vrai que je n'hèsite pas à le dire, que, depuis que je me sens bien pénétré du bonheur d'appartenir à Selina et que je connais bien ce caractère angélique, je suis devenu meilleur ou au moins mille fois plus craignant vis-à-vis de moi-même, et bien indifférent sur une quantité de choses au dehors qui m'occupaient et qui ne valent pas la peine qu'on en fasse une entrave pour son caractère et qu'on y perd son temps."

Digitized by Google

für seine Person nicht mehr hochstrebend, waren es sein Geist und sein Pflichteifer die ihn emporbrachten. 1830 wurde er als Generalmajor dem Hofkriegsrathe zugetheilt, aber auch zu auswärtigen Sendungen verwendet; die Wichtigkeit seiner wiederholten Abordnungen nach Berlin 1832/1833 verrathen die Depeschen Metternich's an ihn VI 223, 227, 402—404, 472—475. Nach dem Tode der Kaisers Franz wurde er, an Stelle des Obristen Christian Frhr. v. Appel, General-Adjutant des Kaisers Ferdinand und zugleich Chef der Militair-Section im Staatsrath und dadurch thatsächlicher Chef und Leiter des gesammten Militairwesens. Für sein schönes Wirken in dieser Stellung, vorzüglich was militairischen Geist und Officiersbildung betraf, hat der Verfasser von „Unsere Armee" (Wien Gerold 1850 S. 198 f.) ein beredtes Zeugnis abgelegt. Der Posten war aber noch in anderer Richtung von hoher Bedeutung. „Clam ist in diesem Augenblicke für mich ein Trost", heißt es im Tagebuch der Fürstin Melanie Metternich zum 19. November 1836, „er stützt Clemens mit einer Willenskraft und Rechtlichkeit wie sie selten vorkommen" (Nachlaß VI 124 vgl. 226, 232); und dann 1838 zum 25. October: „Ich bewundere diesen Mann, er besitzt außerordentliche Charakterstärke und thut das gute mit unermüdlichem Eifer". Im September 1839 während einer Krankheit Metternich's übernahm Clam bis zur Ankunft des Grafen Ficquelmont, der aus St. Petersburg berufen wurde, die Leitung der Staatskanzlei (VI 311), wie überhaupt viele in ihm den berufenen Nachfolger des Fürsten erblickten. Clam liebte Landbau und Jagd und war nie glücklicher, als wenn er nach so großer Anstrengung und bei einer mehr durch die „Kunst" der Ärzte als durch seine Natur verdorbenen Gesundheit sich eine Erholung im Kreise seiner Familie, welcher er der liebenswürdigste Gatte und liebevollste Vater war, und im Leben der freien Natur gönnen konnte; doch wie selten kam er dazu! Den größten Theil der Zeit, welche die Gräfin mit den Kindern auf Schloß Klam in Ober-Österreich oder auf Smečno in Böhmen zubrachte, blieb er bei seinen Geschäften in der Hauptstadt. Wohl besaß er in seiner Gattin eine unvergleichliche Stellvertreterin, die zielbewußt die Erziehung ihrer Kinder leitete: Carolina geboren 11. Juli 1822, Heinrich Jaroslav 15. Juni 1826, Maria 24. Juli 1827, Richard 12. März 1832. Im Umgang war sie ungemein anziehend, theilnahmsvoll und anregend, und von einer Würde, daß man den Eindruck hatte, man könne in ihrer Nähe nicht weilen ohne besser zu werden.

Digitized by Google

Die Tetschner Thun und die Clam-Martinic waren erst 1838 einander näher getreten, wo Thuns von Peruc auf kurzen Besuch nach Smečno kamen. Von da an besuchten Franz und Fritz die Clam'sche Familie öfter theils hier theils in Wien, Leo kam von Prag aus nach Smečno, und dann November 1839 von Wien aus nach Klam. Er hatte unter mancherlei Verhältnissen und Einflüßen, aber auch durch eine fast übertriebene Gewissenhaftigkeit, mit der er immer nur studieren, lernen und wirken wollte, im Grunde nicht sehr viel unbefangenen Lebensgenuß kennen gelernt. Im Clam'schen Familienkreise fand er neben dem Ernst und der Pflichttreue, welche die Eltern in all ihrem Thun und Handeln leiteten und welche sie ihren frühzeitig in bestem Sinne entwickelten Kindern einzuflößen wußten, Heiterkeit und Frohsinn, Interesse und Freude an allem möglichen in Welt und Haus, Politik und Lectüre; auch daß gute Musik gemacht wurde, trug nicht wenig dazu bei, Leo den Aufenthalt zu versüßen. Im Umgange waltete bei großer Disciplin Ungezwungenheit und freies Sich-aussprechen, eine Frische und Lebhaftigkeit, die jedermann wohlthuend anregen mußte. Es war an ihm, welcher der Familie für sein Alter ungewöhnlich ernst erschien, zu bemerken, wie er in dieser anziehenden Umgebung gleichsam aufthaute, über die andern und mit ihnen lachen und scherzen konnte, wobei die angeborene Liebenswürdigkeit seines Wesens zum Vorschein kam. Auch das ebenso pittoreske als heimliche alte Schloß, die Schönheit der umgebenden Natur entzückten ihn, der für derlei Eindrücke so empfänglich war, in hohem Grade. Doch immer waren es die Menschen um ihn die auf ihn am tiefsten wirkten, „die friedliche Stimmung und natürliche Heiterkeit guter vernünftiger Menschen, die Wahrhaftigkeit in jedem Wort und Gefühl, der ernste Sinn thätiger Menschenliebe und inniger Frömmigkeit". So jung die ältere Tochter, so ernst und bedeutend älter Leo war, brachte sie dieser Aufenthalt einander näher, und aus Andeutungen in Briefen an seine Mutter war es herauszufühlen, daß es ihm ahnte wie hier der Grund einer mit der Zeit reifer und für beide Theile entscheidend werdenden Neigung gelegt war. Einen moralisch mächtigen Eindruck machte auf ihn das Wesen der Schloßfrau. Der Umgang mit Selina, so schrieb er am 30. November nach Tetschen, gebe ihm fortwährenden Anlaß die wichtigsten Lebensfragen zu besprechen, der Umgang mit ihr sei ein wahrer Genuß: „Was ihr in meiner Meinung einen so hohen Werth gibt, ist das seltene Gleichgewicht zwischen tiefem Gefühl und ruhiger

Digitized by Google

Vernunft und die daraus entspringende Sicherheit ihres Benehmens und ihrer Ansichten, die man bei näherer Bekanntschaft oft in Kleinigkeiten eben so gut erkennt als in wichtigen Dingen".

In den ersten Decembertagen reiste Thun mit der Familie Clam nach Wien, wo er Gelegenheit fand, wie die Gräfin wünschte, auch „ihren Gebieter" näher kennen zu lernen. Es war zur selben Zeit Franz Liszt, dessen Auftreten eine ungeheure Anziehungskraft übte und auf unseren Freund mächtig wirkte. „Die Fertigkeit seiner Finger", schrieb er nach dem Concert vom 5. seiner Mutter, „(und wie mir scheint hauptsächlich seines Handgelenks, darin mag er vielleicht Chopin noch übertreffen) ist räthselhaft, und sein Vortrag, die Bedeutung die er jedem Ton auch bei den größten Schwierigkeiten zu geben weiß, das Herausheben einzelner Stimmen aus der Masse von Tönen, die er dem Instrumente entlockt, unübertrefflich. Seine Compositionen scheinen mir dagegen hinter den Chopin'schen weit zurückzustehen und sprechen mich nicht an."

Der eigentliche Zweck von Thun's Weilen in Wien war jedoch keineswegs Unterhaltung. Am 6. stellte er sich dem Grafen Kolovrat vor, der ihn sehr gütig aufnahm, seine Absicht sich für beide Geschäftszweige, den judiciellen wie den politischen, auszubilden durchaus billigte und ihm versprach ihn, nach einiger Dienstleistung beim Landrecht und Appellationsgericht, in ein Kreisamt zu versetzen. Am 9. December war er wieder in Prag, stellte sich dem Oberstburggrafen, der es lieber gesehen hätte wenn er gleich in den politischen Dienst treten wollte, und am 12. dem Landrechts-Präsidenten Friedrich Moriz Frhr. v. Wagemann vor, worauf er am 14. sein Majestäts-Gesuch „um allergnädigste Verleihung einer überzähligen Auscultantenstelle bei dem k. k. böhmischen Landrechte" einbrachte. Am 8. Januar 1840 erfolgte die genehmigende Allerhöchste Entschließung und am 15. legte er in voller Rathssitzung den Diensteid ab.

Das höchst schmeichelhafte Zeugnis das er von dem böhmischen Fiscalamt erhielt, drückte das Bedauern aus „diesen in jeder Beziehung ausgezeichneten Concepts-Practikanten aus seiner Dienstleistung treten zu sehen. Gleich von Beginn an", hieß es weiter, „bewährte Graf Thun eine seltene Liebe für den Staatsdienst, ausgezeichnete Geistesfähigkeiten, ausgebreitete Gesetzkenntnis, besonderen Scharfsinn und eine sehr schätzbare Geschäftsgewandtheit. Der Herr Graf verwendete sich nahe an drei Jahre im hierstelligen Dienste und zwar mit nicht zu ermüdendem Eifer. Sein

Digitized by Google

immer reges Streben nach vollkommener umfassenden Ausbildung in allen Zweigen der Gesetzgebung veranlaßte ihn, um die Verwendung in mehreren Bureaux anzusuchen, was auch erfolgte. In allen Geschäftsabtheilungen bewährte derselbe seine vorzüglichen Fähigkeiten und Kenntnisse immer mehr, so daß er dem Fiscalamte schon seit lange her eine der erwünschtesten Aushilfen war". Zum Schluße werden „seine vorzüglichen Eigenschaften verbunden mit dem rechtlichsten Sinne, einem würdevollen Benehmen und einer musterhaften Moralität" rühmend hervorgehoben.

Um eben diese Zeit traf die Wiener Familie die unser Freund so aufrichtig schätzen und verehren gelernt hatte, der härteste Schlag. Um den 20. December befiel den Grafen Clam eine mit Gichtleiden complicirte Entzündungskrankheit, die bei seinem schon geschwächten Organismus rasch einen sehr ernsten Charakter annahm; es wurde ihm viermal zur Ader gelassen, ohne daß eine Erleichterung eintreten wollte, so daß er am 25. begehrte mit den Sacramenten der Sterbenden versehen zu werden. „Das Leben des Grafen Clam schwebt in der größten Gefahr", schrieb Leo an seine Mutter, und berichtet dann von einer momentan aufsteigenden Hoffnung. Es war trügerischer Schein! Am 29. ein Viertel nach 6 Uhr abends hauchte Clam, „eine herrliche Persönlichkeit, in aller Mannes- und Geisteskraft, in der Blüthe seines Strebens" [1]) seine edle Seele aus. Leo drückte seiner Mutter in wenig Worten seine tiefe Ergriffenheit über eine Katastrophe aus, welche die ihm so werthen Menschen betroffen, das schönste Familienleben zerstört habe: „Die unglückliche Selina und ihre armen lieben Kinder!" Wie erschütternd die Nachricht auf das Haus Metternich wirkte, zeigt sich aus dem Tagebuche der Fürstin: „Mein armer Clemens weinte aus tiefstem Herzen und die Thränen sind seiner Gesundheit nachtheilig; deshalb bin ich seinetwegen nicht ohne Besorgnis". Über Selina, welche von der Fürstin Melanie am 30. besucht wurde, heißt es: „Ich fand sie von beneidenswerther Stärke, wie immer entschlossen und fest, über alles mit sich im reinen, doch höchst unglücklich, denn sie fühlt, wie glücklich sie war. Sie sagt, niemand sei es in höherem Grade gewesen als sie, und fügt sich mit religiöser Ergebung in den Willen der Vorsehung. Sie ist das starke Weib des Evangeliums" (VI 370). Am selben Tage trat die Kaiserin Mutter, die dem Ehepaar Clam überaus gnädig gesinnt war, bei der schwer geprüften Familie ein, fiel der ver-

[1]) St. Quentin Unsere Armee a. a. O.

Digitized by Google

witweten Gräfin weinend um den Hals und betete lang an der Leiche des treuen Dieners ihres kaiserlichen Hauses. Das Begräbnis fand am 31. in feierlichster Weise bei ungeheurem Andrang statt, sämmtliche Erzherzoge, 68 in Wien anwesende Generale, das Officiercorps der Garnison folgten dem Sarge. Es floßen ihm viele Thränen nach, er war ganz ungewöhnlich geliebt und verehrt! „Graf Clam-Martinic", schreibt Hübner in seinem Briefe über Metternich's letzte Lebenstage (VIII 625), „ein Mann von seltenen Geistesgaben und reich an Kenntnissen, energisch, charakterfest, einflußreich bei Hofe, noch in den besten Mannesjahren, war der Freund und Gesinnungsgenosse, der Vertraute und, für die Zukunft Österreichs, die Hoffnung des Fürsten". Für Clam's edle Selbstverleugnung spricht der Zug, daß er seinen Söhnen das Verbot hinterließ, irgend etwas was seine amtliche Stellung beträfe zu veröffentlichen. Jedoch aus den Memoiren Metternich's und aus dem Tagebuche der Fürstin haben wir, ohne daß er es hindern oder verbieten konnte, genug darüber erfahren.

* * *

Hiemit nehmen wir von Leo Thun's „Lehr- und Wanderjahren" Abschied. Ein tüchtiger strebsamer Mann lernt zwar bis an sein Lebensende nicht aus, und ein Mann von praktischem Beruf muß zeitweise seinen Aufenthalt wechseln, und das sollte auch bei ihm der Fall sein. Allein jenes lernen und dieses wandern ist doch von anderem Styl als das in der Vorbereitungszeit für werkthätiges Wirken, und letzteres allein hat uns in der vorstehenden Skizze beschäftigt.

Digitized by Google

Anhang.

I.

Aus einem längeren Briefe der Gräfin Thereſe an ihren Sohn Leo.

Karlsbad, 23. Juni 1829.

Geſtern bin ich über eine Stunde bey der armen Ex-Kaiſerin[1]) geweſen, die freilich nichts majeſtätiſches mehr an ſich hat! Ich bin ganz allein hingegangen, um nicht den Verdacht einer zudringlichen Neugierde zu erregen; anfangs war ich eine Viertelſtunde allein mit der Tochter die neulichſt bey uns war, dann holte ſie aber sa Maman, und es trat eine dürftige, magere, ſehr ſchwarze garſtige Geſtalt herein; die arme Frau ſieht ſehr gedrückt und beynahe ein bischen verrückt aus. Kurz darauf kam auch die älteſte Tochter — Athénais — herein; auch mager und garſtig! Da iſt die erſte häßliche eine Venus dagegen! Es war mir doch ganz kurios, allein unter den drey ſchwarzen Damen zu ſitzen. Die Unterredung mit den Töchtern geht ſehr leicht; ſie ſprechen gut und beſonders unſere ältere Bekannte ſehr geſcheit und beſtimmt über Alles. Die Mutter iſt ſehr höflich, ſpricht wenig, lacht öfters ohne Veranlaſſung ſehr ſonderbar, ſcheint wie die Töchter ganz außerordentlich fromm. Alle haben ihrer Unglücke erwähnt; als mich die eine Tochter nach dem Alter meiner Söhne frug, und ich antwortete: oh ils sont déjà bien grands, l'un a 20 ans — Ah mon Dieu, erwiederte die jüngere Tochter, mon frère aurait déjà 30 ans! Mais celui-la n'a pas péri dans mon pays, c'est Napoléon, ſetzte ſie mit einem bittern Lächeln hinzu, qui nous a fait le plaisir de l'empoisonner en France." Die Mutter hob dabey die Augen ganz traurig zum Himmel. Nur über Religion ſpricht dieſe etwas mehr. Die Töchter ſind in der ganzen Europäiſchen Politic ganz bewandert, die ganze Emanzipations-Geſchichte in England ſchien ihr Intereſſe ſehr zu erregen, ſie ſprachen viel — beſonders die jüngere — über Peel, Canning, kurz über Alles was unter den gebildetſten Menſchen berührt wird. Das Ungefähr will, daß ſie finden,

[1]) von Haïti; ohne Zweifel die Witwe Kaiſer Heinrich I. (Chriſtophe), der 1820 bei einem Volksaufſtande ums Leben kam.

Digitized by Google

ich gleiche sehr der besten Freundin der schwarzen Mama in England, und das mag sie vielleicht für mich etwas wohlwollender gestimmt haben. Sie haben mich aufgefordert meinen Besuch zu wiederholen; übrigens scheinen sie ungern Bekanntschaft zu machen, und zeigen einen gewissen Stolz; die am Brunnen entfernt mit vieler Würde alle Neugierigen die mit ihr eine Unterredung anknüpfen wollen. Sie ist heute eine Viertelstunde mit mir, Luise und den Schwestern gegangen, so wie aber andere zu uns stießen, entfernte sie sich kalt und höflich. Ich nehme mich sehr in Acht um nicht zudringlich zu scheinen. Übrigens scheint die Mutter nur durch ihr Unglück interessant, sonst höchst gemein.

II.

Ebenso Prag 7. October 1830.

Von den neuen politischen Ereignissen in Dresden werdet Ihr natürlich mehr wissen als wir; was wir gehört haben ist folgendes: Pater Hauke hat Dresden am Dienstag verlassen, und Pater Schneider gebeten ihm womöglich hier ein Amt zu verschaffen. Am Montag ging der Spektakel wieder los, und man schwur dem Bischof und dem Pater Kuniz den Tod; er sagt der Bischof würde ihm ohne Zweifel schon nach Böhmen gefolgt seyn. Es soll sich das Volk mit der Communalgarde geschlagen haben, und letztere viel Verwundete und auch Todte haben.

Hier spektakelt nicht das Volk, aber die Regierung. Auf Feuerpiquet sind statt 50 Mann 100 Husaren. Die Canonen auf den Hauptwachen sind geputzt worden, und auf jede Wache die nöthige Artillerie-Bemannung mit 12 scharfen Patronen geschickt worden. Es heißt man habe die Canonen schon geladen. Die geheime Polizey hat man um 60 Mann vermehrt, und diese will denn auch Aufforderungen gefunden haben, auch eine Anzeige, daß der Stern in die Luft gesprengt würde; sogleich soll die Wache verdoppelt worden seyn. Dieses Mißtrauen verdrießt, und man schimpft allgemein darüber. Daß die Accise einiger Artikel aufgehoben wurde, ist nicht wahr, doch erzählt Hübner, daß die Milchweiber weniger zahlen; auch soll man weniger streng seyn; so brachte Hübner 20 Seidl Mehl mit, die man ihm ganz frey durchließ, obschon er sie angab; uns frug gar niemand. Der Anlaß dazu soll folgende bestimmt wahre Geschichte seyn: Den Pferden einer Victualien-Fuhre des Fürsten Windischgrätz fiel der Accisebeamte so heftig in die Zügel, daß er sie in den Chausseegraben drückte; darüber entstand Lärm und es sammelten sich viel Leute um den groben Beamten. Der Kreuzherrengeneral fuhr vorbey, erkundigte sich nach dem Anlaß und beruhigte das Volk, indem er dem Schreiber versprach die Sache sogleich

Digitized by Google

dem Grafen Chotek zu berichten, der auch augenblicklich die Weisung an die Thore schickte, man solle mit möglichster Höflichkeit jedermann begegnen.

Noch eine Anekdote: auf dem Roßmarkt versuchte man 4 Militärpackpferde; 3 trugen geduldig, das 4te warf den Plunder von sich; da rief ein dabeystehender aus: Hle! tu gsau tři Čechové a geden Francaus. „Siehe! da sind 3 Böhmen und 1 Franzose." Was weiß einer der in Prag böhmisch spricht von Franzosen?

III.

Aus Leo's Tagebuch.

Merzbach 1833, 12. September.

Noël's phrenologisches Urtheil über mich:

„Viel Untersuchungs-, Erforschungstrieb, Sinn für Wissenschaft, insbesondere Mathematik (mehr Geometrie als Algebra) und Metaphysik, Philologie, jedoch keine besonders ausgesprochene Neigung zu einer Wissenschaft vor allen andern. Im Streite eigensinniges Verharren auf meiner Meinung. Wohlwollen für die Menschen, Wunsch ihnen wohl zu thun und wohl zu gefallen, aber doch Zurückhaltung gegen Alle, die ich nicht selbst kenne oder für die ich durch ein Urtheil von Andern nicht gewonnen bin; dieser beiden Bestandtheile wegen eine Abneigung gegen ganz fremde Gesellschaft. Ich habe nicht Ehrgeiz in einem Grade, daß er allein mich zu Streben bewegen könnte. Durch Aufregung, Ärger könnte ich leicht zu übertriebenen Handlungen verleitet werden, wenn ich mir nicht erst Zeit lasse auszukühlen, und wenn ich es noch nicht bemerkt habe, so müßte mir die Gelegenheit gefehlt haben; dagegen wäre ich leicht zu versöhnen. Gerechtigkeitsliebe, Treue in Freundschaft, religiöses Gefühl. Wenig Poesie, viel Liebe für Musik, ohne aber selbst darin viel zu leisten. Sinn für Ordnung im Großen, in Geschäften, ohne zierlicher Anordnung im Kleinen. Liebe zu Kindern".

Die Beurtheilung ist im Ganzen gewiß treffend, wenn ich sie auch in manchen Einzelnheiten nicht ganz entsprechend finde, und erstaunlich ist es, wie selbst Kleinigkeiten (z. B. Musik) ganz genau übereinstimmen.

IV.

Aus einem Briefe des Grafen Leo an seine Mutter.

London, 21. April 1834.

Da auch in Brighton ohne Zweifel viel von der Procession der Tradesunionisten gesprochen und von Manchen viel darin gefürchtet worden ist, so eile ich Dich, im Falle Du an der Furcht vor einer Revolution Theil

Digitized by Google

genommen haſt, zu beruhigen und zugleich Euch ſo viel ich kann von dem merkwürdigen Ereigniſſe zu berichten. In einem der Sonntagsblätter (Observer) hatte ich die ganz ausführliche Order der Hauptcomittee der Union für die ſchon vorgeſtern angeſagte Verſammlung und Proceſſion geleſen; doch wußte noch niemand ob die Regierung ſie geſtatten würde. Untertags wurden nun Proklamationen angeſchlagen in denen es widerrathen wurde an dieſer highly objectionable and dangerous Zuſammenkunft theilzunehmen ꝛc. die Möglichkeit einer Unordnung durch Zuſeher zu vermehren, doch wurde eine von ich glaube Woolich hergeholte Batterie Kanonen durch den Hydepark in die Stadt gefahren und auch mehrere Kavallerie-Detachements einberufen. Wir machten mit den Scotts[1]) aus, heute früh zum Verſammlungsort zu reiten, und nachdem wir bei ihnen gefrühſtückt hatten, ritten wir aus in zwei Abtheilungen. Um 10 Uhr war ich mit Henry und Fritz auf dem Rendezvous Copenhagenfields, rechts hinter Regents Park, ſchon über die Gränzen der gewöhnlichen Pläne hinaus; eine ungeheure Menſchenmaſſe, der Zug hatte ſchon eine halbe Stunde früher begonnen. 5 Mann hoch, alle vorſchriftsmäßig mit dem rothen Bande im Knopfloch, marſchirten ſie ſehr ordentlich aus, etwa 200 in einer Minute, ſo ging es fort bis halb 11 Uhr, welche Rechnung auf 24.000 Mann rathen läßt. Die Petition, die wir in Russelsquare hatten vorbeigehen ſehn, wurde auf einer hohen blauen Bahre vorangetragen, eine gewaltige Rolle, um ſie herum eine große Maſſe Zuſeher, die gewiß in den Hauptſtraßen ſich noch vermehrt haben. So ging der Zug nach Oxfordstreet, Regentstr. u. ſ. w. nach Whitehall zu Lord Melbourne's Haus; dort kamen wir, da wir noch einmal zum Verſammlungsplatze zurückgeritten waren, erſt von St. James Park aus an, nachdem ſchon die Petition überreicht worden war und der Zug über die Westminsterbridge nach dem Platze vor Bethlen Hospital ſich fortſetzte, wo die Antwort abgewartet werden ſollte. Von dort habe ich noch nichts gehört. Der Zug ging trotz der dadurch verurſachten Hemmung der Paſſage in Oxfordstreet und Picadilly ganz ordentlich und ohne Unruhe zu verurſachen vor ſich. Starke Polizei-Abtheilungen waren auf Plätzen in der Nähe des Weges z. B. Cavendish sq., St. James sq. aufgeſtellt, aber nirgend mit dem Volke in Berührung gebracht, auch nicht am Rendezvous trotz Allem was von dort aufgeſtellter Artillerie in der Stadt erzählt wird. Lord Melbourne ſoll die Überbringer haben empfangen wollen, doch natürlich will das Miniſterium auf dieſelbe keine weitere Rückſicht nehmen. Für heute iſt denn alſo jeder Schein von Gefahr vorüber, aber eine traurige Erſcheinung iſt es doch, eine

[1]) Mit der ſehr zahlreichen Sippſchaft der Scott waren die Tetſchner Thun durch Brühl's verwandt; der Chef des Hauſes Lord Polworth mit ſeiner liebenswürdigen Gemahlin, und andere Scott's waren gern geſehene Gäſte in Tetſchen ꝛc.

Digitized by Google

solche Menge gemeine Menschen an einem solchen Unsinn theilnehmen zu sehen, überhaupt diesen Bund der Armen zu erblicken, dessen ausgesprochener Zweck es ist von den Reicheren Veränderung ihrer Lage zu erzwecken, und die von O'Conell und solchen . . . . . [1]) mehr so aufgehetzt werden, wie die in den letzten Samstagsblättern enthaltenen bei einem Tradesunionsmeeting vorgebrachten schändlichen Reden zeigen, und die heutige Ordnung macht die Sache noch mehr bedenklich, indem sie nur zeigt, wie dieser Körper ziemlich gut disciplinirt ist.

V.

Aus Briefen des Grafen Leo an seine Schwester Gräfin Juza.

Paris, 26. December Freitag 1834.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Demuth vor Gott können wir nie übertreiben, die Demuth, die uns seine Heiligkeit und Größe fühlen läßt und unsern eigenen Willen beugt, uns ganz dem seinigen zu unterwerfen; aber Demuth im Vergleiche zwischen uns und der Welt, die, glaube ich, können wir übertreiben, und wir thun es dann, wenn wir die uns von Gott verliehenen Kräfte so verkennen und verleugnen, daß wir sie nicht benützen, wie wir könnten, daß wir unsere Talente begraben, weil wir glauben, nichts damit ausrichten zu können; das ist Undankbarkeit gegen Gott, Feigheit in Rücksicht auf unsere Bestimmung. Jedem Menschen ist so viel gegeben, daß er als ein freies selbständiges Wesen nach der Leitung seiner eigenen Vernunft etwas Gutes in der Welt wirken kann; sich ein Ziel zu stecken, halte ich für die Pflicht eines jeden, und Du weißt, ich mache keinen Unterschied zwischen Mann und Frau. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Was Du über das Unvermögen sich auszusprechen sagst, verstehe ich vollkommen; auch ich kenne es, dieses peinigende Gefühl, das uns den Mund verschließt, wo das Herz am vollsten ist; doch scheint es mir zu weichen, wenn einmal die Bahn gebrochen ist; wenn der, dem die Gabe der Sprache fehlt, auch nie alles sagen kann, was er fühlt, so kann er es doch auf andere Art zeigen und, wo es sich nicht um unmittelbaren Ausdruck des Gefühles handelt, mit der Freiheit und Offenheit reden, die ihn, der spricht, und den, der es hört, die ganze Seligkeit der Freundschaft empfinden läßt.

[1]) Ein Ausdruck ist hier weggelassen, der nur beweist, in welchem Grade die Leidenschaft John Bull's, in dessen stock-englischen Kreisen die Brüder Thun sich ausschließlich bewegten, gegen den irischen Repealer aufgeregt war.

Digitized by Google

Paris am 24. Januar 1835.

Wenn Dir das Wort „Freundschaft“ zwischen Geschwistern ein Schritt zurück statt vorwärts scheint, so will ich es gerne vermeiden; ich streite nicht um Worte, und in der Sache glaube ich nicht, daß wir weit auseinander sind. Ich fühle so innig wie Du die vielen theuren Vorzüge, welche das Verhältniß zwischen Geschwistern vor jedem andern voraus hat; nur habe ich leider schon oft genug gesehen, daß nicht immer Geschwister sich auch schon Freunde sein müßen. . . Das Verhältniß zwischen Geschwistern wird erst recht glücklich durch die Überzeugung, daß wir den Menschen, den Gott an unsere Seite gestellt hat, wenn er ein Fremder wäre, aus Tausenden zu unserm Freunde ausgesucht hätten.

Paris am 30. März 1835. (Zu ihrem Namenstage.)

Alles, was mein Herz von dem himmlischen Vater für Dich erfleht, möchte ich in zwei Sätzen zusammenfassen: Gott gebe, daß Du von Jahr zu Jahr glücklicher werdest und von Jahr zu Jahr mehr Glück um Dich her verbreitest! Das wünsche ich Dir, und ich bin überzeugt, daß mein Wunsch in Erfüllung treten wird. Am ungestörtesten ist unser Glück, solang wir Kinder sind, wenn nämlich, wie uns, der Himmel die größte aller irdischen Wohlthaten gute Eltern geschenkt hat. Welch Ungewitter auch die Welt durchtoben und der Menschen Herzen zersplittern mag, es trifft nicht die Brust des Kindes, denn seine Welt ist das väterliche Haus. Mit jedem Jahre, das an uns vorübereilt, nimmt diese kindische Sorglosigkeit ab, öffnet sich ein neues Thor, durch welches die wechselnden Ereignisse der Welt einen Weg zu unserm Herzen finden, bis wir uns am Ende mitten in dem rastlosen Treiben und Drängen des großen Haufens erblicken; und wenn wir auch nicht selbst darin, wie es bei Frauen meistens der Fall ist, einzugreifen gezwungen sind, können doch nicht die kalten Hände abgewehrt werden, die von allen Seiten unmittelbar oder mittelbar an uns stoßen und reißen und die Ruhe des friedlichsten Herzens stören. Dennoch, denke ich, steht es immer bei uns, von Jahr zu Jahr glücklicher zu werden. Das wahre Glück hängt nur von dem Zustande unserer Seele ab; je mehr sich diese nach allen Richtungen hin entwickelt und ausbildet, desto glücklicher fühlen wir uns; und wenn auch der höchste Grad dieses Glückes nicht auf Erden erreichbar ist, so können wir uns ihm doch von Jahr zu Jahr nähern, und jeder Fortschritt derart in moralischer und geistiger Entwicklung scheint mir einen Grad

Digitized by Google

von inniger Seligkeit zu enthalten, der dem Kinde gänzlich fehlt und reichlich für die bewußtlose Ruhe früherer Jahre entschuldigt. So gilt es bei uns, von dem Glücke eines friedlichen Traumes zu dem der seligen Geister vorwärts zu schreiten.

VI.

Gedicht des Grafen Franz nach der Rückkehr von der großen Reise.

Weihnacht 1835.

Seyd mir gegrüßt ihr Tage stiller Wonne,
Für die des heißen Dankes Zähre fließt!
Seyd unter meines Vaterlandes Sonne,
Der langentbehrten, doppelt mir gegrüßt!
Lang ist's, daß in der Ahnen hehren Hallen
Der frommen Feier ich mich nicht erfreut,
Daß ich mit wißbegierigem Gefallen
Gesuchet, was die Fremde wohl uns beut.
Weit zog ich hin durch Deutschlands Reben-Gauen,
Die rasch der Rhein, der Alpensohn, durchfließt;
Durch Belgien, wo aus ährenreichen Auen
Manch altes Weichbild ernst den Wanderer grüßt.
Und auf des Britten Wunderbau, dem Schiffe,
Das kühn der Elemente zwei besiegt,
Hin braust' ich nach dem weißen Felsenriffe,
Das drüben, seines Landes Bollwerk, liegt;
Des schönen Land's, das, einst der Freiheit Wiege,
Die Freiheit auf des Glückes Gipfel führt,
Wo unbefleckt von fremder Heere Siege
Ein großes Volk sich glänzend selbst regiert!
Wo ohne Rast den forschenden Gedanken
Das Wort, das uns zu Menschen macht, erregt;
Wo unbelauscht und frei von Geistesschranken
Mittheilung sich, die göttliche, bewegt!
Erfind'risch haucht geheimnißvolles Leben
Des Menschen Geist dem todten Stoff dort ein;
Getrennter Elemente Kräfte sterben
Nach Regeln im erzwungenen Verein.
Und üb'rall sieht man regen Fortschritts Spuren,
Entfernung schwindet, doppelt wird die Zeit,
Und freundlich winkt aus üppig reichen Fluren
Des Wohlstands Zierde, bied're Gastlichkeit! —
Und hin nach Schottland's Hügeln mußt' ich wallen,
Wo man der grauen Vorzeit Schauer fühlt;
Wo Ossian's Geisterweisen wiederhallen,
Der Barde Scott die Harfe jüngst gespielt.

Digitized by Google

Und dann durchzog ich Galliens Gefilde,
Das ärmlich, kahl und rauh mir schien
Nach seines Nachbars Fruchtbarkeit und Milde,
Und sah Paris, des Landes Königin;
Die meist nur an der Mode dünnem Faden
Europen zierlich gängelnd nach sich führt;
Doch einst, gethront auf Leichen Miriaden,
Die Welt mit Feuer und mit Schwert regiert;
Das noch in zweifelhaften Mutterleiden
Dem nie verlöschenden Vulkane gleicht,
Doch stets dem unbesorgten Sohn' der Freuden
Zum Sinnenrausch die volle Schale reicht!

Da faßte im Gewühl mich tiefes Bangen
Der Einsamkeit; es zog mich mächtig hin
Des regen Herzens unbefriedigtes Verlangen,
Mit Euch ihr leichten Schwalben fortzuziehen!
Und bald umweh'n mich milde Frühlingslüfte,
Die Gold-Orange glänzt durch's dunkle Laub;
Kein Wölkchen trübt die heitern blauen Lüfte,
Um Palme und Olive rankt die Traub',
Und sanft bespülen klare Meereswellen
Die Ufer, die noch nie das Eis bedrängt,
Der Hügel Fuß, die sanft zu Bergen schwellen,
An denen, Nestern gleich, manch Dörflein hängt!
Und aus Cypressenhainen und Reben-Auen
Ersteigt, der Zeiten Wunder, der Vesuv,
Den, lieblich bald, bald fürchterlich zu schauen,
Des Schöpfers Macht ihr großes Zeichen schuf!
O schönes Land der Größe früh'rer Tage,
Der Poesie, der Kunst! Ja, wer vergißt
Im süßen Traum, o Volk, nicht gern der Klage,
Daß, was du warst, du längst schon nicht mehr bist!
Denn manches Denkmal alter, größ'rer Zeiten,
Das früher Völker Riesenkraft sich schuf,
Schlägt wehmuthvoll an der Erinnerung Saiten,
Und tief im Busen hallet nach der Ruf!
Doch freundlich dort in's kalte Leben strahlet
Die Kunst, das Götterkind, und wärmt das Herz,
Erhebt, wenn Raphael die Andacht malet,
Die sünd'ge Brust und lindert jeden Schmerz! —

Und endlich eil' ich auf der Sehnsucht Flügeln
Dem Vaterland, dem bergumkränzten, zu;
Erblick' entzückungsvoll auf seinen Hügeln
Das königliche Prag in hehrer Ruh'!
Und freundlich bald auf hohem Felsenrücken,
Der schroff am schönen Strand der Elbe steht,

Digitized by Google

Erſcheint der Ahnen Burg den feuchten Blicken,
Wie aus den Bergen ſich der Wanderer dreht!
Und ihr umfangt mich wieder, theure Halle,
An die ſich früher Zeit Erinnerung knüpft!
Ihr, die ihr hörtet meiner Kindheit Lallen,
Die wir drei frohe Knaben oft durchhüpft;
Und denkend ſchau ich aus dem Fenſter wieder,
Aus dem der Jüngling ahnend oft geblickt;
Und ſchau in's fruchtbar-weite Thal hernieder,
Deſſ' Schönheit mehr gekannt uns mehr entzückt!
Noch winden lieblich ſich des Stromes Wellen
Durch Felſen bald, bald Auen, üppig ſchön,
Und aus der Bäume reichen Flächen ſchwellen
In Wechſelformen waldgekrönte Höh'n.

Da kehren auch die heil'gen Tage wieder,
Die Eltern Euch der Kinder Liebe weiht!
Des Dankes Zähren träufeln wieder nieder
Und Alles iſt, wie einſt zur Kinderzeit!

Wie? Alles? — Nein! Im Wechſellauf der Zeiten
Kehrt Tag um Tag und Jahr um Jahr zurück;
Es beut noch das, an dem wir ſonſt uns freuten,
Natur, die ewig junge, unſerm Blick;
Doch was uns Menſchen ruht im Zeitenſchooße
Iſt ſteter Wechſel nur von Schmerz und Luſt;
Bald fallen heit're, bald nur trübe Looſe
Und ſteten Wechſel zeugt die eig'ne Bruſt!
Denn was der Jüngling ſchwärmend warm empfunden,
Der Mann, er fühlt's oft anders, kalt und klar.
Auch meiner Bruſt iſt mancher Traum entſchwunden,
Manch' Hoffen, das dem Herzen theuer war!

Und mächtig dröhnte der Entſcheidung Stunde,
Die Jugendträume trennt und Wirklichkeit,
Und fort aus ſeiner Brüder treuem Bunde
Den dritten rief der ernſte Ruf der Zeit!
Und liebend folgen ihm der Seinen Blicke,
Und ſehen, wie er in die Fremde tritt,
Der innern Kraft vertraut und dem Geſchicke
Entgegenkämpft mit Muth und feſtem Schritt!
Ja, Deinem feſten Sinne wird gelingen,
Wornach das Herz voll edlen Willens ſtrebt;
Manch' volkbeglückend Werk wirſt du vollbringen,
Das dauernd unſ're Zeiten überlebt!

Mir ward ein ſtiller', enger' Loos beſchieden
Hier, wo mein Herz, mein Wollen jeder kennt;
Manch' böſe Klippe bleibt mir leicht vermieden,
Wo klar ſich das, was recht, vom Unrecht trennt.

Digitized by Google

In Voraus hat die Herzen mir gewonnen
Geliebter Eltern That und frommes Wort,
Und wo des Vaters edler Sinn begonnen,
Da schreit' ich unter seiner Leitung fort!

So trennten sich für uns des Lebens Wege,
Die glücklich lange wir vereint gewallt!
Denn wird Beruf im tiefen Busen rege,
Dann reißt der Jugendbande fester Halt!
Und so begrüßen wir getrennt die Tage,
Die stets zu froher Feier uns vereint!
Es mischt zur Freude sich manch' stille Klage
Und leise wird dem Fernen nachgeweint!

Doch Nein! Sie rissen nicht, die zarten Bande,
Die fest um uns Natur und Liebe schlang;
Und, wie die Sehnsucht nach der Heimath Strande,
Gehört den Seinen jedes Herzens Drang!
Denn weithin schweifen wandernd die Gedanken
Und knüpfen Welt an Welt, und Zeit an Zeit;
Den Herzen schwinden der Entfernung Schranken,
Getrennt auch schlagen sie in Einigkeit.
In eins sind wir in jedem Wunsch und Triebe,
Wenn auch der Pflichten Ruf uns weit zerstreut.
Und froh in Dankbarkeit und Kindesliebe
Vereinen doppelt sich die Herzen heut;
Und fromme Wünsche steigen liebend wieder
Aus jeder vollen Brust empor.
Und freudig schallen unseres Dankes Lieder,
Geliebte Eltern, in der Andacht Chor,
Und jede Brust in der Geschwister Bunde
Für Euch um Gottes Segen brünstig fleht;
Und schwach nur hallt aus ungeübtem Munde,
Was fest und warm in jedem Busen steht.

VII.

† Graf Karl Clam-Martinic hat mittelst Codicill zu seinem Testamente dto. 26. April 1837 ein von seinem Universalerben binnen zehn Jahren anszuzahlendes Legat von 10.000 fl. Conv.-M. zur Errichtung einer Stiftung gewidmet, deren Erträgnis seinerzeit zur Unterstützung von „im Laufe des Jahres durch Feuersbrunst, Viehfall oder Überschwemmung verunglückten Erbunterthanen" dienen solle. Bezüglich der Verwaltung dieser Stiftung, sowie der Art und Weise der Vertheilung der Unterstützungen wurden genaue Bestimmungen getroffen, u. a. ausgesprochen, daß am 15. Jahrestage des Todes des Stifters die Publication des Codicilles und die Verrechnung des Vermögensstandes der Stiftung erfolgen, und hiebei alle

Digitized by Google

„Richter" der Herrschaften Smečno und Schlan und „von jedem Dorfe zwei aus der Gemeinde gewählte Bauern" gegenwärtig sein sollten. „Wenn dies vorbei ist, so wünsche ich, daß alles auf den Kirchhof zu der Gruft-Capelle, wo ich begraben sein werde, gehe, damit alldort eine stille Messe für mich gelesen werde und die Unterthanen sich im geneigten Gebete eines Herrn erinnern mögen, der es immer gut mit ihnen gemeint hat und hofft, daß auch sie seinen Erben oder Nachkommen stets treu und anhänglich sein werden." Ferner wurde bestimmt, daß eine Commission (deren Zusammensetzung genau vorgeschrieben war) nach gewissenhafter Abwägung der relativen Nothlage und aller andern Rücksichten, die Betheilung der Verunglückten in Antrag zu bringen und, wenn dieser Antrag vom jeweiligen Besitznachfolger genehmigt würde, die Auszahlung der Hilfsbeträge öffentlich und zwar alljährlich am Sterbetage des Stifters zu erfolgen habe.

Nachdem das Vermögen der Stiftung mit Ende des Jahres 1859 die Höhe von circa 22.000 fl. erreicht hatte, fand am 29. Januar 1860, als dem 20. Jahrestage vom Tode des Stifters die erste Vertheilung von Unterstützungen statt, und erfolgt dies seither alljährlich an dem genannten Tage. Sowohl in Bezug auf die zu Betheilenden als auf die Art und Weise der Vertheilung sind bestimmte Normen in Übung, welche, soweit dies möglich ist, den ursprünglichen Verfügungen vollkommen entsprechen, oder — wo die veränderten Zeitverhältnisse eine buchstäbliche Erfüllung nicht mehr möglich erscheinen lassen — doch den Intentionen des Stifters gerecht zu werden suchen. Die Unterstützungen aus dem mittlerweile auf circa 25.000 fl. angewachsenen Stiftungsfonde werden im Betrage von 12- bis 1300 fl. Besitznachfolgern ehemaliger Unterthanen, also Grundbesitzern der zu den alten Dominien Smečno und Schlan gehörigen Gemeinden verliehen, welche im Laufe des letzten Jahres durch Feuersbrunst, Viehfall oder Überschwemmung Schaden erlitten haben. Die Prüfung der eingelaufenen Gesuche erfolgt durch eine Commission, welche bezüglich der zu betheilenden Personen und der Höhe der zu gewährenden Unterstützungen den Antrag stellt. In diese Commission werden auch Vertrauensmänner aus den Gemeinden berufen. Die Vertheilung erfolgt öffentlich, d. h. in einer Versammlung, zu welcher nebst den zu Betheilenden sämmtliche Gemeindevorsteher eingeladen werden, welche sich auch stets nahezu vollzählig einzufinden pflegen. In dieser Versammlung wird auch die jeweilige Jahresrechnung vorgelegt.

Nach beendeter Vertheilung wird eine hl. Messe für das Seelenheil des Stifters in der Gruft-Capelle oder — wenn die Witterung dies nicht zuläßt — in der Schloß-Capelle gelesen.

Digitized by Google

Der unsterbliche Günstling

des Königs Philipp IV. von Spanien.

Von **Eugène Obermayer.**

Im Gespräch kommt es häufig genug vor, daß man die Gedanken seines Partners, ehe er sie noch ausgesprochen, ihm gleichsam aus dem Mund nimmt; das geschieht seltener um dieselben auszudrücken oder gar zu ergänzen, meistens um ihnen zuvorzukommen, sie zu widerlegen. Indem ich nun zur Feder greife, ist es mir, als unterredete ich mich mit den Freunden des Oesterreichischen Jahrbuches; da kann ich es mir schlechterdings nicht verwehren, ihnen, bei aller Achtung vor ihren geschichtlichen Kenntnissen, in vorhinein zu erklären, daß mein Held keineswegs Olivarez heißt, jedoch einen ungleich höheren Anspruch hat als Philipp IV. unsterblicher Günstling gefeiert zu werden.

I.

Don Gaspar Guzman Graf von Olivarez, Herzog von San Lucar, so nennt sich der Mann welchem der vorletzte Habsburger auf dem spanischen Thron die volle Verantwortung aller politischen Acte seiner Regierung überließ. Weder eine in langjährigem Staatsdienst erprobte Thätigkeit, noch eine altadelige Geburt ließen voraussehen, daß er die leitende Stellung einnehmen würde. Als Sohn des Alcaiden des Alcazars von Sevilla (Schloß-Hauptmann) hatte er, ein empfänglicher Dilettant, seine Jugend in der anregenden Gesellschaft von Künstlern und Schriftstellern verbracht; sein gräflicher Stammbaum aber beginnt, wie uns die Aufschrift eines Porträts von P. Pourbus d. j. im Belvedere nachweist, erst mit seinem Großvater, einem der Generale Kaiser

Digitized by Google

Karl V. Die überraschende Erhebung des nachmaligen Conte-Duque erklärt sich einfach durch den Umstand, daß er, noch bevor Philipp IV. den Thron bestiegen, dessen Dienstkämmerer war. Der achtzehnjährige König, an ihn gewöhnt, ernannte ihn schon im ersten Jahre seiner Regierung (1621) zum Premier-Minister. Als solcher blieb er durch volle 22 Jahre allmächtig.

Eine übermenschliche Last ruhte auf den Schultern des Vierunddreißigjährigen. Spanien, damals noch für ganz Europa tonangebend in Sprache, Literatur und Mode, sollte fortfahren sich als erste politische und militärische Macht zu behaupten. Olivarez übersah, daß die einfache Behauptung des ungeheuren Länderbesitzes der Krone in Europa, Afrika und Amerika eine kostspielige Militärmacht erheischte; er vergaß, daß der Staatsschatz schon beim Tode Philipp III. nahezu erschöpft war. Und nun sollte dieser Neuling im Staatswesen das rollende Rad der Finanznoth aufhalten und zugleich Mittel finden, den König seinen Rang sorglos genießen zu lassen, — Philipp IV., diesen leidenschaftlichen Jäger, diesen glühenden Kunstfreund, den der venetianische Gesandte Basadonna in einem seiner scharfsinnigen Berichte mit den folgenden Worten treffend schildert: „Im Uhrwerk seiner Regierung versieht er bloß den Dienst des Stundenzeigers, der selbst ohne jede eigene Bewegung durch die Räder der Minister besorgt wird."

Für innere noch so nothwendige Reformen, Zugeständnisse an die allgemeine Meinung fehlte es Olivarez an Verständnis; er glaubte der Krone nur durch ruhmreiche Kriege wieder zu ihrem unvergleichlichen Glanze zu verhelfen. Und er führte deren in Deutschland, Niederlanden und Frankreich, doch sie alle schlossen nur mit demüthigenden Frieden, zehrten das Mark des Landes auf, veranlaßten ihn zum stärksten, unerträglichen Steuerdruck, der schließlich einen zehnjährigen Bürgerkrieg in Catalonien, Aufstände in Andalusien und Neapel, die Losreißung Portugals zur Folge hatte und endlich 1643 seinen jähen Sturz herbeiführte.

Seine Miserfolge gestatten demnach nicht Olivarez in der Reihe der großen Staatsmänner aufzuführen, doch hebt die unparteiische Geschichte zu seinen Ehren hervor, daß er sich stets reine Hände bewahrte. Mit ungleich größerer Wärme treten hingegen die Kunsthistoriker zu Ehren des Herzogs von San Lucar ein. Sie heben hervor, er sei es gewesen, der durch seine zahlreichen Verbindungen mit den ansehnlichsten Sevillanern, von dem ungewöhnlichen Talent des jungen Don Diego

Digitized by Google

unterrichtet, ihn dem Könige, dessen glühende Kunstliebe durch einen geringeren Maler nicht befriedigt worden wäre, wärmstens empfohlen habe; sie rechnen jede einzelne Auszeichnung des Malers dem Herzog zum Verdienst an, kurz sie feiern Olivarez als den Mann dem schließlich der Ruhm gebührte, beide, den König wie den Künstler, in den Augen der Nachwelt erhoben und verherrlicht zu haben. Dem sei wie ihm wolle: nur ein Genie ersten Ranges hätte die von ihm vorgefundenen Schwierigkeiten bewältigen können. Wir können hier nicht auf die zahllosen Anzeichen des immer drohenderen Verfalls der spanischen Monarchie eingehen; das Streiflicht einer einzigen Stelle aus dem X. Bande der „Annalium Ferdinandeorum" unseres gewiß loyal gesinnten Franz Chr. Khevenhiller beleuchtet scharf genug die damalige Lage. Er berichtet zu dem J. 1625: „Der König erkennt schon das Traurige seiner Lage, beräth sich darüber mit Olivarez. Er hat betrübt geantwortet, daß alle menschliche Mittel allhier verlohren wären, dahero man allein zu Gott um Hülfe ruffen und alle Extreme ergreiffen müßte. Darauf der König vermeldet: Ich will alles und was vonnöthen und das Leben für Gottes Ehre, seine Religion und mein Land und Leuthe aufffetzen und alsdann den walten lassen, so am Stamme des Heiligen Kreutzes (den Huth abziehend und mit dem Finger auf einen gekreuzigten Christus zeigend) für uns gelidten, der kan und wird uns allein helffen." (pag. 1016.)

Schon diese einzige Stelle belehrt uns, daß wir bei Philipp IV. weder die Thatkraft noch die Geschicklichkeit voraussetzen dürfen, das Staatsruder zu ergreifen, geschweige denn zu führen. Nach echt spanischer Auffassung und Hofsitte war er bis zu seiner Krönung von allen Staatsgeschäften fern gehalten worden; kann es da Wunder nehmen, wenn er bei Gelegenheit einer Prüfung des mit siebenzehn Jahre verstorbenen Infanten Don Fernando auf die Anfrage, ob es nicht rathsam wäre, den Prinzen allmählig in die Staatsgeschäfte einzuführen, erwiedert: „Mein Sohn soll sich nicht in Dinge mischen, in welche seine Vorfahren sich nicht gemischt." In der That hätte der König, ganz und gar im Geiste des Jahrhunderts, es mit seinem Range gar nicht vereinbarlich gefunden die Regierung in die Hand zu nehmen. Wie Gott über den Wassern schwebt, so verlangte der spanische Stolz schon seit der Eroberung von Granada, des letzten maurischen Reiches (1492), daß der Rey über allen irdischen Angelegenheiten schwebe. Uns, die wir uns an dem Anblick von Monarchen erbauen, die unermüdet als oberste Staatslenker wirken,

Digitized by Google

kann eine derartige Auffassung der Herrscherwürde allerdings nur befremden, darum sei hier, wenngleich nur flüchtig, an eine historische Thatsache erinnert, die den bedauerlichen Einfluß der spanischen Throntheorie auf die Geschichte unserer Dynastie beweist. Der 1636 zum deutschen Kaiser gekrönte Erzherzog Ferdinand III. hatte sein Feldherrntalent durch den bei Nördlingen über Bernhard von Weimar erfochtenen Sieg bewährt, mußte jedoch in seiner Heldenbahn innehalten, weil es nach der maßgebenden Ansicht des Madrider Hofes mit der Würde eines Kaisers unverträglich zugleich ein Feldherr zu sein.

So blieb denn Philipp IV. nächst den häufigen Jagden und theatralischen Aufführungen nur die Pflege der bildenden Künste, denen er freudiges Verständnis entgegenbrachte, übrig, um sein durch die ererbte Hofetikette geregeltes Leben angenehm auszufüllen.

Zur Erholung auf seinen gefährlichen Ritten nach den Forsten von Balsain ließ er nach seinen eigenen Plänen ein Absteigequartier, la Torre della Parada bauen; seine Lieblingsdichter Calderon de la Barca, Francisco de Roja vermehrten nach Wunsch die Zahl der pompösen Dramen, die sich rühmlich neben den von dem Monarchen besonders begünstigten Comedias de repente (improvisirten Stücken) behaupteten; und wie sehr er für den Zauber der Farben schwärmte, ersieht man wohl klar genug aus jener mehrfach angeführten Stelle aus einem Briefe des von Philipp IV. viel beschäftigten, wiederholt ausgezeichneten Rubens, die da lautet: „Nach meiner Meinung ist dieser Fürst mit den schönsten Eigenschaften geschmückt."

Als der vertrauensselige Monarch endlich erkannte, daß sein Bevollmächtigter unheilvolle Wege eingeschlagen, gab er den einflußreichen Gegnern des Conte-Duque, in deren Augen die Unsummen, die er in so kritischen Zeiten für das von ihm gegründete königliche Lustschloß Buen Retiro ausgab, geradezu unverzeihlich, endlich nach. Am 15. Jänner 1643 forderte er ihm das Staatssiegel ab. Der Gestürzte versuchte vergebens sich zu rechtfertigen; der schon seit der Eroberung von Perpignan durch die Franzosen tief gekränkte, über Portugals Verlust untröstliche König entließ ihn mit den ungnädigen Worten: „Non es mas tiempo" (Es ist nicht mehr Zeit). Sechs Monate später starb der Verbannte zu Toro. Das war Olivarez' Glück und Ende.

Digitized by Google

II.

Nach dem Gesagten nimmt der Conte-Duque nur durch einige Jahre eine der augenfälligsten Stellen in den historischen Annalen ein, während der Name jenes jungen Malers, den Olivarez aus Sevilla berief, dessen Genie Philipp IV. überraschend schnell erkannte, dem er von Jahr zu Jahr ein unverkennbareres Wohlwollen bewies, nie mehr aus der Reihe der größten Künstler aller Zeiten verdrängt werden wird.

Diego Velazquez, das Haupt der Schule von Madrid, war noch vor kurzem nicht genügend beachtet. Locale Verhältnisse verzögerten seine Anerkennung, seinen Ruhm. Erst 1818 vereinigte Ferdinand II. die Schätze der königlichen Schlösser im Museo del Prado, das nicht weniger als sechzig seiner Meisterwerke aufweist; viel später erst verband der Schienenweg Madrid mit Paris und erleichtert wenigstens einigen begünstigteren Kunstfreunden den Genuß seiner Schöpfungen. Der anerkannteste aller deutschen Bilderkenner, der Director der königlichen Gemäldegalerie in Berlin G. F. Waagen, hatte schon 1853 den originellen Künstler feinfühlend und eingehend beleuchtet — eine dem engen Kreise der Fachgenossen hoch willkommene Belehrung; allein das große Publikum wurde erst bei Gelegenheit der ersten von Manchester 1857 veranstalteten Ausstellung alter Bilder durch den Anblick von 26 Velazquez bezaubert. Das Erstaunen, die Bewunderung wurde von allen Besuchern getheilt. Diego Velazquez wurde nach mehr als zweihundert Jahren wieder der Held des Tages.

G. J. Waagen hatte ihn also keineswegs überschätzt, da er in seiner Studie ausführte, Velazquez repräsentire den Realismus der spanischen Schule in seiner höchsten Vollendung, und hinzufügte: „Ja, insofern es darauf ankommt, die Menschen, wie sie sind, in größter Lebendigkeit der Auffassung, in höchster Treue und Form, mit der seltensten Meisterschaft des ganz freien und breiten Vortrags wiederzugeben, stehe ich nicht an, ihn für den größten Maler zu halten, welcher je gelebt hat.“ Bei den Franzosen fand er ein noch schrankenloseres Lob; wie denn z. B. einer ihrer bedeutendsten Coloristen, Henri Regnault, dem eine deutsche Kugel in der Schlacht von Mont Valérien den Kopf zerschmetterte, geradezu ausruft: „C'est le premier peintre du monde“ (Er ist der größte Maler der Welt). Vollends zu seinem Rechte kam der Meister aber erst durch das classische Werk

Digitized by Google

des Bonner Professors der Kunstgeschichte, Carl Justi, das bereits auch in einer englischen Übersetzung vorliegt.

Um seinen Helden endgültig zu schildern hat Justi wiederholt nicht nur Spanien, sondern alle privaten und öffentlichen Galerien Europas durchforscht, seine Spuren verfolgte er in den Archiven mehrerer Staaten. Was sich über die Umstände seines Wirkens im Dienste Philipp IV., den er dreiundzwanzigmal porträtirte, über die Entwicklungsstufen der malerischen Technik Velazquez anführen läßt, liegt nun abgeschlossen vor uns. Hierüber mögen sich, nach seinen Landsleuten, am meisten wir Wiener freuen: übertrifft doch die, so in der engsten, als in der weitesten Bedeutung des Wortes kaiserliche Gemälde-Sammlung im Belvedere in lieblichen, mit allem Schmelz zarter Jugend und schimmernden Schmuckes ausgestatteten Kinderbildern selbst Madrid.

Wir, hier in der Hauptstadt, haben es leicht uns am Anblick dieser Perlen zu laben, wir begeben uns einfach in den im I. Stock des Belvederes gelegenen Saal VII. Wie aber könnten wir die Leser in der Provinz zufriedenstellen? Gewiß nicht besser, als indem wir ihnen mit Meister Justi's Worten ein Bildnis, das der Infantin Margarita, der Tochter Philipp IV. und der Erzherzogin Maria Anna von Oesterreich, schildern:

„Es ist ein feines Kind, die Farben zart und blaß, die Augen etwas matt und noch ausdruckslos, das Oval kindlich gedunsen, der Ton kühl und silberig. Von allen ist dieses Bild wohl das heiterste, schimmernste, farbigste. Das sparsam vertretene Schwarz der Spitzen und der dunklen Edelsteine scheint nur da zu sein, um die ganz aus glänzenden lichtzurückstrahlenden Stoffen bestehende Gestalt noch blendender zu machen. Seide und durchschimmernde weiße Kinderhaut, Silber und seidenweiches blondes Kinderhaar, funkelnde Juwelen und blauglänzende Kinderiris — das alles berührt das Auge so echt wie die Natur. Die Figur, in glockenförmigem silbergestickten Rosakleid, steht auf einem Grund von tiefgesättigten warmen Farben: dunkelgrüner Vorhang, grünblaues Tischtuch, dunkelrother Smyrnateppich mit schwarzen Blumen. Gemalt ist es mit dem lockersten Pinsel. Um das Händchen ist nachträglich noch weiß, um den Kopf dunkelroth gesetzt. Wie soll man dieses Bild beschreiben? Der Strauß auf dem Tisch daneben mit den blaßrothen Rosen, Chrysanthemen und

die beste Definition. Es ist ein Blumenbeet in Morgenthau
sonne. Warum bringt doch dieser gemalte Strauß wie das

Digitized by Google

Wort Rose in Saadi's Dichtungen den Zauber der lebenden Blumen näher als manche Wunderwerke eines de Heem und Huysum! Das ist das Geheimnis malerischer Behandlung."

Diese vorher noch von keinem Maler versuchte, bis heute noch von keinem erreichte malerische Behandlung zu erläutern, ist in unseren Tagen erst Justi gelungen. Unsere kritischen Vorgänger des XVIII. Jahrhunderts, die ihre Leitsterne nur am Himmel der italienischen Kunst suchten, machten es sich den ersten ihnen zu Gesichte gekommmenen Bildnissen Velazquez gegenüber recht leicht, schrieben sie einfach Tizian oder Coreggio zu; etwas später wurden sie Rubens oder van Dyck getauft. Daß der Meister mit dem schärfsten, mit dem feinsten Auge begabt, mit einem Auge, das die zartesten Abstufungen in der Wirkung des Lichtes und der jeden Körper umgebenden Luftschichte festhält, das erkennt wohl jeder der sich auch nur in eines seiner unvergleichlichen Bildnisse vertieft. Wer nun gar das Glück hat die großen, die berühmtesten seiner Gemälde studieren zu können, der vermag sich, wenn auch mit sämmtlichen Malerschulen vertraut, doch nicht über ihre ungewöhnliche Wirkung Rechenschaft zu geben, ist es doch als ob seine Gestalten mehr als den bloßen Schein der Wesenheit besäßen.

Es ist selbstverständlich, daß Velazquez nur allmählig zu einer solchen Vollendung gelangte, auch auf ihn paßt das Wort unseres Brahmanen:

> Das höchste ist die Gunst womit der Himmel schaltet,
> Das nächste ist die Kunst womit der Gärtner waltet.

Mit einem Worte, diese manierfreie Technik des größten aller spanischen Maler verblüfft alle Kunstkenner, alle Maler. Die meisten ziehen sich mit mehr oder minder geistreichen Einfällen aus der Verlegenheit. So nennt ihn Charles Blanc den Geheimschreiber der Natur, Louis Viardot (wie J. J. Rousseau) l'homme de la nature et de la verité (den Mann der Natur und der Wahrheit). Der als Eklektiker immerhin ausgezeichnete Raphael Mengs versichert, seine Bilder seien eben nicht mit der Hand, sondern mit dem bloßen Willen gemalt. Ihn endlich übertrifft an Unverständlichkeit nur noch die Äußerung Luca Giordano's, der vor einem der letzten Bilder unseres Künstlers zu König Karl II. gesagt haben soll: „Sennor, das ist die Theologie der Malerei."

Es ist hier nicht der Ort an einzelnen seiner beiläufig 260 Bilder die überraschenden Fortschritte Velazquez' nachzuweisen, so interessant

Digitized by Google

es auch wäre darzustellen wie derselbe Künstler der in seinen frühesten Gemälden hauptsächlich durch das starke Impasto, das fast heraus gemeißelte Relief seiner Gestalten, durch scharfe grelle Lichteffecte Aufsehen erregte, schließlich so vertiefte Innenräume auf die Leinwand zaubern konnte, in welchen ein unsagbares Fluidum von Licht, Luft und Wärme webt und wallt, flimmert und schimmert!

Unserer Aufgabe entspricht es vielmehr hervorzuheben, daß seine stets schlichte, strenge Zeichnung, seine nie vorlaute, fast schüchterne Farbe, die ganze ungeschminkte Beredsamkeit seines Pinsels Philipp IV. unverzüglich so sehr in die Augen stachen, daß er ihn alsogleich und zwar unter ungleich vortheilhafteren Bedingungen als die früheren Hofmaler, in seine nächste Nähe zog; ihn lud er zu sich, ihm sandte er 50 # Reisevergütung, ihm bewilligte er andere 300 # zur Installirung seiner Familie in Madrid u. s. w., und wenn es noch eines Beweises bedürfte wie richtig der König erkannte, daß ein Velazquez nicht mit dem gewöhnlichen Maßstab gemessen werden soll, sei die Thatsache angeführt, daß er der Junta de Obras y Bosques auf ihre bezügliche Anfrage den Bescheid zukommen ließ: der Gehalt von 240 jährlichen Ducaten gelte bei ihm nur als Entlohnung der bestellten Bildnisse, alle andern Werke seines Pinsels seien jedes für sich zu schätzen und zu bezahlen; während das Gegentheil bei den Bezügen der andern Hofmaler ausnahmslos als Regel galt. Wir erfahren in der That, daß für den König in Velazquez' Atelier jederzeit ein Lehnstuhl bereit stand und nur wenige Jahre später berichtet der parmesanische Gesandte Flavio Atti seiner Regierung, er selbst habe ihn in den Gemächern des Königs malen sehen. Auch daß der vierundzwanzigjährige Sevillaner unmittelbar nach Vollendung des großen Reiterbildnisses des Königs die Versicherung erhielt, in Zukunft solle nur er Se. Majestät conterfeien, war ein um so beispielloserer Erfolg, als drei Italiener als Hofmaler besoldet waren. In ihrer Kränkung gingen diese zopfigen Manieristen so weit auszusprengen, Velazquez könne nichts als Köpfe malen. Er aber äußerte gelassen: „Die Herren machen mir ein großes Compliment, ich wenigstens kenne keinen der einen Kopf gut zu malen verstände." Den König aber drängte es den Nebenbuhlern, den Neidern seines Lieblings den Mund zu schließen. Er wünschte die unter Philipp II. 1609 durchgeführte Vertreibung der Morisco's (eine Maßregel die selbst unser Pevenhiller bedauert) zu verewigen. Ein Wettbewerb wurde aus-

Digitized by Google

geschrieben, von allen Theilnehmern an demselben angenommene Schiedsrichter ernannt und — kein anderer als Velazquez ging als Sieger hervor.

Dieser Erfolg befestigte ihn in der Huld seines Gönners; er kräftigte das Selbstgefühl des Malers, dessen Schaffensdrang, dessen Streben nach einer immer einfacheren Technik keineswegs unter den oft kleinlichen Verpflichtungen seines Hofamtes litten. Hätte Velazquez nicht gefühlt, daß ihm die königliche Unterstützung nie fehlen werde, er hätte sich kaum so unbeirrt durch alle äußeren Einflüße, so eigenartig entwickelt. Herr und Diener waren einander werth; jener gewährte ihm (1629) reichlich die Mittel sich in Italien in die vergangene und zeitgenössische Kunst zu vertiefen, dieser verließ ihn dankbar, ohne im mindesten zu befürchten durch irgend einen Künstler, und wäre es selbst ein Rubens, in seiner Vertrauensstellung beeinträchtigt zu werden. Als Velazquez im Frühjahr 1631 zurückgekehrt war, wies ihm der König ein geräumiges Atelier in der nördlichen Galerie des Alcazar an. Hier war es, wo unter seinen Augen die zahlreichen großen Gemälde entstanden, die zum Schmuck der Wände der Torre de la Parada und des neuen Lustschlosses Buen Retiro bestimmt waren. Es scheint jedoch, daß der prachtliebende Monarch schon von diesem Zeitpunkte an Velazquez nicht nur als Maler in Anspruch nahm, daß er bei den Bestellungen, der Aufstellung der aus verschiedenen Ländern einlangenden Bilder, den Geschmack, die Erfahrungen des gereiften Künstlers zu Rathe zog. So wenigstens erklären wir uns die Ernennung Velazquez' zum Directorial-Assistenten und Zahlmeister der königlichen Bauten, Ämter, zu welchen die gewöhnlichen Leistungen eines selbst ungewöhnlichen Malers uns keineswegs ausschlaggebend zu sein scheinen.

In dem Jahrzehnt von 30 auf 40 entwickelt Velazquez eine früher noch nicht bewährte Thätigkeit auf allen Gebieten seiner Kunst. Religiöse und mythologische Darstellungen, große landschaftlich durchgeführte Schilderungen einzelner Episoden aus den Jagden des Königs, Portraits und immer wieder Portraits (wenn gleich nur der zum Hofgesinde gehörigen Narren und Zwerge) sicherten ihm in stets höherem Grade das Wohlwollen seines Auftraggebers.

Und da nun Philipp IV. in seiner durch keine Vorstellungen Olivarez beschränkten Prachtliebe daran ging, nachdem die Ausschmückung der genannten Schlösser nichts mehr zu wünschen übrig ließ, seine Re-

Digitized by Google

sidenz, den mittlerweile wesentlich umgebauten Alcazar von Madrid, auf's neue künstlerisch auszustatten, sandte er seinen Günstling 1649 zum zweitenmal als Leiter der theilweisen Umgestaltung des königlichen Schloßes nach Rom. Sein besonderer Auftrag lautete dahin, die schönsten antiken Statuen auszuwählen und abformen zu lassen. Velazquez nahm sich der Sache mit gewohnter Pflichttreue an; er ließ 32 Statuen und außerdem viele römische Bildnisse in ganzer Figur und Büsten nebst dem Kopfe des Moses von Michelangelo abformen.

Allein sich selbst ganz untreu zu werden, gar nicht zu Pinsel und Palette zu greifen, das brachte er denn doch nicht über sich. Nichts war ihm daher willkommener als die Einladung, den Papst Innocenz X zu malen und er schuf jenes, man möchte sagen, unheimlich wesenhafte Bildnis, aus dem uns ein überlebtes greises Antlitz mit so klugen (oder so schlauen) Augen beobachtet, daß der Beschauer sich wie betroffen fühlt. Durch dieses Prima gemalte Meisterwerk wurde Velazquez in Italien so berühmt, als er es schon in Spanien war.

Philipp IV. war stolz auf diesen Erfolg eines spanischen Malers in der Hauptstadt der damaligen Welt. Er fand bald Gelegenheit Velazquez zu lohnen. Die ansehnliche Stelle eines Schloßmarschalls war erledigt. Velazquez bewarb sich um dieselbe mit der Begründung, dieses Amt entspräche seiner Neigung und seinen Beschäftigungen. Mehreren der höchsten Hofbeamten oblag es, dem Könige Candidaten vorzuschlagen, doch nur ein einziger nannte ihn an erster Stelle. Philipp IV. aber resolvirte kurzweg: Ich ernenne Velazquez. (Febr. 1652).

Dieses Hofamt, das höchste das ein Unadeliger erreichen konnte, war jedoch keineswegs eine Pfründe ohne Arbeit, im Gegentheil. Dem Schloßmarschall oblag die Eintheilung, die Anordnung und Ausschmückung der königlichen Wohnräume, die Oberaufsicht über das gesammte Dienst-Personale, endlich bei Reisen die Einquartirung des Monarchen und seines zahlreichen Gefolges. Velazquez nahm alle damit verbundenen unzähligen Plackereien freudig auf sich, da ihm diese Stellung eine Pflicht auferlegte, die in seinen Augen ein beneidenswerthes Vorrecht war, die Pflicht, allezeit in den Appartements Sr. Majestät gegenwärtig zu sein. So nimmt es uns auch nicht Wunder zu erfahren, er habe oft stundenlang mit seinem Herrn über wichtige Dinge gesprochen, wobei wir jedoch ausschließlich an Kunstangelegenheiten denken. Merkwürdiger Weise beeinträchtigten die neuen Obliegenheiten den Schaffungsdrang des Meisters

Digitized by Google

nicht im geringsten; sein Genie erhob sich im Gegentheil gerade jetzt zur kühnsten unvergleichlichsten Eigenart. Jene vertieften Innenräume, deren flüchtige Erwähnung wir nur mit einem Ausrufungszeichen abschließen konnten, gehören dieser Epoche an.

Philipp IV. liebte, wie wir wissen, leidenschaftlich die Aufführung improvisirter Theaterstücke. Da liegt nun die Vermuthung nahe, daß Velazquez den Wunsch gehabt, wenn nicht gar die Anregung erhalten habe, improvisirte Bilder auszuführen, Bilder ohne eine streng abgeschlossene Composition, ohne gesuchte, sogenannte schöne Linien, glaubhaft wahre Aufnahmen momentaner Beleuchtung und Bewegung in einem bestimmten Raum. Solche Stegreifdichtungen in Farben, solche lebende Bilder, bietet uns Velazquez in seinen beiden berühmtesten Schöpfungen: Infantin Margaretha mit ihrem Hoffräulein (las Meninas) und die Tapettenfabrik von Santa Isabel (las Hilanderas). Diese in allen Literaturen als wahre Wunder der Kunst gefeierten Gemälde lehren uns, daß sich die Technik bei jedem Fortschritt eines wirklich großen Meisters vereinfacht, daß er auf der Sonnenhöhe seines Lebens den kürzesten und schlichtesten Ausdruck des ihm beschäftigenden Vorwurfs zu finden weiß. Der staunende Beschauer fühlt unwillkürlich die Wahrheit des deutschen Spruches: Kunst aller Künste seine Kunst verbergen.

Eine freudigere Überraschung konnte Velazquez seinem enthusiastischen Gönner wohl kaum bieten. Philipp IV. feierte das Genie des größten spanischen Künstlers durch eine Auszeichnung, die allen Förderungen, die er ihm bisher angedeihen ließ, die Krone aufsetzte. Er gestattete ihm 1658 sich um den Orden von Sant-Jago zu bewerben, dessen Großmeister er selbst war. Diese Erlaubnis (merced) war die unerläßliche Vorbedingung für jeden Prätendenten; erst nachdem sie dem Ordens-Capitel mitgetheilt, konnte zur Adelsprobe geschritten werden. Zwei vom Capitel gewählte Ausschüße gingen mit wahrer Inquisitorenstrenge vor, anerkannten aber das reine Blut der väterlichen Vorfahren, daß keiner von ihnen je ein gemeines Handwerk ausgeübt und Velazquez selbst immer als ein tadelloser Mann vom Stande gelebt habe. Doch das alles genügte nicht; denn seit 1653 war die Adelsprobe auch auf die mütterliche Ascendenz des Bewerbers ausgedehnt worden, ein im vorliegenden Falle um so ungelegenerer Umstand, als unseres Meisters Mutter in Oporto geboren war. Zwischen Spanien und Portugal bestand aber schon seit der 1640 erfolgten Wiedereinsetzung der Braganza keinerlei officieller Verkehr.

Digitized by Google

Die Ausschüße erklärten sich außer Stande ihrer Aufgabe gerecht zu werden; die Entscheidung müße aufgeschoben, vertagt werden. Da riß dem Könige die Geduld, er nahm die ihm überbrachten Actenstücke nicht einmal entgegen, er sagte blos: Legt sie nur dahin, denn mir steht die edle Abkunft des Velazquez fest.

Wenige Tage später hatten die Ausschüße sich eines besseren besonnen; der neue Ritter erhielt am 29. Juli 1659 das Habit. Einen noch ausdruckvolleren Beweis, wie hoch Philipp IV. seinen Velazquez in Ehren hielt, können wir dem Leben des genialen Künstlers nicht entnehmen. Doch nur wenige Tage nach dessem Tode — er trat am 6. August 1660 ein — findet dieses in der Kunstgeschichte einzig dastehende innige Verhältnis eine noch rührendere Bekräftigung.

Die Junta de obras y bosques hielt sich verpflichtet, Se. Majestät aufmerksam zu machen, daß eine Theilsumme des dem letzten Schloßmarschall angewiesenen Gehaltes einer für andere Zwecke bestimmten Stiftung entnommen worden war; sie begründete ihre Behauptung und verwahrte sich für die Zukunft. Philipp IV. fühlte sich außer Stande die Frage gründlich zu prüfen, endgiltig zu entscheiden, waren doch erst acht Tage nach dem Tode seines unsterblichen Günstlings verflossen. Das Actenstück liegt noch heute im Archiv von Simancas. Justi las am Rande desselben die mit stark zitternder Hand geschriebene Bemerkung Ich bin niedergeschlagen (quedo adbatido).

Die Nachwelt rechnet dem König Philipp IV. seine Verdienste um Velazquez hoch an. Als 1844 sein vor 200 Jahren gegossenes Reiterbildnis an einer passenderen Stelle aufgestellt werden sollte, erhielt der Bildhauer Francisco Elias den Auftrag, in einem der Reliefs des neuen Sockels die Scene zu verewigen, wie der König die Brust seines Malers mit dem Ordenszeichen schmückt.

Wir aber dürfen, nachdem wir die Kostbarkeit der Bilder des Hauptes der Schule von Madrid hervorgehoben, nicht vom Belvedere scheiden ohne einen neuen Beweis der althergebrachten Förderung aller Kunstzwecke durch unsere Dynastie hervorzuheben. Se. Majestät haben in Anbetracht der von Jahr zu Jahr wachsenden Begeisterung für die Bilder des manierfreiesten aller Maler gestattet, daß entsprechend dem Vorschlage des Directors der dritten Gruppe der kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses, Eduard R. v. Engerth, fünf seit mehr als zweihundert Jahren in den kaiserlichen Wohnräumen aufbewahrte Bildnisse

Digitized by Google

Velazquez' der öffentlichen Sammlung in ihrer bevorstehenden neuen Aufstellung eingereiht werden. Das neue Museum der Ringstraße wird sonach nicht weniger als zwölf Velazquez aufweisen. In unseren kritischen Tagen wird jedes alte Bild bis auf seinen ersten Besitzer zurückverfolgt, Briefe, Documente aller Art müßen es beglaubigen, ehe es als echt anerkannt wird. Bei den Bildern unseres Meisters, die im Besitze des kaiserlichen Hauses sind, entfällt dieses halspeinliche Verfahren, denn sie sind, zumeist nachweisbar, sammt und sonders als Geschenke der älteren Habsburgischen Linie, die Spanien durch 180 Jahre beherrschte, an die nah' verwandten, mehrfach verschwägerten Kaiser der jüngeren österreichischen Linie gekommen. Könnten doch die Wünsche aller Kunstfreunde die Eröffnung des neuen Kunstmuseums beschleunigen!

Digitized by Google

kann eine derartige Auffassung der Herrscherwürde allerdings nur befremden, darum sei hier, wenngleich nur flüchtig, an eine historische Thatsache erinnert, die den bedauerlichen Einfluß der spanischen Throntheorie auf die Geschichte unserer Dynastie beweist. Der 1636 zum deutschen Kaiser gekrönte Erzherzog Ferdinand III. hatte sein Feldherrntalent durch den bei Nördlingen über Bernhard von Weimar erfochtenen Sieg bewährt, mußte jedoch in seiner Heldenbahn innehalten, weil es nach der maßgebenden Ansicht des Madrider Hofes mit der Würde eines Kaisers unverträglich zugleich ein Feldherr zu sein.

So blieb denn Philipp IV. nächst den häufigen Jagden und theatralischen Aufführungen nur die Pflege der bildenden Künste, denen er freudiges Verständnis entgegenbrachte, übrig, um sein durch die ererbte Hofetikette geregeltes Leben angenehm auszufüllen.

Zur Erholung auf seinen gefährlichen Ritten nach den Forsten von Balsain ließ er nach seinen eigenen Plänen ein Absteigequartier, la Torre della Parada bauen; seine Lieblingsdichter Calderon de la Barca, Francisco de Roja vermehrten nach Wunsch die Zahl der pompösen Dramen, die sich rühmlich neben den von dem Monarchen besonders begünstigten Comedias de repente (improvisirten Stücken) behaupteten; und wie sehr er für den Zauber der Farben schwärmte, ersieht man wohl klar genug aus jener mehrfach angeführten Stelle aus einem Briefe des von Philipp IV. viel beschäftigten, wiederholt ausgezeichneten Rubens, die da lautet: „Nach meiner Meinung ist dieser Fürst mit den schönsten Eigenschaften geschmückt."

Als der vertrauensselige Monarch endlich erkannte, daß sein Bevollmächtigter unheilvolle Wege eingeschlagen, gab er den einflußreichen Gegnern des Conte-Duque, in deren Augen die Unsummen, die er in so kritischen Zeiten für das von ihm gegründete königliche Lustschloß Buen Retiro ausgab, geradezu unverzeihlich, endlich nach. Am 15. Jänner 1643 forderte er ihm das Staatssiegel ab. Der Gestürzte versuchte vergebens sich zu rechtfertigen; der schon seit der Eroberung von Perpignan durch die Franzosen tief gekränkte, über Portugals Verlust untröstliche König entließ ihn mit den ungnädigen Worten: „Non es mas tiempo" (Es ist nicht mehr Zeit). Sechs Monate später starb der Verbannte zu Toro. Das war Olivarez' Glück und Ende.

Digitized by Google

II.

Nach dem Gesagten nimmt der Conte-Duque nur durch einige Jahre eine der augenfälligsten Stellen in den historischen Annalen ein, während der Name jenes jungen Malers, den Olivarez aus Sevilla berief, dessen Genie Philipp IV. überraschend schnell erkannte, dem er von Jahr zu Jahr ein unverkennbareres Wohlwollen bewies, nie mehr aus der Reihe der größten Künstler aller Zeiten verdrängt werden wird.

Diego Velazquez, das Haupt der Schule von Madrid, war noch vor kurzem nicht genügend beachtet. Locale Verhältnisse verzögerten seine Anerkennung, seinen Ruhm. Erst 1818 vereinigte Ferdinand II. die Schätze der königlichen Schlösser im Museo del Prado, das nicht weniger als sechzig seiner Meisterwerke aufweist; viel später erst verband der Schienenweg Madrid mit Paris und erleichtert wenigstens einigen begünstigteren Kunstfreunden den Genuß seiner Schöpfungen. Der anerkannteste aller deutschen Bilderkenner, der Director der königlichen Gemäldegalerie in Berlin G. F. Waagen, hatte schon 1853 den originellen Künstler feinfühlend und eingehend beleuchtet — eine dem engen Kreise der Fachgenossen hoch willkommene Belehrung; allein das große Publikum wurde erst bei Gelegenheit der ersten von Manchester 1857 veranstalteten Ausstellung alter Bilder durch den Anblick von 26 Velazquez bezaubert. Das Erstaunen, die Bewunderung wurde von allen Besuchern getheilt. Diego Velazquez wurde nach mehr als zweihundert Jahren wieder der Held des Tages.

G. F. Waagen hatte ihn also keineswegs überschätzt, da er in seiner Studie ausführte, Velazquez repräsentire den Realismus der spanischen Schule in seiner höchsten Vollendung, und hinzufügte: „Ja, insofern es darauf ankommt, die Menschen, wie sie sind, in größter Lebendigkeit der Auffassung, in höchster Treue und Form, mit der seltensten Meisterschaft des ganz freien und breiten Vortrags wiederzugeben, stehe ich nicht an, ihn für den größten Maler zu halten, welcher je gelebt hat.“ Bei den Franzosen fand er ein noch schrankenloseres Lob; wie denn z. B. einer ihrer bedeutendsten Coloristen, Henri Regnault, dem eine deutsche Kugel in der Schlacht von Mont Valérien den Kopf zerschmetterte, geradezu ausruft: „C'est le premier peintre du monde“ (Er ist der größte Maler der Welt). Vollends zu seinem Rechte kam der Meister aber erst durch das classische Werk

Digitized by Google

des Bonner Professors der Kunstgeschichte, Carl Justi, das bereits auch in einer englischen Übersetzung vorliegt.

Um seinen Helden endgiltig zu schildern hat Justi wiederholt nicht nur Spanien, sondern alle privaten und öffentlichen Galerien Europas durchforscht, seine Spuren verfolgte er in den Archiven mehrerer Staaten. Was sich über die Umstände seines Wirkens im Dienste Philipp IV., den er dreiundzwanzigmal portraitirte, über die Entwicklungsstufen der malerischen Technik Velazquez anführen läßt, liegt nun abgeschlossen vor uns. Hierüber mögen sich, nach seinen Landsleuten, am meisten wir Wiener freuen: übertrifft doch die, so in der engsten, als in der weitesten Bedeutung des Wortes kaiserliche Gemälde-Sammlung im Belvedere in lieblichen, mit allem Schmelz zarter Jugend und schimmernden Schmuckes ausgestatteten Kinderbildern selbst Madrid.

Wir, hier in der Hauptstadt, haben es leicht uns am Anblick dieser Perlen zu laben, wir begeben uns einfach in den im I. Stock des Belvederes gelegenen Saal VII. Wie aber könnten wir die Leser in der Provinz zufriedenstellen? Gewiß nicht besser, als indem wir ihnen mit Meister Justi's Worten ein Bildnis, das der Infantin Margarita, der Tochter Philipp IV. und der Erzherzogin Maria Anna von Oesterreich, schildern:

„Es ist ein feines Kind, die Farben zart und blaß, die Augen etwas matt und noch ausdruckslos, das Oval kindlich gedunsen, der Ton kühl und silberig. Von allen ist dieses Bild wohl das heiterste, schimmernste, farbigste. Das sparsam vertretene Schwarz der Spitzen und der dunklen Edelsteine scheint nur da zu sein, um die ganz aus glänzenden lichtzurückstrahlenden Stoffen bestehende Gestalt noch blendender zu machen. Seide und durchschimmernde weiße Kinderhaut, Silber und seidenweiches blondes Kinderhaar, funkelnde Juwelen und blauglänzende Kinderiris — das alles berührt das Auge so echt wie die Natur. Die Figur, in glockenförmigem silbergestickten Rosakleid, steht auf einem Grund von tiefgesättigten warmen Farben: dunkelgrüner Vorhang, grünblaues Tischtuch, dunkelrother Smyrnateppich mit schwarzen Blumen. Gemalt ist es mit dem lockersten Pinsel. Um das Händchen ist nachträglich noch weiß, um den Kopf dunkelroth gesetzt. Wie soll man dieses Bild beschreiben? Der Strauß auf dem Tisch daneben mit den blaßrothen Rosen, Chrysanthemen und Lilien wäre die beste Definition. Es ist ein Blumenbeet in Morgenthau und Morgensonne. Warum bringt doch dieser gemalte Strauß wie das

Digitized by Google

Wort Rose in Saadi's Dichtungen den Zauber der lebenden Blumen näher als manche Wunderwerke eines de Heem und Huysum! Das ist das Geheimnis malerischer Behandlung."

Diese vorher noch von keinem Maler versuchte, bis heute noch von keinem erreichte malerische Behandlung zu erläutern, ist in unseren Tagen erst Justi gelungen. Unsere kritischen Vorgänger des XVIII. Jahrhunderts, die ihre Leitsterne nur am Himmel der italienischen Kunst suchten, machten es sich den ersten ihnen zu Gesichte gekommenen Bildnissen Velazquez gegenüber recht leicht, schrieben sie einfach Tizian oder Coreggio zu; etwas später wurden sie Rubens oder van Dyck getauft. Daß der Meister mit dem schärfsten, mit dem feinsten Auge begabt, mit einem Auge, das die zartesten Abstufungen in der Wirkung des Lichtes und der jeden Körper umgebenden Luftschichte festhält, das erkennt wohl jeder der sich auch nur in eines seiner unvergleichlichen Bildnisse vertieft. Wer nun gar das Glück hat die großen, die berühmtesten seiner Gemälde studieren zu können, der vermag sich, wenn auch mit sämmtlichen Malerschulen vertraut, doch nicht über ihre ungewöhnliche Wirkung Rechenschaft zu geben, ist es doch als ob seine Gestalten mehr als den bloßen Schein der Wesenheit besäßen.

Es ist selbstverständlich, daß Velazquez nur allmählig zu einer solchen Vollendung gelangte, auch auf ihn paßt das Wort unseres Brahmanen:

> Das höchste ist die Gunst womit der Himmel schaltet,
> Das nächste ist die Kunst womit der Gärtner waltet.

Mit einem Worte, diese manierfreie Technik des größten aller spanischen Maler verblüfft alle Kunstkenner, alle Maler. Die meisten ziehen sich mit mehr oder minder geistreichen Einfällen aus der Verlegenheit. So nennt ihn Charles Blanc den Geheimschreiber der Natur, Louis Viardot (wie J. J. Rousseau) l'homme de la nature et de la verité (den Mann der Natur und der Wahrheit). Der als Eklektiker immerhin ausgezeichnete Raphael Mengs versichert, seine Bilder seien eben nicht mit der Hand, sondern mit dem bloßen Willen gemalt. Ihn endlich übertrifft an Unverständlichkeit nur noch die Äußerung Luca Giordano's, der vor einem der letzten Bilder unseres Künstlers zu König Karl II. gesagt haben soll: „Sennor, das ist die Theologie der Malerei."

Es ist hier nicht der Ort an einzelnen seiner beiläufig 260 Bilder die überraschenden Fortschritte Velazquez' nachzuweisen, so interessant

Digitized by Google

es auch wäre darzustellen wie derselbe Künstler der in seinen frühesten Gemälden hauptsächlich durch das starke Impasto, das fast heraus gemeißelte Relief seiner Gestalten, durch scharfe grelle Lichteffecte Aufsehen erregte, schließlich so vertiefte Innenräume auf die Leinwand zaubern konnte, in welchen ein unsagbares Fluidum von Licht, Luft und Wärme webt und wallt, flimmert und schimmert!

Unserer Aufgabe entspricht es vielmehr hervorzuheben, daß seine stets schlichte, strenge Zeichnung, seine nie vorlaute, fast schüchterne Farbe, die ganze ungeschminkte Beredsamkeit seines Pinsels Philipp IV. unverzüglich so sehr in die Augen stachen, daß er ihn alsogleich und zwar unter ungleich vortheilhafteren Bedingungen als die früheren Hofmaler, in seine nächste Nähe zog; ihn lud er zu sich, ihm sandte er 50 # Reisevergütung, ihm bewilligte er andere 300 # zur Installirung seiner Familie in Madrid u. s. w., und wenn es noch eines Beweises bedürfte wie richtig der König erkannte, daß ein Velazquez nicht mit dem gewöhnlichen Maßstab gemessen werden soll, sei die Thatsache angeführt, daß er der Junta de Obras y Bosques auf ihre bezügliche Anfrage den Bescheid zukommen ließ: der Gehalt von 240 jährlichen Ducaten gelte bei ihm nur als Entlohnung der bestellten Bildnisse, alle andern Werke seines Pinsels seien jedes für sich zu schätzen und zu bezahlen; während das Gegentheil bei den Bezügen der andern Hofmaler ausnahmslos als Regel galt. Wir erfahren in der That, daß für den König in Velazquez' Atelier jederzeit ein Lehnstuhl bereit stand und nur wenige Jahre später berichtet der parmesanische Gesandte Flavio Atti seiner Regierung, er selbst habe ihn in den Gemächern des Königs malen sehen. Auch daß der vierundzwanzigjährige Sevillaner unmittelbar nach Vollendung des großen Reiterbildnisses des Königs die Versicherung erhielt, in Zukunft solle nur er Se. Majestät conterfeien, war ein um so beispielloserer Erfolg, als drei Italiener als Hofmaler besoldet waren. In ihrer Kränkung gingen diese zopfigen Manieristen so weit auszusprengen, Velazquez könne nichts als Köpfe malen. Er aber äußerte gelassen: „Die Herren machen mir ein großes Compliment, ich wenigstens kenne keinen der einen Kopf gut zu malen verstände." Den König aber drängte es den Nebenbuhlern, den Neidern seines Lieblings den Mund zu schließen. Er wünschte die unter Philipp II. 1609 durchgeführte Vertreibung der Morisco's (eine Maßregel die selbst unser Khevenhiller bedauert) zu verewigen. Ein Wettbewerb wurde aus-

Digitized by Google

geschrieben, von allen Theilnehmern an demselben angenommene Schiedsrichter ernannt und — kein anderer als Velazquez ging als Sieger hervor.

Dieser Erfolg befestigte ihn in der Huld seines Gönners; er kräftigte das Selbstgefühl des Malers, dessen Schaffensdrang, dessen Streben nach einer immer einfacheren Technik keineswegs unter den oft kleinlichen Verpflichtungen seines Hofamtes litten. Hätte Velazquez nicht gefühlt, daß ihm die königliche Unterstützung nie fehlen werde, er hätte sich kaum so unbeirrt durch alle äußeren Einflüße, so eigenartig entwickelt. Herr und Diener waren einander werth; jener gewährte ihm (1629) reichlich die Mittel sich in Italien in die vergangene und zeitgenössische Kunst zu vertiefen, dieser verließ ihn dankbar, ohne im mindesten zu befürchten durch irgend einen Künstler, und wäre es selbst ein Rubens, in seiner Vertrauensstellung beeinträchtigt zu werden. Als Velazquez im Frühjahr 1631 zurückgekehrt war, wies ihm der König ein geräumiges Atelier in der nördlichen Galerie des Alcazar an. Hier war es, wo unter seinen Augen die zahlreichen großen Gemälde entstanden, die zum Schmuck der Wände der Torre de la Parada und des neuen Lustschlosses Buen Retiro bestimmt waren. Es scheint jedoch, daß der prachtliebende Monarch schon von diesem Zeitpunkte an Velazquez nicht nur als Maler in Anspruch nahm, daß er bei den Bestellungen, der Aufstellung der aus verschiedenen Ländern einlangenden Bilder, den Geschmack, die Erfahrungen des gereiften Künstlers zu Rathe zog. So wenigstens erklären wir uns die Ernennung Velazquez' zum Directorial-Assistenten und Zahlmeister der königlichen Bauten, Ämter, zu welchen die gewöhnlichen Leistungen eines selbst ungewöhnlichen Malers uns keineswegs ausschlaggebend zu sein scheinen.

In dem Jahrzehnt von 30 auf 40 entwickelt Velazquez eine früher noch nicht bewährte Thätigkeit auf allen Gebieten seiner Kunst. Religiöse und mythologische Darstellungen, große landschaftlich durchgeführte Schilderungen einzelner Episoden aus den Jagden des Königs, Portraits und immer wieder Portraits (wenn gleich nur der zum Hofgesinde gehörigen Narren und Zwerge) sicherten ihm in stets höherem Grade das Wohlwollen seines Auftraggebers.

Und da nun Philipp IV. in seiner durch keine Vorstellungen Olivarez beschränkten Prachtliebe daran ging, nachdem die Ausschmückung der genannten Schlösser nichts mehr zu wünschen übrig ließ, seine Re-

Digitized by Google

sidenz, den mittlerweile wesentlich umgebauten Alcazar von Madrid, auf's neue künstlerisch auszustatten, sandte er seinen Günstling 1649 zum zweitenmal als Leiter der theilweisen Umgestaltung des königlichen Schloßes nach Rom. Sein besonderer Auftrag lautete dahin, die schönsten antiken Statuen auszuwählen und abformen zu lassen. Velazquez nahm sich der Sache mit gewohnter Pflichttreue an; er ließ 32 Statuen und außerdem viele römische Bildnisse in ganzer Figur und Büsten nebst dem Kopfe des Moses von Michelangelo abformen.

Allein sich selbst ganz untreu zu werden, gar nicht zu Pinsel und Palette zu greifen, das brachte er denn doch nicht über sich. Nichts war ihm daher willkommener als die Einladung, den Papst Innocenz X zu malen und er schuf jenes, man möchte sagen, unheimlich wesenhafte Bildnis, aus dem uns ein überlebtes greises Antlitz mit so klugen (oder so schlauen) Augen beobachtet, daß der Beschauer sich wie betroffen fühlt. Durch dieses Prima gemalte Meisterwerk wurde Velazquez in Italien so berühmt, als er es schon in Spanien war.

Philipp IV. war stolz auf diesen Erfolg eines spanischen Malers in der Hauptstadt der damaligen Welt. Er fand bald Gelegenheit Velazquez zu lohnen. Die ansehnliche Stelle eines Schloßmarschalls war erledigt. Velazquez bewarb sich um dieselbe mit der Begründung, dieses Amt entspräche seiner Neigung und seinen Beschäftigungen. Mehreren der höchsten Hofbeamten oblag es, dem Könige Candidaten vorzuschlagen, doch nur ein einziger nannte ihn an erster Stelle. Philipp IV. aber resolvirte kurzweg: Ich ernenne Velazquez. (Febr. 1652).

Dieses Hofamt, das höchste das ein Unadeliger erreichen konnte, war jedoch keineswegs eine Pfründe ohne Arbeit, im Gegentheil. Dem Schloßmarschall oblag die Eintheilung, die Anordnung und Ausschmückung der königlichen Wohnräume, die Oberaufsicht über das gesammte Dienst-Personale, endlich bei Reisen die Einquartirung des Monarchen und seines zahlreichen Gefolges. Velazquez nahm alle damit verbundenen unzähligen Plackereien freudig auf sich, da ihm diese Stellung eine Pflicht auferlegte, die in seinen Augen ein beneidenswerthes Vorrecht war, die Pflicht, allezeit in den Appartements Sr. Majestät gegenwärtig zu sein. So nimmt es uns auch nicht Wunder zu erfahren, er habe oft stundenlang mit seinem Herrn über wichtige Dinge gesprochen, wobei wir jedoch ausschließlich an Kunstangelegenheiten denken. Merkwürdiger Weise beeinträchtigten die neuen Obliegenheiten den Schaffungsdrang des Meisters

Digitized by Google

nicht im geringsten; sein Genie erhob sich im Gegentheil gerade jetzt zur kühnsten unvergleichlichsten Eigenart. Jene vertieften Innenräume, deren flüchtige Erwähnung wir nur mit einem Ausrufungszeichen abschließen konnten, gehören dieser Epoche an.

Philipp IV. liebte, wie wir wissen, leidenschaftlich die Aufführung improvisirter Theaterstücke. Da liegt nun die Vermuthung nahe, daß Velazquez den Wunsch gehabt, wenn nicht gar die Anregung erhalten habe, improvisirte Bilder auszuführen, Bilder ohne eine streng abgeschlossene Composition, ohne gesuchte, sogenannte schöne Linien, glaubhaft wahre Aufnahmen momentaner Beleuchtung und Bewegung in einem bestimmten Raum. Solche Stegreifdichtungen in Farben, solche lebende Bilder, bietet uns Velazquez in seinen beiden berühmtesten Schöpfungen: Infantin Margaretha mit ihrem Hoffräulein (las Meninas) und die Tapettenfabrik von Santa Isabel (las Hilanderas). Diese in allen Literaturen als wahre Wunder der Kunst gefeierten Gemälde lehren uns, daß sich die Technik bei jedem Fortschritt eines wirklich großen Meisters vereinfacht, daß er auf der Sonnenhöhe seines Lebens den kürzesten und schlichtesten Ausdruck des ihm beschäftigenden Vorwurfs zu finden weiß. Der staunende Beschauer fühlt unwillkürlich die Wahrheit des deutschen Spruches: Kunst aller Künste seine Kunst verbergen.

Eine freudigere Überraschung konnte Velazquez seinem enthusiastischen Gönner wohl kaum bieten. Philipp IV. feierte das Genie des größten spanischen Künstlers durch eine Auszeichnung, die allen Förderungen, die er ihm bisher angedeihen ließ, die Krone aufsetzte. Er gestattete ihm 1658 sich um den Orden von Sant-Jago zu bewerben, dessen Großmeister er selbst war. Diese Erlaubnis (merced) war die unerläßliche Vorbedingung für jeden Prätendenten; erst nachdem sie dem Ordens-Capitel mitgetheilt, konnte zur Adelsprobe geschritten werden. Zwei vom Capitel gewählte Ausschüße gingen mit wahrer Inquisitorenstrenge vor, anerkannten aber das reine Blut der väterlichen Vorfahren, daß keiner von ihnen je ein gemeines Handwerk ausgeübt und Velazquez selbst immer als ein tadelloser Mann vom Stande gelebt habe. Doch das alles genügte nicht; denn seit 1653 war die Adelsprobe auch auf die mütterliche Ascendenz des Bewerbers ausgedehnt worden, ein im vorliegenden Falle um so ungelegenerer Umstand, als unseres Meisters Mutter in Oporto geboren war. Zwischen Spanien und Portugal bestand aber schon seit der 1640 erfolgten Wiedereinsetzung der Braganza keinerlei officieller Verkehr.

Digitized by Google

Die Ausschüße erklärten sich außer Stande ihrer Aufgabe gerecht zu werden; die Entscheidung müße aufgeschoben, vertagt werden. Da riß dem Könige die Geduld, er nahm die ihm überbrachten Actenstücke nicht einmal entgegen, er sagte blos: Legt sie nur dahin, denn mir steht die edle Abkunft des Velazquez fest.

Wenige Tage später hatten die Ausschüße sich eines besseren besonnen; der neue Ritter erhielt am 29. Juli 1659 das Habit. Einen noch ausdruckvolleren Beweis, wie hoch Philipp IV. seinen Velazquez in Ehren hielt, können wir dem Leben des genialen Künstlers nicht entnehmen. Doch nur wenige Tage nach dessem Tode — er trat am 6. August 1660 ein — findet dieses in der Kunstgeschichte einzig dastehende innige Verhältnis eine noch rührendere Bekräftigung.

Die Junta de obras y bosques hielt sich verpflichtet, Se. Majestät aufmerksam zu machen, daß eine Theilsumme des dem letzten Schloßmarschall angewiesenen Gehaltes einer für andere Zwecke bestimmten Stiftung entnommen worden war; sie begründete ihre Behauptung und verwahrte sich für die Zukunft. Philipp IV. fühlte sich außer Stande die Frage gründlich zu prüfen, endgiltig zu entscheiden, waren doch erst acht Tage nach dem Tode seines unsterblichen Günstlings verflossen. Das Actenstück liegt noch heute im Archiv von Simancas. Justi las am Rande desselben die mit stark zitternder Hand geschriebene Bemerkung Ich bin niedergeschlagen (quedo adbatido).

Die Nachwelt rechnet dem König Philipp IV. seine Verdienste um Velazquez hoch an. Als 1844 sein vor 200 Jahren gegossenes Reiterbildnis an einer passenderen Stelle aufgestellt werden sollte, erhielt der Bildhauer Francisco Elias den Auftrag, in einem der Reliefs des neuen Sockels die Scene zu verewigen, wie der König die Brust seines Malers mit dem Ordenszeichen schmückt.

Wir aber dürfen, nachdem wir die Kostbarkeit der Bilder des Hauptes der Schule von Madrid hervorgehoben, nicht vom Belvedere scheiden ohne einen neuen Beweis der althergebrachten Förderung aller Kunstzwecke durch unsere Dynastie hervorzuheben. Se. Majestät haben in Anbetracht der von Jahr zu Jahr wachsenden Begeisterung für die Bilder des manierfreiesten aller Maler gestattet, daß entsprechend dem Vorschlage des Directors der dritten Gruppe der kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses, Eduard R. v. Engerth, fünf seit mehr als zweihundert Jahren in den kaiserlichen Wohnräumen aufbewahrte Bildnisse

Digitized by Google

Velazquez' der öffentlichen Sammlung in ihrer bevorstehenden neuen Aufstellung eingereiht werden. Das neue Museum der Ringstraße wird sonach nicht weniger als zwölf Velazquez aufweisen. In unseren kritischen Tagen wird jedes alte Bild bis auf seinen ersten Besitzer zurückverfolgt, Briefe, Documente aller Art müßen es beglaubigen, ehe es als echt anerkannt wird. Bei den Bildern unseres Meisters, die im Besitze des kaiserlichen Hauses sind, entfällt dieses halspeinliche Verfahren, denn sie sind, zumeist nachweisbar, sammt und sonders als Geschenke der älteren Habsburgischen Linie, die Spanien durch 180 Jahre beherrschte, an die nah' verwandten, mehrfach verschwägerten Kaiser der jüngeren österreichischen Linie gekommen. Könnten doch die Wünsche aller Kunstfreunde die Eröffnung des neuen Kunstmuseums beschleunigen!

Digitized by Google

Die Bucht von Cattaro.

Im Süden dort, der Berge rauhe Ketten
Verzögern nicht der Wünsche kühnen Flug.
Wer folgte nicht des Herzens innerm Zug,
Zu schauen ferne, wohlbekannte Stätten?
Erinnerung! wer läßt in trüben Tagen
Sich nicht von dir auf leichter Schwinge tragen?

So lenkt uns denn, Ihr höheren Gewalten!
Es fährt sich rasch an Bord der Phantasie!
Wie löst sich rasch die Alltags-Scenerie
In Sonnenglanz, in Schaum, in Lichtgestalten! . . . .
Bald lacht, erreicht auf unbefahr'nen Wegen,
Der Bocche Einfahrt lockend uns entgegen.

Wie prächtig steigt in schimmernden Terrassen
Der Felsen Punta d'Ostro wohlbewehrt,
Und drüben, von der Brandung unversehrt,
Erhebt sich über grauen Felsenmassen
Fort Mamula mit dräuenden Kanonen,
Vor welchen traumhaft sich Agaven sonnen.

Dort reckt vor uns, weit sichtbar in der Runde,
Titanenhaft, aus tiefem Meeresschoß
Sein Haupt hervor ein grauer Bergkoloß.
Die finstern Schluchten, fern im Hintergrunde,
Erkennt das Auge nur als dunkle Spalten,
Wie eines Riesenmantels tiefe Falten.

Digitized by Google

Der Riese ragt mit seiner Stirn, der kahlen,
Bis hoch zum lichten Wolkenthron empor,
Um seine Schultern schwebt ein Nebelflor,
Sein Haupt umglänzen purpurrothe Strahlen.
Ein Adler wiegt sich hoch auf breiten Schwingen;
Er kann sich nicht dem Zauberkreis entringen.

Nun laß' den Blick zu jenem Hügel schweifen,
Den kosend heut' das Wellenspiel umfaßt;
Sein Gipfel trägt gar stolz die Mauerlast
Des Forts Spagnol aus altersgrauen Zeiten;
Sein Hang trägt Häuser und Terrassen, blinkend,
Von Castelnuovo, wie im Grün versinkend.

Am Strande trauern mächtige Ruinen,
Basteien, Thürme in den Staub gestreckt;
Dort wuchert Epheu, der sie dicht bedeckt,
Und wilder Wein in Ranken über ihnen.
Die einst getrotzt im Kampf der Feuerschlünde,
Sind jetzt ein Spiel der Wellen und der Winde.

Im Osten drängt das Meer sich in die Enge
Von Combur; jenseits steigt ein Labyrinth
Von Felsen an; zunächst vor uns beginnt
Ein heller Strand am Saume dunkler Hänge.
Das Kloster dort, das jene Kuppeln schmücken,
Ist Savina auf grünem Berges-Rücken.

Den alten Stamm im Myrthenhain verloren,
Wiegt eine Pinie dort ihr stolzes Haupt;
Orangenbäume, dunkelgrün belaubt,
Verneigen sich vor schlanken Sykomoren. —
Der Bischof mag sich unter jenen Bäumen,
Auf seinem Landsitz, wie im Himmel träumen. —

Die Bucht, die nun im Abendglanze flimmert,
Erstreckt sich süd- und ostwärts weit hinaus,
An jenem Ufer drängt sich Haus an Haus,
Wo Teodo als weißer Streifen schimmert.
Im Hintergrunde ragt auf einer Klippe
Verwitternd eines Klosters Steingerippe.

Digitized by Google

Die Bucht von Cattaro.

Im Süden dort, der Berge rauhe Ketten
Verzögern nicht der Wünsche kühnen Flug.
Wer folgte nicht des Herzens innerm Zug,
Zu schauen ferne, wohlbekannte Stätten?
Erinnerung! wer läßt in trüben Tagen
Sich nicht von dir auf leichter Schwinge tragen?

So lenkt uns denn, Ihr höheren Gewalten!
Es fährt sich rasch an Bord der Phantasie!
Wie löst sich rasch die Alltags-Scenerie
In Sonnenglanz, in Schaum, in Lichtgestalten! . . . .
Bald lacht, erreicht auf unbefahr'nen Wegen,
Der Bocche Einfahrt lockend uns entgegen.

Wie prächtig steigt in schimmernden Terrassen
Der Felsen Punta d'Ostro wohlbewehrt,
Und drüben, von der Brandung unversehrt,
Erhebt sich über grauen Felsenmassen
Fort Mamula mit dräuenden Kanonen,
Vor welchen traumhaft sich Agaven sonnen.

Dort reckt vor uns, weit sichtbar in der Runde,
Titanenhaft, aus tiefem Meeresschoß
Sein Haupt hervor ein grauer Bergkoloß.
Die finstern Schluchten, fern im Hintergrunde,
Erkennt das Auge nur als dunkle Spalten,
Wie eines Riesenmantels tiefe Falten.

Digitized by Google

Der Riese ragt mit seiner Stirn, der kahlen,
Bis hoch zum lichten Wolkenthron empor,
Um seine Schultern schwebt ein Nebelflor,
Sein Haupt umglänzen purpurrothe Strahlen.
Ein Adler wiegt sich hoch auf breiten Schwingen;
Er kann sich nicht dem Zauberkreis entringen.

Nun laß' den Blick zu jenem Hügel schweifen,
Den kosend heut' das Wellenspiel umfaßt;
Sein Gipfel trägt gar stolz die Mauerlast
Des Forts Spagnol aus altersgrauen Zeiten;
Sein Hang trägt Häuser und Terrassen, blinkend,
Von Castelnuovo, wie im Grün versinkend.

Am Strande trauern mächtige Ruinen,
Basteien, Thürme in den Staub gestreckt;
Dort wuchert Epheu, der sie dicht bedeckt,
Und wilder Wein in Ranken über ihnen.
Die einst getrotzt im Kampf der Feuerschlünde,
Sind jetzt ein Spiel der Wellen und der Winde.

Im Osten drängt das Meer sich in die Enge
Von Combur; jenseits steigt ein Labyrinth
Von Felsen an; zunächst vor uns beginnt
Ein heller Strand am Saume dunkler Hänge.
Das Kloster dort, das jene Kuppeln schmücken,
Ist Savina auf grünem Berges-Rücken.

Den alten Stamm im Myrthenhain verloren,
Wiegt eine Pinie dort ihr stolzes Haupt;
Orangenbäume, dunkelgrün belaubt,
Verneigen sich vor schlanken Sykomoren. —
Der Bischof mag sich unter jenen Bäumen,
Auf seinem Landsitz, wie im Himmel träumen. —

Die Bucht, die nun im Abendglanze flimmert,
Erstreckt sich süd- und ostwärts weit hinaus,
An jenem Ufer drängt sich Haus an Haus,
Wo Teodo als weißer Streifen schimmert.
Im Hintergrunde ragt auf einer Klippe
Verwitternd eines Klosters Steingerippe.

Digitized by Google

Man sieht den Spiegel nochmals sich verengen:
Der Felsen Vermač schiebt sich drohend vor;
Er läßt vor sich nur noch ein enges Thor;
Vermag sich da ein Schiff noch durchzudrängen,
Durch jene Schlucht mit steiler Felsenlehne? —
Das ist die schmale Rinne der Catene.

Auch diese Öffnung scheint am engsten Orte
Durch einen Block, den Berg Casson, verlegt,
Und eine Feste, Santa Croce, deckt
Die Einfahrt aus der düstern Felsenpforte.
Am Bergfuß, gleichwie Schwalbennester, kleben
Die Häuser von Perasto, laubumgeben.

Das Schiff durcheilt die Enge der Catene
Mit vollem Dampf, denn nirgend droht Gefahr . . .
Da plötzlich ändert sich wie wunderbar!
Mit einem Zauberschlag die ganze Scene:
Umringt von himmelhohen Berg-Kolossen,
Liegt nun die Bucht von Cattaro erschlossen.

Gewaltig thürmen sich die Felsenzacken
Zu einem Krater auf von selt'ner Art,
Und wie ein Wasserfall, der jäh erstarrt
Und der im Sturz zerschellt in graue Schlacken:
So dräu'n die Wände an des Ufers Säumen,
Wo tief geheimnisvolle Wellen schäumen.

Da gähnt es, wie ein Schlund, das enge Becken,
Die Ränder noch vom Abendlicht erhellt:
Das ist der Eingang in die Unterwelt.
Still! Still! lass't uns die Drachen nur nicht wecken!
Kein Vöglein singt sein Schlaflied in den Lüften,
Ein ernstes Schweigen ruht auf grauen Klüften.

Zwei kleine Inseln, die Krystallen gleichen,
Enttauchen nah am Strand der dunkeln Flut;
Die eine hält Sanct Georg in der Hut,
Die and're ist geweiht der Gnadenreichen
Als Wallfahrtsort; auch Kirchlein stehn inmitten:
Als weltvergessen Heim für Eremiten.

Digitized by Google

Im Norden ſtarrt als kahle Felſengruppe
Ungaſtlich der Crivoscie wildes Land,
Dort ſchimmert Riſano auf ſchmalem Strand,
Im Weſten Stolivo auf grüner Kuppe,
Im Oſten träumt Orahovac im Dunkeln,
Im Abendſtrahl die Dächer Ljutas funkeln.

Perzagno rechts, die Dobrota zur Linken,
Entfalten eine lange Häuſerflucht.
Ein Streifen Himmel überſpannt die Bucht,
Auf dem ſchon einzeln helle Sterne blinken.
Wo iſt denn Cattaro, die alte Feſte? —
Wohl tief verſteckt in einem Felſen-Neſte?

Dort ſteigen kühn, vom Blitze vorgeriſſen
In raſchem Zickzack Straßen himmelauf.
Das Saumthier klimmt geradewegs hinauf
Den ſteilen Hang mit allen Hinderniſſen
Von Cattaro hinweg — und dieſe Feſte
Bleibt fort noch unſichtbar in ihrem Neſte.

Der Dampfer hält, die Reiſe iſt zu Ende,
Auch Cattaro liegt ſchon vor uns, ganz dicht,
Und dennoch ſind die Thürme nur in Sicht
Und teppichartig laubbehängte Wände.
Aus einem niedern Thore ſtrömt die Menge
Dem Schiffe zu, geſchäftig im Gedränge.

Erſt jetzt gewahrt man alterndes Gemäuer,
Das mächtig rings die kleine Stadt umſpannt.
Nicht wahrnehmbar von Ferne, weil die Wand
Verhängt erſcheint von einem grünen Schleier . . . .
Und ſo verhüllt die Reſte alter Zeiten —
Ein Epheublatt — Venedigs Herrlichkeiten.

Trebinje, 1890.

Guzek.

Digitized by Google

Unter Österreichs Fahnen.

Erzählung von **Marie von Peltzeln** (Emma Franz).

Es war im Juni des Jahres 1848 zu Verona. In einer einfach möblirten Stube saßen drei Officiere in lebhaftem Gespräch, Major Weiß, Hauptmann Dorner und Oberlieutenant Hall.

Sie sprachen von dem, was ihnen besonders am Herzen lag, von den gegenwärtigen Kriegsereignissen; aber obschon sie sich über die höchst schwierige Lage der österreichischen Armee, welche von der Insurrection und dem piemontesischen Heere zugleich bedroht wurde, nicht täuschten, obschon die traurige Nachricht vom Falle Peschiera's eingetroffen war, ließen die wackeren Krieger den Muth nicht sinken. Das Vertrauen auf Vater Radetzky und auf die ausgezeichneten Männer, welche diesem zur Seite standen, lebte ungeschwächt in ihren Herzen fort, und konnten sie sich auch nicht den hohen Ernst der Lage verhehlen, gaben sie doch hoffnungsvoller Anschauung Raum. Mit wahrem Feuereifer sprachen die Drei von Kampf und Sieg und erst als Oberlieutenant Hall sich entfernte, nahm das Gespräch eine andere Wendung.

„Hast Du von Deinem Bruder noch immer nicht Nachricht erhalten?" fragte Hauptmann Dorner, indem er seiner Cigarre zarte blaue Rauchringe entlockte.

Eine Wolke senkte sich auf das Antlitz des Majors.

„Noch immer nicht," entgegnete er, „Albert's Schweigen ist mir unbegreiflich. Lang erklärte ich es mir dadurch, daß Zeit und Gedanken des jungen strebsamen Malers durch die Kunstschätze Roms lebhaft in Anspruch genommen wurden. Anfangs hatte er doch, wenn auch selten geschrieben, jetzt warte ich Wochen und Wochen vergebens auf einen Brief. Albert weiß wie sehr ich mich sehne Nachricht von ihm zu erhalten,

Digitized by Google

weiß daß mein Leben jeden Tag auf dem Spiele steht. Ich muß fürchten, daß er schwer krank ist —"

„Das ist er nicht," entgegnete Hauptmann Dorner.

Über die Züge des Major flog freudige Erregung.

„Du weißt von ihm," rief er, „Du sagst er sei gesund, das ist ja eine sehr beruhigende, eine frohe Nachricht — aber Du schaust so ernst vor Dich hin — schwebt Albert in irgend einer Gefahr?"

„Ja, wohl schwebt er, wie ich aus sicherer Quelle weiß, in Gefahr," entgegnete Dorner; „denn er ist in die Netze einer schönen koketten Italienerin gefallen und die Leidenschaft für sie macht ihn zu ihrem willenlosen Sclaven."

Betroffen schaute der Major dem Freund in die Augen.

„Was Du mir mittheilst, betrübt und beunruhigt mich," sagte er. „Wäre Friede im Lande, würde ich mir Urlaub erbitten und hineilen, ihn aus den Banden der Sirene zu befreien. Weißt Du, wie sich die Dame nennt, welche meinen Bruder bethört hat?"

„Signora Monti ist, wie mein Correspondent mir schreibt, eine fanatische Italienerin, die am liebsten selbst gegen uns in den Krieg zöge, eine gefährliche Frau, die im Stande ist Zärtlichkeit zu heucheln, um ihrer Sache neue Kämpfer zuzuführen." ·

„Du willst doch damit nicht sagen, daß Du meinen Bruder für fähig hältst zum Verräther zu werden," rief der Major und dunkles Roth bedeckte sein männlich schönes Antlitz.

„Das wollte ich nicht," entgegnete er, „ich habe nicht Ursache böses von ihm zu denken. Im Gegentheil, wie sollte Dein Bruder, der Sprosse einer Familie, die sich von jeher durch Kaisertreue und Patriotismus ausgezeichnet hat, aus der Art schlagen? Aber gibt es nicht andere Gefahren, führen nicht Verblendung und Leidenschaft zum Unglück?"

„Dir dem treuen Freund," nahm der Major das Wort, „Dir darf ich es ja sagen, daß ich, so groß auch meine Liebe für Albert, an dem ich Vaterstelle vertreten mußte, ist, doch manches anders bei ihm wünschen würde. Er und ich, wir sind in vielem so grundverschieden, daß er mich nicht versteht und ich ihn nicht begreifen kann. Einst hatte ich gehofft mehr Einfluß auf ihn nehmen zu können."

„Du konntest es nicht, weil Du außer Stande warst in seiner Nähe zu bleiben und seine Erziehung völlig zu leiten," sprach Dorner. „Übrigens ist es ungemein schwer gegen psychische Anlagen zu kämpfen,

Digitized by Google

Du vermochteſt nicht ſeine Charakterſchwäche zu beſiegen und ihm Deine Seelenſtärke einzuhauchen."

Ein Schatten ſenkte ſich auf des Majors Antlitz. Ihn hatte die Rede des Freundes verletzt. Das Lob, welches ihm dieſer auf Koſten ſeines Bruders geſpendet, that ihm wehe. Am meiſten ſchmerzte es ihn, daß er nicht mit Wahrheit ſagen konnte: „Du thuſt ihm Unrecht, wenn Du ihn der Charakterſchwäche zeihſt".

Dorner bemerkte den Eindruck, welchen ſeine Rede auf den Major hervorgebracht hatte und es that ihm leid ihn verſtimmt zu haben. Er begann ein anderes Geſpräch und mit gutem Erfolg.

Noch lang ſaßen ſie beiſammen und redeten von ihrem geliebten Öſterreich und von Vater Radetzky, dem Heldengreis, der in Gefahr und Unglück ungebeugt blieb und umrauſcht von den Wogen der Revolution und der Sturmfluth des feindlichen Heeres unerſchüttert das kaiſerliche Banner ſchwang.

* * *

Ein glänzender Sieg wurde von Öſterreichs heldenmüthigen Kriegern erfochten, Vicenza erobert. Der wunderbar erdachte Plan war ruhmreich ausgeführt worden und hatte ſein volles Gelingen gefunden.

Am 5. Juni hatte die Armee Mantua verlaſſen, um gegen Vicenza zu marſchiren; doch wurden zwei Brigaden des Reſerve-Corps von dem Marſchall nach Verona geſandt, wo ſie an den von den Piemonteſen beſetzten Poſitionen vorbeidefilirten und dann in die Feſtung einzogen. Durch dieſen Einmarſch getäuſcht und nicht ahnend, daß zu gleicher Zeit auf der anderen Seite General Culoz in der Stille mit zwei Batterien und 5400 Mann, welche früher die Beſatzung gebildet, Verona verließ, wähnten die Piemonteſen die Hauptmacht der öſterreichiſchen Armee befinde ſich in Verona.

Am 9. Juni abends traf General Culoz mit ſeinen Truppen bei dem die Stadt Vicenza beherrſchenden Monte Berico ein. Am 10. Juni wurde dieſer trotz verzweifelter Gegenwehr des Feindes erſtürmt. Auch auf den anderen Angriffspunkten errangen die Tapferkeit und der Todesmuth der Öſterreicher den Sieg.

Nachdem die Vicenza umgebenden Höhen von den Kaiſerlichen erſtürmt waren, ſah ſich General Durando, welcher in dieſer Stadt befehligt hatte, genöthigt zu capituliren.

Digitized by Google

Während dem Ausmarsche der feindlichen Truppen hielt sich, ebenso großmüthig und edel als tapfer und energisch, Feldmarschall Radetzky fern von diesem Schauspiel. Sich im Triumph über die Besiegten zu sonnen, lag seinem Herzen fern.

Die Schweizer eröffneten den Zug, ihnen folgten die Freiwilligen der italienischen Städte mitunter in seltsamen Trachten, dann kamen Amazonen in mittelalterlicher Kleidung, der Zug schien endlos und um so mehr, als sich ihm viele Wagen anschlossen, in denen Vicentiner, welche die Stadt verlassen wollten, saßen.

Still und öde war es nun in den von Barricaden erfüllten Gassen, rings um Vicenza hatten sich die beiden österreichischen Armee-Corps gelagert.

Die Division Culoz sollte noch diesen Abend nach Verona abrücken.

Es war ein feierlicher erhebender Moment, als plötzlich, statt der tricoloren Fahne, die bisher auf dem Thurme geweht, das österreichische Panier dort sichtbar wurde. Brausender Jubel erfüllte die Luft, die Musikbanden stimmten die Volks-Hymne an und aus tausend und tausend Kehlen erklang das herrliche, so mächtig zum Herzen sprechende Kaiserlied.

Auf Major Weiß aufmerksam gemacht der, durch Haltung und Miene die tiefste Niedergeschlagenheit verrathend, einen grellen Contrast gegen all' die von Siegesfreude erfüllten Krieger bildete, ließ der Marschall ihn zu sich bescheiden.

Sogleich folgte der Major dieser Aufforderung. Er trat langsamen Schrittes ein, salutirte und erhob den düsteren verstörten Blick zu dem Feldherrn, der mühsam seine peinliche Erregung verbarg, als er den Mann, dessen Haupt vor wenigen Tagen noch mit schwarzem Haar bedeckt gewesen, nun mit völlig ergrautem Kopf vor sich sah.

Er ließ die hellen freundlichen Augen forschend und theilnehmend auf ihm ruhen.

„Ich sehe, daß schwerer Kummer Sie getroffen hat", sprach er.

„Ja wohl", entgegnete Theodor Weiß, „mich haben wenige Stunden zum Greise gemacht."

„Wie soll ich das verstehen?" sprach der Marschall, „ist jemand, der Ihrem Herzen theuer war, auf dem Felde der Ehren gefallen?"

Ein Zucken durchbebte die Glieder des Majors, der Ausdruck bitterster Qual sprach aus seinen Zügen.

„O wäre es so!" rief er, „ich würde um den Todten trauern, aber was ich erlebt, was ich seit gestern leide" —

Digitized by Google

Seine Stimme zitterte in tiefem Weh.

„Was thue ich?“ fügte er in ruhigerem Tone hinzu. „Ich bin nicht berechtigt, die Siegesfreude durch meine Klagen zu trüben.“

Voll Mitgefühl blickte der Marschall nach dem Unglücklichen.

„Wenn es Ihnen wohlthut mir mitzutheilen, welcher Schmerz Sie getroffen hat, thun Sie es immerhin“, sagte er und seine tiefe wohllautende Stimme klang weich und mild. „Ich habe Ihren verstorbenen Vater gekannt und hochgeachtet, dies erwirbt Ihnen doppeltes Anrecht auf meine Theilnahme“.

Thränen traten in die Augen des Majors. Das Mitgefühl, welches sichtlich aus der Miene des greisen Feldherrn sprach, bewegte ihn tief und unwiderstehlich drängte es ihn, Vater Radetzky sein bitteres Leid anzuvertrauen.

„Ich hatte einen Bruder“, sagte er, „einen jüngeren Bruder, den ich wie einen Sohn liebte. Seit Monaten lebte er, welcher sich der Malerkunst gewidmet, in Rom. Viele Wochen erhielt ich keinen Brief von ihm und hörte nur, daß er eine heftige Leidenschaft für eine schöne Italienerin gefaßt; mich beunruhigte dies und doch ahnte ich nicht, was daraus entstehen konnte. Gestern beim Sturm auf den Monte Berico sollte ich ihn wiedersehen, aber nicht bei den Unseren, nicht für Kaiser und Vaterland kämpfend, sondern unter den italienischen Freischaaren sollte ich ihn treffen als Abtrünnigen, als Verräther! Bei diesem Anblick meinte ich sterben zu müßen, ich wankte, die Besinnung drohte mich zu verlassen, aber ich raffte all' meine Kräfte zusammen. Vorwärts! rief ich meinen Soldaten zu und stürmte mit geschwungenem Säbel dem Feind entgegen; wir drängten ihn zurück, um über Leichen schreitend die Anhöhe zu nehmen — rechts und links lagen Gefallene, unter ihnen mein Bruder, mein einziger Bruder! Ob er von meiner oder von eines Anderen Hand getödtet wurde, ich weiß es nicht. Vorwärts! rief ich wieder und vorwärts stürmten wir auf der Siegesbahn, ich stürzte mich in das dichteste Kampfgewühl, aber mich floh der Tod; o wäre ich gestorben — müßte ich nicht leben in solcher Qual!“

Seine Stimme erlosch, er bedeckte das Antlitz mit den Händen.

Tief erschüttert hatte der Marschall den Bericht des Majors vernommen.

„Wohl Ihrem Vater, daß er so schreckliches nicht erlebt“, sprach er bewegt. „Für solchen Schmerz, für solches Unglück weiß ich Ihnen kein Trosteswort zu sagen.“

Digitized by Google

Theodor Weiß ließ die Hände sinken, todtenbleich und tief verstört blickte er nach dem greisen Feldherrn.

„Das Leben ist mir nun eine furchtbare Last", sprach er, „was soll ich thun, um sie zu ertragen? O mein Albert!"

„Erfüllen Sie Ihre Pflicht und beten Sie für ihren Bruder", sagte Radetzky.

Major Weiß ergriff die Hand des Marschalls und drückte sie, ehe dieser es hindern konnte, an seine Lippen, er wollte sprechen, aber von Rührung übermannt, konnte er seiner Stimme nicht gebieten. Tief ergriffen entfernte er sich.

Unter den siegreichen Kämpfern, die heute auf ihren Lorbeern ruhten, mochte wohl gar mancher ein „theueres Haupt" vermissen, mancher einen lieben Kameraden, einen Blutsverwandten beweinen; doch hatte wohl keiner so furchtbareres erlebt als Major Weiß.

Gestern hatte ihn die Aufregung des Kampfes aufrecht erhalten, heute drohte seine Kraft zu brechen unter der Wucht des Schmerzes. Er ging durch eine einsame Gasse, in der eine halbzerstörte Barricade an den vergeblichen Widerstand der Stadt erinnerte.

Der Major blieb einen Moment stehen und ließ den trüben Blick auf den Trümmern ruhen.

Da war ihm, als bewegten sich die todten Steine, als rege es sich im Schutthaufen und als höbe sich dieser seltsam wankend empor. Und vor seinen Augen flimmerten bald grüne, bald blaue, bald röthliche Licht-Reflexe — dann schwand ihm das Bewußtsein.

Als er erwachte, sah er sich in einem fremden Zimmer im Bette liegen. Ein junger Officier beugte sich über ihn und legte ihm eine kalte Compresse auf das Haupt.

„Wo bin ich?" fragte er, „wie komme ich hierher?"

„Ich habe Sie bewußtlos bei den Überresten einer Barricade gefunden", entgegnete der junge Mann, „und schaffte Sie mit Hilfe eines Soldaten in das Haus, in dem ich einquartirt bin."

„Sie scheinen mir bekannt", sprach der Major, „wer sind Sie?

„Ober-Lieutenant Schmied", antwortete der junge Mann.

Der Major schüttelte das Haupt.

„Möglich, daß ich Sie einmal im Kampfgetümmel gesehen", sprach er oder mich täuscht eine Ähnlichkeit mit jemand, den ich gekannt; gleichviel, ich danke Ihnen von Herzen; aber nun muß ich fort, die Pflicht ruft mich."

Digitized by Google

Mit diesen Worten wollte er sich emporrichten, aber kraftlos sank er wieder zurück.

„Bleiben Sie ruhig, ich bitte," sagte Schmied. „Ihr Erkranken wurde gemeldet. Der Arzt war hier und findet größte Schonung und Ruhe dringend geboten, doch äußerte er zu meiner Freude, daß er hoffe, Sie bald herzustellen."

Der Major seufzte. Ihm war dieser Ausspruch kein Trost, denn er sehnte sich nach dem Tode; aber wenn Gott ihn nicht abrief mußte er, wie ein wackerer Soldat der in der größten Gefahr, im bittersten Ungemach seinen Posten nicht verlassen darf, geduldig ausharren.

Es gibt Fälle, in welchen Krankheit zur Wohlthat wird. So war es auch hier. Des Majors physische Schwäche und Abspannung milderten das grelle Bewußtsein des furchtbaren Unglücks. Voll lebhafter Theilnahme hörte er von den Erfolgen der österreichischen Armee.

Mit leuchtenden Augen erzählte ihm Ober-Lieutenant Schmied wie durch die Voraussicht des Feldherrn neuerdings Unheil abgewendet worden war. Es hatte früher manchen der siegesfrohen Krieger Wunder genommen, daß der Marschall dem Feinde bei der Capitulation Vicenza's so günstige Bedingungen gewährt; jetzt sahen wohl alle ein, daß eine längere Belagerung der Stadt es unmöglich gemacht hätte, General Culoz mit seinen Truppen so rasch nach Verona zurückzusenden. Daß es geschehen war, geschehen hatte können, erwies sich als das größte Glück; denn als die Piemontesen von dem Marsch nach Vicenza und dem Fall dieser Stadt gehört, hatten sie, in der Meinung Verona sei nur schwach besetzt, die Festung angegriffen. Der Succurs für die wenig zahlreiche Garnison war aber rechtzeitig von Vicenza eingetroffen und der Angriff mislungen.

Karl Schmied ahnte nicht, warum der Major, den dieser Bericht sichtlich mit großer Freude erfüllt hatte, plötzlich von finsterer Schwermuth ergriffen, das Gesicht mit den Händen bedeckte, während ein tiefer Seufzer sich seiner Brust entrang.

* * *

Im Frühjahre 1849 wurde der Waffenstillstand, welcher nach der für Österreich siegreichen Schlacht bei Custozza geschlossen war, von Seite Piemonts gekündigt.

In der Villa Reale zu Mailand, wo sich das Hauptquartier des Feldmarschalls befand, langte ein piemontesischer Stabsofficier an.

Digitized by Google

Als dieser, eine Depesche in der Hand, eintrat, ging ihm Radetzky mit den Worten entgegen: „Ich weiß schon was Sie mir bringen, und danke Ihnen dafür."

Nachdem der Marschall die Depesche gelesen hatte, lud er den Stabsofficier zu Tisch ein. Der Piemontese lehnte bescheiden die Einladung ab und entfernte sich.

Als der greise Feldherr in das Vorzimmer tretend sprach: „Meine Herren, man hat uns den Waffenstillstand gekündigt," da umarmten einander die Ordonanz-Officiere in stürmischer Freude. Einer derselben eilte fort, bestieg sein Pferd und brachte der zum Exerciren ausgerückten Garnison von Mailand die frohe Botschaft. Sie wurde mit maßlosem Jubel aufgenommen. Die Soldaten schmückten sich mit dem aus einem grünen Reis bestehenden Feldzeichen. Sobald der Abend gekommen war, zogen sechs Musikbanden von Officieren und Tausenden von Soldaten gefolgt vor die Wohnung Radetzky's und brachten dem Kaiser und dem Marschall donnernde Vivats aus.

Als der greise Feldherr, Thränen im Auge, seinen Kindern sich zeigte, da wollte der Jubel nicht enden.

Nachdem die Musikbanden dem geliebten Heerführer ihr Ständchen gebracht, zogen sie von Soldatenschaaren begleitend, Kriegsmärsche und die Volkshymne spielend, durch die Straßen.

Am 18. März setzte sich die österreichische Armee in Bewegung.

Zu St. Angelo wurde das Hauptquartier in das alte Castell verlegt, einem mit Thürmen versehenen Gebäude. Von dem vernachlässigten Garten führten breite Treppen nach einer Terrasse.

Auf Anordnung des Feldmarschalls spielte nach Tisch eine Musikbande. Zahlreiche Officiere und Soldaten fanden sich ein. In der herrlichen Abendbeleuchtung bot das alte Castell mit seinem verwilderten Garten, in welchem in bunter Abwechslung Uniformen verschiedener Art zu sehen waren, einen überaus malerischen Anblick.

Als die Musikbande einen Steirer anstimmte, begannen Tyroler Schützen, Wiener Freiwillige und Jäger jauchzend zu tanzen, auch die ungarischen Grenadiere nahmen an der Lustbarkeit Theil, und inmitten der jubelnden Soldaten war Vater Radetzky und freute sich herzlich über die Fröhlichkeit seiner Kinder.

Ober-Lieutenant Schmied befand sich auch unter den im Garten versammelten Kriegern und lauschte den Klängen der Musik und sah dem

Digitized by Google

luſtigen Treiben zu. Er war in gehobener Stimmung, er hoffte, daß der Kampf auch diesmal zum Siege führen werde und, mit Leib und Seele Soldat, freute er ſich daß es ihm vergönnt war ſein Leben für Kaiſer und Vaterland einzuſetzen; auch er blickte mit unbegränztem kindlichen Vertrauen auf den greiſen Marſchall, der die Armee, da alles verloren ſchien, aus der Tiefe des Unglücks, auf die Höhen des Ruhmes und des Sieges geführt hatte.

Plötzlich verdüſterte ſich die heitere Miene des jungen Officiers, er mußte des beklagenswerthen Mannes denken, deſſen er ſich zu Vicenza liebevoll angenommen hatte und der, wenn auch körperlich geneſen, die Beute einer an Gemüthskrankheit gränzenden Melancholie war.

Da er ihn ſehr lieb gewonnen und mit Freude geſehen, daß der Major Zuneigung für ihn gefaßt, hatte er ſich eifrig bemüht, die düſteren Schatten, welche auf deſſen Seele ruhten, zu verſcheuchen und manchmal war ihm dies auch gelungen, doch jedesmal nur für kurze Zeit.

Mitten in dem frohen Treiben um ihn her drängte ſich dem Ober-Lieutenant das Bild des traurigen Mannes auf, der das Lächeln verlernt zu haben und einen ungeheuren Schmerz im Herzen zu tragen ſchien und es ergriff ihn mit einemmal der lebhafte Wunſch ihn zu ſehen und zu ſprechen.

„Vielleicht kann ich es bald nicht mehr," dachte er bei ſich, „vielleicht erfüllt Gott ſeine heiße Sehnſucht nach dem Tod und läßt ihn auf dem Felde der Ehre ſterben."

Karl Schmied entfernte ſich und lenkte ſeine Schritte nach einem der alten Häuſer, welche den Garten des Caſtells umgaben. Dort war Major Weiß einquartirt.

Er ſaß auf der Terraſſe und ſchaute träumeriſch vor ſich hin.

Als er ſeinen jungen Freund erblickte erhellten ſich ſeine Züge, und er ſtreckte ihm ſichtlich erfreut die Hand entgegen.

„Sie haben die Fröhlichen verlaſſen, um mich grämlichen Murrkopf aufzuſuchen", ſagte er, nach dem Garten weiſend, von dem die heitere Muſik herübertönte, „das iſt ſchön."

„Mein Herz drängte mich zu Ihnen", ſprach der junge Mann, „ich ſehnte mich, mit Ihnen zu reden; zugleich habe ich eine Bitte zu ſtellen, die Sie mir, ſo hoffe ich, gewähren werden."

„Und dieſe iſt?" fragte der Major.

„Wir gehen jetzt ernſten Kämpfen entgegen", antwortete Schmied, „ich hoffe zu Gott, daß ſie zum Siege führen. Viele der Unſrigen werden

Digitized by Google

nicht aus diesem Feldzuge in die Heimat zurückkehren. Sollte ich zu Jenen zählen, sollte ich fallen, während Sie unverletzt bleiben, dann seien Sie, ich bitte, der Übermittler meiner Abschiedsgrüße und dieses Schreibens an meine Mutter."

Mit diesen Worten zog er einen Brief aus der Brusttasche und reichte ihn dem Major.

Dieser nahm ihn in Empfang.

„Gott gebe, daß Ihr junges Leben erhalten werde und daß mich der Tod von allem Kummer erlöse", sagte er. „Möge das Gebet, welches Ihre Mutter aus angstvollem Herzen für Ihre Rettung zum Himmel sendet, Erhörung finden, möge der furchtbare Schmerz, den geliebten Sohn zu verlieren, ihr erspart bleiben."

Eine Wolke flog über die Stirne des jungen Mannes. Seine dunkelblauen Augen schauten traurig vor sich hin.

Der Major hatte, ohne es zu ahnen, einen wunden Punkt seines Herzens berührt; von Kindheit an war sein Lebensweg nicht durch den warmen Strahl der Mutterliebe erhellt worden. Dies hatte ihn mehr gekränkt als Mangel und Entbehrungen, welche er in seiner Kindheit und ersten Jugend erdulden hatte müßen. Er konnte nicht glauben, daß sein Verlust daheim großen Kummer verursachen würde; dem ungeachtet hielt er sich der Frau, die ihn geboren und groß gezogen, zu Dank verpflichtet.

Der Major bemerkte den Schatten nicht, welcher sich bei seinen Worten auf des jungen Mannes Antlitz gesenkt: er hatte die Augen auf die Adresse des Briefes geheftet und ein Ausdruck von Überraschung sprach aus seinen Zügen.

„Ihre Mutter nennt sich Hortense Schmied?" fragte er.

„Ja wohl", entgegnete der Ober-Lieutenant.

„Ich kannte eine Französin, Namens Hortense Schmied", nahm der Major das Wort, „es wäre ein eigenthümlicher Zufall, wenn die Zusammenstellung dieser beiden Namen zweimal stattgefunden hätte; oder sollte es Ihre Mutter gewesen sein, die mich brieflich von dem größten Unglück, das mich getroffen, benachrichtigt — was sage ich — nicht das größte Unglück war es, denn ich durfte meine Eltern auch im Tode noch lieben!"

Theilnehmend blickte Karl nach dem tief erregten Manne, in dem der Name Hortense Schmied offenbar schmerzliche Erinnerungen erweckt hatte.

„Verzeihen Sie, mein junger Freund, daß ich immer wieder zu klagen beginne", sagte der Major. „Ein großer Dichter sagt: Es wecket die

Digitized by Google

Klage die Todten nicht auf, und doch wird geseufzt und geweint, als könnten Ströme von Thränen, was geschehen ist, ungeschehen machen. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber Ihre Nähe thut meinem Herzen wohl und sehe ich in Ihre guten treuen Augen, aus denen lebhaftes Mitgefühl spricht; dann ist mir, als sollte ich nicht in meiner Brust verbergen, was mich drückt. Und doch kann ich mich nicht entschließen, Ihnen zu bekennen worin mein größtes Unglück besteht. Einem nur habe ich es gesagt im Momente höchster Erregung, Einem nur — Vater Radetzky."

„Es macht mich glücklich, daß Sie mir gut sind", sprach Karl Schmied.

„Ja, das bin ich, weiß Gott!" rief der Major, „aber wohin habe ich mich verirrt — ich wollte Sie hinsichtlich Ihrer Mutter befragen. Hat sie nicht mehrere Jahre zu L*** gelebt?"

„Ja wohl", entgegnete der Ober-Lieutenant.

„Meine Eltern und ich brachten vier Jahre dort zu", nahm der Major wieder das Wort. „Gegen Ende dieser Zeit miethete in dem Hause, wo wir wohnten, eine junge Französin, Namens Hortense Schmied, ein Zimmer. Sie bezog es einige Tage, bevor ich in die Militär-Akademie zu N.... eintrat, mit ihrem wenige Wochen alten Knäblein. Meine Mutter fühlte Mitleid mit der beklagenswerthen Frau, die kaum vor einem halben Jahre ihren Gatten verloren hatte und nun sich in sehr trauriger Lage befand. Um sich in der französischen Sprache zu üben und zugleich um der Witwe eine ihr wünschenswerthe Beschäftigung zu verschaffen, ließ sie sich von ihr Unterricht ertheilen. Als meine Mutter einem Knaben das Leben gegeben, übernahm Hortense Schmied die Pflege der Wöchnerin und entledigte sich, wie ich hörte, dieser Aufgabe mit großem Geschick."

„Die Trennung von meinen geliebten Eltern fiel mir sehr schwer, obschon ich nicht ahnte, daß ich die Theueren nicht wiedersehen sollte. Unmöglich ist es, zu beschreiben, was ich empfand, als ich eines Tages durch einen Brief von Hortense Schmied die furchtbare Nachricht erhielt, daß der Tod mir meine Eltern geraubt. Als sie über eine Brücke gefahren, war diese eingestürzt und Beide hatten in dem stark angeschollenen reißenden Strom den Tod gefunden. Die Schreiberin des Briefes erklärte sich bereit, die Pflege des verwaisten Knaben zu übernehmen."

„Wohl hauptsächlich aus Schrecken und Schmerz verfiel ich in eine schwere Krankheit, aber meine Jugendkraft siegte und ich genas."

Digitized by Google

„Alljährlich reiste ich in der Ferienzeit nach L***, um meinen kleinen Bruder zu sehen, ich hatte", fügte der Major mit vibrirender Stimme hinzu, „den herzigen Knaben innig in mein Herz geschlossen, ich betrachtete ihn als ein heiliges Vermächtnis meiner Eltern. Als ich die Studienjahre in der Militär-Akademie vollendet und eine Cousine meiner Mutter sich bereit erklärt hatte, Albert in ihr Haus aufzunehmen, reiste ich nach L***, um meinen Bruder abzuholen und zu unserer Tante zu geleiten. Beim Abschied dankte ich Hortense Schmied mit Wärme für die Sorgfalt, mit welcher sie den Knaben gepflegt. Bei meinen Worten brach sie in Thränen aus. Dann bat ich sie, mir bisweilen Nachricht zu geben, wie es ihr erginge und falls sie der Hilfe bedürfe, sich an mich zu wenden. . . Sie hat dies nicht gethan und nicht ein einzigesmal an mich geschrieben. Kurze Zeit, nachdem sie mir Albert übergeben, hat sie L*** verlassen, da ohne Zweifel Ihre Mutter mit jener Hortense Schmied, welche ich gekannt, identisch ist, dürfte sie wohl der schrecklichen Katastrophe gegen Sie erwähnt haben, von welcher ich Ihnen berichtet."

„Niemals."

„Unbegreiflich!"

„Mich nimmt es nicht so sehr Wunder", sagte Karl Schmied. „Die Mutter spricht nicht gern von der Vergangenheit. Sie ist überhaupt ungewöhnlich ernst und still, ich glaube, ich habe sie nie lächeln gesehen."

„Ich erinnere mich, daß mir, wenn ich zur Ferienzeit nach L*** kam, meinen kleinen Bruder zu besuchen, Hortense Schmied's Wortkargheit, die seltsam mit ihrer früheren Lebhaftigkeit contrastirte, auffiel."

„Sie wollen also meine Bitte erfüllen?" fragte Karl.

„Gewiß, sollte aber ich aus diesem Feldzuge nicht zurückkehren, sagen Sie Ihrer Mutter, daß, obschon sie jeden Dank abgelehnt, mein Herz nicht vergessen hat, welche Verdienste sie sich um meinen Bruder erworben — o wäre er gestorben, ehe er zum Mann geworden!"

„Sie haben ihn, als er schon herangewachsen, durch den Tod verloren?" fragte Ober-Lieutenant Schmied.

„Ja, verloren — verloren!" rief der Major und in seinem hageren Gesicht zuckte es seltsam, „ich habe niemand mehr auf dieser Welt, gebe Gott, junger Freund, daß Ihnen ein glücklicheres Loos beschieden sei."

Thränen umflorten Karl's Blick, ihn hatte oft fremdes Leid mit Theilnahme erfüllt, aber seine Augen waren dabei trocken geblieben. Wie kam es, daß der ungekannte Kummer dieses Mannes ihn so tief ergriff?

Digitized by Google

Er schämte sich fast seiner Rührung, da er, wie die rasch urtheilende Jugend zu thun pflegt, Thränen eines Mannes unwürdig fand.

Nicht ohne Mühe verbarg er beim Abschied seine tiefe Bewegung und gar ernst sah er vor sich hin, als er zwischen den Wachtfeuern hinschritt, um die sich die Soldaten gruppirten, völlig unbewußt einen malerischen Anblick darbietend; aber als er die Augen nach dem alten Castell wandte, in dem Vater Radetzky weilte, da wich die Trauer von seinen Zügen und ahnungsvolle Freude erfüllte seine Brust.

* * *

Der dreiundzwanzigste März, jener für Österreichs Geschichte ewig denkwürdige Tag, war angebrochen, frohen Muthes zogen die kaiserlichen Truppen dem Kampf entgegen; der jüngst errungene Erfolg bei Mortara hatte Freude in den Reihen der österreichischen Krieger verbreitet und sie dürsteten darnach, neue Siege zu erfechten.

Und so sollte es auch kommen. Bald schmückten frische Ruhmeskränze die kaiserlichen Fahnen. Der genial angelegte Plan Radetzky's wurde ausgezeichnet ausgeführt und dabei bewunderungswürdige Beweise von Ausdauer und Tapferkeit gegeben. Über jedes Lob erhaben war der heroische Kampf, den das Corps d'Aspre und speciell die Division Erzherzog Albrecht 15.000 Mann gegen 50.000 Mann fünf Stunden hindurch bestand, ohne zu weichen.

Erzherzog Albrecht hatte sich als der würdige Sohn seines ruhmreichen Vaters erwiesen.

Der Jubel und die Begeisterung, welche im Lager der österreichischen Armee herrschten, waren unbeschreiblich, so auch die Liebe und Verehrung für Vater Radetzky.

Schwerverwundete riefen ihm, sobald sie ihn erblickten, ein Lebehoch zu und waren sie zu schwach, dies zu thun, begrüßten sie ihn, indem sie mühsam den Arm erhoben.

Der Feldzug war beendet, ein Waffenstillstand wurde geschlossen, um die Friedens-Präliminarien einzuleiten.

Major Weiß hatte nicht den ersehnten Tod gefunden, aber er war von einer feindlichen Kugel getroffen worden und lag einige Tage in heftigem Wundfieber. Während dieser Zeit hatte ihm wiederholt gedünkt er sehe Karl Schmied an seinem Lager stehen und ihn liebevoll besorgt anblicken.

Digitized by Google

Als er wieder bei klarer Besinnung war, fragte er den Feldarzt, der ihn besuchte, ob wirklich Ober-Lieutenant Schmied unverletzt geblieben, oder ob es eine Sinnestäuschung gewesen sei, als er gemeint, ihn bei sich zu sehen.

„Es war keine Täuschung", entgegnete der Arzt, „der junge Mann wurde nicht verwundet, obschon er immer im dichtesten Kugelregen war und Wunder der Tapferkeit verrichtet hat. Wollen Sie ihn sprechen? Er befindet sich im Nebenzimmer."

„O lassen Sie ihn kommen", rief der Major, „es wird mir wohlthun, ihn zu sehen."

Der Arzt entfernte sich und einen Augenblick später trat Schmied ein. Er faßte die Hand des Verwundeten und die Freude über die zurückgekehrte Besinnung desselben sprach nicht nur aus seinen Worten, sie leuchtete auch aus seinen Augen. Bald lagerte sich aber ein tiefer Schatten auf des Jünglings Stirn, ein Schatten, der schon früher darauf geruht und nur vorübergehend verdrängt worden war.

Dem Major entging dies nicht.

„Ich zweifle nicht, daß Sie sich über die Besserung meines Zustandes freuen", sagte er, „und ebenso wenig, daß der glänzende Sieg, den Österreichs Armee erfochten, Sie beglückt und doch — gewiß, ich täusche mich nicht, doch sind sie traurig."

„Ja, es ist so", entgegnete der Ober-Lieutenant, „ich habe trübe Kunde von daheim erhalten. Meine Mutter ist schwer erkrankt, heute noch reise ich zu ihr."

Nach kurzem bewegten Abschied von dem Major entfernte sich Schmied.

* * *

Hortense Schmied hatte einige Zeit, nachdem sie in den Besitz einer kleinen Erbschaft gekommen und nicht mehr genöthigt war Unterricht in der französischen Sprache zu ertheilen, ihrer Menschenscheu Rechnung getragen und sich in ein stilles lieblich gelegenes Dorf zurückgezogen. An einem klaren Frühlingsmorgen ging Karl Schmied den Waldweg, der dorthin führte. Es war schön, wohin sein Auge blickte; junges Laub hüllte die Zweige der Bäume in lichtgrüne Schleier, Thauperlen glitzerten im Sonnenlicht auf Gras und Busch. Der belebende Hauch des Lenzes hatte

Digitized by Google

Blumen in reicher Fülle hervorgelockt, die Erſtlinge der Inſectenwelt badeten ſich wohlig im warmen Schein und über alle dem lachte der Himmel in reinem wolkenloſen Blau.

Der einſame Wanderer war nicht unempfindlich für den Reiz, der in dem lieblichen Bilde neu erwachten Lebens lag, ja er fühlte ihn vielleicht tiefer als je, allein die Frühlingsfreude konnte ſein ſorgenſchweres Gemüth nicht von der Laſt befreien. Hatte auch die Mutter ſeinen Durſt nach Liebe nicht geſtillt, ſo war ſie doch ſtets beſtrebt geweſen, für ihn zu ſorgen und ihre Pflicht gegen ihn zu erfüllen. Somit war er ihr dankbar und der Gedanke, ſie zu verlieren, erſchütterte ihn. Deshalb ſtimmte ihn heute die Schönheit der Natur wehmüthig.

Jetzt hatte er das Dorf erreicht, jetzt ſtand er vor dem kleinen Gebäude, das die Mutter bewohnte.

In ihrem Zimmer waren die Fenſtergardinen herabgelaſſen.

Zögernd blieb Karl Schmied auf dem ſchmalen Stege ſtehen, der über den klaren leiſe dahinrauſchenden Mühlbach nach dem Hauſe führte. Er, der im Kugelregen keine Furcht gekannt und nichts anderes gedacht als „vorwärts", beſaß nun kaum den Muth einzutreten und die Frage zu ſtellen: Wie geht es meiner Mutter?

Bald überwand er jedoch dieſe Schwäche und trat in das Haus.

Die alte Magd ſchlug die Hände zuſammen als ſie ihn ſah.

„S' iſt zu ſpät!" jammerte ſie, „juſt iſt die arme gnädige Frau geſtorben!"

Kein Laut kam von den Lippen des jungen Mannes, er ſtand und ſchaute ſtarr in das Geſicht der Dienerin.

„Ja, juſt geſtorben," ſagte dieſe noch einmal. „Wenn Sie nur eine Viertelſtunde, ja zehn Minuten früher gekommen wären!"

Karl Schmied antwortete nicht, ſondern ſchritt an der Magd vorüber in das Zimmer ſeiner Mutter.

Dort lag ſie ſtill und bleich in ihrem Bette, die ſcharfen Züge ſchärfer noch als im Leben, die dunklen Augen geſchloſſen, die Hände über der Bruſt gefaltet.

Von tiefem Schmerz ergriffen ſank der junge Mann neben dem Lager auf die Knie und betete für das Seelenheil der Entſchlafenen.

Nach einer Weile erhob er ſich, nahm auf dem neben dem Bett ſtehenden Stuhle Platz und gab ſich ſeiner traurigen Gedanken hin.

Digitized by Google

Plötzlich öffnete sich die Thür, die alte Magd trat ein. Mit peinlicher Genauigkeit schilderte sie die Krankheit und die letzten Stunden der Verstorbenen.

„Hat sie mir keinen Abschiedsgruß gesandt?" fragte Karl.

„Nein, aber einen Brief hat sie Ihnen übergeben wollen, den sie schon, ehe sie krank geworden, geschrieben, wo hab' ich ihn nur hingelegt — richtig dort auf den Tisch, noch im Sterben hat sie von dem Brief phantasirt."

Hastig bemächtigte sich der junge Mann des Schreibens und eben wollte er es entfalten als ein Blick auf die Adresse ihn davon abhielt. Der Brief war nicht an ihn, sondern Major Weiß bestimmt. Schmerzlich enttäuscht trat er zum Fenster und schaute hinaus in die vom Frühlingsglanz verschönte Gegend während die Magd leise murmelnd und verdrießlich das Zimmer verließ.

So hatte denn auch das Herannahen des Todes den Quell der Liebe ihm nicht erschlossen, so hatte die Mutter ihm keinen Gruß, kein Wort gesandt, das er in seinem Herzen treu hätte bewahren können und das ihm eine süße Erinnerung an die Verblichene geblieben wäre.

Wiederholt war er als Knabe und Jüngling kühl zurückgewiesen worden, wenn er; nach warmen Liebesstrahlen sich sehnend, herzliche Worte zu ihr gesprochen — allein, daß sie selbst am Rande des Grabes seiner nicht liebend gedacht, das bereitete ihm bitteres Leid. Karl Schmied verlebte traurige Tage in der Wohnung, in welche der Tod eingezogen war — langsam schlich die Zeit dahin, bis er die schmerzliche Pflicht erfüllt hatte, die irdische Hülle der Verblichenen zur letzten Ruhestätte zu geleiten.

Unterdessen hatte sich des Majors Zustand so sehr gebessert, daß er sich nach Mailand begeben konnte. In einer von ihm gemietheten kleinen Wohnung brachte er die Zeit der Reconvalescenz zu. Es fehlte ihm nicht an guter Pflege, mehrere Kameraden, unter ihnen Hauptmann Dorner, besuchten ihn, das wohlige Gefühl wiederkehrender Gesundheit durchströmte seine Glieder, der glänzende Sieg Österreichs erfüllte ihn mit Freude, allein eben die begeisterte Liebe für Kaiser und Vaterland, welche ihn durchglühte, erhöhte den brennenden Schmerz über den Verrath seines Bruders.

Durch das geöffnete Fenster drang laue Lenzesluft herein und umschmeichelte die Glieder des Reconvalescenten, der sich auf das Ruhebett gestreckt hatte, denn noch fühlte er sich ermattet.

Digitized by Google

Nun legte er das Buch, in dem er gelesen, bei Seite und schaute sinnend vor sich hin. Süß schmerzliche Erinnerungen tauchten in ihm empor.

Plötzlich weckte ihn das Öffnen der Thüre aus seiner Träumerei. Er wandte das Haupt und freudige Überraschung durchzuckte ihn, als er Karl Schmied vor sich sah.

Rasch sich erhebend breitete er unwillkürlich die Arme aus. Der Ober-Lieutenant sank an seine Brust.

Bei dem Freunde, der ihm fast väterliche Zuneigung schenkte, hoffte der junge Mann inniges Mitgefühl zu finden und so war es auch. Bewegt vernahm der Major, daß Hortense Schmied einen Brief für ihn hinterlassen.

Während er das Blatt entfaltete, trat Karl an das Fenster und blickte hinaus.

Plötzlich tönte ein Ausruf der Überraschung, ein unarticulirter Schrei an sein Ohr.

Rasch wandte er sich und eilte zu Theodor Weiß. Dieser wehrte ihn aber sanft ab und fuhr, die Augen fest auf den Brief geheftet, zu lesen fort. Nun ließ er das Blatt seinen Händen entgleiten, schlang die Arme um den jungen Mann und ihn innig an seine Brust drückend, rief er mit bebender Stimme: „Mein Bruder, mein geliebter Bruder!"

Im ersten Augenblicke erwiderte Karl die stürmische Liebkosung des Majors nicht. Er war bestürzt und konnte sich dessen seltsames Betragen nicht erklären.

„Ja, Du bist mein Bruder, Du bist es," sagte Weiß, indem er sich emporrichtete und mit liebendem Blick den jungen Mann betrachtete. „Nun weiß ich, was mir Deine Züge bekannt erscheinen ließ, warum ich so gern in Deine Augen schaute, sie sind cyanenblau wie die meiner armen Mutter waren!"

„Wie soll ich Ihre Worte verstehen," sagte Karl, „Sie nennen mich Ihren Bruder —"

„Frage nicht, sondern lies dies Schreiben," sprach der Major, ihm das Blatt reichend.

Es enthielt folgende Zeilen:

„Ich fühle mein Ende herannahen und will nicht mit einer Lüge aus der Welt scheiden, will das Geheimnis, welches mehr als zwanzig Jahre meine Seele belastet, nicht in das Grab nehmen. Oft schon drängte

Digitized by Google

mich mein Gewissen Ihnen den Betrug zu bekennen, den ich verübt, aber die Furcht vor Strafe und Schande hielten mich ab diese schwere Pflicht zu erfüllen. So sei denn in diesen Zeilen das peinliche Geständnis abgelegt! Der Kleine, den ich als Ihrer Mutter Kind gelten ließ, den ich Ihnen übergab, war nicht ihr, sondern mein Sohn, dem ich ein glänzendes glückliches Los verschaffen wollte, während er bei mir Mangel und Entbehrung erdulden hätte müßen. Er, der für meinen Sohn galt, ist Ihr Bruder. Vielleicht würde ich mich nicht entschlossen haben, so große Schuld auf meine Seele zu laden, wäre nicht Ihr Bruder so schwach und elend gewesen, daß ich dachte, er werde bald seinen Eltern nachfolgen. Ich hatte mich getäuscht, er erholte sich und mit Wahrheit darf ich es behaupten, seine Mutter hätte ihn nicht mit größerer Sorgfalt pflegen können, als ich es gethan. Daß nicht der herannahende Tod mir die Geistesklarheit getrübt hat und daß ich somit bei voller Bewußtsein dies Bekenntnis ablege, können Ihnen mein Arzt und meine Pflegerin bezeugen.

Noch einmal stelle ich die Bitte: „Verzeihen Sie mir und glauben Sie, daß schon hiernieden meine Schuld durch Gewissensqual schwer gestraft wurde — auch flehe ich Ihren Bruder an, er möge mir vergeben — schmerzlich empfinde ich es, die bitterste Reue kann ihm nicht das Jugendglück zurückgeben, um das ich ihn betrogen.

Kaum wage ich die Bitte für mich Unwürdige zu beten. Gott erbarme sich meiner!"

Hier endete das Schreiben der Französin, die aus irregeleiteter Mutterliebe so schwer gesündigt hatte.

Die Brüder fanden kaum Worte, ihre Gefühle auszudrücken, aber der Jüngere sank an des Älteren Brust, der seine Arme liebend um ihn schlang. Ihre Herzen pochten höher in freudiger Rührung über das unschätzbare Glück, welches ihnen der Himmel beschеert hatte.

* * *

Es war mehrere Tage später, daß Major Weiß sich bei Marschall Radetzky melden ließ.

Der greise Feldherr empfing ihn mit jener schlichten Freundlichkeit, die ihm alle Herzen gewann.

Als der Major vor ihm stand und in die klaren blauen Augen Radetzky's blickte, die wohlwollend auf ihn ruhten, da trat lebhaft die

Digitized by Google

Erinnerung an die Stunde vor seine Seele, in der er ihm sein bitteres Leid anvertraut.

„Ich habe Euerer Excellenz zu Vicenza mein Herz geöffnet", sagte er, „habe von dem brennenden Schmerz gesprochen, den es mir verursacht, meinen Bruder als Verräther in den Reihen der Feinde fallen zu sehen. Die edle Theilnahme, welche ich damals gefunden, treibt mich meine Freude zu verkünden. Jener Unselige, welcher um einer schönen Frau willen Pflicht und Ehre vergessen, war nicht mein Bruder. Eine Sterbende legte das Bekenntnis ab, daß sie das ihr anvertraute Kind meiner verstorbenen Eltern gegen ihren Knaben vertauscht. Auf dem Namen meiner Familie ist kein Makel, der jüngste Sprosse derselben, mein theurer Bruder Albert hat in den Reihen der Unsrigen für Kaiser und Vaterland gekämpft. Ich lernte ihn, der sich damals Karl Schmied nannte, zu Vicenza kennen und wir beide ahnten nicht, daß uns Bande des Blutes eng verknüpften."

Der Marschall faßte die Hand des Majors und drückte sie mit Wärme.

„Seien Sie überzeugt, daß ich mich mit Ihnen herzlich freue," sagte er. „Ich möchte gern genau wissen, wie sich die Sache zugetragen und wünsche Ihren Bruder kennen zu lernen. Ein Ober-Lieutenant Namens Karl Schmied hat sich bei Novara ausgezeichnet — ist er es?"

„Ja, Karl Schmied, so nannte sich mein Bruder, ehe er und ich den Namen, der ihm gebührt, erfahren."

„Ich werde Ihnen einen Vorschlag machen", sprach Radetzky, „kommen Sie heut' Abends mit ihrem Bruder zu mir, da wollen wir plaudern und Sie erzählen mir den seltsamen Vorgang."

Freudig der Einladung folgend, begaben sich die beiden Brüder zur bestimmten Zeit zum Feldmarschall und froh bewegt verließen sie ihn eine Stunde später.

Diese Stunde, in welcher Radetzky sie in der liebenswürdigsten Weise empfangen und bewirthet, in der er die freundlichste Theilnahme für ihre Erlebnisse an den Tag gelegt, sollte unauslöschlich ihrem Gedächtnis eingeprägt bleiben.

* * *

Es war im Januar des Jahres 1858, daß Major Weiß mit Lectüre beschäftigt in seinem Zimmer saß, aber es war nicht jener Officier, der am Monte Berico so furchtbares erlebt, sondern sein jüngerer Bruder,

Digitized by Google

der seit kurzem diesen Rang bekleidete, während der ältere nun als Oberst ein Regiment befehligte. Die Brust eines jeden der Brüder war mit einem Orden geschmückt.

Sie hatten seither viele freud- und leidvolle Tage verlebt und brachte es auch ihr Beruf mit sich, daß sie zumeist von einander getrennt sein mußten, so that dies ihrer warmen Bruderliebe keinen Eintrag.

Ihre Seelen waren eins und als wahres Fest betrachteten es beide, wenn ihnen, wie eben jetzt, vergönnt war, einander wiederzusehen.

Albert legte das Buch nieder und sah nach der Uhr. Es nahm ihn Wunder, daß sein Bruder noch nicht kam, denn es war spät geworden. Eben als er mit einem Seufzer der Ungeduld das Buch wieder zur Hand nahm, trat Oberst Weiß ein.

Ein scherzhafter Vorwurf schwebte auf Albert's Lippen, aber er drängte ihn zurück, als er seines Bruders trauriges Antlitz sah.

„Was ist vorgefallen?" fragte er betroffen.

„Radetzky ist todt!" entgegnete Theodor.

Tiefe Bewegung glitt über des Majors Züge. Er vermochte kaum seiner Bestürzung Worte zu leihen.

„Die Armee hat ihren hochverehrten geliebten Vater, Österreich den großen ruhmreichen Feldherrn verloren!" sprach der Oberst.

„Wohl ist es tief zu beklagen," sagte nun Albert mit vibrirender Stimme, „wohl ist Radetzky todt und kann uns nicht mehr zum Kampf, zum Siege führen, aber er lebt fort im Herzen jedes Soldaten, jedes treuen Österreichers. Auch wenn er im Grabe ruht, wird sein Beispiel fortwirken, wird er die Armee als leuchtendes Vorbild begeistern — unsere tapfere Armee die, obschon aus verschiedenen Volksstämmen bestehend, doch wie eine große Familie vereint, immerdar bereit ist Gut und Blut einzusetzen für Gott, Kaiser und Vaterland."

Digitized by Google

Eine Gotteshymne.

(Aus dem Leben eines großen Mannes.)

Nacht der Weihe, heilige Nacht!
In erhab'ner Sternenpracht
Breiteſt du den Mantel aus
In des Ew'gen Weltenhaus!
Und der Sterne heller Glanz
Strahlt auf manchen reichen Kranz,
Den in dieſer heiligen Nacht
Chriſtkind Kindern hat gebracht,
Strahlt auf eines Armen Kleid,
Der in Noth und bitt'rem Leid
Wandelt durch das Wäldchen hin,
Aber doch mit frommem Sinn:
Vorn' der Vater, Mütterlein
Mit den Kindern hinterd'rein,
Mit den Kleinen Schritt für Schritt;
Söhnlein trägt den Chriſtbaum mit,
Armuth wandelt im Geleit,
Doch das Herz iſt Gott geweiht.

Jetzt, wo ſich die Donau ſchlingt,
Well' auf Well' zum Ufer dringt,
Steht ein Mann mit einem Rohr,
Blickt zum Himmel ſtill empor,
Zählt die Sterne dort — doch halt!
Jetzt blickt er zum kleinen Wald,

Sieht die Kinder, ſieht den Mann,
Spricht ihn, freundlich lächelnd, an:
„Männlein ei, woher ſo ſpät?
Seid vom Schnee ja ganz verweht!“

Spricht der Arme: „Herr, wir ſind
Armer Vater, armes Kind,
Holen uns den Chriſtbaum hier,
Daß auch Weihnacht feiern wir.“

Digitized by Google

„Ei, verkauft das Bäumchen mir",
Spricht der And're, „und nehmt hier
Ein paar Silberfüchslein heut,
Die ein Christ dem Christen beut."

Spricht's, reicht Geld dem Armen dann —
Und verschwunden ist der Mann,
Weicht dem Dank des andern aus,
Und schon steht er in dem Haus
An der blauen Donau Strand,
Wo er jetzt mit Meisterhand
In der schönen heil'gen Nacht
Lobt den Herrn in seiner Pracht,
Und vom Herzen groß und schön
Sendet zu des Himmels Höh'n
Eine Gotteshymne gleich —
Er, an Ruhm und Ehren reich,
Er, ein Stern im deutschen Land,
Johann Kepler, weltbekannt.[1])

Dr. F. Isidor Proschko.

---

[1]) Johannes Kepler, der berühmte Astronom, welcher vom Jahre 1614 bis 1627 oberösterreichischer landständischer Mathematicus war und damals in der Landeshauptstadt Linz im Landhause und in einem kleinen Hause in der Lederergasse, nunmehr Keplergasse genannt, wohnhaft war. Der große Gelehrte dichtete als aufrichtiger Gottesverehrer in jener Zeit die nachstehende schöne

Gotteshymne.

Schöpfer der Welt! Du ewige Macht! Durch alle die Räume
Schallet dein Ruhm, er schallt Himmel und Erde hindurch,
Selbst das unmündige Kind lallt nach die Stimm', es verkündet,
Daß der Läst'rer verstummt, laut des Unendlichen Lob!
Großer Künstler der Welt! ich schaue wundernd die Werke
Deiner Hände nach den künstlichsten Formen gebaut,
Und in der Mitte die Sonn' Ausspenderin Lichtes und Lebens,
Die nach heil'gem Gesetz zügelt die Erde und lenkt
In verschiedenem Lauf; ich sehe die Mühen des Mondes
Und dort Sterne zerstreut auf unermessener Flur —
Herrscher der Welt! du ewige Macht! Durch alle die Welten
Schwingt sich auf Flügeln des Licht's dein unermessener Glanz!

Digitized by Google

Erinnerungs-Denkmäler

der Befreiung Wiens aus der Türkennoth von 1683.

Von Dr. Hans Maria Truxa.

Das weltbewegende und einen Markstein in der Geschichte des Abendlandes bildende Ereignis der Befreiung Wiens aus der Türkennoth von 1683 ist bereits von so vielen berufenen Geschichtsforschern und begeisterten Schriftstellern geschildert worden, daß mit den vorliegenden Zeilen weder neue Ergebnisse historischer Forschung erschloßen, noch etwa alte längst bekannte Thatsachen in neuer Form vor den Augen der Leser entrollt oder vielleicht die heroischen Großthaten von Persönlichkeiten wie Kaiser Leopold, Papst Innocenz, König Johann Sobieski, Herzog Karl von Lothringen, Graf Kaplíř, Graf Starhemberg, Cardinal Kollonits, Marco d'Aviano u. A. neuerdings gepriesen werden sollen, bei deren bloßer Nennung ohnehin das Herz eines jeden echten Patrioten mit Wonne, Stolz und Freude erfüllt wird!

Zweck dieser Blätter ist vielmehr nur, auf die zur Erinnerung an dieses große Ereignis der Befreiung Wiens aus der Kriegsepoche von 1683 bis nun zu Stande gekommenen hervorragenden Denkmäler hinzuweisen. Es bedarf mitunter einer langen Zeit, bevor große Thaten durch die Meisterhand des Künstlers mit dem Meißel des Bildhauers oder mit Pinsel und Palette verewigt und so der Nachwelt als sprechende Geschichte vor Augen geführt werden — und während man in unserer jubiläumsreichen Zeit häufig sogar noch lebenden Persönlichkeiten, deren wahres Verdienst bisweilen selbst fragwürdig ist, Denkmäler, Votivtafeln u. dgl. setzt, wurde auf würdige Gedenkzeichen an diejenigen Helden, die der zweiten Belagerung Wiens durch die Muselmänner ihr Leben

Digitized by Google

auf dem Felde der Ehre zurückgelassen oder doch eingesetzt, für Kaiser und Reich, für Kirche und Vaterland mannhaft gewirkt, gekämpft, gelitten und geblutet, Religion und Civilisation wie die ganze abendländische Cultur vor der türkischen Barbarei gerettet haben — nahezu vergessen!

* * *

Um der Wahrheit Zeugnis zu geben, können allerdings einzelne Erinnerungszeichen aus älterer und neuerer Zeit, welche auf die zweite Belagerung Wiens durch die Türken Bezug haben, nicht unerwähnt bleiben und zwar:

1. Das sogenannte „Kugel-Denkmal" bei Schwechat nächst Wien errichtet aus Anlaß der am 15. September 1683 daselbst erfolgten Begegnung Kaiser Leopold I. mit König Johann Sobieski von Polen, bei welcher sich die beiden Monarchen zu dem eben erfochtenen glänzenden Siege gegenseitig beglückwünschten. Das Denkmal ist ein auf vier Kugeln und einem Postamente ruhender Obelisk, gekrönt mit einer Kugel, worauf ein Kreuz steht.[1])

2. Das „Moldauer-Kreuz" in Hetzendorf bei Wien. Unter den mannigfachen Gegenständen, die im Türkenlager zurückblieben, befand sich ein hölzernes Crucifix, welches der Walachen-Fürst Serban II. Kantakuzeno beim „Gatterhölzel" aufrichten ließ, wo bisweilen eine Messe gelesen wurde. Vor dem Abzuge der Türken ließ es der Fürst bei seinem Zelte in der Erde verbergen, denn er ahnte bereits den ungünstigen Ausgang der Belagerung. Serban II. stellte daher einen christlichen Gefangenen Namens Johann August Strohwasser auf freien Fuß und entließ ihn unter der Bedingung nach Neustadt, daß derselbe, wenn er nach Wien käme, zu Bischof Kollonits gehe und denselben bitte, das Kreuz erheben und es an einem öffentlichen Orte aufrichten zu lassen, wo es vom Volke verehrt werden sollte. Das Kreuz wurde aufgefunden, in den Bischofhof zu Wien gebracht und Anfang 1684 an dem Orte, wo es früher gestanden, wieder aufgerichtet und zu seiner Bewahrung eine Capelle darüber gebaut. Das Kreuz kam 1785 auf eine unaufgeklärte Weise abhanden, die jetzt halbverfallene Capelle (auf dem

[1]) Abbildung im VIII. Bande der Mittheilungen des Wiener Alterthums-Vereines, S. 82. Erläuterung hiezu: Moriz Bermann „Alt- und Neu-Wien" S. 961.

Digitized by Google

Erinnerungs-Denkmäler

der Befreiung Wiens aus der Türkennoth von 1683.

Von Dr. Hans Maria Truxa.

Das weltbewegende und einen Markstein in der Geschichte des Abendlandes bildende Ereignis der Befreiung Wiens aus der Türkennoth von 1683 ist bereits von so vielen berufenen Geschichtsforschern und begeisterten Schriftstellern geschildert worden, daß mit den vorliegenden Zeilen weder neue Ergebnisse historischer Forschung erschloßen, noch etwa alte längst bekannte Thatsachen in neuer Form vor den Augen der Leser entrollt oder vielleicht die heroischen Großthaten von Persönlichkeiten wie Kaiser Leopold, Papst Innocenz, König Johann Sobieski, Herzog Karl von Lothringen, Graf Kaplíř, Graf Starhemberg, Cardinal Kollonits, Marco d'Aviano u. A. neuerdings gepriesen werden sollen, bei deren bloßer Nennung ohnehin das Herz eines jeden echten Patrioten mit Wonne, Stolz und Freude erfüllt wird!

Zweck dieser Blätter ist vielmehr nur, auf die zur Erinnerung an dieses große Ereignis der Befreiung Wiens aus der Kriegsepoche von 1683 bis nun zu Stande gekommenen hervorragenden Denkmäler hinzuweisen. Es bedarf mitunter einer langen Zeit, bevor große Thaten durch die Meisterhand des Künstlers mit dem Meißel des Bildhauers oder mit Pinsel und Palette verewigt und so der Nachwelt als sprechende Geschichte vor Augen geführt werden — und während man in unserer jubiläumsreichen Zeit häufig sogar noch lebenden Persönlichkeiten, deren wahres Verdienst bisweilen selbst fragwürdig ist, Denkmäler, Votivtafeln u. dgl. setzt, wurde auf würdige Gedenkzeichen an diejenigen Helden, die bei der zweiten Belagerung Wiens durch die Muselmänner ihr Leben

Digitized by Google

auf dem Felde der Ehre zurückgelassen oder doch eingesetzt, für Kaiser und Reich, für Kirche und Vaterland mannhaft gewirkt, gekämpft, gelitten und geblutet, Religion und Civilisation wie die ganze abendländische Cultur vor der türkischen Barbarei gerettet haben — nahezu vergessen!

* * *

Um der Wahrheit Zeugnis zu geben, können allerdings einzelne Erinnerungszeichen aus älterer und neuerer Zeit, welche auf die zweite Belagerung Wiens durch die Türken Bezug haben, nicht unerwähnt bleiben und zwar:

1. Das sogenannte „Kugel-Denkmal" bei Schwechat nächst Wien errichtet aus Anlaß der am 15. September 1683 daselbst erfolgten Begegnung Kaiser Leopold I. mit König Johann Sobieski von Polen, bei welcher sich die beiden Monarchen zu dem eben erfochtenen glänzenden Siege gegenseitig beglückwünschten. Das Denkmal ist ein auf vier Kugeln und einem Postamente ruhender Obelisk, gekrönt mit einer Kugel, worauf ein Kreuz steht.[1])

2. Das „Moldauer-Kreuz" in Hetzendorf bei Wien. Unter den mannigfachen Gegenständen, die im Türkenlager zurückblieben, befand sich ein hölzernes Crucifix, welches der Walachen-Fürst Serban II. Kantakuzeno beim „Gatterhölzel" aufrichten ließ, wo bisweilen eine Messe gelesen wurde. Vor dem Abzuge der Türken ließ es der Fürst bei seinem Zelte in der Erde verbergen, denn er ahnte bereits den ungünstigen Ausgang der Belagerung. Serban II. stellte daher einen christlichen Gefangenen Namens Johann August Strohwasser auf freien Fuß und entließ ihn unter der Bedingung nach Neustadt, daß derselbe, wenn er nach Wien käme, zu Bischof Kollonits gehe und denselben bitte, das Kreuz erheben und es an einem öffentlichen Orte aufrichten zu lassen, wo es vom Volke verehrt werden sollte. Das Kreuz wurde aufgefunden, in den Bischofhof zu Wien gebracht und Anfang 1684 an dem Orte, wo es früher gestanden, wieder aufgerichtet und zu seiner Bewahrung eine Capelle darüber gebaut. Das Kreuz kam 1785 auf eine unaufgeklärte Weise abhanden, die jetzt halbverfallene Capelle (auf dem

[1]) Abbildung im VIII. Bande der Mittheilungen des Wiener Alterthums-Vereines, S. 82. Erläuterung hiezu: Moriz Bermann „Alt- und Neu-Wien" S. 961.

Digitized by Google

Wege von Meidling nach Hetzendorf auf der Anhöhe zwischen Fruchtfeldern gelegen) führt jedoch bis zur Stunde den Namen des „Moldauer-Kreuzes".[1])

3. Das Grabdenkmal Rüdiger's v. Starhemberg in der Schottenkirche in Wien.[2])

4. Die große im Albertinischen Thurme des Wiener St. Stephans-Domes befindliche Glocke, welche zu Ehren Kaiser Joseph I. den Namen des letzteren trägt (im Volksmunde als sogenannte „Bummerin" bekannt), ist gleichfalls als Wahrzeichen des Türkenentsatzes von 1683 anzuführen, da dieselbe aus eroberten türkischen Kanonen im Gewichte von 304 Centnern gegossen wurde. Den Guß dieser historisch und künstlerisch merkwürdigen Glocke führte der k. k. Stückgießer Johann Achamer aus und wurde dieselbe am 15. December 1711 vom Bischofe Freiherrn v. Rumel in Gegenwart Kaiser Joseph I. und des Bürgermeisters Franz Wenighofer feierlich geweiht. Zur Schonung des Mauerwerkes wird dieselbe gegenwärtig nicht mehr in Gebrauch gesetzt.

5. Die auf der Wiener Elisabeth-Brücke am 19. November 1867 errichteten lebensgroßen Marmorstatuen des Grafen Rüdiger Starhemberg und des Cardinal Kollonits. Erstere wurde vom Bildhauer Johann Feßler, letztere vom Bildhauer Vincenz Pilz ausgeführt.

6. Auf der von Klosterneuburg über Gugging nach St. Andrä führenden Straße ist beim Ausgang des Hagenthales in letzterem Orte vom niederösterreichischen Landes-Ausschuße im Jahre 1876 ein mit Eisengitter umfriedeter Granit-Denkstein mit der Aufschrift: „Blick in's Tullnerfeld" aufgestellt worden, welcher bei Aufzählung der verschiedenen historischen Ereignisse, die sich im Tullnerfeld zugetragen haben, die Schlußinschrift trägt: „Von hier aus rückte 1683 der linke Flügel[3]) des Entsatzheeres gegen den Kahlenberg vor, um Wien von den Türken zu befreien."

7. Der Liebenberg-Denkstein mit Portrait an Liebenberg's Wohnhause in Wien (Am Hof Nr. 7) von einer Gesellschaft Bürger der Landstraße zu Stande gebracht; enthüllt am 10. September 1883.

---

[1]) Abbildung Band VIII der „Mittheilungen des Wiener Alterthums-Vereines", S. 135 und Bermann „Alt- und Neu-Wien", S. 971.

[2]) Band VIII der „Mittheilungen", S. 56.

[3]) Der linke Flügel stand unter dem Commando des Herzogs Karl von Lothringen.

Digitized by Google

8. Im Garten der Schützen-Gesellschaft zu Krakau wurde 1883 dem Könige Johann Sobieski von Polen — dessen irdische Überreste in der Krypta der Schloßkirche auf dem Berge Wawel ruhen — ein Denkmal aus Marmor in Lebensgröße gesetzt.

9. Der von dem Schottenstifte zu Wien, welches sich mit Recht die älteste „Bürgerfamilie" von Wien zu nennen pflegt, in der Stiftskirche „zu unserer lieben Frau" neu erbaute und am 9. September 1883 consecrirte prachtvolle Marien-Mosaik-Altar (Auxilium Christianorum), welcher laut einer vom Stifte an den Wiener Gemeinderath gerichteten Zuschrift „als dauernde Erinnerung" an die höhere Hilfe zur Befreiung der auf das äußerste beschränkten Schutzwehr des christlichen Abendlandes in dem Kriegsjahre 1683 gestiftet wurde. Am 10. September 1883 fand in der Schottenkirche ein solennes Requiem für den heldenmüthigen Feldherrn Rüdiger Grafen Starhemberg, dessen irdische Überreste in der Schottenkirche ruhen, und für den am 8. September 1683 verstorbenen Bürgermeister J. A. v. Liebenberg statt, welch' letzterer mit dem Schottenstifte auf's innigste befreundet war und im stiftlichen Pfarrbezirke starb.

Erst unseren Tagen, also nach Ablauf von mehr als zwei Jahrhunderten, blieb es jedoch vorbehalten, den Manen jener Cultur-Pionniere den schuldigen Zoll der Dankbarkeit auch durch großartige hochbedeutsame und kunstvolle Denkmäler zu zollen. So sind in der Zeit von 1883 bis 1891 vier auf das mehr erwähnte welthistorische Ereignis bezughabende hervorragende Kunstwerke entstanden, deren nähere Schilderung der Gegenstand der nachfolgenden Zeilen bilden soll.

I.

Das für den St. Stephansdom zu Wien bestimmte Denkmal.

Die altehrwürdigen Hallen des St. Stephansdomes, welcher, wie vielleicht kaum irgendwo ein christliches Gotteshaus, als Stätte der Andacht und als erhaben künstlerisches wie auch als historisches Wahrzeichen der Stadt Wien schon durch mehr als fünf Jahrhunderte heilig gehalten wird, auch mit einem Denkmale geziert zu sehen, welches den Ruhm der Retter Wiens, Österreichs, Deutschlands und der abendländischen Christenheit für immer verkünden soll, war wohl schon längst ein stiller Herzenswunsch der Wiener Bevölkerung.

Digitized by Google

Mit großer Freude und allseitiger Theilnahme wurde daher die Kunde vernommen, daß Cardinal Fürsterzbischof Ganglbauer am 3. März 1882 die unter dem hohen Thurme des St. Stephansdomes gelegene Halle als Standort eines solchen Monumentes in Anregung brachte, und eine an Ort und Stelle zusammengetretene Commission von Kunstverständigen die Erklärung abgab, daß, sobald von den Wänden der genannten Thurmhalle die dunkle Kienrußtünche entfernt wird, daselbst für ein im großen Style angelegtes Denkmal auch der geeignete Raum vorhanden ist. Über Auftrag des Ministers für Cultus und Unterricht Baron Conrad-Eybisfeld wurde in der „Wiener Zeitung" vom 21. März 1882 eine Preisbewerbung zur Gewinnung von Entwürfen für ein im St. Stephansdome zu errichtendes Monument zur Erinnerung der Befreiung Wiens im Jahre 1683 publicirt. Das zum Zwecke der Prüfung der Pläne eingesetzte Preisgericht bestand aus den Herren: Dombaumeister Friedrich Schmidt, Jos. Trenkwald, Karl Kundtmann, Hans Makart, Andreas Streit, Victor Tilgner, Hofrath Eitelberger, Freih. v. Ferstel und Nicolaus Dumba. Die vorgelegten Concurrenzarbeiten waren im Wiener Künstlerhause in der Zeit vom 29. April bis 6. Mai 1883 öffentlich ausgestellt. Das Preisgericht sprach den ersten Preis im Betrage von 2000 fl. dem vom k. k. Professor Edmund Hellmer eingebrachten Entwurfe einstimmig zu. Nunmehr trat unter der Obmannschaft des Hofrathes Rudolph v. Eitelberger eine Anzahl von Kunstfreunden als provisorisches Comité zusammen. Nach eingehender Prüfung aller die Denkmalsfrage berührenden Momente, und nachdem Cardinal Ganglbauer durch Übernahme des Protectorates die wohlwollendste Förderung des Unternehmens in Aussicht gestellt hatte, wurde der Beschluß gefaßt, erprobte Freunde der vaterländischen Kunst, sowie Vertreter der Geschichtsforschung und Alterthumskunde zu einer weiteren Berathung der Denkmalsfrage einzuladen. Dieses constituirende Comité trat unter dem Vorsitze des Cardinals Ganglbauer am 28. Februar im Sitzungssaale des k. k. Museums für Kunst und Industrie zusammen und wählte den Fürsten Joh. Ad. Schwarzenberg zum Ehren-Präsidenten, die Herren Ant. Hye Freiherr von Glunek, Prälat Ernst Hauswirth und Bürgermeister Ed. Uhl zu Vice-Präsidenten. Weiters wurde zum Zwecke der Denkmal-Ausführung ein Executiv-Comité, bestehend aus den Herren Nic. Dumba, Rud. Eitelberger, Ed. Hellmer, Wenzel Kaindl, Franz Kornheisl, Joseph Matzenauer, Johann

Digitized by Google

Newaldt, Friedr. Schmidt und Carl Zeller gewählt. Das Gesammt-Comité der genannten patriotischen Kunstfreunde begann seine Thätigkeit mit der Veröffentlichung folgenden Aufrufes:

Es gibt Ereignisse, welche im Strome der Zeiten, mächtigen Marksteinen gleich, auf die Geschicke der Menschheit in entscheidender Weise einwirken.

Ein solches hochbedeutsames Ereignis war das Zurückschlagen der verheerenden Macht des Islam auf und vor den Mauern Wiens im Jahre 1683.

Seit Jahrhunderten hatte der Muhamedanismus die Stamm- und Wiegenländer des Christenthums unterjocht. Nach dem Falle von Constantinopel, durch 230 Jahre, ließ die auf weiten Gebieten der Nachbarländer sich vollziehende Vernichtung des auf dem Christenthume aufgebauten Culturstandes die außerordentlichen Gefahren erkennen, von denen die österreichischen Länder, ja ganz Mitteleuropa nunmehr unmittelbar bedroht waren.

Die Culturerfolge, welche seit einem Jahrtausend auf dem Boden unseres Vaterlandes unter dem gestaltenden und erhaltenden Einfluße des Christenthums herangereift waren; — was in den Städten der Gewerbe- und Kunstfleiß eines selbstbewußten Bürgerthums geschaffen und gesammelt; — was auf dem Lande, von den Klöstern und Herrschaftssitzen ausgehend, zur Verbesserung des Loses der Bevölkerung begründet und gepflegt worden war, schien unrettbar der Verwüstung und der Barbarei verfallen.

Bis zur ersten Türken-Invasion im Jahre 1529 zurück kennt die Geschichte unseres Vaterlandes keine Periode von gleicher Bedrängnis, wie die angsterfüllten Wochen der Belagerung von Wien im Jahre 1683.

Darum wird auch die Vindobona den reichsten Lorbeer dem Andenken an die ruhmreichen Vertheidiger und ein Blatt tiefempfundenen Dankes der Ausdauer und dem Opfermuthe der damaligen Bürgerschaft unserer Stadt widmen.

Neben den Vertheidigern von Wien haben aber auch jene Männer hohen Ruhm erworben, welche in umsichtiger Weise den Entsatz der hart bedrängten Stadt vorbereiteten, durch das tapfere Zurückschlagen des Feindes von der linken Donauseite die Vertheidiger zur Standhaftigkeit und Ausdauer anspornten und schließlich die Befreiung und Rettung in erfolgreicher Weise zum Abschluße brachten.

Von den glanzvoll vertheidigten Wällen Wiens hob sich der kaiserliche Doppeladler zu jener gewaltigen Siegesbahn empor, auf welcher er dem Christenthume und dem darauf gestützten Culturleben weite Ländergebiete zurückeroberte. Die Stadt Wien hatte aufgehört, ein fort und fort von der Türkengefahr bedrohter Gränzort zu sein; sie wurde wieder die Centrale eines mächtigen Reiches, die sich alsbald in gedeihlicher Weise entwickelte.

Die Rettung von Wien aus der Türkennoth im Jahre 1683 war ein Ereignis, wie seit Jahrhunderten kein zweites eine gleiche welthistorische Bedeutung hatte. Auf und vor den Mauern unserer Stadt wurde die österreichische Monarchie, und weil diese das Bollwerk des ganzen Abendlandes gegen die lawinenartig angewachsene Macht des Osmanenthums war, auch das Christenthum Europas gerettet.

Digitized by Google

Wenn wir die Erhaltung Wiens nach ihrer außerordentlichen Tragweite würdigen, so werden wir an die patriotische Verpflichtung gemahnt, das Andenken jener, welche an dem Rettungswerke betheiligt waren, in dankbarer Erinnerung hoch zu halten.

Wie dem zu entsprechen?

Das k. k. Unterrichts-Ministerium hatte eine Concurrenz zur Einbringung von Entwürfen für ein im St. Stephans-Dome zu errichtendes Denkmal auf die Rettung von Wien aus der Türkengefahr 1683 ausgeschrieben und wurde das vom Herrn Professor Edmund Hellmer eingebrachte Project mit dem ersten Preise betheilt.

Das unterfertigte Comité hat sich die Ausführung dieses Denkmales und demgemäß die Beischaffung der erforderlichen Geldmittel zur Aufgabe gestellt.

Treten wir mit patriotischer Opferfreudigkeit zusammen, um „mit vereinten Kräften" ein der hochbedeutsamen Veranlassung würdiges Denkmal der Erinnerung an die um die Rettung von Wien im Jahre 1683 verdienten Männer zu widmen. Wir sind dieses dem Ruhme unseres Vaterlandes schuldig.

Wir fördern damit zugleich die weitere Entfaltung der Kunstthätigkeit in unserer Stadt auf ihrer bisher so glanzvoll verfolgten Bahn.

An alle Vaterlandsfreunde wird die Bitte um Unterstützung dieses patriotischen Unternehmens gerichtet.

Der erste schöne Erfolg war der, daß, wie bei allen edlen Anlässen auch im vorliegenden Falle, Se. Majestät der Kaiser mit rühmenswerthem Beispiele voranging und folgendes Handschreiben zu erlassen geruhte:

Lieber Fürst-Erzbischof Ganglbauer!

Mit besonderem Wohlgefallen habe Ich aus der Mir überreichten Eingabe ersehen, daß Sie im Vereine mit patriotischen und kunstsinnigen Männern sich die dankenswerthe Aufgabe stellten, das in dem altehrwürdigen St. Stephans-Dome zur Erinnerung an die ruhmvolle Vertheidigung und Befreiung Wiens im Jahre 1683 zu errichtende Denkmal nunmehr der Verwirklichung zuzuführen.

Ihren vereinten Bemühungen wird der Erfolg nicht fehlen, und gern bereit, zur Förderung jenes schönen Werkes aus Meinen Privatmitteln beizutragen, erlasse Ich dieserwegen unter einem das Erforderliche an Meinen Fondsdirector.

Wien, am 16. März 1884.

Franz Joseph m. p.

Dem Worte des ritterlichen Kaisers folgte bald die That, und in wenigen Tagen nach Ausfertigung des Allerhöchsten Handschreibens wurde das Executiv-Comité verständigt, daß Se. Majestät für dieses Denkmal 6000 fl. widmete. Aber auch in der Bevölkerung fand der warme patrio-

Digitized by Google

Digitized by Google

Das für den St. Stephansdom zu Wien bestimmte Monument der Befreiung Wiens aus der Türkennoth von 1683.

Digitized by Google

tische Appell einen reichen Widerhall, und wiewohl die Gesammtkosten des Monumentes auf 80.000 fl. veranschlagt wurden, wovon 38.000 fl. für Kosten der Modellirung in Gyps und 42.000 fl. für Kosten der Ausführung entfallen sollten, waren in Kürze 54.000 fl. gezeichnet. Nunmehr ging der mit der Ausführung des Denkmals betraute Künstler, Bildhauer Edmund Hellmer, daran, das naturgroße Modell in Gyps herzustellen und nach Ablauf von fünf Jahren konnte selbes Anfang Mai 1889 im „Pavillon des Amateurs" zur öffentlichen Ausstellung gelangen und fand ungetheilten Beifall. Die Erklärung dieses Monumentes, dessen Abbildung unser diesjähriges „österreichisches Jahrbuch" als Titelbild [1]) ziert, ist folgende:

Der Sockel des Denkmals ist geziert mit den Namen der kaiserlichen Regimenter, aus denen die ruhmgekrönte Besatzung der Stadt bestanden hat. Es waren dieses die Regimenter zu Fuß: Ernst Rüdiger Graf Starhemberg, Neuburg, Württemberg, Kaiserstein, de Souches, Scherffenberg, Mansfeldt, Beeckh, Heister, Thiem und das Stadtguardia-Regiment; das Kürassier-Regiment Dupigny, und endlich die Artillerie-Mannschaft.

Von den Führern dieser Heldenschaaren zeigt uns das Denkmal den Höchstcommandirenden Ernst Rüdinger Grafen von Starhemberg zu Pferde, umgeben von seinen Kampfgenossen, welche die Fahne mit dem Doppeladler hoch emporhalten, von Bürgern und Studenten, die jubelnd aus dem Thore der befreiten Stadt hervorbrechen. Ihm reihen sich am Sockel an: das Basrelief-Bild des Chefs und obersten Leiters der Stadtvertheidigung Grafen Caspar Zdenko von Kaplíř, ferner die Namen der kaiserlichen Generale und Obristen Wilhelm Johann Anton Graf von Daun, Johann Karl Graf Serényi, Ferdinand Marchese d'Obizzi Melchior Leopold Freiherr von Beeckh, Friedrich Siegmund Graf von Scherffenberg, Karl Ludwig Graf de Souches, Siegbert Graf Heister, Georg Friedrich Herzog zu Württemberg, Bernhard Freiherr von Dupigny, ferner als Artillerie-Commandanten Christoph von Börner und Johann Martin Gschwind von Böckstein, endlich die Ingenieure Georg Rimpler und Johann van Hohen.

---

[1]) Die bedeutenden Kosten der photolithographischen Vervielfältigung hat Herr Nicolaus Dumba, Ober-Curator der ersten österr. Sparcassa und Herrenhaus-Mitglied in bereitwilligster Weise bestritten, wofür demselben an dieser Stelle der geziemende Dank ausgesprochen sein soll.

Digitized by Google

Das Denkmal zeigt uns ferner den überaus thätigen, mit den Spitals-Angelegenheiten betrauten Bischof Leopold Grafen von Kollonics den Bürgermeister Johann Andreas von Liebenberg, ferner am Sockel die Namen des Landmarschalls Franz Max Grafen von Mollard, des Hofkammerrathes Karl von Belchamps, des Stadtschreibers Dr. Nicolaus Hocke, des Stadtkämmerers Daniel Focky, endlich der Spitals-Commissäre Hans Hinterhofer und Ludwig Brenner.

In Bezug auf den Entsatz und die Befreiung von Wien führt uns das Denkmal vor: den die Rettung unserer Stadt mit der höchsten Sorgfalt vorbereitenden, ebenso entschlossenen wie selbstlosen kaiserlichen Ober-Feldherrn Herzog Karl von Lothringen, den König Johann III. Sobieski von Polen, die Kurfürsten Johann Georg III. von Sachsen und Max Emanuel von Bayern, endlich am Sockel die Namen der kaiserlichen Generale Jacob Graf Leslie, Heinrich Johann Graf von Dünewald, Aeneas Graf von Caprara, Johann Valentin Graf von Schulz, Hieronymus Prinz Lubomirski, Ludwig Markgraf von Baden, Franz Graf Taaffe und Johann Graf Palffy. Von den kaiserlichen Gesandten: den Grafen Karl Ferdinand von Waldstein, den Freiherrn Hans Christoph Zierowski, die Grafen Johann Philipp Lamberg und Christoph Leopold Schaffgotsch, ferner den Hofkammer-Präsidenten Christoph Abele von Lilienberg, den Vice-Präsidenten Grafen Johann Quintin Jörger, endlich die beiden Grafen Seifried Christoph Breinner und Otto Ehrenreich von Traun.

Die Krönung des Denkmales zeigt Papst Innocenz XI. und Kaiser Leopold I., die Himmelskönigin um den Beistand des Allmächtigen anrufend.

Ein Kunstkenner ersten Ranges, Dr. Albert Ilg, Director der Kunstsammlungen des a. h. Kaiserhauses, liefert über das von Hellmer geschaffene Kunstwerk folgende Schilderung:

„Obwohl es ein weltgeschichtliches und kriegsgeschichtliches Ereignis von höchster Bedeutung ist, was durch das Denkmal verherrlicht werden soll, so eignet sich der religiös-kirchliche Duft, der diese Kunstblüthe im Ganzen aushaucht, doch sehr wohl zu der Sache.

Nicht ein Monument auf offener Straße, mitten im Gewoge unseres modernen großstädtischen Lebens soll es werden, sondern in den stillen Hallen des Domes ist ihm der Standort zugewiesen.

Digitized by Google

Sein Aufbau schließt sich der Construction des Barock-Altars, freilich in Renaissanceformen, genauest an; der Unterbau erhebt sich gleich einer Mensa mit Predella, das Haupt-Relief mit bogenförmigem Abschluß gleicht dem Altarbilde, zu dessen beiden Seiten je eine freistehende Figur das Mittel flankirt, oben aber steigt noch ein bekrönender Giebelaufbau empor, es fehlen die Säulen und Gesimse nicht, welche das Mittelstück umrahmen — bis auf das Tabernakel also ist der Aufbau eines spät-italienischen Altars eingehalten.

Die sehr zu lobende Veränderung, welche Hellmer an dem obersten Abschluß vornahm, indem hier nun die Madonna im Strahlenkranz die höchste Spitze bildet und da zwischen den knieenden Figuren des Kaisers und des Papstes erscheint, vermehrt den kirchlichen Charakter und Eindruck des Monumentes noch außerordentlich.

Wir finden diese Gesammtstimmung des Kunstwerkes höchst angemessen und historisch begründet.

Die Befreiung Wiens von den grimmigen Horden des Ostens galt den Zeitgenossen nicht blos als eine gewonnene Schlacht gleich anderen glücklichen Waffenthaten, sie drückte sich den Gemüthern als ein Ereignis von ganz exceptioneller Größe und Tragweite ein, wie sie es in der That gewesen ist.

Ein specifisch christliches Gepräge gewann diese Heldenthat in den Augen der ganzen damaligen Welt, als der Triumph der Rechtgläubigen über den Erbfeind der Christenheit, erfochten unter dem Schutze Marias, der patrona Austriae, Hungariae et Bavariae, wie die Gottesmutter damals officiell betitelt wurde; als ein Kampf, zu dem der rührige Einfluß des heiligen Vaters in Rom die Fürsten Deutschlands und Polens angeeifert und zu dessen Gelingen die feurige Beredsamkeit eines Gottesmannes, wie Marco d'Aviano, nicht wenig beigetragen hatte.

Wenn also der Künstler in diesem richtigen historischen Gefühl sich sehr bestimmt auch in eine kirchliche Kunstform, in's altarmäßige hineingefunden hat, so ist er nur einer ganz richtigen Empfindung gefolgt.

In Detail und Ornamentik wagte Hellmer zwar nicht, dem Monument der Türkenschlacht auch das stylistische Gewand von 1683 zu geben, aber im Gesammteindrucke werden wir doch mehr an ein Werk der Barocke gemahnt als an ein solches des Renaissance-Zeitalters, wozu außer dem Aufbau der Architektur auch schon die nicht zu vermeidenden Zeitcostume sehr viel beitragen.

Digitized by Google

Barock ist auch das gewaltige, ganz malerische Hoch-Relief der Hauptgruppe des wie aus einem Thore heraustretenden Starhemberg in seiner Umgebung von tapferen Stadtvertheidigern, bewaffneten Bürgern, Studenten, Soldaten und des wackeren gelehrten Dr. Paul Sorbait, welcher die Söhne der Universität organisirt hatte, endlich mit der schönbewegten fliegenden Siegesgöttin über den Häuptern dieser rühmlichen Schaar.

Die Gruppe besitzt große künstlerische Schönheit, ein frisches begeistertes Leben spricht aus ihr entgegen, die wirksame Composition gibt dem Bildhauer alle Gelegenheit seine Kunst und Technik zu zeigen und wäre doch zugleich des effectvollsten Malers würdig — ich wüßte nichts besseres zu ihrem verdienten Lobe zu sagen, um damit auch ihr barockes Gepräge zu charakterisiren.

Cardinal Kollonics und Bürgermeister Liebenberg als freie Figuren rechts und links sind, wie alle andern Denkmale, scharf individualisirt und halb wie Portraitstatuen, halb wie Genreplastiken eingehend und liebevoll durchgeführt. Unter dieser Mittelpartie, etwa wie das Antipendium des Altares, zieht sich ein breites Fries quer hin, in dessen Mitte eine große Tafel angebracht ist, welche die Namen aller an der Ehrenthat betheiligten Regimenter des kaiserlichen Heeres enthalten soll.

Auf dem Gebälke der Säulen-Architektur stehen Sobieski, Karl von Lothringen und die anderen Heerführer des Entsatzes.

Sie bilden die breite Untergruppe und Basis zu der sich spitz aufgipfelnden Figurenbekrönung des obersten Theiles, wo Kaiser und Papst die Madonna verehren.

Das alles ist verständnisvoll, fein künstlerisch und zugleich immer mit gediegenem Studium geschaffen, wie denn Innocenz XI. an die Gestalten römischer Grabdenkmale aus jenen Tagen erinnert, Leopold sehr genau nach seinem Bilde an der Säule am Graben und die Madonna nach der Immaculata Pietro Candido's entworfen ist.

Hellmer hat sich mit dieser gewaltigen Leistung in einem mächtigen Ruck auf eine achtunggebietende Höhe aufgeschwungen und als ein Künstler von ernstem Schaffen und bedeutendem Können erwiesen.

Man fühlt in allen Stücken, mit welch' echter Liebe er an sein schönes Werk gegangen ist, wie viel Mühe dabei aufgewendet wurde und daß wir es mit einem Meister zu thun haben, der auch kenntnisreich und wohlgebildet seiner historischen Aufgabe zu Leibe rückte. Der Erfolg

Digitized by Google

ist nicht ausgeblieben und wir wünschen dem begonnenen Werke nun auch glücklichen Fortgang."

Hiezu sei noch bemerkt, daß die Architektur des Monumentes aus verschiedenfärbigem Salzburger Marmor, der figurale Theil hingegen in Carrara-Marmor hergestellt werden soll.

Am 8. Mai 1889 wurde das Denkmal-Modell von Sr. Majestät in Anwesenheit des Ministers Gautsch, des Baron Hye und des Bildhauers Professor Hellmer eingehend besichtigt, wobei der Monarch wiederholt die volle Befriedigung über das Werk aussprach. Mögen die zur Ausführung des Monumentes noch fehlenden 20.000 fl. recht bald von patriotischen Kunstfreunden gewidmet werden, damit der St. Stephansdom mit diesem herrlichen Kunstwerke zur Verewigung des großen Ereignisses von 1683 baldigst bereichert werde!

II.

Die Kirche mit der Gedenktafel auf dem Kahlenberge bei Wien.

Tausende von Wienern und Fremden, welche seit der 1872 errichteten Zahnradbahn den 438 Meter hohen Kahlenberg besuchen, um von diesem Punkte aus köstliche Waldesluft und reizendste Fernsicht des Panorama's von Wien und Umgebung zu genießen, lassen so leicht das kleine in seiner jetzigen Form scheinbar unbedeutende Kirchlein an der Spitze des Kahlenberges unbeachtet. Und doch war der Platz, wo das jetzige Gotteshaus steht, vor 207 Jahren Zeuge eines der bedeutendsten Ereignisse der Welt- und Kriegs-Geschichte. Von hier aus machte das kleine, nur 80.000 Mann zählende Gesammtheer der Verbündeten den letzten und erfolgreichen Versuch, die türkischen Barbaren zurückzuschlagen und die Entscheidungsschlacht herbeizuführen.

Da bisher über die Entstehung dieser gottgeweihten Stätte keine specielle Gedenkschrift im Drucke erschien, dürfte es von allgemeinem Interesse sein, hier etwas zurückzugreifen und die wichtigsten Daten über den ursprünglichen Bau, den Verfall und die Renovation dieses an historischen Reminiscenzen reichen Gotteshauses mitzutheilen.[1])

[1]) Hiezu hat der Verfasser die im k. u. k. Haus-, Hof- und Staats-Archiv erliegenden Quellen, sowie die äußerst verdienstvolle Arbeit des gelehrten Benedictiners Dr. Cölestin Wolfsgruber „Geschichte der Camaldulenser-Eremie auf dem Kahlenberge" benützt s. Blätter des Vereines für Landeskunde von Nieder-Österreich, 1890, pag. 91—130.

Digitized by Google

Kaiser Ferdinand II. ertheilte im Jahre 1628 in Folge der seitens des polnischen Marschalls Nicolaus Wolski vorgetragenen Bitte, den Camaldulenser-Eremiten vom Kronberge[1]) die Bewilligung zu einer Ordens-Niederlassung auf dem Kahlenberge[2]) und schenkte denselben Waldungen und Weinberge im Ausmaße von 49 Joch, sowie ein Capital von 36.000 fl. zur Erbauung einer Eremie sammt Kirche. Noch im Sommer desselben Jahres trugen die ersten zwei Mönche (Namens Sylvanz und Constantin) von Heiligenstadt ein großes Kreuz auf den Josephsberg und pflanzten es an der Ostseite desselben an jenem Punkte auf, wo die Eremie gebaut werden sollte. Die Eremie glich in ihrer Anlage einem kleinen Dorfe. Es mußten daher, wie heute noch der Augenschein zeigt, bedeutende Abgrabungen und Unterbauten gemacht werden, um die erforderliche Plattform zu erhalten. Als man schon daran denken konnte, in der Mitte der kleinen Ebene den Grundstein zur Kirche zu legen, ließ der Kaiser wissen, daß er die Ceremonie feierlich in eigener Person vornehmen wolle. Am 10. August 1629 begab sich der Kaiser im feierlichen Zuge in Begleitung seiner Gemalin Eleonora Gonzaga, seiner Söhne Ferdinand und Leopold Erzherzoge von Österreich, zweier Erzherzoginen und vieler Großer auf den Berg. Der apostolische Nuntius Johann Pallota nahm die Benediction des Grundsteines vor, worauf der Monarch denselben in die Erde versenkte, nachdem er in die Höhlung desselben eine Goldmünze gelegt hatte. Mit gleicher Feierlichkeit legte sodann die Kaiserin den ersten Stein zum Krankenhause und Ferdinand III. that das gleiche bei der Grundveste zum Gastgebäude. Zum Baue selbst spendete der Kaiser 1000 fl. Viele Edle und Große folgten diesem Beispiele, indem sie entweder Zellen auf ihre Kosten erbauen ließen oder Beiträge zum Ausbau der Eremie widmeten.

Bis zum Jahre 1680 fehlte den Eremiten eine Kirche und benützten sie als solche eine Zelle, da ihnen die Mittel zu einem Kirchenbaue fehlten, daher dieselben an die Hofkammer das Ersuchen stellten, ihnen hiezu 6000 Reichsthaler zu spenden. Auch Kaiser Leopold I. blickte huldvoll auf das Unternehmen und zeigte sich der Eremie in

[1]) So genannt vom Kronenberg bei Perugia, woselbst Paulus v. Justiniani eine eigene Ordens-Congregation gründete.

[2]) Dieser Theil des Kahlen-Gebirges, welches ursprünglich ein wildes Jagd-Gebiet war, hieß bis dahin „Schweineberg" und sollte laut kaiserlicher Resolution von nun an „Josephsberg" heißen.

Digitized by Google

Gnaden gewogen. Er erschien am 20. September 1681 (zwei Jahre vor dem Türken-Ereignisse) mit seiner Gemalin Eleonore Magdalena von Pfalz-Neuburg und deren Eltern an der heiligen Stätte, wohnte einer Messe bei und machte nach derselben eine Stiftung, welche bestimmte, daß das „arme Kloster" jährlich 1000 fl. „pro sustentatione noviciatus" und gegen Lesung von drei heil. Messen in der St. Leopolds-Capelle auf dem Nebenberg [1]) erhalten solle.

Bereits hatte man mit dem Baue der Kirche begonnen und schon sahen die Ordensmänner zu ihrer Freude die Mauern kräftig aus dem Boden hervorwachsen, als die ganze fromme Ansiedlung zur Einöde wurde und es schien, als sollte sie dies für alle Zukunft bleiben. Am 5. Juli 1683 kam der vom General-Capitel für das Ordenshaus am Josephsberge neubestellte Prior P. Cerbonius a S. Romualdo am Orte seiner Bestimmung an. Schon am nächsten Tage sah man an der ungarischen Gränze ringsum Feuerschein und Flammen, die Herolde des heranrückenden Türkenheeres. Da die vorschreitenden Brände bereits zwei Tage später verriethen, daß der Feind bis in die Wiener Ebene herangekommen sei, vergrub der Prior Schriften, Bücher und Reliquien unter zwei Zellen, nahm das Geld, das Grundbuch, die kaiserlichen Privilegien und flüchtete mit neun Ordensbrüdern nach Linz. Von da eilte der Prior nach Italien, während einige Patres in Bayern und anderen Orten Sicherheit suchten. Die Flucht war noch rechtzeitig geschehen. Denn schon in der Nacht auf den 8. Juli sahen die erschreckten Bewohner von Korneuburg, wo der kaiserliche Hof Nachtquartier genommen hatte, die weithin leuchtenden Flammen des niederbrennenden Klosters auf dem Josephs-Berge.

Es kam der 12. September 1683 heran. Professor Victor von Renner hat den wahrheitsgetreuen Beweis geliefert [2]), daß an diesem Entscheidungstage „sowohl die Messe als auch der Kriegsrath im Camaldulenser-Kloster stattgefunden". Dupont sagt in seinen Memoiren: „Der König ließ um 4 Uhr Morgens in der abgebrannten Camaldulenser-Kirche einen Altar errichten, woselbst der wegen seiner besonderen Frömmigkeit in Italien und Deutschland berühmte Kapuziner-Pater Marco d'Aviano, welcher als Abgesandter des Kaisers beim Herzoge von

[1]) Dem jetzigen Leopoldsberg.
[2]) Wien im Jahre 1683, S. 428.

Digitized by Google

Lothringen weilte, die Messe las. Der König ministrirte selbst zu dieser Messe." Eine Bestätigung hiefür ist in folgender Stelle — der einzigen, wo die Urkunden des Klosters auf die Türken-Belagerung Bezug nehmen — zu finden: 1693 bitten nämlich die Eremiten den Kaiser um Unterstützung zum Ausbau der Kirche, besonders da „zweifelsohne unter anderm aus sonderbarer Fürbitte des glorwürdigsten heiligen Patriarchen Joseph der Entsatz Eurer kaiserl. Majestät Residenzstadt Wien ja wohl auch das Heil der allgemeinen Christenheit über und auf diesem St. Josephsberg ihren ersten Anfang genommen hat."

Am 6. November 1693 kehrten die Eremiten insgesammt in ihr Kloster zurück und fanden merkwürdigerweise die zwei Zellen, unter welchen die Werthsachen vergraben waren, unversehrt. Es mußte dies umsomehr überraschen, als die Türken, welche daselbst durch zwei Monate hausten, die übrigen Baulichkeiten niedergebrannt und nach dem Abzuge der Türken christliche Soldaten und Landleute die Ruinen nach Schätzen durchsucht hatten. Jetzt hieß es, das Kloster von neuem aufbauen. Die Brüder sparten keine Mühe, reinigten die Brandstätte und durch eine große Zahl von Wohlthätern wurde die Eremie schöner und prächtiger als sie zuvor gewesen wieder hergestellt. Wie einst Ferdinand II. leuchtete jetzt Leopold I. durch Freigebigkeit gegen die Einsiedelei hervor. Mehrere angesehene Persönlichkeiten folgten seinem Beispiele und erbauten einzelne Zellen. Schwieriger ging es mit dem Aufbau der Kirche, da man an dem Plane Ferdinand II., der ein ziemlich großes Gotteshaus im Auge hatte, festhielt. Die armen Mönche geriethen in eine so bedrängte Lage, daß sie nach zehn Jahren die Regierung dringendst um Unterstützung zur Vollendung des Kirchenbaues baten, welche ihnen auch zu Theil wurde. Der ganze Ausbau der Eremie dauerte durch lange Jahre unter fortwährenden Sorgen und Kümmernissen wegen Aufbringung der nöthigen Mittel. Endlich stand die Kirche im Jahre 1734 vollendet da. Die zum Theile noch erhaltene Umfassungsmauer wurde jedoch erst 1750 fertiggestellt. Zur Zeit der Vollendung glich die Eremie einem in's Viereck erbauten, mit einer Mauer umgebenen Dörfchen, in dessen Mitte die Kirche stand. Sie war mit eilf Altären geschmückt. Der freistehende Hochaltar[1]) war zu Ehren des heiligen Joseph geweiht, den auf dem Bilde Christus und Maria umgaben. Rings um die Kirche

[1]) Nach der Aufhebung des Klosters kam dieser Altar in die Wallfahrts-Kirche nach Karnabrunn.

Digitized by Google

standen nördlich und südlich je zwei Reihen zu fünf Häuschen (Zellen) für die Mönche, welche zumeist von der fürstlichen Familie Liechtenstein, von Graf Starhemberg, Fürst Ferdinand Schwarzenberg, Graf Eggenburg, Prinz Leopold Dittrichstein, Joseph von Franz und Anderen in der Zeit von 1747—1757 gestiftet wurden.

* * *

Die Bewegung der Kloster-Aufhebungen, welche zu Anfang des Jahres 1781 über Österreich kam, pochte leider auch an die stillen Zellen der Camaldulenser-Eremie am Kahlenberge, und es fiel derselben auch diese Stiftung der Kaiser Ferdinand II. und Leopold I. zum Opfer. Am 4. Februar 1782 theilten Regierungs-Commissäre den versammelten Eremiten auf dem Josephsberge die Entschließung mit, laut welcher die Ordensmänner [1]) nach Ablauf von fünf Monaten die Stätte ihres Wirkens zu verlassen hatten, welche Verordnung wörtlich durchgeführt wurde. Bis 1785 standen nun Kirche und Kloster vollkommen verlassen da, in welchem Jahre Hofrath v. Kriegl die Kirche sammt Eremitage und 90 Joch Waldungen um 23.500 fl. vom Staate ankaufte, am 21. December desselben Jahres wieder einweihen ließ, und erwirkte, daß das Josephsdorf zu einer Localie erhoben wurde, für welche der Probst von Klosterneuburg einen Caplan beistellte. Allein nicht lange blieb Kriegl, der den größten Theil der Zellen als Bauplätze verkaufte, im Besitze der Liegenschaft, indem er 1789 in Concurs gerieth. Da der nieder-österr. Religionsfond hiebei als Hauptgläubiger mit 17.000 fl. figurirte, und sich trotz viermaliger Licitationstermine kein Käufer fand, wurde die Kirche sammt Grundstücken über Einrathen Jos. v. Sonnenfels' dem nieder-österr. Religionsfonde zugeschrieben, bis 1795 Fürst Liechtenstein dieselbe ankaufte.

Als Kaiser Napoleon I. im Jahre 1809 mit seiner Armee gegen Wien zog, war auch der damalige Seelsorger am Kahlenberge gezwungen die Flucht zu ergreifen. Wegen Mangel an Bewohnern wurde die Stelle eines Curaten von jener Zeit an nicht mehr besetzt und der Kahlenberg nach dem benachbarten Heiligenstadt eingepfarrt. 1847 war der Zustand der Kirche so baufällig, daß die nieder-österr. Landes-Regierung dieselbe für die in der Nähe derselben befindlichen bewohnten Gebäude im hohen

[1]) Von den „Eremiten" traten einige in den Weltclerus, einige in Schul- und Krankendienste über.

Digitized by Google

Grade gefahrbringend bezeichnete. 1850 ging der Kahlenberg in das Eigenthum des Schlossermeisters Johannes Finsterle über und diesem braven schlichten Bürger [1]) muß das Ehrenzeugnis ausgestellt werden, die halb verfallene Kirche auf seine eigenen Kosten vom Grund aus renovirt und von außen und innen wieder hergestellt zu haben, so daß am 12. September 1852 — an dem Gedenktage, wo vor 169 Jahren die Macht des Halbmondes gebrochen worden war — die solenne Einweihung durch den Propst Wilhelm Sedlaczek von Klosterneuburg unter Assistenz des Wiener Schotten-Abtes Sigismund Schultheß vorgenommen werden konnte. Diese Feier ging unter ungeheuerem Andrange der Bewohner von Wien und Umgebung vor sich. Ein Ungenannter [2]) feierte dieses Ereignis mit folgendem Poem:

In Österreichs schönem Lande
Hoch in des Himmels Blau,
Steht auf dem Kahlenberge
Ein alter Kirchenbau.

Es hat an ihm genaget
Schon lang der Zahn der Zeit,
Die falben Wände mahnten
An die Vergänglichkeit.

Längst gingen seine Wächter
In's Thal des Todes ein,
Es ruhen ihre Reste
Bedeckt durch einen Stein.[3])

Und in dem Jahr Ein Tausend
Achthundertfünfzigzwei
Erstand aus dem Verfalle
Die alte Kirche neu.

So prangt nun in der Höhe
Ein schönes Gotteshaus,
Ein Wiener Bürger schmückte
Die öden Wände aus.

Und wieder tönt die Orgel
Zum christlichen Gesang,
Und wieder macht der Beter
Hier seinen Kreuzesgang.

O wundervolle Deutung
Die Kirch' ist neugeweiht,
Von Äbten zweier Stifter
Aus Babenberger Zeit,

Und an demselben Tage,
Wo vor der Türkenschlacht
Der Priester d'Aviano
Das Opfer dargebracht.

So prange nun am Berge
Camaldulenser Hort,
Es gaben Dir die Weihe
Gesalbter Herren Wort!

---

[1]) Johannes Finsterle ruht in dem von ihm selbst erbauten Mausoleum auf dem noch von den Camaldulensern angelegten St. Josephs-Friedhof, woselbst auch Feldmarschall Karl Franz Jos. de Ligne beerdigt ist.

[2]) Wenngleich dieses schlichte Gelegenheitsgedicht vom künstlerisch-poetischen Standpunkte aus nicht als ein Meisterwerk anzusehen ist, so kann dasselbe jetzt als Beweis dafür gelten, wie warm und freudig das Ereignis der Wiedereinweihung dieses Gotteshauses vor 40 Jahren begrüßt wurde!

[3]) Ein am Fußboden der Kirche befindlicher Stein bezeichnet die Stelle zum Gruftzugang, wo die irdischen Überreste einer größeren Anzahl von Camaldulensern ruhen.

* * *

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Kirche mit der Gedenktafel auf dem Kahlenberge bei Wien.

Digitized by Google

Die äußerst geschmackvoll restaurirte Kirche am Kahlenberg, welche unsere Abbildung [1]) in wohlgelungenem Holzschnitte darstellt, hat sehr interessante Formen des früheren Barockstyls von jener streng klösterlichen Einfachheit, wie sie im Zeitalter der Gegen-Reformation in Österreich zuerst Eingang fanden. Seit diesem Zeitpunkt wird in den Sommer-Monaten von dem daselbst exponirten Curaten täglich die Messe celebrirt. Zum Zeichen der Anerkennung für die Widerherstellung dieses Gotteshauses spendete 1852 der damalige Nuntius am Wiener Hofe Cardinal Viale-Prela einen kunstvoll ciselirten goldenen Kelch mit folgender Widmungs-Inschrift, welche in der Sacristei des Kirchleins unter Glas und Rahmen aufbewahrt wird:

Zum Andenken

an den von Gott beglückten 12. September des Jahres 1683, an welchem der Polen-König Johann Sobieski in der von wilder Türkenwuth zerstörten Kirche der Camaldulenser auf dem Kahlenberg einen Altar errichtet, an dessen Stufen beim heiligen Meßopfer das heilige Abendmahl empfangen hat, worauf er mit seinem wohlgerüsteten Heere den Feind in die Flucht schlug und vernichtete und dadurch nicht nur Wien von der Belagerung befreite, sondern auch dem gesammten schwer geängstigten Europa Schutz und Sicherheit gewährte, hat Michael Viale-Prela, Erzbischof von Carthago, päpstlicher Nuntius am Hofe Kaiser Franz Joseph I., dem durch die Unbilden der Zeit verfallenen, von dem Wiener Bürger Johannes Finsterle auf das zierlichste wieder hergestellten Gotteshause diesen Kelch gewidmet und übergeben den 8. December 1852 am Festtage der unbefleckten Empfängnis Mariae.

Der Sobieski-Altar, an welchem der Polen-König am 12. September 1683 ministrirte und die Heerführer das Abendmahl empfingen, ist derzeit in der neben der Sacristei rechts gelegenen Capelle aufgestellt. Von den ehemaligen Kloster-Zellen nächst der Kirche sind noch zwei bis heute erhalten.

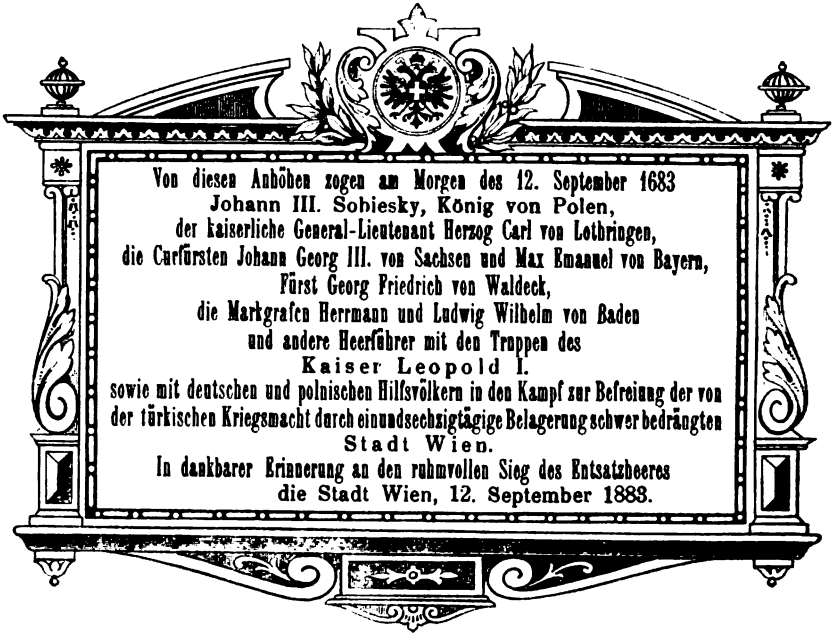
Anläßlich der zweiten Säcular-Feier der Befreiung Wiens aus der Türkennoth faßte der Wiener Gemeinderath in der Sitzung vom 18. Mai 1883 den Beschluß, den Gedenktag in mehrfacher Weise zu feiern [2]) und

[1]) Die Kosten zur Anfertigung dieses Holzschnittes wurden von Sr. Excellenz Freiherrn v. Bach, k. k. Minister und Botschafter a. D., und dem jetzigen Eigenthümer der Kirche Dr. Gustav Benischko getragen, wofür den Genannten der gebührende Dank dargebracht wird.

[2]) Am 12. September 1883 wurde im Dome zu St. Stephan von Cardinal Ganglbauer ein feierlicher Dankgottesdienst celebrirt, dem der Gemeinderath in corpore beiwohnte. Nach demselben fand die Schlußsteinlegung des neuen Rathhauses durch Seine Majestät Kaiser Franz Joseph statt. Gleichzeitig wurde die von der Stadt Wien veranstaltete „historische Ausstellung" eröffnet, in welcher nicht

Digitized by Google

unter anderm eine Gedenk-Tafel an der Kahlenberger-Kirche anzubringen. Der jetzige Eigenthümer der Kirche emeritirter Hof- und Gerichts-Advocat Dr. Gustav Benischko gab über Ersuchen des Bürgermeisters Uhl seine Zustimmung, daß die oberhalb des Haupteinganges der Kirche befindliche Fläche, welche bis dahin das Standbild des heiligen Joseph schmückte, zur Anbringung der Gedenk-Tafel verwendet werde. Die Statue wurde ober dem Eingange in die Sacristei der Kirche aufgestellt. Der Hof-Steinmetzmeister Eduard Hauser fertigte die Gedenk-Tafel sammt Inschrift um den Pauschalpreis von 1500 fl. aus Willersdorfer Stein an. Die zur Versetzung der erwähnten Statue des heiligen Joseph und zur Restaurirung der Kirchen-Façade erforderlichen Arbeiten brachte der Klosterneuburger Baumeister Johann Passing in Ausführung. Die im mordernen Renaissance-Style gehaltene Gedenk-Tafel, oberhalb welcher das Wappen der Stadt Wien angebracht ist, trägt folgende Inschrift:



weniger als 1284 Waffen, Gemälde, Kriegs-Trophäen und sonstige auf die zweite Türken-Belagerung bezughabende Gegenstände, welche aus allen Theilen Österreich-Ungarns eingesendet wurden, besichtigt werden konnte; s. Katalog der historischen Ausstellung der Stadt Wien, 1883. Verlag des Wiener Gemeinderathes. — Am Abend desselben Tages stiegen von den Höhen des Kahlenberges zur Erinnerung an

Digitized by Google

Die zur Enthüllung dieser Gedenk-Tafel vom Wiener Gemeinderathe am Morgen des 11. September 1883 auf den Höhen des Kahlenberges veranstaltete Fest-Feier begann mit einer um 10 Uhr Vormittags in der St. Josephs-Kirche am Kahlenberge vom Prälaten Leopold Stöger unter Assistenz des Pfarrers Bancalari und des Schotten-Professors Emerich Gabely celebrirten Fest-Messe. Der Kirchenraum war mit Blumen reich geschmückt, das Presbyterium mit Sammt ausgeschlagen. Nach der Fest-Messe begaben sich die Gemeinderäthe und sonstigen Fest-Gäste auf den freien Platz vor der Kirche, wo ein Zelt errichtet war und Bürgermeister Eduard Uhl eine Gedächtnis-Rede über die Belagerung und den Entsatz von Wien hielt, worauf die Gedenk-Tafel selbst enthüllt wurde. Mit einem Fest-Bankette endigte die schlichte Feier.

Möge das an historischen Erinnerungen so reiche Kirchlein mit seiner Gedenk-Tafel an den Türken-Entsatz von 1683 unberührt von neuen Wechselfällen fortbestehen und auch die verdiente Aufmerksamkeit der zahlreichen Besucher des Kahlenberges von Nah und Fern erbaulich anregen!

III.

Die St. Josephs-Votivkirche an der Türkenschanze zu Weinhaus bei Wien.

Kleine Ursachen — große Wirkungen! Im Jahre 1878 übergab Graf Spiegel dem Pfarrer von Weinhaus Dr. Joseph Deckert einen Betrag von 50 fl. zur Förderung eines beliebigen guten Zweckes. Der Empfänger sann in einer schlaflosen Nacht darüber nach, in welcher Weise die Spende die geeignetste Verwendung finden sollte und faßte den trefflichen Gedanken, dieselbe als Senfkörnlein zu einem Capitale zu verwenden, um anläßlich der damals bevorstehenden Säcular-Feier der Türken-Befreiung an der Südlehne der sogenannten Türkenschanze zu

die am 11. September 1683 den Vertheidigern der Stadt durch Feuersignale kundgegebene Ankunft des Entsatz-Heeres Raketen und Leuchtkugeln empor, welche im Prater von der Feuerwerkswiese aus in Verbindung mit einem Feuerwerke erwidert wurden. Weiters verewigte die Gemeinde Wien diese Feier durch eine prachtvoll ausgestattete historische Gedenkschrift und durch die Ausprägung einer Medaille. Endlich sei noch erwähnt, daß über Anordnung des fürst-erzbischöflichen Consistoriums in den Tagen vom 12. bis 15. September 1883 im St. Stephansdom ein feierliches Triduum stattfand, bei welchem die berühmtesten Prediger Wiens Vor- und Nachmittag das Wort Gottes verkündigten.

Digitized by Google

Weinhaus — in unmittelbarer Nähe jenes denkwürdigen Platzes, wo die Türken von den vereinigten Heerführern zurückgeworfen worden waren — eine im gothischen Style angelegte Votiv-Kirche zu Ehren des heiligen Joseph, des Schutzpatrones des Hauses Österreich,[1]) zu erbauen, welche nicht nur einem daselbst bestehenden religiösen Bedürfnisse genügen, sondern gleichzeitig auch eine immerwährende Erinnerung an die ruhmbekränzten Helden von 1683 bilden sollte. Diese treffliche Idee, vorerst in engerer Umgebung, später im patriotisch-katholischen Volks-Vereine für Nieder-Österreich[2]) erörtert, fand umso lebhafteren Anklang, als die kleine dem Patronate des Fürsten Czartoryski unterstehende Orts-Capelle in Weinhaus nur Raum für etwa 60 Personen umfaßt, während die Gemeinde dieses Namens circa 2000 Einwohner zählt. Doch woher die Mittel zu einem Baue nehmen, dessen Kosten in die Hunderttausende gehen mochten, während hiezu nur ein Samenkorn von 50 fl. vorhanden war, zumal in unseren Tagen Gotteshäuser nicht so leicht wie in früheren Zeiten durch den Opfersinn Einzelner zu Stande kommen? Um daher die gefaßte Idee zur That werden zu lassen und auch Minder-Bemittelten Gelegenheit zu geben, sich an diesem hochpatriotischen Werke zu betheiligen, rief Pfarrer Deckert einen Kirchenbau-Verein in's Leben, dessen Mitglieder sich zu einem Jahresbeitrage von 1 fl. 20 kr. angefangen verpflichteten.[3]) Die Constituirung dieses Vereines fand am 8. December 1880 statt und wurden Pfarrer Deckert zum Präsidenten, der Bürgermeister von Weinhaus Sebastian Mayer zum Vice-Präsidenten und die Herren Franz Schweng, Dr. Alois Gruber, Franz Fasching, Professor Jacob Meister, Joseph Brandeiski in den Ausschuß, der Verfasser dieser Zeilen als Secretär berufen. In Berücksichtigung des patriotischen Zweckes und in Erwägung des Umstandes, daß die geplante Votiv-Kirche auch ein militärisches Sieges-Denkmal bilden sollte, geruhte Österreichs siegreicher Heerführer, der durchlauchtigste Feldmarschall Erzherzog Albrecht mit Schreiben vom 24. December 1881 das Protectorat über den Bau zu übernehmen und hiezu einen doppelten Gründer-

[1]) Cardinal Rauscher: „Der heilige Joseph, der Schutzpatron des Hauses Österreich." Wien, 1875.

[2]) Siehe: „Die St. Joseph-Votivkirche an der Türkenschanze." Vortrag, gehalten im patriotisch katholischen Volks-Vereine für Nieder-Österreich. Von Dr. Hans Truxa. Wien, 1883.

[3]) Einmalige größere Beiträge wurden für Gründer mit 1000 fl., für Stifter mit 100 fl., für Wohlthäter mit 10 fl. bemessen.

Digitized by Google

Beitrag per 2000 fl. zu widmen. Auch Seine Majestät und sämmtliche Mitglieder des allerhöchsten Kaiserhauses, sowie Angehörige aller Stände betheiligten sich mit größeren Spenden[1]), so daß schon Anfangs 1882 eine Summe von über 30.000 fl. im Sammelwege aufgebracht war und am 6. December desselben Jahres ein in der Herrengasse zu Weinhaus gelegenes, den Eheleuten Johann und Maria Gschwandtner und Familie Herzig gehöriges Grundstück im Catastral-Ausmaße von 2332 Quadrat-Klaftern um den Kaufpreis von 17.500 fl. angekauft werden konnte. Die Nivellirung und Ausmessung des Grundes, sowie Auszeichnung der Längen- und Quer-Profile geschah unentgeltlich durch den Ingenieur Heinrich Nowak in Weinhaus.

Mit der architektonischen Ausführung des Baues wurde der k. k. Ober-Baurath Dombaumeister Baron Friedrich Schmidt betraut, der nunmehr an die Ausarbeitung der Detail-Pläne zu einem großen im reinsten gothischen Style gehaltenen Gotteshause schritt. Der ursprüngliche Kostenvoranschlag wurde mit 120.000 fl. beziffert, doch stellten sich die Kosten nachträglich mit 200.000 fl. heraus.

Den ersten Glanzpunkt in der Geschichte dieses denkwürdigen Baues bildete das Fest des ersten Spatenstiches und der Grundstein-Weihe, die mit der zweiten Säcular-Feier der Befreiung Wiens aus der Türkennoth in Verbindung gebracht und am 16. September 1883 abgehalten wurde. Cardinal-Fürsterzbischof Ganglbauer nahm die kirchliche Weihe des Bauplatzes vor, wozu ein nach mehreren Tausenden zählendes Publicum aus Wien und Umgebung herbeigeeilt war, um insbesondere den Worten des gefeierten Kanzel-Redners P. Max von Klinkowström zu lauschen. Der Inhalt dieser Rede war so reich an erhabenen Gedanken, daß wir glauben, unsern Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir den Haupttheil derselben auf Grund stenographischer Aufzeichnungen wiedergeben. P. Klinkowström sagte:

> Von verschiedenen Zeichen und Denkmalen, die man zur Erinnerung an mancherlei Begebenheiten errichtet, hat man aller Zeiten und aller Orten vernommen, und allen ohne Ausnahme liegt eine Idee zu Grunde; man will etwas der Nachwelt überliefern, etwas für sie aufbewahren, die Erinnerung nämlich an maßgebende Ereignisse und Begebenheiten.

---

[1]) Geheimrath Baron Helfert widmete 2000 Exemplare des von ihm verfaßten Werkchens: „Die welthistorische Bedeutung des Wiener Sieges von 1683", wofür derselbe zum Ehren-Mitgliede des Bau-Vereines ernannt wurde.

Digitized by Google

In der Regel ist das Denkmal der Ausdruck eines dankerfüllten Gemüthes. Unsere Residenz zählt deren mehrere, ich dürfte nur an die Säulen „am Hof" wie „am Graben", sowie an die vom Kaiser Karl VI. erbaute Kirche zum heil. Karl Borromäus und die in jüngster Zeit vollendete Votiv-Kirche erinnern.

Doch gestehen wir es, ein Erinnerungszeichen, ein Monument fehlte noch, und zwar an ein in allen seinen Folgen unendlich großes Ereignis, wir meinen die Errettung Wiens „aus der Türkennoth", wie unsere Vorfahren so richtig die Belagerung unserer Stadt genannt. Diese Lücke wird nun ausgefüllt, durch den in richtigem Verständnis der Ortsverhältnisse geplanten neuen Gottesbau. Doch soll der neue Gottesbau nicht so sehr ein Monument, ein Zeichen der Erinnerung, als vielmehr ein Monimment, das ist ein Mahnzeichen für die künftigen Geschlechter werden, und an was soll der zum Himmel ragende Thurm wohl mahnen?

Es war im Jahre 1759, als die unüberwindlich und unbezwingbar geglaubte Festung Quebeck dennoch von den Engländern eingenommen wurde. Diese Einnahme verfehlte nicht, einen großen Eindruck in Europa zu machen, so zwar, daß ein vielgenannter deutscher Fürst den englischen Gesandten allen Ernstes fragte, ob sie wirklich diese Festung bezwungen hätten? Der Gesandte antwortete in aller Würde bejahend, fügte aber hinzu, „mit Gottes Hilfe".

Jener deutsche Fürst, der es liebte, witzelnd und scherzend über die ernsten Wahrheiten des Glaubens sich zu äußern, fragte gewohnter Weise spöttisch: „Gehört denn Gott zu Euren Alliirten?" Worauf der Engländer ernst die Antwort gab: „Allerdings, doch verlangt er von uns keine Hilfsgelder, er nimmt mit dem Danke des Herzens Vorlieb."

Und hiermit stehen wir auch bei der Antwort auf die Frage, an was uns diese aufzuführende Gottesbaute mahnen soll.

Dunkle schwere Wolken ballten Unheil kündend sich im Osten, wilde Stürme jagten sie nach Westen; über Oesterreichs Gauen und gesegnete Gefilde entlud sich das Gewitter, es war ein Schlachtenwetter. Geschütze grollten donnerähnlich — Geschosse fielen wie der Hagel nieder, der Blitze Sprühen waren Feuerbrände, die rohe Frevlerhände schürten. — Da spricht der Herr sein Machtwort — wie morsche Äste an den Bäumen, brechen auch der Türken Kräfte. — Es spricht der Herr, das Wetter hatte umgeschlagen und jagte nun die wilden Horden zurück nach Osten, woher sie gekommen waren, und Ruhe kehrte wieder. —

Kein Monument verewigt diesen Sieg, den Gott erfochten mit jenen edlen Helden, die ihn zum Alliirten sich gewählt, darum ist auch die Idee, durch die Baute eines Gotteshauses den Tag und Sieg zu feiern, und die kommenden Geschlechter daran zu mahnen, eine glückliche Idee.

Eine glückliche Idee nenne ich sie, weil es eine göttliche Idee ist: an der Stelle, wo der erste Schritt zum Siegeslauf des tapferen Heeres gemacht, wo die ersten Schanzen der Türken fielen, ein Wahr- und Mahnzeichen in einem Gotteshause aufzustellen! Denn wie die Krieger, die der Feinde Wälle und Mauerwerk im Sturme ersteigen, die Fahne ihres eigenen Kriegsherrn aufpflanzen, so soll an des hohen Thurmes Spitze

Digitized by Google

das Kreuz, das seit zwei Jahrtausenden unüberwindliche Siegeszeichen, Allen die Worte Jesu Christi zurufen: „Habt Vertrauen, ich habe die Welt überwunden."

Es ist eine wahrhaft fromme und christliche Idee, denn sie ist der Ausdruck des religiösen Gefühles und der pietätvollen dankbaren Gesinnung und der Anerkennung, daß Gott dem Herrn Lob und Preis für diesen Sieg gebühre, es ist die Erfüllung der Worte des Apostels, der da sagt: „Gebt Ehre, dem Ehre gebührt".

Es ist eine patriotische Idee, denn dieser Bau ist ein Mahnzeichen nicht nur an die harten Bedrängnisse, er wird der spätesten Nachkommenschaft, er wird den Urenkeln die Namen aller der großen Helden künden und von ihrer Tapferkeit erzählen. Die Kirche wird deshalb auch ein Zeichen sein einer wahrhaft patriotischen Gesinnung, und ein beredtes Zeugnis der Liebe der Österreicher und der Wiener, besonders für ihren Kaiser und das Reich; und wir wissen, wie tief der Patriotismus in den Herzen unseres Volkes wurzelt, es ist das mächtigste Gefühl in uns, das keine Macht der Welt aus unseren Herzen zu reißen vermag.

Es ist endlich eine höchst praktische Idee, die den Bedürfnissen und Ortsverhältnissen des anwachsenden Vorortes entspricht.

Weil aber aller Segen von oben kommt, und weil es im Psalme heißt: „Wenn der Herr das Haus nicht baut, bauen die Bauleute vergeblich", spricht die Kirche durch den Mund des hohen Priesters über den Grundstein, wie über den Grund, wo sich die Baute erheben soll, den Segen; darum wird der erste Spatenstich vom Oberhirten selbst gemacht.

Zur Durchführung dieser Idee ist aber Einheit und Einigkeit der Bauleute erforderlich, denn nur mit vereinten Kräften wird das großartig Geplante verwirklicht werden. Diese Einigkeit findet ihren Ausdruck in der Opferwilligkeit, mit welcher sich Alle an der Ausführung der Baute betheiligen. Es hat uns Gott der Herr ein großes unerschöpfliches Capital anvertraut, und die Bank, wo Gottes Hand dasselbe hinterlegt, ist sicher und hat noch nie fallirt. Das Capital aber ist die Liebe — die Bank unser Herz.

Darum heraus mit den reichen Zinseszinsen, sie wollen in Umlauf kommen, und dem Herrn das Haus erbauen. Und so schließe ich denn mit den Psalmesworten (27, 24.), die bei der Tempelweihe gesprochen wurden: „Dies ist der Tag, den der Herr gemacht, laßt uns frohlocken und freuen an ihm, o Herr gib gut Gedeihen!"

Ja, der Herr wird das Gedeihen geben, und der heilige Joseph, der große Schutz- und Schirm-Patron wird seine segnenden Hände über Bau und Bauleute, sowie über Alle breiten, die durch ihre Liebesgaben diesen Bau ermöglichten.

Und wenn einstmalen in fernen späten Jahresläuften die Fremden fragen werden: wann wurde dieser Bau begonnen? wird die Antwort lauten: Unter der segensreichen Regierung des Kaisers Franz Joseph I., unter der Regierung Papstes Leo XIII; unter Cöleſtin, Erzbischof von Wien, hat Pfarrer Dr. Deckert die Idee gefaßt und ausgeführt, und ihr Andenken wird ein gesegnetes sein.

Digitized by Google

Gott gib Gedeihen, daß das Bild, das mir vor Augen schwebt, bald zur Wahrheit werde; denn ich schaue im Geiste das Gemäuer aus dem Grunde wachsen, sehe des Thurmes Spitze hoch zum Himmel ragen, höre die harmonischen Glockentöne die Gläubigen zur Kirchweih rufen, sehe die frommen Beter und Waller in großen Schaaren dem Rufe folgen, sehe Freudenthränen an den Augen perlen, höre, vom Orgelton begleitet, das erste Tedeum durch die heiligen Hallen rauschen.

Gott gib Gedeihen, daß die Idee vom Glauben und warmen Dankgefühle gegen Gott erfaßt, von der Hoffnung fortgeführt, recht bald vollendet werde durch die Liebe. Amen. —

Im Frühjahre 1884 wurden die Fundamentirungs-Arbeiten begonnen und während des Sommers war das Fundament-Mauerwerk bis zum Sockel des Kirchen-Fußbodens unter der umsichtigen artistischen Leitung des Dom-Baumeisters Schmidt vom Hof-Baumeister Joseph Schmalzhofer und Hof-Steinmetzmeister Eduard Hauser vollendet. Nunmehr wurde auch Seine Heiligkeit Papst Leo XIII. vom projectirten Votiv-Kirchenbau im Wege der Wiener päpstlichen Nuntiatur in Kenntnis gesetzt und nachdem das Oberhaupt der Kirche mittelst apostolischem Breve vom 3. Juli 1884 allen Wohlthätern des Werkes den apostolischen Segen ertheilt und denselben entsprechende Ablässe verliehen, konnte am 14. September (als am Sonntage Maria-Namen, dem kirchlichen Gedächtnistage der Befreiung Wiens aus der Türkennoth) die feierliche Grundsteinlegung durch Dechant Eugen Zabizar aus Klosterneuburg in Gegenwart des Secretärs der päpstlichen Nuntiatur Msgr. Amoni und vieler anderer Notabilitäten vollzogen werden, wobei wieder P. Max v. Klinkowström folgende erhebende Ansprache an die Versammelten hielt:

Ein Jahr ist vorüber, daß wir hier auf dieser Stätte gestanden; und Dank der katholischen Liebe und den patriotischen Gefühlen, Dank der einheitlichen Gesinnung und Opferwilligkeit, Dank dem emsigen und rastlosen Bemühen der rührigen Bauleute, sowie der großen Umsicht der Bauleitung bietet diese Stätte, die nunmehr zum Bauplatze geworden, einen anderen Anblick dar.

Nicht mehr sind es nur buntbewimpelte himmelanstrebende Baumsäulen, welche den Umfang des aufzuführenden Baues bezeichnen und begränzen. Schon erheben sich die Grundmauern über den einst von türkischen Rossehufen zerstampften Boden zur Sockelhöhe und lassen ahnen, was werden soll.

Mit dankerfülltem Herzen sprechen wir heute mit Samuel (I. Buch Könige 7, 12) die Worte aus, die er nach einer Niederlage der Philister gesprochen, bei welcher Gelegenheit „er einen Stein aufrichtete", den er „Stein der Rettung" nannte: „Bis hieher hat uns der Herr

Digitized by Google

geholfen!" Ja der Herr hat sichtbar geholfen, und wir wagen vertrauensvoll hinzuzufügen: und der Herr wird weiter helfen!

Auch hier wurde heute unter dem Segen der Kirche der Grundstein feierlich eingesenkt, über den sich der Altar erheben wird, auf welchem das Opfer des neuen Bundes wird dargebracht werden. Und dieser Altar ist gleich ehrwürdig wie der Calvarienberg, gleich heilig wie das Kreuz, an welchem Christus das blutige Opfer der Erlösung vollendet; denn auf dem Altare wird dasselbe Opfer, wenngleich unblutigerweise gefeiert.

Und wiederum, wie im verflossenen Jahre, ward mir die ehrenvolle Aufgabe zu Theil, einige Worte an die so zahlreich versammelte Menge zu richten: Mögen die Worte, wie sie den Bau zum Gegenstande haben, auch zur geistigen Erbauung dienen.

Besehe ich mir die aus dem Grunde herauswachsenden Mauern, so werde ich lebhaft gemahnt an die Berichte, die uns im I. und II. Buche Esdras aufbewahrt sind. Als der edle König Cyrus, vorzugsweise durch den Propheten Daniel bewogen, die lange in der Verbannung in Babylonien lebenden Israeliten unter Führung des Zorobabel und Nehemias nach Jerusalem zurückkehren ließ, um Stadt und Tempel wieder aufzubauen, begann rührig und rüstig das Werk; denn wo Liebe baut, wird rasch gebaut. Aber trotz der höchsten Protection wurden die Bauleute am Weiterbaue gehindert. Man hatte die Räthe des Königs bestochen, um den Weiterbau zu vereiteln, und es gelang; denn die Unterbrechung dauerte durch vierzehn volle Jahre. Wir könnten hier die Bemerkung machen, daß die Bestechung eine sehr alte, schon vorchristliche Geschichte hat, mithin nichts neues ist.

Nachdem der Bau wieder aufgenommen worden, erhob sich Sannabalat, sann auf Mord des Nehemias und der Arbeiter, und das machte die Arbeit schwierig. Es ist höchst interessant, dies mit den Worten der heiligen Schrift selbst zu hören, II. Buch Esdras H. Cap. V. 16, 28: „Und von jenem Tag an geschah es, daß die Hälfte der jungen Männer die Arbeit besorgte, und die andere Hälfte derselben bereit war zum Kampfe, und es waren Lanzen, Schilde, Bogen und Panzer und die Befehlshaber hinter ihnen .... sie mochten arbeiten an der Mauer, oder Lasten tragen, oder aufladen, mit ihrer einen Hand verrichteten sie die Arbeit und mit der anderen hielten sie das Schwert; von den Bauleuten nämlich war jeder mit dem Schwerte um die Lenden gegürtet."

Wir werden gestehen müßen, daß dies außergewöhnliche Hindernisse wären, welche sich der Fortsetzung und Vollendung dieses Baues entgegenstellten, und wenn die Bauleute dennoch ihr Ziel erreichten, haben wir den Grund nur darin zu suchen, daß sie sich durch keine wie immer gearteten Hindernisse abschrecken ließen. Deshalb werden auch die angeführten geschichtlichen Züge den Vätern der Kirche zu Vorbildern aller möglichen Hindernisse, die sich jeglicher guten Unternehmung in den Weg stellen. Es wird wohl auch dieser Kirchenbau seine Schwierigkeiten und Hindernisse haben.

Was könnten das für Hindernisse sein? Es war im Jahre 520 vor Christus, da erging das Wort des Herrn durch Aggäus den Propheten, (Capitel 12), an Zorobabel, das politische Haupt der Reste Israels:

Digitized by Google

„Das Volk sagt: es ist noch nicht Zeit, das Haus des Herrn zu bauen." Gott der Herr aber antwortet ihnen darauf: „Ist es wohl Zeit für Euch zu wohnen in prächtigen Häusern?" Das will sagen, das Streben nach dem Irdischen, Weltlichen, Üppigen, Prächtigen, Schönen und Herrlichen, nach aller Gattung von Luxus und Bequemlichkeit machte die Ansicht glaubhaft, es seien die Zeitverhältnisse viel zu ungünstig, an ein so großes, gar Manchem nicht unbedingt nothwendig erscheinendes Werk zu schreiten, wie der Tempelbau in Jerusalem war. Wir haben die Antwort Gottes des Herrn auf diesen Einwurf mitgetheilt. Wird Gott der Herr heute anders urtheilen? Angesichts der mehr als pompösen Bauten, die hie und da aufgeführt werden, in welchen der Luxus wahrhaft umsoweniger Berechtigung findet, je mehr auf die unfreiwillige Beisteuer aus fremder Börse gerechnet wird, ist das Wort Gottes höchst zeitgemäß. Denn wahrlich der Neubau einer Kirche wird jedem, der nur einen flüchtigen Blick in die winzig kleine Pfarrkirche von Weinhaus geworfen, nicht mehr überflüßig, sondern als höchst nothwendig erscheinen: abgesehen davon, daß die neuzuerbauende Kirche ein Denkmal des dankbaren Wien werden soll, zur Erinnerung an die Befreiung aus der „Türkennoth", wie der Volksmund seit zweihundert Jahren die Belagerung der Stadt so richtig bezeichnet.

Andere wieder werden kleinmüthig und verzagt, und schreitet ihnen der Bau zu langsam vorwärts, und sie bedenken nicht, daß das ausgesprochene Misvergnügen sich selbst zum Hindernisse gestalten könnte. Diese ungeduldigen Gemüther gleichen den Kindern, die ein Samenkorn in die Erde gelegt haben, und dann täglich in der Erde nachsehen, herumgrabend, um die fortschreitende Wurzelbildung zu beobachten, und sie merken nicht, daß sie gerade dadurch das Wachsthum verzögern, wenn nicht hindern. Sie sollten bedenken, daß Gott der Herr den großen Tempel der erschaffenen Natur auch in sechs Zeiträumen vollendet hat, daß das Sprichwort der alten Zeit: „Rom ist nicht an einem Tage gebaut", auch hier seine berechtigte Anwendung finde, und endlich, wenn man schalkhaft sein wollte, wäre die Bemerkung nicht am unrechten Platze, daß das rasche Fortschreiten des Baues wesentlich durch die recht lebhafte Betheiligung von unserer Seite bedingt ist. Wenn wir *Betheiligung* sagen, so scheint es wohl überflüssig zu bemerken, daß wir darunter nicht ausschließlich Gefühle der Freude, gute fromme Wünsche, auch nicht das Gebet allein für das segensreiche Gedeihen des begonnenen Werkes verstehen wollen; wir wissen sehr wohl, was wir damit ausdrücken wollen, und es ist uns nicht entgangen, daß wir auch verstanden wurden.

Aber da stehen wir auch bei einem neuen und nicht geringen Hindernisse. Wie oft hört man nicht die Klagen, von allen Seiten wird man ja in Anspruch genommen, überall soll man beisteuern, überall soll man helfen, so vielerlei wird unternommen, angefangen, gebaut, wer kann das alles leisten; es sind doch immer und überall dieselben Namen, die man als Wohlthäter liest, immer die Nämlichen, die sich überall betheiligen, und dergleichen mehr. Aber abgesehen davon, daß es eben sehr ehrenvoll ist für diejenigen, die sich überall betheiligen, da sie eben nur die großen Lücken ausfüllen, die Andere zurücklassen, gestehen wir es offen, daß diese Klagen wenig oder keinen Eindruck auf uns machen; denn wir kennen die

Digitized by Google

Wiener, und wissen deshalb, „den Wienern wird nicht leicht etwas zu viel!“ Wir wissen zu unterscheiden zwischen ihren Worten und ihren Herzen, es wird manches gesprochen, wovon das Herz nichts weiß und nichts wissen will; ungefähr so, wie es der göttliche Erlöser in einer der wundervollen Parabel dargelegt hat (Matth. 21, 28). „Ein Mann,“ sprach er, „hatte zwei Söhne, und er trat zu dem ersten und sprach: „Sohn, gehe heute hin und arbeite in meinem Weinberge;“ dieser aber antwortete und sprach: „ich will nicht,“ später aber, reuigen Sinnes geworden, ging er fort; während der zweite Sohn zu gehen versprach, und nicht ging.“ So und nicht anders pflegt es auch oftmals mit der Theilnahme an guten Unternehmungen zu geschehen; und es würde mich wahrlich nicht wundern, wenn solches und ähnliches auch bei diesem Kirchenbaue sich begeben hätte.

Wie aber die Bauleute unter Nehemias sich von den Schwierigkeiten nicht abhalten ließen, so thun wir auch desgleichen und bauen rüstig vorwärts! Das führt uns aber zur nothwendigen Verfassung, in der wir alle uns befinden müßen, wenn wir unser Werk bald und glücklich vollendet schauen wollen.

Wir nannten im verflossenen Jahre diesen Bau eine göttliche fromme glückliche patriotische, eine praktische Idee, und wir sind auf keinen Widerspruch gestoßen, im Gegentheile, man hat sogar ungescheut der Entwicklung dieser Gedanken Beifall gezollt. Dabei aber darf es sein Bewenden nicht haben. Wie ohne Idee nichts unternommen wird, so wird auch ohne Verwirklichung derselben kein Werk vollendet. Darum genügt es nicht, daß die Idee müßig im Geiste herumspukt und höchstens sich zu einem lieblichen Phantasiegemälde gestaltet, das zu gewissen Zeiten sich in den Vordergrund drängt.

Der Mann der Idee hält sie fest und unverrückt vor Augen wie der Wanderer sein Ziel, und wie der Steuermann, mitten im Sturme am Steuer stehend, nach dem Curs des Schiffes blickt; er begnügt sich nicht mit dem eigenen Interesse daran, er ist eifrigst bemüht, auch Anderen das lebhafte Interesse einzuflößen, er reißt Andere mit sich, und stürzt in die Geister und Herzen Anderer, um sie für seine Idee zu gewinnen, er ruft kühn: Seht auf mich und folgt mir nach! Das ist der Mann der Idee. So arbeiteten Nehemias und Esdras am Tempelbaue zu Jerusalem und die vierzehnjährige Stockung durch die Einstellung des Baues war nicht im Stande, die Idee zu verwischen, die sie, von Gott erleuchtet, einmal lebhaft erfaßt hatte. Lernen wir von ihnen, unbekümmert um die Urtheile anderer, unbeirrt von dem Gewirre der Meinungen und verschiedenen Ansichten, an unserer Idee festhalten, und nicht ermatten, nicht ermüden, bis das Kreuz, am Thurme aufgerichtet, den Sieg der Idee verkündet. Unter Deinem Schutze, großer Baumeister der Welt, wird hier gebaut, Du gabst die Idee zum Baue, zum Beginne gabst Du Muth und Kraft, gib zum Weiterbaue den Segen, daß der Eifer nicht erschlaffe, um das Werk auch würdig zu vollenden. Amen.

Worte aus solchem Munde verfehlten ihre Wirkung nicht, und hatten einen ebenso sicht- als greifbaren Erfolg. Im Laufe des Jahres 1885

Digitized by Google

floßen Gesammt-Spenden in der Höhe von 19.000 fl. ein, so daß die Hauptmauern und Pfeiler bis zur Dachgleiche aufgeführt, die wichtigsten Gurten gespannt, der Dachstuhl aufgesetzt und das Hauptdach mit Schindeln eingedeckt werden konnte, womit der ganze Bau gegen die ärgsten Einflüße der Witterung gesichert erschien. Weiters wurde auch die Aufmerksamkeit der Regierung durch eine von Med.-Dr. Alois Gruber meisterhaft ausgearbeitete Denkschrift[1]) auf den Kirchenbau gelenkt, welche Denkschrift am 13. März 1885 vom Verfasser dieser Zeilen dem Minister-Präsidenten Grafen Eduard Taaffe überreicht wurde, in Folge dessen der Stadterweiterungs-Fond zu diesem Baue 4000 fl. spendete. Es konnte daher schon zu Anfang des Jahres 1886 der Ausbau des großen weithin sichtbaren schlanken und zierlichen Thurmes vollendet werden, welcher vom Fußboden der Kirche gerechnet die imposante Höhe von 65 Metern erreichte. Die Thurm-Kreuzrose wurde am 12. September vom Dechant Heinrich Schultheß feierlich geweiht, bei welcher Gelegenheit Professor Heinrich Abel eine Fest-Predigt hielt, worin derselbe in formvollendeter Weise die Bedeutung des Kreuzes und der christlichen Religion insbesondere für den Arbeiter-stand darlegte. Weiters wurde im Herbste 1886 der Thurm und der größte Theil der Kirche von außen verbrämt. Eine so bedeutende Leistung wäre aber unmöglich gewesen, wenn nicht ein außerordentlicher Mäcen in wahrhaft fürstlicher Weise dem financiellen Nothstande momentane Abhilfe geschaffen hätte. Der für alles Edle hochempfängliche regierende Fürst Johannes zu Liechtenstein spendete zu Kirchenbauzwecken 10.000 fl. und muß daher in den Annalen dieses Votiv-Baues als Haupt-Wohlthäter verewigt werden.

Im Jahre 1887 wurde die Einwölbung der Kirche und der innere Verputz durchgeführt, weiters die Fenstermaßwerke eingesetzt, die Verglasung vorgenommen und die vier Aufsteig-Thürmchen eingedacht, womit die Kirche im Rohbaue größtentheils vollendet war. Diese Leistungen, sowie die weiters nothwendigen Zimmermanns- und Spengler-Arbeiten erforderten jedoch die enorme Summe von 31.000 fl., so daß der Baufond nicht nur vollkommen erschöpft wurde, sondern auch noch eine Bauschuld von 11.000 fl. contrahirt werden mußte, was neuerdings die Be-

[1]) Die St. Joseph-Votivkirche auf der Türkenschanze zu Weinhaus bei Wien von Med.-Dr. Alois Gruber. Wien, 1886. Verlag der Norbertus-Buch- und Kunstdruckerei.

Digitized by Google

schaffung außerordentlicher Geldmittel nothwendig machte. Nachdem das Finanz-Ministerium im Jahre 1887 auf die angesuchte Veranstaltung einer Effecten-Lotterie vorläufig nicht eingegangen war, erbat sich Med.-Dr. Alois Gruber mit dem Verfasser dieser Zeilen eine Audienz bei Sr. Majestät, um an den Stufen des allerhöchsten Thrones die Bitte zu erneuern, bei welcher am 16. April 1888 gewährten Audienz Seine Majestät sich über den Stand des Kirchenbaues huldvollst zu informiren geruhte, in Folge dessen auch die allerhöchste Bewilligung zur Veranstaltung einer Effecten-Lotterie durch Emission von 100.000 Losen à 50 Kreuzer ertheilt wurde. Seine Majestät spendete überdies für diese Lotterie ein prachtvolles silbernes Kaffee-Service, desgleichen widmeten hiezu die Erzherzoge Karl Ludwig und Ludwig Victor werthvolle Ölgemälde. Die Lotterie ergab ein Reinerträgnis von 18.000 Gulden. Hiedurch wurde das Bau-Comité in den Stand gesetzt, das bisher nur provisorisch mit Schindeln gedeckte Kirchendach mit kleinen englischen Schiefer- und Kupferhaft nach Art des Wiener Rathhauses versehen zu lassen und an die dringend nothwendige Anschaffung von sechs der Größe des Thurmes entsprechenden Glocken sammt eichenem Glockenstuhl zu schreiten. Sämmtliche Glocken gingen aus der Erzgießerei des k. k. Hof-Glockengießers Peter Hilzer in Wiener-Neustadt hervor und wurden auf die Namen Joseph, Maria, Jesukind, Theresia, Michael und Sebastian „getauft" und denselben am Orte der Erzeugung vom Propste Joseph Woiß in Wiener-Neustadt die kirchliche Weihe ertheilt. Zur Herstellung der Glocken wurden 2800 Kilo Kupfer und Zink verwendet; die Kosten beliefen sich auf 6000 fl. Am 2. December 1888 als dem vierzigjährigen Regierungs-Jubiläum Sr. Majestät des Kaisers Franz Joseph wurde mit diesen Glocken das erstemal geläutet, und lud der harmonische Wohlklang derselben zu einem feierlichen Dank-Gottesdienste für das Wohl des heißgeliebten Monarchen in der alten Pfarrkirche ein. Anläßlich dieses Kaiser-Festes spendete die Gemeinde Weinhaus einen Gründer-Beitrag von 1200 fl. zu dem Kirchenbau.

In den Monaten Januar bis April 1889 wurden die drei Kirchen-Portale ausgebaut, der Orgelchor hergestellt und der Fußboden der Kirche mit Wienerberger gemusterten Platten gepflastert, endlich vier Altar-Mensen, Thüren, Bänke und stylgerechte Gas-Candelaber hergestellt. Wenngleich noch an der inneren Ausschmückung der Kirche so manches einem späteren Zeitpunkte vorbehalten werden mußte, wie beispielsweise die im

Digitized by Google

Innern der Kirche projectirten Fresco-Malereien und Glasfenster, welche die historischen Ereignisse der Belagerung Wiens durch die Türken versinnbilden sollen, ferner eine Orgel und verschiedene andere Gegenstände, so mußte endlich doch daran gedacht werden, das Gotteshaus sobald als möglich seiner öffentlichen Bestimmung zu übergeben, demgemäß das Bau-Comité den Beschluß faßte, die in der Hauptsache vollendete Votiv-Kirche am 12. Mai 1889 in solenner Weise einweihen zu lassen, um damit diesem mit so mannigfachen Opfern verbunden gewesenen Werke einen wenigstens provisorischen Abschluß zu geben. Ganz Weinhaus prangte am obigen Tage im Festkleide, die meisten Häuser waren decorirt, der Himmel begünstigte die Feier durch herrliches Frühlings-Wetter. Der Festplatz selbst war auf das geschmackvollste mit österreichischen und päpstlichen Fahnen geschmückt, sowie mit Blumen und Reisig geziert. Vom Hofe war Erzherzogin Maria Theresia von Württemberg, die Tochter des durchlauchtigsten Bau-Protectors Erzherzog Albrecht mit der Herzogin Isabella und den Prinzen Robert und Ullrich erschienen. Desgleichen waren Vertreter der Staats- und Gemeinde-Behörden anwesend. Um 8 Uhr nahm Cardinal Ganglbauer[1]) die kirchliche Weihe vor. Wie bei den 1883 und 1884 vollzogenen Feierlichkeiten des ersten Spatenstiches und der Grundsteinlegung der Kirche P. Max v. Klinkowström die Festreden hielt, so eilte der zwischenzeitig zum Superior seines Ordenshauses in Laibach erwählte gottbegnadete Kanzel-Redner eigens von seinem neuen Amtssitze nach Wien, um nach vollzogener Consecration der Kirche unter dem Motto: „Die Wacht an der Türkenschanze" folgende tief zu Herzen gehende, denkwürdige Ansprache an die aus mehreren tausend Zuhörern bestehende Volksmenge zu halten:

> Gelobt sei Jesus Christus! Dieser schöne Gruß muß heute das erste Wort sein, mit welchem der Redner die Gläubigen begrüßt, die zum erstenmal in diesen heiligen Hallen sich sammeln, nachdem sie durch das segnende Wort Sr. Eminenz des Cardinal Fürsterzbischofs die Consecration zum Tempel Gottes erhalten — Gelobt sei Jesus Christus!
>
> Seit dem ersten Spatenstich in den Boden, der vor zweihundert Jahren die Hufe der Rosse der fanatisirten Türkenhorden aufgewühlt, haben wir mit lebhaftem Interesse und warmer inniger Theilnahme das Fortschreiten und die Entwicklung des Kirchenbaues verfolgt.

[1]) Es war dies die letzte größere Amtshandlung, die Cardinal Ganglbauer als Oberhirt der Wiener Erzdiöcese verrichtete; bald darauf erkrankte der edle milde Kirchenfürst und starb nach längerer Krankheit am 14. December 1889.

Digitized by Google

Es war im Jahre 1883, daß mir zum erstenmal gelegentlich der Weihe des Grundsteines, über den sich nunmehr der Opferaltar erhebt, die freundliche ehrenvolle Einladung geworden, der Bedeutung des Tages Ausdruck zu geben.

Sechs Jahre sind seit dieser Zeit vorübergeeilt, und so manche Zweifler, ängstliche und vertrauenslose Gemüther mochten beim Anblicke des bescheiden fortschreitenden Baues ihr Haupt geschüttelt haben, zwar nicht das sorgenschwere und kummervolle, denn ihnen machte der Bau weder Kummer noch Sorge; und wenn sie heute den kühn zum Himmel ragenden Thurm beschauen und dem harmonisch gestimmten Geläute lauschen und die Schaaren des Volkes zum Tempel wallen sehen, müßen sie sich sagen: Also doch!

Ja wohl: *also doch* — trotz alledem und alledem ist der Bau fertiggestellt.

Und wiederum ward mir die unerwartete und höchst ehrenvolle Einladung den Gefühlen der Gläubigen bei dieser Festfeier Ausdruck zu geben.

Erwartet aber nicht eine langathmige, sogenannte formvollendete Rede, nur einige Gedanken will ich flüchtig berühren, wie der Anblick der Kirche und die Verhältnisse der Zeit und des Ortes sie mir bieten.

In den Schriften des alten Sehers der Vorzeit (Isai 5, 6.) wird von einem Weinberge berichtet, den der Herr auf einem Hügel gepflanzt und in dessen Mitte er einen Thurm gebaut, eine Schutzbaute für den Weinberg und zugleich Aufenthalt für die Wächter.

Es wäre nicht schwer, eine Parallele zu ziehen zwischen jenem Weinberge und den Rebhügeln, die sich ringsum erheben, doch davon wollen wir absehen.

Wir wissen, daß unter dem Bilde des Weinberges die ganze Kirche Gottes verstanden und die einzelnen Gemeinden als Parcellen des Ganzen aufgefaßt werden, und so aufgefaßt will mir die neuerbaute Kirche als *Wacht an der Türkenschanze* erscheinen.

Man singt und spricht gar viel von der Wacht am Rhein — man spricht von der Wacht an der Donau — auch sogar von einer Wacht am Alserbache, warum sollten wir nicht berechtigt sein von einer Wacht an der Türkenschanze zu sprechen? Es handelt sich ja nur darum, wie wir das auffassen.

Allerdings sind es nicht mehr die Türken, auf deren feindliche Bewegungen wir zu schauen haben, deren Schritte Mord, Blut, Raub und Feuerbrände bezeichneten, es sind andere Feinde, auf deren Bestrebungen sich die Blicke richten müßen.

Sagt Christus (Matth. 10, 36) Inimici hominis domestici ejus, die Feinde des Menschen sind seine Hausgenossen, so sind wir auch berechtigt zu sagen, die Feinde des Menschen sind seine *Stadt-* und *Landgenossen*.

Es sind die Feinde, die im 139. Psalme drastisch geschildert, denen keine Waffe und kein Mittel zu schlecht ist, um dem Hasse gegen das Christenthum, den sie mit den Türken theilen, Ausdruck zu geben.

Es sind Feinde, die in Maulwurfsarbeit die Fundamente des Christenthums unterwühlen; die Völker zu entchristlichen streben, dadurch, daß sie die Ehe und Schule und dadurch die Familie des christlichen Charakters

Digitized by Google

entkleiden; Feinde, die den materiellen Wohlstand der Völker vampyrartig aussaugen; nach der Weltherrschaft streben und denen wegen Mangel an Wachsamkeit ein gutes Stück Arbeit gelungen ist.

Wir kennen diese Feinde und es ist überflüßig, dieselben näher zu bezeichnen.

Da steht nun eine neue Wacht an der Türkenschanze und mahnt zur Wachsamkeit, Einheit und Einigkeit. Während die Knechte in der Glockenstube droben hin über die Dächer rufen, um alle Gläubigen ohne Unterschied des Standes und des Ranges, also echt christlich-socialistisch, an die Stufen des Altares zu versammeln, rufen die flatternden Fahnen, die Geisterschlacht für den Herrn zu kämpfen, die Schaaren der christlichen Streiter.

Wie die Soldaten mit Stolz auf ihre Fahne als eine Art Heiligthum schauen, in dem Bewußtsein, edle Heldensöhne haben unter ihr gestritten und geblutet, und dieselben mahnt und ermuntert der Fahne treu zu bleiben, kein Ausreißer, Überläufer, Meineidiger, kein Fahnenflüchtiger zu werden, oder gar mit dem Feinde gemeinsame Sache zu machen, so mahnt uns die an der Wacht flatternde Fahne, uns vereint zusammenzuschaaren, um die Schlachten des Herrn zu kämpfen.

Unsere Fahne ist das heilige Kreuz, das Zeichen, das einst dem großen Kaiser Constantin gezeigt worden mit der Inschrift: In hoc signo vinces, in diesem Zeichen wirst du siegen — und er hat gesiegt.

Es ist das Zeichen des Siegers, der die Welt überwunden, das über Schutt und Trümmer der gestürzten Götzentempel errichtet auf den neuerbauten christlichen Tempeln im milden Strahlenglanze schimmert, das Zeichen, unter welchem Tausende und aber Tausende ihr Heldenblut vergossen, das Zeichen, das seit zweitausend Jahren siegreich durch die Welt geschritten, mit allen Mächten seine Kraft gemessen und sich stets siegreich bewährt hat, das Zeichen dessen Geschichte keine andere ist, als die Geschichte von Siegen und Triumphen.

Auch in unseren Tagen, von welchen wohl das Wort des Psalmes (139) gilt, Tota die mihi constituebant proclia, wird sich diese Fahne siegreich bewähren, vorausgesetzt, daß wir einig sind.

Am endlichen Siege kann es nicht fehlen, denn die Sache Christi hat noch immer gesiegt!

So steht die Baute Gottes als eine Wacht auf der Türkenschanze.

Wem aber haben wir wohl diese Schutzbaute zu danken? In erster Reihe wohl dem großen Weltenbaumeister, von dem Psalmist bekennt (Psalm 126): Nisi Deus aedificaverit domum, in vanum laborant, qui aedificant eam, wenn der Herr das Haus nicht baut, bauen die Bauleute vergeblich, und darum sei die Ehre Gott dem Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiste. Danken wir auch dem heiligen Joseph, dessen Schutz und Segen sichtbar über dem Bau gewaltet!

Da aber der Apostel sagt: Honor cui honor, Ehre dem Ehre gebührt, so muß auch der Dank dem hochw. Dr. Deckert, dem würdigen Pfarrherrn der Gemeinde Weinhaus, der diese Idee erfaßt und unbeirrt von den Schwierigkeiten aller Art so herrlich durchgeführt, sowie dem St. Joseph-Kirchenbauverein, dem Bau-Comité und den Bau-

Digitized by Google

leitern, die es meisterhaft verstanden, mit kluger Umsicht dem herrlichen Bau die wunderbare Harmonie und geistvolle Einheit des Ganzen zu geben, ausgesprochen werden.

Endlich fordert die Dankbarkeit auch der zahlreichen Gönner, Förderer, Wohlthäter und Wohlthäterinen des Gotteshauses zu gedenken, die es durch ihre Gaben, Spenden, Geschenke und mannigfache Unterstützung ermöglichten den Bau der Vollendung entgegenzuführen. An der Spitze derselben muß heute wohl derjenige genannt werden, der in seiner pietätvollen Gesinnung das Protectorat des Kirchenbaues übernommen, Se. Kais. u. Kön. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog Albrecht von Österreich, der ruhmreiche Feldmarschall des Kaiserthumes. Allen Wohlthätern aber und Förderern gilt das Wort: „Der Herr ist der Vergelter und er wird es siebenfach vergelten (Eccl. 35, 13).

Doch steht das Gotteshaus noch schmucklos da — und doch denken Alle mit dem Psalmensänger (Psalm 25, 8) Dilexi decorem domus tuae. Ich habe den Glanz Deines Hauses geliebt". Auf wen wartet die Ausschmückung und der innere Glanz dieses Gotteshauses? — Wißt ihr das nicht? — Ei! daß Ihr das nicht wüßtet? — Auf Euch! ja auf Euch!

Beim zweiten Tempelbau unter Esdras und Nehemias (II Esdr. 7, 70) wird berichtet, daß außerdem, was die Familienhäupter gegeben, das Volk 20.000 Drachmen Gold und 2000 Minen Silber beigesteuert habe, das sind 240.000 fl. in Gold und 120.000 fl. in Silber! Was denkt Ihr bei diesen Summen? — Ihr werdet sagen, ja das waren Juden! Ja das waren sie auch — natürlich — es war ihr Tempel, den sie erbauten.

Ich brauche es wohl nicht erst zu sagen, so viel haben wir nicht — das wissen wir, aber was Ihr habt weiß ich, und das ist mehr werth als Gold und Silber, Ihr habt goldene Herzen — und die werden zu sorgen wissen, das weiß ich, daß dies Gotteshaus auch innerlich würdig geschmückt werde.

Es ist dem heiligen Joseph geweiht, dem ältesten und ersten Heiligen des neuen Bundes, denn er starb noch vor dem heiligen Johannes dem Täufer. Um anderer Vorzüge zu verschweigen, es ist dieses Gotteshaus das einzige Monument, das den Sieg des Christenthums über den Halbmond kennzeichnet, Wien hat merkwürdigerweise sonst keines und darum ein Monument jener Männer, die mit vereinten Kräften diesen Sieg ermöglicht — eines Innocenz XI., Kaiser Leopold des Großen, Marco d'Aviano, Sobieski und vieler Anderer — mithin ein eminent patriotisches Monument.

In einer Zeit aber, wo alles mit Dampfkraft arbeitet, mögen auch wir mit dieser Kraft arbeiten. Dampf wird erzeugt von Wasser und Feuer: die Maschine ist das Herz, das Feuer die Liebe, das Wasser die Zuflüße von Gaben.

Die Maschine ist tadellos — an Feuer fehlt es nicht, lassen wir es nicht an Wasser fehlen, dann wird die Maschine arbeiten und das Werk auch innerhalb vollenden und es in einen wahren Schmuckkasten gestalten und Kunde wird es geben der späten Nachwelt: So hat Wien den heiligen Joseph geliebt und sich selbst geachtet und geehrt!

Digitized by Google

Nach beendigter Ansprache celebrirte der Präsident des Kirchenbaues, der hochverdiente Pfarrer Dr. Joseph Deckert,[1]) welcher sich die Vollendung und weitere kunstvolle Ausschmückung dieses Gotteshauses zur Lebensaufgabe gesetzt hat, das erste festliche Hochamt. Ein am Nachmittage desselben Tages unter dem Vorsitze des Cardinals Ganglbauer abgehaltenes Fest-Bankett beschloß diese wahrhaft erhebende Feier, welche ein schönes Ehrenblatt in der Geschichte der ruhmreichen Wiener Erzdiöcese, wie nicht minder der Gemeinde Weinhaus füllen wird! Und da die Vereinigung des „Vorortes" Weinhaus mit dem künftigen „Groß-Wien" bereits im Principe beschlossen ist, wird auch die Stadt Wien selbst dieses Denkmal, welches gläubiger Sinn gepaart mit Opferwilligkeit, Patriotismus und Kaisertreue zu Stande gebracht hat, mit stolzer Befriedigung als ihr Eigen umfassen!

* * *

Unser Holzschnitt zeigt die wohlgelungene Abbildung der neuen St. Joseph-Votivkirche. Wir wollen nun noch eine kurze Beschreibung derselben vom architektonischen Standpunkte folgen lassen:

Der Plan zu diesem im reinsten gothischen Style gehaltenen Baue, welchen, wie erwähnt, Friedrich Freiherr von Schmidt geliefert hat, zeigt in seinem Grundrisse eine dreischiffige Anlage mit einem Mittel- im Lichten 10 Meter und zwei Seitenschiffen zusammen 20 Meter breit. Das Mittelschiff ruht auf reich gegliederten Pfeilern, welche mit Ausnahme der aus Hundsheimer Stein bestehenden Sockel und Kämpferschichten mit Wienerberger Handschlag-Ziegeln hydraulisch gemauert sind. Die Länge der Seitenschiffe mit je fünf Fenstern beträgt 27½ Meter, die des Mittelschiffes, welches in fünf Travées getheilt ist, sammt dem im Achteck geschlossenen Presbyterium hingegen 40 Meter. Der Flächen-Inhalt der Kirche im Innern, das ist Presbyterium, Mittel- und Seitenschiffe, mißt 660 Quadrat-Meter und hat Raum für 2000 Personen. In der Axe des ersten Travées des Presbyteriums ist einerseits die Sacristei, anderseits eine Capelle gebaut, über welchen beiden sich Oratorien erheben, die durch kleine Stiegen-Thürmchen vom Innern der Sacristei und Capelle zu-

[1]) Die Gemeinde Weinhaus ernannte den Pfarrer Dr. Deckert am 10. Mai 1889 in Anerkennung seiner vielen Verdienste um diesen Bau zum Ehrenbürger von Weinhaus.

Digitized by Google

Die St. Josephs-Votivkirche an der Türkenschanze zu Weinhaus bei Wien.

Digitized by Google

Digitized by Google

gänglich sind. Das Licht tritt durch 15 Fenster herein, welche mit Maßwerk (ein voller und zwei halbe Vierpässe) ornamentirt sind. Der imposante Thurm, dessen Grundfläche ein Quadrat von 6·70 Meter Seite bildet und dessen Höhe vom Fußboden der Kirche 65 Meter beträgt, erhebt sich in der Axe des Mittelschiffes, dasselbe nach vorn abschließend. Er ist in Hausstein und Rohziegelbau massiv bis zur Spitze gebaut und wird von zwei Treppen-Thürmen flankirt, um die Verbindung zum Orgelchor und Läutboden zu vermitteln. Über dem Glockengeschoß erheben sich vier Wimberge, welche mit doppelten Kreuzrosen und Krabben auf den Schenkeln ornamentirt sind. Der Achteck-Übergang zum Helm, welcher in eine steinerne Kreuzrose ausläuft, wird durch vier Fialen gebildet. Der Eingang zum Gebäude wird durch ein Haupt-Portal, zwei gegenüberliegende Seitenthüren und die kleine Sacristei-Thüre vermittelt. Das Haupt-Portal selbst, dessen Tympanon in den Hohlkehlen mit Blätterschmuck geziert, wird von einem mächtigen durch Krabben belebten Giebel gekrönt. Den Übergang von der Haupt-Façade zu den Seitenmauern bilden über dem Hauptgesims zwei reich ornamentirte Fialen von acht Meter Höhe aus Margarethner Stein.

Der edle Bau steht zwar architektonisch vollendet da, aber noch harret seiner die innere ornamentale Ausstattung. Die neue Kirche soll würdig geschmückt werden und zwar zunächst durch Polychromirung der gegenüber der Sacristei befindlichen Seiten-Capelle. Ferner durch Glas-Gemälde, welche entscheidende Momente in den zwischen Christenthum und Islam geführten Kämpfen darstellen sollen, wobei das religiöse Element künstlerisch gestaltet zu werden vermag.[1]) Da die Kirche vor einem Abhang der historischen Türkenschanze hingebaut ist, so wird auch das rückwärts angränzende sich erhöhende Terrain zu künstlerischen Zwecken

[1]) Als besonders erbauliche historische Gruppenbilder, welche hier angebracht werden sollen, sobald sich hiefür geeignete Wohlthäter finden, wären folgende Scenen geplant: Sobieski ministrirt dem frommen und staatsklugen Kapuziner Marco d'Aviano während die Heerführer der Messe beiwohnen; Marco d'Aviano segnet von der Höhe des Kahlenberges das vor Andacht und Rührung in die Kniee sinkende Entsatzheer; Graf Starhemberg, umgeben von der Generalität, bei dem furchtbaren Sturme auf die Bresche an der Löwel-Bastei; die geheime Deputation mit dem Grafen Kaplir an der Spitze; Bürgermeister Liebenberg mit den von altrömischer Standhaftigkeit beseelten Stadträthen von Wien und den Standarten-Trägern der tapfern Bürgerschaft; Dr. Paul Sorbait umgeben von den Hauptleuten und dem Fahnen-Träger der Studenten von Wien; Bischof Kollonics mit der von ihm geretteten Kinderschaar u. s. w.

Digitized by Google

dienstbar gemacht und durch religiöse Momente im Grünen auf eine würdige Weise belebt werden.

Hoffentlich werden die „goldenen Herzen" der Wiener es bald dazu bringen, daß die noch drückende Bauschuld per 40.000 fl. getilgt, die innere und äußere Ornamentirung des architektonisch abgeschlossenen Baues vollendet und so diese erhabene der Gottesverehrung gewidmete Stätte den kommenden Generationen zugleich als würdiges Denkmal des großen Sieges von 1683 überliefert werde!

IV.

Das Liebenberg-Denkmal auf der Völkerbastei in Wien.

So lang unsere Haupt- und Residenzstadt an der schönen blauen Donau blüht, wächst und gedeiht, erzählen uns alte und neue Chroniken der Stadtgeschichte gar viele Episoden echter Bürgertugenden, sowie zur Nachahmung anspornende Thatsachen des Opfer- und Gemeinsinnes ihrer Bewohner.

Die große und lange Reihe der Bürgermeister von Wien weist seit dem Jahre 1286, wo Conrad Poll[1]) als erstes freigewähltes Oberhaupt den curulischen Stuhl bestieg, bis auf unsere Tage, Männer von hervorragender That- und Schaffenskraft auf, denen zweifellos ein hervorragender Antheil gebührt, daß die Kaiserstadt in ihrem gegenwärtigen Glanze groß und mächtig dasteht und das kostbarste Juwel des Reiches bildet!

Auch zur Zeit der zweiten Belagerung Wiens durch die Türken erfreute sich Wien eines Bürgermeisters, der in den schweren Tagen der Noth die Stadt mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln vor der Gefahr in Feindeshand zu fallen schützte und dem Stadtrathe sowie der Bevölkerung mit Kraft und Muth voranleuchtete. Es war dies Johann Andreas von Liebenberg.

Der genaue Tag und Ort der Geburt Liebenberg's[2]) konnte zwar bis jetzt quellenmäßig nicht festgestellt werden; doch ist auf Grund ver-

[1]) Conrad Poll entstammte aus einer angesehenen Wiener Bürger-Familie und bekleidete das Amt als erster Bürgermeister Wiens von 1286—1305. Auch mehrere andere Glieder dieser Familie bekleideten bis zu ihrem Aussterben im 15. Jahrhundert mannigfache Ehrenämter in der Stadt Wien. So war Niclas Poll von 1311—1315 gleichfalls Bürgermeister.

[2]) Sein Vater Johann Liebenberg stand als Hof-Registrator in Diensten Kaiser Ferdinand II. und wurde von diesem 1622 in den erblichen Reichs-Ritterstand erhoben.

Digitized by Google

schiedener Aufzeichnungen anzunehmen, daß er im Jahre 1627 und wohl in Wien selbst das Licht der Welt erblickte. Nach zurückgelegten juridischen Studien trat derselbe schon am 17. Juni 1652 als Stadt-Expeditor in Dienste der Gemeinde Wien und wurde 1655 zum Mitgliede des äußeren Stadtrathes erwählt. Um 1660 wurde Liebenberg zum Chef [1]) der städtischen Rechnungs-Beamten bestellt, trat 1669 zum Gerichtswesen über, welches nach dem damaligen Gemeinde-Statut gleichfalls in städtischen Händen lag, wurde 1678 Stadtrichter und zwei Jahre später zum Bürgermeister erwählt.

Als 1679 Wien durch die furchtbare Pestseuche [2]) schwer heimgesucht wurde, leitete Liebenberg im Bunde mit dem wackern kaiserlichen Leibarzte Dr. Paul von Sorbait das Sanitäts-Directorium in so kluger Weise, daß das Erlöschen der Seuche wesentlich auch seinen Maßnahmen zuzuschreiben war, wofür er von Kaiser Leopold mit dem in der damaligen Zeit besonders hochveranschlagten Titel eines kaiserlichen Rathes („der Römisch-kaiserlichen Majestät Rath") ausgezeichnet wurde.

Von hervorragender Bedeutung war Liebenberg's Thätigkeit im Kriegsjahre 1683, als die Türkenschaaren an die Stadt heranrückten, sie umzingelten und belagerten. Seiner Umsicht war es zu danken, daß die Stadt noch rechtzeitig mit Proviant und Munitions-Vorräthen versorgt wurde. Liebenberg legte in die Hände des Hofkriegsraths-Präsidenten Hermann v. Baden im Namen der ganzen Bürgerschaft das Gelöbnis ab, daß sie alle in den Tagen der Gefahr ausharren wollen auf ihren Posten. Am 7. Juli 1683 trat der Stadtrath unter dem Vorsitze Liebenberg's zusammen, um einen Aufruf an die Bevölkerung zu erlassen, daß sich jeder Bewohner mit Lebensmitteln versehen und jeder Hauseigenthümer einen Mann zum Schanzenbau beistellen möge. Verba movent, exempla trahunt. Um die Bürgerschaft anzueifern, ergriff Liebenberg einer der ersten einen Schiebkarren und führte einige Truhen Erde zum Schanzenbau, um so an den Befestigungs-Arbeiten mitzuhelfen, die Arbeit selbst zu ehren und ein Beispiel der gesammten Bürgertreue zu geben. In Bälde waren 3000 Mann zum Schanzenbau aufgetrieben, die

[1]) Der Chef der Rechnungs-Beamten führte den Titel „Ober-Raithandler".

[2]) Nach Aufschreibungen von Zeitgenossen sollen von den damals circa 100.000 zählenden Bewohnern Wiens in den Sommer-Monaten des Jahres 1679 mindestens 12.000 Personen der schrecklichen Epidemie, genannt der „schwarze Tod", zum Opfer gefallen sein.

Digitized by Google

Liebenberg selbst befehligte. Desgleichen zeichnete sich Liebenberg bei den anläßlich der Belagerung vorgekommenen furchtbaren Bränden und überhaupt in der Leitung der Bürgerschaft in allen ihren Bedrängnissen, wie auch als Commandant der militärisch organisirten bürgerlichen Freiwilligen aus. Leider sollte Liebenberg den Siegestag selbst nicht erleben. Krankheit, Kummer und Sorge, Arbeit und Entbehrungen während der Belagerung hatten seine Kräfte vorzeitig aufgezehrt. Noch am Krankenbette gehörte sein Denken und Sinnen der Stadt Wien; so vermittelte er am 13. August 1683 die Botschaft Kolschitzky's an den Herzog von Lothringen. Drei Tage vor der Entsatzschlacht erlag er seinem Leiden — er starb den 9. September 1683 im 56. Jahre seines Lebens an Wassersucht mit hinzugetretener Ruhr.

* * *

Als sich die Stadt Wien rüstete, das zweihundertjährige Jubiläum der Befreiung Wiens aus der Türken-Belagerung in einer der historischen Bedeutung dieses Ereignisses würdigen Weise zu feiern, fand sich zu Anfang des Jahres 1881 eine Schaar von Männern zusammen, welche beschloß, zu Ehren der tapfern Vertheidiger Wiens und deren verdienstvollen Bürgermeisters Johann Andreas von Liebenberg einen Bund zu schließen, welcher den Namen „Bürger-Vereinigung Liebenberg" tragen und dessen Zweck sein sollte: „Die Stärkung und Hebung des österreichischen Bürgersinnes, die Pflege von Erinnerungen an alle jene Momente, welche von jeher als voranleuchtende Beispiele in diesem Sinne galten, und nach Umständen Feier derselben in Vereinskreise oder in der Öffentlichkeit."

Von dieser Bürger-Vereinigung ging auch der Gedanke aus, zur Erinnerung an die türkische Belagerung und die Befreiung Wiens im Jahre 1683 der tapferen Bürgerschaft und deren Bürgermeister Johann Andreas Liebenberg ein Denkmal zu setzen. Im Jubeljahre 1883 bildete sich zu dem Ende ein „Liebenberg-Denkmal-Comité" aus hervorragenden Bürgern, an dessen Spitze als Ehren-Präsident Bürgermeister Eduard Uhl und als Präsident Gemeinderath J. M. Aigner standen. Nach des letzteren im Februar 1886 erfolgten Ableben wurde Friedrich Freiherr von Leitenberger zum Präsidenten gewählt.

Der ursprüngliche Gedanke, das Monument auf dem Kahlenberge zu errichten, fand die Billigung des Gemeinderathes nicht, und es wurde

Digitized by Google

vielmehr der Schauplatz der heftigen Kämpfe, an welchen sich die Bürgerschaft Wiens noch in den letzten Tagen der Belagerung mit Aufgebot aller Kräfte betheiligte, der Platz vor der Mölkerbastei, als die für das projectirte Monument geeignete Stelle bezeichnet.

Das Comité genehmigte ohne Ausschreibung einer Concurrenz das Project des Bildhauers Hans Silbernagl, der sich mit anerkennenswerther Aufopferung der künstlerischen Lösung und Ausgestaltung des Werkes hingab. Die erste Mithilfe bezüglich des architektonischen Aufbaues leistete k. k. Baurath Franz Ritter von Neumann.

Die Fundations-Arbeiten wurden auf Kosten der Gemeinde Wien unter Leitung des Ober-Ingenieurs Anton Clauser am 14. October 1889 begonnen und vom Stadtbaumeister Joseph Kubelka ausgeführt.

Der Stufenbau des Denkmales aus Mauthausener Granit wurde von Herrn Anton Poschacher geliefert, während der Monument-Aufbau aus rothem schwedischen Granit (Wirbo) durch Herrn Victor Schleicher in Schluckenau, vertreten durch Herrn Fritz Zeller, besorgt wurde. Die aus Schweden bezogenen Rohstücke wurden in Schluckenau geschliffen. Das Versetzen der Stufen sowie der Monumentsteine erfolgte durch den Stadtbaumeister Karl Langer unter der Leitung des Poliers Raimund Lesczuk.

Alle Gußtheile wurden durch die k. k. Kunst-Erzgießerei vom kaiserlichen Rath Professor Franz Pönninger hergestellt, die echte Feuervergoldung der Victoria und des Portrait-Medaillons führte Herr Franz Ludwig Adler in Wien durch.

Die Kosten des Monumentes beliefen sich auf rund 70.000 fl. An der Deckung derselben betheiligten sich die Gemeinde Wien, welche auch die Fundations-Arbeiten auf ihre Kosten ausführen ließ, mit 9000 fl., der Stadterweiterungsfond mit 5000 fl., das Ministerium für Cultus und Unterricht mit 1700 fl. u. s. w. Der Rest wurde durch Subscription aufgebracht, an welcher sich in hervorragender Weise Se. Majestät der Kaiser, Kronprinz Rudolf, die Mitglieder des kaiserlichen Hauses, der Präsident des Comités Freiherr von Leitenberger u. a. betheiligten. Einen nicht unansehnlichen Ertrag bot das im Mai 1887 im Arcadenhofe des Rathhauses abgehaltete Liebenberg Maifest. Auch der niederösterreichische Landtag spendete hiezu aus Landesmitteln 200 fl.

Digitized by Google

Am 12. September 1890 fand die feierliche Enthüllung des Denkmals in Gegenwart des Minister-Präsidenten Grafen Taaffe, der Minister Dr. Gautsch und Graf Falkenhayn, des Statthalters Graf Kielmannsegg, des Bürgermeisters Dr. Prix u. a. m. statt. Nach einer seitens des Comité-Obmannes Freiherrn von Leitenberger an den Bürgermeister gehaltenen Ansprache, in welcher derselbe das neue Denkmal als Wahrzeichen des patriotischen Heldenmuthes der Bürger Wiens vom Jahre 1683 in das Eigenthum der Stadt Wien übergab, übernahm Dr. Prix dasselbe mit Worten des Dankes als Symbol zur Ehrung des Wiener Bürgersinnes in die Obhut der Gemeinde. Mit den Klängen der Volkshymne wurde die Feier geschlossen.

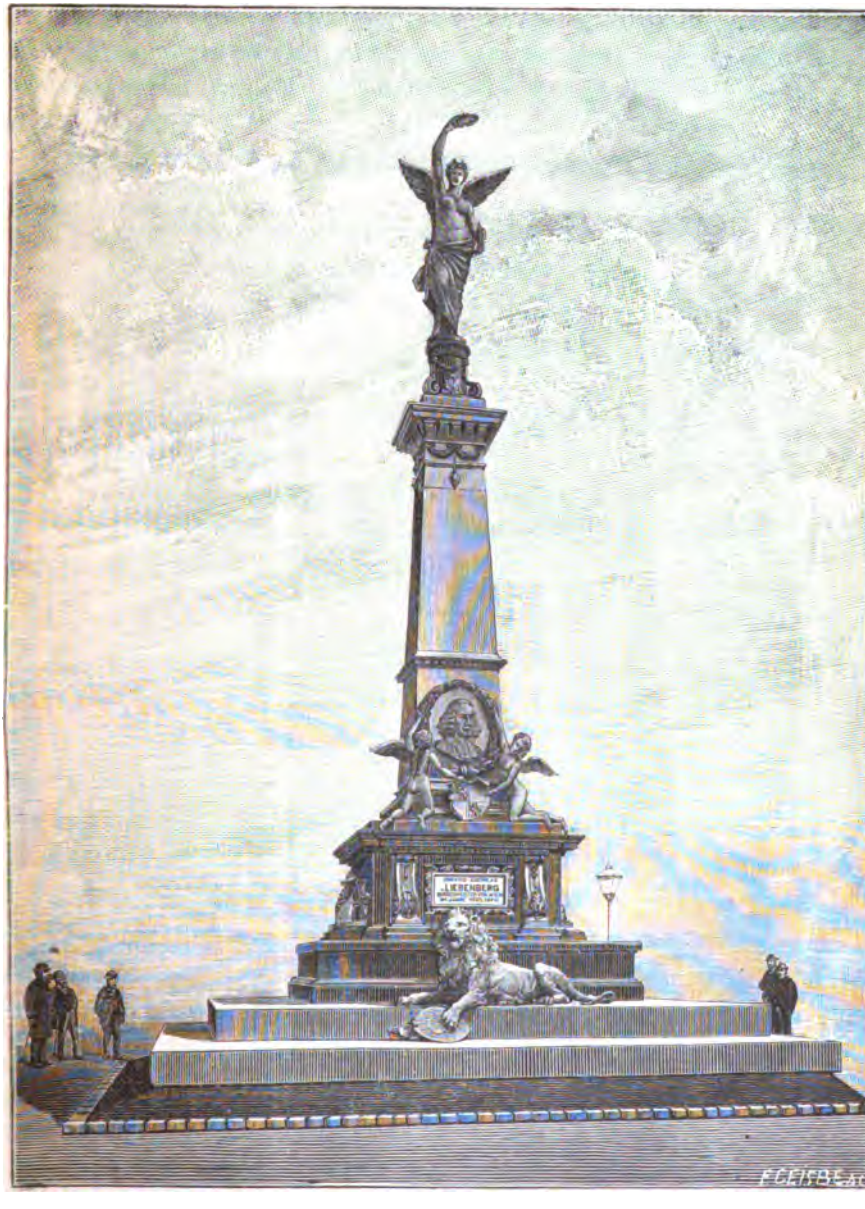
* * *

Der Director der k. k. Hofmuseen Dr. Albert Ilg charakterisirt das Liebenberg-Monument[1]) in einem an den Verfasser dieser Zeilen gerichteten Schreiben mit folgenden zutreffenden Worten:

„Der künstlerische Werth des Liebenberg-Denkmales besteht in der Originalität der Composition und seines Aufbaues, sowie in der klugen und richtigen Berechnung des decorativen Aufwandes und Apparates im Hinblick auf seine Bestimmung als eines echt bürgerlichen localen Gedächtniszeichens. Abweichend von der bis zum Überdruß abgeleierten typischen Form, gibt es sich als wesentlich architektonischer Schmuck des Platzes, als Obelisk, widmet dem bescheidenen Helden nicht eine pompöse Statue, sondern nur ein Portrait-Medaillon, und ordnet dasselbe der Architektur sowie allgemeinen Andeutungen auf die Größe des historischen Moments, an dem der Gefeierte Theil genommen hat, unter. So repräsentirt es ganz treffend die schlichte bescheidene Weise, in welcher die Wiener Bürgerschaft ihren Bürgermeister an der Spitze, still und werkthätig, großes vollbringend, aber dabei kein Aufsehen machend, neben dem gewaltigen Lothringer und dem Helden Sobieski, den Deutschen und den Polen, ihr gewiß bedeutendes Scherflein zur Rettung Wiens und des ganzen Abendlandes vor barbarischer Vernichtung beigetragen hat. Dabei ist es ein schöner Versuch, hinsichtlich der coloristischen Wir-

[1]) Zu den Kosten dieses Holzschnittes haben Herr Gemeinderath Karl Tagleicht und der Künstler des Denkmals Bildhauer Hans Silbernagl erhebliche Beiträge gewidmet.

Digitized by Google



Das Liebenberg-Denkmal auf der Völkerbastei zu Wien.

Digitized by Google

Digitized by Google

kung verſchiedener Steinſorten im Vereine mit verſchiedenen Legirungen des Erzes, und hat einen beſonderen Vorzug in der in Wien neuen Anwendung vergoldeter Beſtandtheile. Die goldene Siegesgöttin an der Spitze muß als eine außerordentlich ſchöne und gelungene Figur bezeichnet werden, hingegen ſind die Waffentrophäen in Bronze nicht vollkommen deutlich ausgeführt."

Unterhalb des Relief-Portraits des Bürgermeiſters Liebenberg ſind die Worte zu leſen:

Joh. Andreas v. Liebenberg
Bürgermeiſter von Wien
Im Jahre MDCLXXXIII.

Der rückwärtige Theil des Sockels iſt mit folgender Deviſe verſehen:

„Seinem in äußerſter Bedrängnis durch Muth und Ausdauer voranleuchtenden Oberhaupte
Das dankbare Wien."

Auf dem marmornen Unterbaue ruht majeſtätiſch ein Löwe in Bronze, als Symbol der Kraft und Stärke.

* * *

Schlußwort.

Wenngleich wir nun dankbaren Herzens anerkennen müßen, daß durch die vorbeſprochenen vier größeren Denkmäler der Befreiung Wiens aus der Umarmung des Halbmondes mehrfache würdige Wahrzeichen des großen Ereigniſſes geſchaffen wurden, auf welche die Mit- und Nachwelt mit Stolz und Freude blicken kann, ſo wird doch der gründliche Kenner der Geſchichte und Würdiger der Bedeutung des Wiener Sieges von 1683 es nicht ohne Wehmuth vermiſſen, daß den Hauptträgern des Umſchwunges zum Siege über den Erbfeind der Chriſtenheit, u. zw. Kaiſer Leopold[1]),

[1]) Ein hervorragender Geſchichtsſchreiber ſagt über Kaiſer Leopold: Er ſei zwar kein Kriegsfürſt geweſen, habe aber mit der ihm innewohnenden Standhaftigkeit Eigenſchaften beſeſſen, die in den ſchweren über ihn verhängten Nöthen ſo viel werth waren als die Kunſt ſelber Heere zu führen, zumal Kaiſer Leopold das ernſte Streben hatte, die tüchtigſten Männer zu ſuchen, das Geſchick ſie zu finden, und die Gabe jedem den richtigen Platz anzuweiſen.

Digitized by Google

Papst Innocenz XI.[1]), Karl von Lothringen[2]), Kaspar Zdenko Grafen Kaplíř[3]), Rüdiger Graf Starhemberg[4]), Bischof Graf Leopold Kollonics[5]), P. Marco d'Aviano[6]) bis jetzt noch keine ihren Verdiensten und Heldenthaten gebührende Einzel-Denkmäler gesetzt sind. Hiezu müßen Marmor und Granit wohl erst von unseren Epigonen aus dem Felsen gesprengt und gebrochen werden, und Meister-Künstlern der Zukunft bleibt es vorbehalten, an solch' erhabener Aufgabe ihr Genie zu bethätigen!

Möge jener Tag in nicht allzu weiter Ferne sein, wo der Griffel des Chronisten in den künftigen „österreichischen Jahrbüchern" die Gründung einer Reihe weiterer solcher Monumente verzeichnen kann und somit dieser Aufsatz eine schöne Fortsetzung erfahren, wenn auch der Verfasser dieser Zeilen wahrscheinlich längst in kühler Erde ruhen und den Kampf des Lebens ausgekämpft haben wird!

---

[1]) Die einzige Thatsache, daß Papst Innocenz dem Kaiser Leopold im Ganzen 3,260.000 Gulden, eine für die damalige Zeit wahrhaft enorme Summe, zur Verfügung gestellt und seinen ganzen diplomatischen Einfluß für den Sieg der kaiserlichen Waffen aufgeboten hat, muß unsere dauernde Dankbarkeit erregen!

[2]) Herzog Karl von Lothringen's eminentes Feldherrntalent im Türkenkriege muß ebenso gepriesen werden, als seine bescheidene Unterordnung unter den auf sein Ansehen äußerst eifersüchtigen Polenkönig Sobieski.

[3]) Der Chef der Wiener Stadtvertheidigung 1683 gegen die Türken. Von Frhr. v. Helfert. Mit einem Titelbild und drei in den Text gedruckten Abbildungen. Prag, Tempsky. Leipzig, Freitag 1883, gr. 8.

[4]) Der berühmte Historiker Weiß in Graz bezeichnet den Feldherrn Rüdiger Grafen Starhemberg mit vollem Rechte als einen Mann „unbeugsam wie der Stahl seiner Heimat Steiermark".

[5]) Bischof Graf Kollonics, welcher vom Kaiser Leopold zum Ober-Vormund aller verwaisten und verlassenen Kinder ernannt wurde, muß als Ideal echt christlicher Charitas bezeichnet werden, da er unter anderm am Tage der Entscheidungs-Schlacht in's Kriegslager eilte und 500 gefangene Christenkinder im Triumphzuge in die Stadt führte und für dieselben Geld- und Liebesgaben innerhalb und außerhalb der Kirchenmauern sammelte.

[6]) Die treffliche Charakteristik über den bescheidenen Kapuziner-Pater Marco d'Aviano gibt ein neuerer Biograph mit folgenden Worten: P. Marco d'Aviano, den die gesammte Mitwelt für einen Heiligen hielt, war als vertrauter Rathgeber Leopold I. und als päpstlicher Legat bei der Entsatz-Armee die Seele, der geistige Leiter, der moralische Motor des großen Unternehmens gegen den Halbmond — er vertrat in der ganzen Action sozusagen das übernatürliche Element. Im Augenblicke, wo diese Zeilen zur Veröffentlichung gelangen, ist in Wien bereits der Anfang zu Geldsammlungen gemacht worden, damit dem würdigen Gottesmanne, dessen Gebeine in der hiesigen Kapuziner-Kirche ruhen, an dieser Stätte eine entsprechende Gedenktafel errichtet werde.

Digitized by Google

Jede Familie und jedes Geschlecht, jedes Volk und jede Zeit, welche der tapfern heldenmüthigen vaterlandsliebenden und frommen Vorfahren in pietätvoller Liebe und Dankbarkeit gedenkt, ehrt sich selbst und stellt dem eigenen Charakter das schönste Ehren-Zeugnis aus!

Vivant sequentia!

Digitized by Google

Vereins-Angelegenheiten.

Rechenschaftsbericht.

Am 21. April 1890 hielt der österreichische Volksschriften-Verein, unter dem Vorsitze des Vereins-Präsidenten Seiner Excellenz Dr. Joseph Alexander Freiherrn von Helfert, im grünen Saale der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften seine 43. General-Versammlung, zu welcher die Einladung mittelst Kundmachung in der „Wiener-Zeitung" und mittelst brieflicher Verständigung der in Wien wohnhaften Vereins-Mitglieder erfolgt war, ab. Nach üblicher Begrüßung der Anwesenden eröffnete der Vorsitzende die General-Versammlung mit einem Vortrage, dessen Hauptstellen hier angeführt sein mögen:

„Indem ich Sie freundlichst begrüße und die General-Versammlung für eröffnet erkläre, erachte ich zuvörderst für meine Pflicht, des schmerzlichen Verlustes zu gedenken, welchen unser Verein durch das Ableben von neun Mitgliedern erlitten hat.

Die Namen der Dahingeschiedenen sind:

Herr Dr. Coelestin Joseph Ganglbauer, Cardinal und Fürsterzbischof von Wien;

„ Placidius Leidl, Abt des Stiftes Altenburg;

„ A. J. Mauthner Ritter von Markhof, Groß-Industrieller in Wien;

„ Franz Mayr Freiherr von Melnhof, Eisenwerksbesitzer in Leoben;

„ Jacob Joseph Jirziczek, Hausbesitzer in Krems;

„ Servaz Inngraf, Ober-Ingenieur in Wien;

„ Franz Baumgartner, pens. Pfarrer in Wien;

„ Dr. Vincenz Seeback, k. k. Universitäts-Professor in Wien, und

„ Ignaz Freiherr von Giovanelli, Reichsraths-Abgeordneter und k. k. Hofrath in Innsbruck.

Den Dahingeschiedenen wollen wir ein freundliches Andenken bewahren und dies durch Erheben von den Sitzen zum Ausdrucke bringen.

(Die Anwesenden erheben sich.)

Digitized by Google

Es wurden im abgelaufenen Jahre drei Ausschuß- und eben soviel Directions-Sitzungen und zwar je eine unter meinem und je zwei Sitzungen unter dem Vorsitze des I. Vice-Präsidenten Herrn Anton Böhm abgehalten.

In der Sitzung vom 29. März 1889 wurde bezüglich der Abschreibung des Bücherwerthes über Antrag des Herrn Wilhelm Rauscher beschlossen, daß von nun an, mit Rücksicht darauf, daß die Vereinsbücher mit jedem Jahre am factischen Werthe verlieren, statt 5% jährlich 20% des Bücherwerthes in Abstrich zu bringen.

Es wurde ferners die Anordnung getroffen, daß die vorräthigen Bücher besser untergebracht und sohin vor Vermorschung und Vergilbung geschützt werden.

Betreffs Zusammenstellung eines Verzeichnisses über alle vom Vereine bis nunzu herausgegebenen Bücher und bezüglich der Evidenzhaltung derselben wurde beschlossen, von allen oberwähnten Büchern je ein Exemplar separat aufzubewahren, um dadurch zu jeder Zeit einen Überblick über die bisherige Thätigkeit des Vereines gewinnen zu können.

In der Ausschuß-Sitzung am 24. April wurde die Wahl von zehn Directions-Mitgliedern vorgenommen, wobei die früheren Directions-Mitglieder wieder gewählt wurden und zwar die Herren:

Anton Böhm,
Rudolph Brzezowsky,
Franz Dohnel,
Dr. Karl Herdegen,
Franz Kleindienst,
Johann Panholzer,
Dr. Isidor Franz Proschko,
Alois Riesler,
Franz Schuch, und
Dr. Hanns Maria Truxa.

In derselben Sitzung wurde ferners beschlossen, alle vorräthigen slavischen Bücher an Vereine, Schulen, Bibliotheken, Spitäler, Lesezirkel und Privatparteien zu verschenken, wobei bemerkt wurde, daß die erwähnten Bücher, bevor sie zur Austheilung gelangen, bezüglich ihrer Tendenz durch einen Sach- und Sprachkundigen geprüft werden müßen.

Bei der darauf gefolgten Directions-Sitzung wurde die Wahl von zwei Vice-Präsidenten vorgenommen und die Herren: Anton Böhm als erster und Franz Schuch als zweiter Vice-Präsident gewählt.

Es wurde ferners beschlossen, in das österreichische Jahrbuch künftighin Biographien von Volksmännern, Feldherren, Industriellen ꝛc. aufzunehmen,

Digitized by Google

um dadurch dem Jahrbuche den Zutritt bei den mindergebildeten Volksschichten anbahnen zu können. Bei dieser Gelegenheit führte der Vorsitzende an, daß das Gesagte umso leichter ausführbar sei, weil der umfangreiche Aufsatz: „Die confessionale Frage 1848" seinen Abschluß gefunden, folglich für Aufsätze anderer Art mehr Raum zur Verfügung stehe.

In der Ausschuß-Sitzung am 4. October wurde zur Kenntnis gebracht, daß unserem verehrten Herrn Vice-Präsidenten Anton Böhm zu seinem 70. Geburtsfeste ein Gratulationsschreiben von Seite des Präsidiums Namens des Vereines überreicht wurde, ferners daß der genannte Herr Vice-Präsident dem Vereine zur Förderung der Vereins-Interessen abermals einen Betrag von 25 fl. gewidmet hat.

Es wurde ferners mitgetheilt, daß der vom Vereine gegen die Bemessung der Erwerbsteuer ergriffene Recurs berücksichtigt und die für die Jahre 1885 bis 1889 entrichteten Erwerbsteuerbeträge zusammen mit 67 fl. 55 kr. dem Vereine rückvergütet wurden.

In derselben Sitzung brachte Dr. Truxa zur Kenntnis, daß Seine Excellenz Alexander Frhr. v. Bach die Kosten des Specialplanes zu dem Aufsatze „Die Kaisermühlen", ferner Herr Hofbaumeister Ernst Krombholz die Anschaffungskosten eines Holzschnittes darstellend die Herz Jesu-Basilika unter den Kaisermühlen und Herr Stadtbau-Director Franz Berger die Ausarbeitung des Specialplanes zu dem obigen Aufsatze aus eigenen Mitteln bestritten haben, wofür den genannten Herren Dankschreiben von Seite der Vereinsleitung übermittelt wurden.

Es wurde ferners mitgetheilt, daß der Wiener Magistrat an unseren Verein ein Ansuchen gestellt hat, über mehrere bei einem Bücherverschleißer beanständete Bücher ein Gutachten dahin abzugeben, ob diese Bücher den Titel „Volksbücher" verdienen. (Es waren nämlich Briefsteller, Traum- und Liederbücher und dergleichen.) Dieses Ansuchen wurde Herrn Dr. Truxa zur Erledigung übergeben, welcher hierüber, nach erfolgter Approbation seitens des Vereins-Präsidenten, ein im Anhange mitfolgendes Gutachten dem Wiener Magistrate überreichte.

In der Directionssitzung am 4. October wurde mitgetheilt, daß der Verein einen Lesezirkel in Krems errichtet hat.

Ich erlaube mir ferners zur Kenntnis der geehrten Versammlung zu bringen, daß im verflossenen Jahre von Seite des Vereines 2390 Bücher an verschiedene Vereine, Institute, Schulen, Bibliotheken, Spitäler ꝛc. unentgeltlich ausgetheilt wurden. Auch darf ich nicht unerwähnt lassen, daß der Universitätsbuchbinder Herr Louis Rautter den Einband für eine größere Anzahl von Büchern, welche der Verein der deutschen Schule zu Ober-Windhorst in Bosnien und dem Volksbildungs-Vereine zu Fürstenthal in der

Digitized by Google

Bukowina zum Geschenk machte, unentgeltlich beistellte, wofür demselben ein Dankschreiben zugemittelt wurde.

Im Laufe des verflossenen Jahres kamen im Stande der Vereins-Mitglieder nachstehende Veränderungen vor:

Vom vorigen Jahre sind verblieben	465	Mitglieder
Zugewachsen sind	39	„
Summe .	504	Mitglieder

Hievon:

gestorben sind	9	Mitglieder
freiwillig ausgetreten	19	„
Summe des Abganges	28	Mitglieder

Der Verein zählt sonach am heutigen Tage 476 ordentliche und drei Ehren-Mitglieder.

Wie in früheren Jahren hat auch in diesem Jahre Herr Dr. Truxa die meisten Mitglieder und zwar dreißig an der Zahl dem Vereine zugeführt. Ich erlaube mir daher Namens der Vereinsleitung und mit Zustimmung der geehrten Versammlung dem genannten Herrn den bestverdienten Dank für den von ihm an den Tag gelegten Eifer bei Förderung der Vereins-Interessen zum Ausdrucke zu bringen.

Die geehrte General-Versammlung wolle zur Kenntnis nehmen, daß sämmtliche im verflossenen Jahre eingelaufenen Geschäftsstücke ihre vorschriftsmäßige und entsprechende Erledigung fanden. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, dem Ministerial-Adjuncten Herrn Thomas Bauer für gewissenhafte, genaue und zuverlässige Cassa-Führung, ferner dem Vereins-Secretär Herrn Andreas Szelc für die umsichtige Pflichterfüllung sowie dem Vereinsdiener Laurenz Burian für die glückliche Besorgung des Eincassierungsgeschäftes die Anerkennung auszusprechen. Ferners habe ich zu berichten, daß am 20. Februar 1890 die Rechnungs-Revision und Tags darauf die Cassa-Scontrirung stattfanden, wobei alles in der vollkommensten Ordnung befunden wurde, ich daher in der angenehmen Lage bin, den hiebei betheiligt gewesenen Herrn Functionären Franz Dohnel, Franz Kleindienst und Alphons Pichler die besondere Anerkennung für ihre Mühewaltung im Namen des Vereines auszusprechen.

Ich bringe ferners zur Kenntnis, daß mir die besondere Ehre zu theil wurde, im vergangenen Jahre von Seiner Kaiserl. und Königl. Hoheit dem durchlauchtigsten Herrn Vereins-Protector Erzherzog Ferdinand von Toscana in Audienz empfangen zu werden, bei welcher Gelegenheit ich mir die Freiheit nahm, Höchstdemselben für die großmüthige Förderung der Vereins-Interessen den ehrerbietigsten Dank des Vereines auszudrücken.

Digitized by Google

Bevor ich schließe, gebietet mir die Pflicht, Ihren Majestäten, sowie unserem höchsten Vereins-Protector und den Mitgliedern des Allerhöchsten Kaiserhauses, ferner den höchsten und hohen Behörden, den p. t. hochgestellten Persönlichkeiten, überhaupt allen Gönnern, welche den Verein wohlwollend unterstützen, den tiefgefühlten Dank zum Ausdrucke zu bringen.

Es sei auch der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften für die uneigennützige Überlassung dieses Saales zur Abhaltung der General-Versammlung unser Dank hiermit ausgesprochen". . .

Es folgte nunmehr der Bericht des Vereins-Buchführers Herrn k. und k. Militär-Oberrechnungsrathes Franz Dohnel über die Gebahrung mit den Vereinsmitteln.

Hochgeehrte Versammlung!

Unter Hinweis auf den in Ihren Händen befindlichen Abschluß der Vereinsrechnung für das Solarjahr 1889 erlaube ich mir über den Stand der Vereinsmitglieder, die Gebarung mit dem Vereinsvermögen und die außerordentlichen Beiträge das nachstehende zu berichten:

Laut des vorjährigen Berichtes betrug die Zahl der ordentlichen Vereinsmitglieder zu Ende 1888 . . . . . 469;
zugewachsen sind im Jahre 1889 36,
abgefallen sind: durch Tod, angemeldeten Austritt und Sistirung der Jahresbeiträge 28,
demnach beträgt der Zuwachs 8
mithin die Gesammtzahl der ordentlichen Mitglieder bis zum heutigen Tage 477

Die baren Einnahmen vom Jahre 1889 per . 2530 fl. 21 kr.
gegen jene vom Vorjahre 1888 per . . . . . 2646 „ 24 „
stellen sich in diesem Jahre um . . . . . 116 fl. 03 kr.
niedriger heraus.

Diese Mindereinnahme wird hauptsächlich dadurch motivirt, daß sich in diesem Jahre der Erlös für aus dem Vorrathe verkaufte Bücher weit niedriger herausstellte als im Vorjahre.

Dagegen erscheinen die baren Ausgaben für das Jahr 1889 per . . . . . 2579 fl. 42 kr.
gegen diejenigen vom Jahre 1888 per . . . . . 2841 „ — „
geringer um . . . . . 261 fl. 58 kr.

Diese Minderausgabe erscheint dadurch begründet, weil in diesem Jahre einerseits eine Ausgabe für „angekaufte Bücher" nicht stattgefunden hat, wie dies im vorigen Jahre der Fall war; anderseits bei den Ausgabe-

Digitized by Google

Rubriken: „Regieauslagen" und „Remunerationen" die möglichste Ökonomie beobachtet wurde.

Bei Entgegenhaltung des reinen Activ-Vermögens vom Jahre 1889 per . . . . . 3565 fl. 48 kr.
zu jenem vom Jahre 1888 per . . . . . 3865 „ 98 „
ergibt sich der Differenzbetrag von . . . . . 300 fl. 50 kr.
allerdings als eine Verminderung des Vereinsvermögens.

Hiezu wird jedoch folgende aufklärende Bemerkung beigefügt:

In der Ausschuß-Sitzung vom 4. October 1889 wurde der Beschluß gefaßt: es möge in Hinkunft bei Ermittelung des Werthes der Bücher-vorräthe die Amortisations-Quote nicht mehr wie es bisher geschehen ist, mit 5 Procent, sondern von nun an mit 20 Procent angenommen werden und dieser Berechnungs-Modus bei Verfassung der diesjährigen Vermögens-Bilanz das erstemal in Anwendung kommen.

Der obige Differenzbetrag von 300 fl. 50 kr., welcher schon aus der neuen Berechnungsweise resultirt, repräsentirt daher keinen reellen Verlust für den Verein, sondern hat blos zur Folge, daß der Werth unseres Bücher-vorrathes von nun an in der Bilanz um 15 Procent niedriger ausgewiesen erscheint als bisher.

Sowohl die Rechnung für das Jahr 1889, wie auch die Casse des Vereines wurde durch das bei der letzten General-Versammlung von Ihnen gewählte Revisoren-Comité, bestehend aus den Herren Franz Kleindienst, Registratur-Director der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien, und Alphons Pichler, k. k. Rechnungs-Revident im Handels-Ministerium, der Prüfung, beziehungsweise Scontrirung unterzogen und laut den dieser Rechnung beigesetzten Revisions-Befunden ddo. 20. und 21. Februar 1890 die erstere auf Grund der dazu gehörigen Rechnungsbelege richtig und die letztere sowohl hinsichtlich des baren Geldes als auch der vorhandenen Werth-Effecten und diese wieder in Absicht auf die Gattung, Stückzahl, Nummern und Coupons vollkommen in Ordnung gefunden.

An außerordentlichen Beiträgen von Seite des Allerhöchsten Kaiserhauses und Höchstdessen durchlauchtigsten Mitgliedern, dann von hohen Herrschaften und derlei k. k. Staatsbehörden, wie auch von anderen Gönnern sind in diesem Jahre nachstehende Beträge zugeflossen, und zwar:

Von Sr. k. u. k. apost. Majestät dem Kaiser Franz Joseph I. 100 fl.
„ Ihrer Majestät der Kaiserin Elisabeth . . . . . 30 „
„ Sr. kais. Hoheit dem Herrn Erzherzog Karl Ludwig . . 15 „
„ „ „ „ „ „ Ludwig Victor . 20 „
„ Höchst dessen Herrn Oberstthofmeister Freiherr v. Wimpffen 2 „
Fürtrag . 167 fl.

Digitized by Google

	Übertrag	167 fl.
Von Sr. kais. Hoheit dem Herrn Erzherzog Ferdinand, Großherzog von Toscana, unserem erhabenen Protector		50 „
„ Sr. kais. Hoheit dem Herrn Feldmarschall Erzherzog Albrecht		15 „
„ „ „ „ „ „ Erzherzog Wilhelm		15 „
„ „ „ „ „ „ „ Sigismund		20 „
„ „ „ „ „ „ „ Rainer		10 „
„ Ihrer kais. Hoheit der Frau Erzherzogin Maria Rainer		10 „
„ „ „ „ „ „ „ Elisabeth		5 „
„ Sr kais. Hoheit dem Herrn Erzherzog Friedrich		15 „
„ „ kön. „ „ „ Herzog Philipp v. Württemberg		5 „
„ „ „ „ „ „ „ Philipp von Sachsen-Coburg-Gotha		5 „
„ Sr. Durchlaucht dem Fürsten Emanuel v. Collalto		25 „
„ „ „ „ „ Joseph Adolph v. Schwarzenberg		10 „
„ dem hohen k. k. Ministerraths-Präsidium		60 „
„ „ „ „ „ Ministerium des Äußern		100 „
„ der „ „ „ Statthalterei für N.-Ö.		200 „
„ dem Herrn Magistratsrathe Anton Böhm, d. z. I. Vereins-Vice-Präsident		25 „
	in Summe	737 fl.

wofür den hochherzigen Spendern der innigste Dank des Vereines hiemit wärmstens ausgesprochen wird.

Wien, am 21. April 1890.

Nachdem die beiden Berichte richtig befunden, wurde das Absolutorium ertheilt.

Hierauf wurde die Wahl des Vereins-Präsidenten vorgenommen und wurde Seine Excellenz, Herr Dr. Joseph Alexander Freiherr von Helfert mit Stimmeneinhelligkeit wieder gewählt.

Nun hielt Herr Dr. Truxa eine langanhaltende Ansprache, worin er das mühe- und verdienstvollste und erfolgreichste Wirken Seiner Excellenz des Herrn Vereins-Präsidenten Freiherr von Helfert während seiner 30jährigen Präsidentschaft bei Förderung der Vereins-Interessen besonders hervorhob und stellte den Antrag auf Ernennung Hochdesselben zum Ehren-Mitglied des Vereines, welchen Antrag die General-Versammlung durch Erheben von den Sitzen und per Acclamation zum Beschluße erhob.

Digitized by Google

Der Präsident dankt tief gerührt für die ihm zutheil gewordene Auszeichnung und gibt die Versicherung die Vereins-Interessen in der gewohnten Weise auch fernerhin fördern zu wollen.

Zu Rechnungs-Revisoren für das Jahr 1890 wurden über Vorschlag des Herrn Präsidenten die im Vorjahre mit dieser Function betraut gewesenen Herren: Wilhelm Rauscher und Alphons Pichler und als Ersatzmann Herr Franz Kleindienst wiedergewählt.

Hierauf wurde die Wahl von zehn Ausschuß-Mitgliedern an Stelle der nach §. 23 der Vereins-Statuten alljährlich Ausscheidenden vorgenommen und mit der Verificirung dieser Wahl die Herren: Dr. Truxa, Brzezowsky und Pollak betraut. Während dieser Wahl hielt Herr Dr. Isidor Franz Proschko einen Vortrag über „Kurze Bilder aus der Vaterlandsgeschichte", welcher von Anwesenden mit großer Freude aufgenommen wurde und wofür Herr Dr. Proschko den gebührenden Dank erntete. Nun gibt der Vorsitzende das Resultat der vorgenommenen Wahlen bekannt, wonach zu Ausschuß-Mitgliedern gewählt wurden die Herren:

Berger Wilhelm, Freiherr von, Doctor der Rechte,
Dalberg Friedrich, Reichsfreiherr von und zu,
Geitler Robert,
Kuttig Zdenko,
Pfeiffer Egyd,
Pichler Alphons,
Pollak Jaques,
Rauscher Wilhelm
Riefler Alois und
Don Zudrung Gregor.

Nachdem über Anfrage des Herrn Präsidenten keines der anwesenden Mitglieder von dem nach §. 14 der Vereins-Statuten zustehenden Rechte, weitere Anträge zu stellen, Gebrauch machte und somit die Tagesordnung erschöpft war, erklärte der Vorsitzende die 43. General-Versammlung für geschloßen und drückte den Anwesenden für das zahlreiche Erscheinen den wärmsten Dank aus.

Digitized by Google

Anhang.

Das von dem Directions-Mitglied Dr. Hans Maria Truxa für den österr. Volksschriften-Verein abgefaßte und vom Präsidenten genehmigte Gutachten lautete wie folgt:

Löblicher Magistrat der Reichs-Haupt- und Residenzstadt Wien!

In ergebener Erwiderung der für den österreichischen Volksschriftenverein sehr ehrenden Anfrage, welche der löbliche Magistrat sub Zahl 149531/XX do. 4./5. 1889 an die gefertigte Vereinsleitung zu richten die Güte hatte, erlaubt sich dieselbe über den Begriff von „Volksbüchern" überhaupt und über die Anwendbarkeit dieses Begriffes auf die vorliegenden 21 Preßerzeugnisse ihr wohlerwogenes Gutachten gestützt, auf reiche Erfahrung, wie folgt abzugeben:

Historisch hat sich der Begriff von Volksbüchern, insbesondere der deutschen Volksbücher, zunächst in dem Sinne entwickelt, daß die von Geschlecht zu Geschlecht vererbten, ein Gemeingut des „Volkes" im edlen Sinne gewordenen Überlieferungen aus der Legende, Sage und Geschichte den Stoff zu Bearbeitungen gaben, die uns beispielsweise unter dem Titel „der gehörnte Siegfried", „die Haymonskinder" ꝛc. bekannt sind, oder volksthümliche Gestalten wie „Kaiser Rothbart" im lebendigen Gedächtnis erhalten.

Allen diesen alten „Volksbüchern", welche auf einen solchen Namen Anspruch erheben konnten und denselben meist auch mit Recht führten, lag mit wenigen Ausnahmen ein sittlich erhabener, mitunter auch religiöser Inhalt zu Grunde.

Der große deutsche Historiker Joseph von Görres (gestorben 1848), welcher sich um die deutsche Literatur und Geschichte unsterbliche Verdienste erworben und die sogenannten „deutschen Volksbücher" zum erstenmal dem Schutte der Vergessenheit entrißen und 1807 publicirt hat, spricht sich über solche „Volksbücher" in folgender wahrhaft classischen Weise aus:

> „Wie Windes Wehen, wie Kindes Lallen ist ihr Reden, das Ohr horcht den wundersamen Klängen, dem innern Sinn ist ihr Verständnis gegeben." —

Als seit der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts Bücher, Druckschriften und Zeitungen in aller Herren Länder in Millionen und Milliarden von Exemplaren zur Verbreitung kamen und das gedruckte Wort zum Gemeingut aller Bevölkerungskreise wurde, gewann auch der Begriff von „Volksbüchern" eine außerordentliche Erweiterung, freilich auch hie und da leider eine unpassende Anwendung, die von dem oben citirten idealen Ausspruch von Görres über den Geist der Volksbücher sehr wesentlich abweicht.

Digitized by Google

Legionen von Büchern verschiedensten Inhaltes, welche gemeinverständlich geschrieben auch wenig gebildeten Lesern vollkommen faßbare Gegenstände und Stoffe aus allen Zweigen des menschlichen Wissens und Schriftthums, allerdings häufig auch wieder Lebensbeschreibungen einzelner volksthümlicher Männer wie Kaiser Joseph II., Kaiser Napoleon ꝛc. behandeln, häufig mit Holzschnitten geziert, erscheinen unter der Bezeichnung „Volksbuch für jedermann" um einen möglichst großen Absatz und eine starke Verbreitung zu erzielen. Unter den zahllosen Büchern dieser Gattung gibt es neben manchen guten leider nur zu viele, die eines edleren Gehaltes völlig ermangeln oder gar Religion und Sitte, Tugend und Vaterlandsliebe förmlich untergraben, und daher dem Volke nicht nur keine gesunde geistige Nahrung, sondern geradezu schleichendes Gift bieten.

Wenn also das heutige verallgemeinerte Bildungsbedürfnis thatsächlich Volksbücher und Volksschriften in wesentlich erweitertem Begriffe nöthig macht, so müßen es eben g u t e Bücher sein, welche in leichtfaßlicher Sprache das dem Volke wirklich Wissenswerthe und für dessen materielles und geistiges Wohl Nützliche zur Anschauung bringen, allenfalls auch belehrende Unterhaltung bieten, stets jedoch auf moralischen ethischen Grundsätzen fußend auf die Veredlung von Geist und Gemüth, wie nicht minder auf die Hebung der Vaterlandsliebe hinwirken.

Solche Volksbücher sind es, für deren Herausgabe und Verbreitung der österreichische Volksschriften-Verein einsteht, in welchem Streben er sich nicht nur der anerkennenden Billigung unseres erhabenen Monarchen, der Zustimmung der kaiserlichen Regierung und anderer Behörden zu erfreuen hat, sondern stets auch eine große Anzahl wahrer Volksfreunde zu seinen Mitgliedern und Mitarbeitern zählt, wodurch es ihm während seiner vierzigjährigen Wirksamkeit gelungen ist, große Massen guter Volksschriften herauszugeben und zu verbreiten.

Nie und nimmer können hingegen Preßerzeugniße wie die zur Begutachtung mitgetheilten Brochüren als „Volksbücher" bezeichnet werden. Es muß vielmehr ein arger Misbrauch, sowie eine grobe Entstellung des Begriffes darin erblickt werden, wenn „Traumbücher", „Liebesbriefsteller", „Verzeichnisse über gehobene Zahlen" u. s. f., welche nur dazu geeignet sind, Unglauben, Aberglauben, Liebeständeleien, Lotteriesucht und dergleichen zu nähren, und welche zumeist von gewissenlosen und gewinnsüchtigen Afterliteraten veröffentlicht werden, unter dem Deckmantel von „Volksbüchern" das Volkswohl verderben!

Wenn derartige den gesunden Sinn des Volkes verwirrende Schriften unter dem Tittel von „Volksbüchern" auch in der Zukunft zu größerer Verbreitung gelangen sollten, so liegt die Gefahr nahe, daß bei der Leicht-

Digitized by Google

gläubigkeit und dem Unverständnisse der großen Massen der mindergebildeten Bevölkerung nicht nur die moralischen Grundlagen derselben gefährdet, ja untergraben werden, sondern daß auch der materielle Wohlstand vieler ohnehin armen Bewohner Wiens Schaden leidet, da der erfahrene und ruhige Beobachter der Zeitverhältnisse leider nur allzuhäufig die Wahrnehmung machen muß, daß durch das Lesen so schädlicher, ja gefährlicher Schriften ganze Familien in ihrer materiellen und moralischen Existenz zu Grunde gerichtet oder gar Opfer des Selbstmordes wurden.

Demgemäß kann der österr. Volksschriftenverein im Bunde mit allen besonnenen und das wahre Wohl des Volkes liebenden Elementen an den löblichen Magistrat nur die inständigste Bitte richten, mit aller Strenge und mit allen Wohldemselben zu Gebote stehenden Mitteln, der Verbreitung derartiger Geist und Herz vergiftenden Druckschriften, die fälschlich „Volksbücher" genannt werden, Einhalt zu gebieten, und deren Verbreitung nach Thunlichkeit einzuschränken, soweit dies nach den bestehenden gewerbs- und preßpolizeilichen Vorschriften nur irgend möglich ist, und erlaubt man sich folgende ergebenste Anträge zu formuliren:

1. Der löbliche Magistrat wolle bei Verhandlungen wegen Concessionirung neuer Preßgewerbe das gesetzliche Erfordernis der persönlichen Verläßlichkeit mit größter Strenge wahrnehmen, und auch die hohe Statthalterei um Anwendung der größten Strenge bitten.

2. Die Überwachung der bestehenden Preßgewerbe, insbesondere auch der Buch- und Kunsthandlungen wolle einvernehmlich mit der k. k. Polizei-Direction strengstens gehandhabt, und Preßerzeugnisse, die den Vorschriften des Strafgesetzes wiedersprechen, unnachsichtlich der Staatsanwaltschaft übergeben werden.

3. Es wolle unbedingt daran festgehalten und bei der Polizei-Direction wie bei der hohen Statthalterei dahin gewirkt werden, daß der nach den Preß- und Gewerbegesetzen besondere Begünstigungen genießende Verkauf von Schul- und Gebetbüchern, Kalendern und Heiligenbildern, endlich Druckforten für das industrielle, häusliche und gesellige Leben, womöglich g a r n i c h t auf „Volkslieder" und „Volksbücher", unter welche sich oft sehr gefährliche Producte einschleichen können, ausgedehnt oder doch mit äußerster Strenge überwacht und jeder Misbrauch sofort energisch abgestellt werden. Bei solcher größeren Strenge werden sich auch die Buch- und Kunsthändler hüten, derartige Geistesblüthen in Verschleiß zu nehmen und wird sich der löbliche Magistrat ein neues unbestrittenes Verdienst um das Wohl der Bevölkerung der seiner Fürsorge anvertrauten Reichshaupt- und Residenzstadt erwerben.

W i e n, den 25. Juli 1889.

Digitized by Google

Verzeichnis

der im Vereinsjahre 1889/1890 dem Vereine beigetretenen Mitglieder: [1])

Herr Asperger Carl, Kanzlei-Director des Magiſtrates in Wien.
„ Banhidy Joſeph von, in Grodziſko, Galizien.
„ Bayer Hugo, Apotheker in Wien.
„ Beniſchko Guſtav, Dr. Hof- und Gerichts-Advocat in Wien.
„ Berger Wilhelm, Freiherr von, J.-Dr. in Wien.
„ Biegeleben Paul, Freiherr von, k. k. Bezirksrichter in Silz.
„ Billot Heinrich, Baron, in Ledény, Honter-Comitat.
„ Brunnbauer Georg, Cooperator im Stift St. Florian.
„ Caſtellez Hanns, Stationsvorſtand der Nordbahn in Mähr.-Weißkirchen.
Clerical-Seminar, gr.-kath. in Wien.
Collegium der Geſellſchaft Jeſu in Kalksburg.
Convent der barmherzigen Brüder in Feldsberg.
Herr Coreth Carl, Graf, k. u. k. Generalmajor, Kämmerer, Garde-Capitän-Lieutenant in Wien.
„ Cott del Guſtav, k. k. Regierungs-Secretär in Loitſch.
„ Dalberg Friedrich, Reichsfreiherr von und zu, k. u. k. Lieutenant a. D. in Wien.
Damen-Leſeverein in Wien.
Herr Deskovich Emil, Secretär der Nordbahn in Wien.
„ Dreſcher Johann Ev., Chef der Buchdruckerei „Auſtria" in Wien.
„ Eibl Johann, Dr., k. k. Gymnaſial-Profeſſor in Penzing.
„ Einzinger Joſeph, Pfarrer in Berndorf a./d. Trieſting.
„ Fey Ignaz, Ingenieur in Wien.
„ Fiſcher Franz Joſeph, k. k. Verſatzamtsbeamter in Breitenſee.
„ Florian Franz, Ober-Ingenieur der Nordbahn in Wien.
„ Fritzſche Richard, Kaufmann in Wien.
Frau Fünfkirchen Louiſe, Gräfin, geb. Prinzeſſin Liechtenſtein, Sternkreuz-Ordens- und Palaſtdame Ihrer Majeſtät der Kaiſerin, Durchlaucht in Wien.
Herr Geßmann Albert, Phil.-Dr., Scriptor an der k. k. Univerſität in Wien.

---

[1]) Falls in der Namensſchreibung oder Standesbezeichnung der p. t. Herren Mitglieder ein Verſehen unterlaufen ſein ſollte, wolle dies wegen Berichtigung gefälligſt der Vereins-Kanzlei (I. Salvatorgaſſe 12) mitgetheilt werden.

Digitized by Google

Herr Giovanelli Gottfried, Freiherr von, k. k. Ministerial-Vice-Secretär in Wien.
Gymnasium, k. k. in Laibach.
Herr Hawelka Hugo, Ober-Official der Nordbahn in Wien.
„ Hopfgartner Leopold, Dr., k. k. Polizei-Bezirksarzt in Wien.
„ Hostnig Florian, Vermögensverwalter bei St. Stephan in Wien.
„ Hutten M., Freiherr von, in Wien.
„ Jaffé Max, Besitzer einer lithog. Kunstanstalt in Währing.
„ Kainz Karl, städt. Markt-Directions-Adjunct in Wien.
„ Kassenstab-Schiffner Rudolph, Doctor der Rechte in Wien.
„ Koller Anton in Wien.
„ Kuppelwieser Paul, Bergwerks-Director in Wittkowitz.
„ Liechtenstein Friedrich, Prinz Durchlaucht, in Liechtenstein bei Judenburg.
„ Lipp Franz Xaver, Buchhalter in Wien.
„ Löw Max, Dr., Hof- und Gerichtsadvocat in Wien.
„ Mayer Anton, Dr., Custos des n.-ö. Landes-Archivs in Wien.
„ Rechwille Johann, Registratur-Directions-Adjunct des Magistrates in Wien.
„ Parzer Jakob, Pfarrer in Gunskirchen.
„ Pirquet Theodor, Baron in Hirschstetten.
Frau Pirquet, Baronin, in Hirschstetten.
Herr Rozankowski Julian, Pfarrer in Hliboka.
„ Ruston Joseph von, Gutsbesitzer in Marczaltö, Ungarn.
„ Ryška Franz, Ingenieur der k. k. priv. Nordbahn in Wien.
„ Spiegel-Diesenberg Ferdinand, Graf, in Wischenau bei Mislitz.
„ Sylva-Tarouca Ernst Emanuel, Graf, in Türnitz.
Frau Tostmann Elise, Privat in Wien.
Herr Trau Franz (Firma C. Trau), k. u. k. Hof-Theehandlung in Wien.
„ Wassermann Vincenz, Dr., k. k. Notar in Silz.
„ Weber Joseph, Gastwirth in Wien.
„ Weimar Anton H., Privatier in Lainz.
„ Zabeo Alphons, römischer Conte, Dr. in Schloß Faal bei Marburg.

Digitized by Google

Verzeichnis

derjenigen ordentlichen Mitglieder des Vereines, welche ihren Jahresbeitrag in der außergewöhnlichen Höhe von 5 fl. oder darüber entrichten.

	fl.	kr.
Frau Auersperg Wilhelmine, Fürstin, Durchlaucht	10.	—
Herr Bach Alexander, Freiherr von, Excellenz	5.	—
„ Belcredi Richard, Graf, Excellenz	5.	—
„ Bellegarde Franz, Graf, Excellenz	5.	—
„ Coreth Carl, Graf, k. u. k. Generalmajor, Kämmerer	5.	—
„ Czernin Jaromir, Graf, Excellenz	5.	25
„ Dalberg Friedrich, Reichsfreiherr, k. u. k. Lieutenant a. D.	10.	—
„ Dobner von Dobenau Leopold, k. u. k. Oberst i. R.	5.	—
Dornbach, Gemeinde	5.	25
Herr Dumba Nicolaus, Mitglied des Herrenhauses ꝛc.	10.	—
„ Dutschka Franz, Ritter von, Großhändler	5.	—
„ Falkenhayn Franz, Graf, Excellenz	10.	—
Frau Fleischmann Alida, Medicinae-Doctors-Witwe	5.	—
Herr Freiberg Rudolph, Ritter von, k. k. Hofrath	5.	—
Frau Fünfkirchen Louise, Gräfin, geb. Prinzessin Liechtenstein	10.	—
Herr Geitler Robert, Gemeinderath, Realitätenbesitzer ꝛc.	5.	—
„ Gerl Peter Rudolph, Architekt	5.	—
„ Gruscha Anton, Fürsterzbischof von Wien	5.	—
„ Hauser Alois, k. k. Baurath und Professor	5.	—
„ Hauswirth Ernst, Abt des Stiftes Schotten	5.	—
„ Helfert Joseph Alexander, Freiherr von, Dr., Excellenz ꝛc.	5.	25
Frau Hoffinger Anna von, Gutsbesitzerin	5.	—
„ Jankovics Anna, Gräfin, in Kalksburg	5.	—
Herr Jenny S., Fabriksbesitzer	10.	—
„ Karl Alexander, Abt des Stiftes Melk	5.	—
Karthaus, k. k. Strafanstalt in	6.	—
Herr Kinsky Ferdinand, Fürst, Durchlaucht	15.	—
Knabenseminarium, f.-e. in Ober-Hollabrunn	5.	—
Herr Kostersitz Ubald, Abt des Stiftes Klosterneuburg	5.	—
„ Kuppelwieser Paul, Bergwerks-Director in Wittkowitz	5.	—
Frau Lagusius Anna, Edle von, Realitätenbesitzerin	5.	—
Herr Ledebur-Wicheln Hans, Graf, k. u. k. Kämmerer	5.	—
„ Liechtenstein Alois, Prinz, Durchlaucht	5.	—
„ Liechtenstein Johann, souverainer Fürst, Durchlaucht	50.	—
Lilienfeld, Stift in	5.	—

Digitized by Google

		fl. kr.
Herr	Lorenz M., bürgerlicher Handelsmann	5.25
„	Manz Hermann, k. k. Buchhändler	5.—
„	Metternich-Winneburg Richard, Fürst, Durchlaucht	10.—
„	Pokorny Wenzel, Pfarrer in Pilsen	5.—
„	Preising Karl, Realitätenbesitzer ꝛc.	5.—
„	Salm-Reifferscheidt Siegfried, Altgraf, Erlaucht	5.—
Frau	Schloißnigg Auguste, Freiin von	5.—
Herr	Schwarz-Senborn Wilhelm, Freiherr, Excellenz	5.—
„	Seilern Karl Max, Graf, Excellenz	5.—
„	Sereny Otto, Graf, Reichsraths-Abgeordneter	5.—
„	Spiegel-Diesenberg Ferdinand, Graf	5.—
„	Skene August, Ritter von	5.—
„	Sylva-Tarouca Ernst Emanuel, Graf, in Türmitz	10.—
„	Teuffenbach zu Tiefenbach und Maßweg Albin, Freiherr von, Excellenz	5.—
Verein österr. Handlungs-Gehilfen in Wien		5.—
Herr	Vittinghof-Schell Max, Freiherr von, k. u. k. Kämmerer	5.—
„	Weitmann V. E., Guts- und Realitätenbesitzer	5.—
„	Wetzer Leander, k. u. k. Oberst ꝛc.	5.—
Wiener Gemeinderath		5.—
Herr	Wierzbicki Johann, k. k. Senats-Präsident am obersten Gerichtshofe	5.—
„	Windisch-Grätz Alfred, Dr., Fürst, Durchlaucht	10.—
Frau	Windisch-Grätz Valerie, Fürstin, Durchlaucht	10.—
Herr	Zabeo Alfons, Graf, Dr., in Schloß Faal bei Marburg	5.—
„	Zudrung Gregor, Pfarrer, f.-e. geistl. Rath	5.—

Digitized by Google

Verzeichnis

der Functionäre des österreichischen Volksschriften-Vereines für das Jahr 1890.

Nach Ergänzung des Ausschußes und Neu-Constituirung der Vereins-Direction.

Präsident.

Se. Excellenz Herr Dr. Joseph Alexander Freiherr von Helfert, Sr. Maj. Wirkl. Geh. Rath, Mitglied des Herrenhauses, Präsident der Central-Commission zur Erhaltung der Kunst- und Baudenkmale, Ritter vieler hoher Orden ꝛc. ꝛc.

Vice-Präsidenten.

I. Herr Böhm Anton, Magistratsrath, i. R., Ritter des Franz Joseph-Ordens.
II. „ Dr. Truxa Hans Maria, Secretär der k. k. priv. Nordbahn, Besitzer des päpstlichen Ehrenkreuzes „Pro Ecclesia et Pontifice".

Directoren.

Siehe oben S. 297.

Ausschuß-Mitglieder.

Herr J.-Dr. Berger Wilhelm Freiherr von,
„ Böhm Anton, Magistratsrath,
„ Böhm Joseph Volksschul-Director,
„ Dalberg Friedrich, Reichsfreiherr von, k. u. k. Lieutenant a. D.
„ Dohnel Franz, k. u. k. Militär-Ober-Rechnungsrath,
„ Dossi Gabriel, Curat bei St. Michael,
„ Dobner Joseph, Commandeur bei St. Carl,
„ Fliedl J. E., Gymnasial-Professor und Weltpriester,
„ Freudhofmeier Alois, Kirchen-Director im Salesianer-Kloster, f.-e. geistlicher Rath,
„ Geitler Robert, Realitätenbesitzer, Gemeinderath,
„ Dr. Herdegen Karl, Bureau-Vorstand der priv. österr.-ungar. Staatseisenbahn-Gesellschaft,
„ Kaschl Franz, Bürgerschul-Director,
„ Kleindienst Franz, Registratur-Director des Wiener Magistrates,
„ Kundi Julius, k. k. Professor,
„ Kuttig Zdenko, kais. Rath, Ober-Inspector der Nordbahn,

Digitized by Google

Herr Kirsch August, Herausgeber des „Neuigkeits-Weltblatt",
„ Limbach Heinrich, Hausbesitzer,
„ Dr. Matschke Karl Ludwig, Hof- und Gerichtsadvocat,
„ Panholzer Johann, päpstlicher Kämmerer, f.-e. geistlicher Rath,
„ Pfeifer Egyd, Novizenmeister im Stifte Schotten,
„ Pichler Alphons, k. k. Rechnungs-Revident,
„ Pollak Jacques, Fabrikant und k. k. Schätzmeister,
„ Dr. Proschko Isidor Franz, k. k. Regierungsrath,
„ Rauscher Wilhelm, Ober-Inspector der Nordbahn,
„ Riefler Alois, k. k. Directions-Adjunct im Ministerium des Innern,
„ Dr. Riefler Franz, Medicinae-Doctor,
„ Schuch Franz X., Eigenthümer des „Volksblatt für Stadt und Land",
„ Dr. Truxa Hans Maria, Secretär der Nordbahn, Besitzer des päpstlichen Ehrenkreuzes „Pro Ecclesia et Pontifice".

Anhang.

Auszug aus den Statuten des österreichischen Volksschriften-Vereines.

Der Verein hat die Aufgabe, die Volksbildung im Geiste wahrer Humanität, Gesittung, fortschreitender Aufklärung und guten Geschmackes vorzüglich unter jenen Volksschichten, welche streng wissenschaftliche Kenntnisse sich nicht erwerben konnten, durch Verbreitung angemessener Druckschriften zu fördern, insbesondere auch den häuslichen und Familienkreisen eine belehrende und erheiternde Lectüre zu verschaffen (§. 2).

Als Mittel zur Erreichung des Zweckes werden angewendet:

a) Drucklegung und Verbreitung guter Volksschriften;
b) Erleichterung des Ankaufes solcher anderweitig gedruckten Schriften;
c) öffentliche Anempfehlung derselben;
d) unentgeltliche Vertheilung der selbst aufgelegten oder erworbenen Volksschriften in Fabriken, Herbergen, Schulen u. s. w.;
e) Errichtung und Erhaltung von Lesezirkeln;
f) Verkehr mit anderen ähnliche Zwecke verfolgenden Lesevereinen.

Die hiezu erforderlichen Geldmittel werden durch die regelmäßigen Beiträge der Mitglieder und den Ertrag der Vereinsschriften, durch Geschenke, Sammlungen und auf sonstige geeignete Weise aufgebracht (§. 4).

Die Mitglieder des Vereines sind entweder: a) ordentliche, oder b) correspondirende, oder c) Ehren-Mitglieder (§. 7).

Digitized by Google

Wer ordentliches Mitglied des Vereines werden will, meldet seinen Beitritt bei der Direction an und verpflichtet sich zur Leistung eines jährlichen Beitrages von mindestens zwei Gulden ö. W.

Findet die Direction gegen die Aufnahme eines Neuangemeldeten Anstände zu erheben, so sind dieselben binnen einem Monate der Entscheidung des Ausschußes zu unterziehen.

Jeder andere selbständige ähnliche Zwecke verfolgende Verein kann innerhalb der Schranken des Vereinsgesetzes dem österreichischen Volksschriften-Vereine in corpore als ordentliches Mitglied beitreten, so daß je ein von einem solchen Vereine aus seiner Mitte gewähltes Mitglied in den Sitzungen des Ausschußes des Volksschriften-Vereines mit berathender, an der General-Versammlung aber mit beschließender Stimme theilnimmt, jeder dieser Vereine gleich den Lesezirkeln des Volksschriften-Vereines mit Büchern betheilt wird, und überdies die jedem einzelnen Vereinsmitgliede unentgeltlich zukommenden Druckschriften in so vielen Exemplaren unentgeltlich erhält, als die Zahl 2 in dem von dem betreffenden Vereine dem Volksschriften-Vereine jährlich zugewendeten Beitrage (mit Weglassung der Bruchtheile) enthalten ist (§. 8).

Der Austritt aus dem Vereine ist der Direction halbjährig und im vorhinein schriftlich anzuzeigen. Wer diese Anzeige rechtzeitig zu machen unterläßt, hat noch einen halben Jahresbeitrag zu entrichten (§. 12).

Wenn sich in irgend einem Orte mindestens zwölf Personen, deren jede dem Vereine mit einem jährlichen Beitrage von 2 fl. ö. W. als Mitglied beitritt, finden und eine davon die Leitung übernimmt, so haben sie nicht nur jede für sich alle Rechte der ordentlichen Mitglieder, sondern alle zwölf oder mehr mit einander das besondere Recht, von der Direction die Errichtung eines Lesezirkels zu verlangen.

Ein solcher Lesezirkel erhält sofort bei der Errichtung aus den Vorräthen, und weiterhin in gewissen Zwischenräumen aus den Mitteln des Vereines lediglich gegen Vergütung der Porto-Auslagen, die der Besondernheit eines jeden Lesezirkels angemessenen Bücher mit der Verpflichtung, dieselben als Eigenthum des Volksschriften-Vereines in Evidenz zu halten und bei etwaiger Auflösung des Lesezirkels auf eigene Kosten an die Vereins-Direction zurückzustellen.

Wenn in einem Lesezirkel, neben den allgemeinen Vereins-Jahres-Beiträgen, Auflagen auf die Mitglieder behufs Anschaffung noch anderer als der von der Direction nach ihrem Ermessen eingehenden Bücher beschlossen und an die Direction abgeführt werden, so übernimmt die Vereins-Direction die Anschaffung derselben, insofern sie nicht der Tendenz des Vereines widerstreiten. Diese Bücher sind Eigenthum des betreffenden Lesezirkels und steht den Mitgliedern desselben die weitere Disposition darüber auch für den Fall der Auflösung desselben zu (§. 16).

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Zwei Österreicher. Von Friedrich Steinebach	1
Die Quelle. Von Eugène Obermayer	54
Aus Prisren. Von Karl Peez	56
Gedichte. Von Anna Gräfin Huyn	66
Die Rokovnačen. Von P. v. Radics	68
Juvavum. Von Joseph Schwarzbach	83
Das Wiener Bisthum vor zweihundert Jahren. Von Joseph Maurer	93
Ein Landtag in Busweis unter Kaiser Mathias im Jahre 1613. Von Eduard J. Richter	106
Gedichte. Von Victor P. Hubl	114
Graf Leo Thun. Von Jos. Alex. Frhr. v. Helfert	123
Der unsterbliche Günstling. Von Eugène Obermayer	213
Die Bucht von Cattaro. Von Guzek	226
Unter Österreichs Fahnen. Von Marie von Pelzeln	230
Eine Gotteshymne. Von Dr. F. Isidor Proschko	250
Erinnerungs-Denkmäler. Von Dr. Hans Maria Truxa	252
Vereins-Mittheilungen	296

Allfällige Reclamationen wolle man gefälligst an die Kanzlei des österr. Volksschriften-Vereines, Wien, I. Salvatorgasse 12, richten, welche täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertagen von 4 bis 6 Uhr geöffnet ist.

Digitized by Google

Digitized by Google

Dr Franz Isidor Proschko

Digitized by Google

Oesterreichisches

Jahrbuch.

Für den österreichischen Volksschriften-Verein

herausgegeben und geleitet

von

Frhr. v. Helfert.

Austriacus sum, Austriaci nihil a me
alienum puto.
Hammer-Purgstall 1846.

Sechzehnter Jahrgang.

Wien, 1892.
Verlag des österreichischen Volksschriften-Vereines.
Kanzlei: I. Salvatorgasse 12.
In Commission bei Kubasta & Voigt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Einige Worte über das Volksthümliche.

Von Joseph Ritter Tandler von Tanningen.

Es müßte ganz verwunderlich erscheinen, wenn ein Volksschriften-Verein erst nach 43 Jahren seiner Wirksamkeit sich gegenwärtig fragen wollte, was denn eigentlich volksthümlich sei, soweit es sich in Wort und Schrift kund gibt, und was unter dieser Schutzmarke dem Volke empfohlen werden dürfe. Der Verein fand im Hingang der Jahre Anlass genug um zu zeigen, daß ihm der Begriff des „Volksthümlichen" nicht fremd sei.[1]) Diese Zeilen sind daher nichts weniger als eine Gewissenserforschung für das eigene Thun und Lassen, sie wollen nur aus dem engen Kreise herausführen, in den man das „Volksthümliche" so gern gebannt wissen will.

An eine solche Erörterung kann ohne die Sinnbegränzung des Wortes „Volk" nicht geschritten werden. Daß man in dieses Wort die verschiedenartigsten Bedeutungen hineingetragen hat, brachte Verworrenheit in viele Gebiete des öffentlichen Lebens. Wir scheiden hier nicht die niedrigen Stände von den höheren und vornehmeren, wir gedenken hier nicht der nationalen Abgränzungen und anderer Eintheilungsgründe, wir sehen vielmehr in einem Volke im allgemeinen denjenigen Theil der menschlichen Gesellschaft, welcher sich unter einer bestimmten Regierungsform zusammengefunden hat, um seine physischen und geistigen Kräfte unbehindert zu entwickeln. Gegenwärtig findet ein Ineinandergreifen der Wünsche und Bedürfnisse der Bevölkerung immer lebhafter statt; das gemeinschaftliche Wirken wird zur Nothwendigkeit und bedingt eine vielseitige Bildung, die überall mit Dank begrüßt wird, wo

[1]) Hierauf beziehen sich nachbenannte Aufsätze in unserem Jahrbuche:
Jahrgang 1878. Über Stoff u. Styl für Volksschriften von Dr. Faust Pachler.
Jahrgang 1888. Die vierzigjährige Wirksamkeit des österr. Volksschriften-Vereines von Dr. Trura.
Jahrgang 1890. Einiges über Volkserziehung von V. Prausek.

Digitized by Google

immer sie geboten werden kann. Die schroffen Abgränzungen der verschiedenen Classen des Volkes schwinden allmählich; die Aufklärung fördert ihre Ausgleichung. Folgerichtig müßten Volksschriften die Eignung und den Werth besitzen, jedem aus dem Volke Theilnahme einzuflößen. Da aber die minder bemittelten Classen des Volkes nicht leicht zu diesen Bildungsmitteln gelangen, so hat man sich daran gewöhnt, diesen Theil der Bevölkerung ausschließend „das Volk" zu benennen, demselben gemeinfaßliche und billige Druckwerke zuzuwenden und diese mit dem Namen „Volksschriften" zu belegen.

Um aus diesen Nutzen zu ziehen, muß die Volkserziehung zeitlich übereinstimmend und ausreichend geboten werden. Bekanntlich gibt es ein Maß des Wissens, das niemand entbehren kann, um im Leben sich durchzuhelfen. Dieses Wissen vermitteln die Volksschulen und der auf sie gegründete Fortbildungs-Unterricht. Daß die auf diesem Wege gebotenen Lehrstoffe in volksthümlicher Weise zu behandeln sind, ist einleuchtend. Diese ersten Bildungsstufen ersteigt die Jugend aller Stände und in der Schule tritt das Einheitliche eines Volkes zunächst uns entgegen, um später in dem Anblicke des Volkes in Waffen uns vollkommen klar zu werden.

Womit diese Schule uns ausrüstet, ist nicht gering anzuschlagen; strebsame und fähige Schüler haben nicht selten auf diese Grundlage ein Wissen aufgebaut, das sie mit Studirenden der Mittelschulen, ja selbst mit Hörern der Hochschulen in einzelnen Fächern in Wettbewerbung treten läßt. Hiezu tragen volksthümliche Vorträge wesentlich bei und diese können das Verständnis des Gebotenen dadurch erleichtern, daß die den fremden Sprachen entlehnten Benennungen und Kunstausdrücke vermieden und gegen richtig verdeutschte Wörter ausgetauscht werden. Die Anwendung der fremdsprachigen Ausdrücke ist auch nur in seltenen Fällen geboten und dient oft nur der Eitelkeit, um die Gelehrsamkeit des Verfassers hervortreten zu lassen.

Dieselbe Rücksicht hat bei Volksbüchern und Volksschriften zu gelten. Der sogenannte populäre (gemeinfaßliche) Styl, dessen man sich in diesen Schriften befleißt, wird den Mann von höherer Bildung nur dann das Buch aus der Hand legen heißen, wenn es an und für sich verfehlt ist, was insbesondere dann der Fall zu sein pflegt, wenn die Sprache platt und läppisch ist, und wenn aus jeder Zeile die Annahme hervortönt, daß man es mit einem geistesarmen Leser zu thun habe. Erregt jedoch ein solches Werk die Wisbegierde des minder Unterrichteten und langweilt es nicht den Gebildeten, dann reihe man es getrost in die Fächer einer Volksbücherei ein.

Da derlei Lesehallen bei ihrer Begründung meist auf Geschenke angewiesen sind, so kann man wohl nicht alle dort zusammengetragenen Bücher auch immer als dahin gehörig anerkennen. Bei Ankauf der Werke für derlei Büchersammlungen sind die Wünsche der Leser nicht unbedingt zu berücksich-

Digitized by Google

tigen; die Mehrzahl derselben giert nach Unterhaltung und Zerstreuung. Ein Ausschuß von Sachverständigen sollte die Werke auswählen, die einer solchen Bücherei nicht fehlen dürfen. Dazu zählen in erster Linie alle Bücher, die das Gebotene und Verbotene festhalten, im Gebiete der Religion, des öffentlichen Rechtes und der Gesittung. Sodann müßten Nachschlagewerke, Sachwörterbücher (Encyclopädien), Sprachwörterbücher u. dgl. jederzeit zur Benützung aufliegen. Die allgemeine Weltgeschichte und die Heimatskunde wären zunächst anzureihen und in diesem Sinne könnte fortgeschritten werden bis zu den anerkannt ersten Dichtern unserer Sprache. Auch die Kenntnis der Classiker des Alterthums wäre durch gute Uebersetzungen zu vermitteln. Wenn die Volksgruppe, welche an eine dieser Bücherſammlungen gewiesen ist, einen ganz besonderen Erwerbsbetrieb pflegt, so liegt es nahe, daß die solchen Erwerb fördernden Werke in dieser Bücherei nicht vermißt werden dürfen.

Ist auf diese Weise der Lesebedarf befriedigt, so gilt es noch zu erwägen, wie sonst noch durch Ohr und Auge auf das Gemüth des Volkes gewirkt werden könne.

Aus der ältesten Zeit her stammt das Volkslied und wenn es auch in Inhalt und Form mancherlei Wandlungen erfahren und durch Neuerungen den ursprünglichen Charakter theilweise verloren hat, so ist doch die Vorliebe für dasselbe im Volke verblieben. Neuere Dichter haben die Schätze der Volksgesänge um manches schöne Lied vermehrt und die rechte Weise getroffen. Ob aber ein solches Lied volksthümlich ist, wird am richtigsten von dem Volke selbst erkannt, wobei sich die Stimmen der Vornehmen und Geringeren einigen. So lange Bewunderung großer Thaten, Liebe zum Vaterlande, zur Heimat und dem Elternhause, Lebens- und Liebeslust u. dgl. aus diesen Liedern hervortönen und eine leichtzubehaltende Melodie den von dem Dichter beabsichtigten Eindruck unterstützt, ist ihre Zukunft gesichert.

Solche Lieder darf man jedoch nicht immer dort suchen, wo sie doch eigentlich zu finden sein sollten, in den Eintags-Kunsthallen der wandernden Volkssänger. Was sie bringen, ist meist ein Erzeugnis der neueren Zeit, das vor allem die Bestimmung hat im Liede oder in dramatischer Form Heiterkeit hervorzurufen. Einige dieser Lieder haften immerhin in der Erinnerung der Zuhörer und werden von Haus zu Haus getragen, ja sie werden, durch die Gunst der Umstände, sogar salonfähig; doch selten ist auf sie etwas von der Würde der alten oder von der Gemüthlichkeit der späteren Volkslieder übertragen worden. Wir haben die Ueberzeugung erlangt, daß unter den Volkssängern auch Männer von Bildung und Geschmack zu finden sind; diese sollten für die Läuterung und Neugestaltung des Volksliedes gewonnen werden.

Digitized by Google

Daß Volksdichtungen seit der ältesten Zeit mundartig (im Dialect) aufgetreten sind, erklärt sich aus ihrem Ursprunge. Wer einer solchen Mundart mächtig ist, fühlt sich durch die Eigenthümlichkeit derselben, durch die naturwüchsige Lebensanschauung, die aus solchen Poesien hervorleuchtet, und durch die harmlose Heiterkeit, die oft mit den tiefsten Gefühlsanklängen abwechselt, angezogen und gewinnt für selbe eine besondere Vorliebe. Die Dialectdichtung hat sich nicht nur im einfachen Liede, meist als Stegreifdichtung (improvisirt) bei uns eingeführt, wir besitzen auch umfangreiche anerkannt vorzügliche Werke dieser Art, die mit Rücksicht auf ihren Werth in Form und Inhalt dem Volke nicht vorenthalten werden sollen. Gleichwohl müßen mundartige Dichtungen mit einem prüfenden Auge betrachtet werden. Nicht selten ist die Sprache, in der sie sich kundgeben, nicht echt mundartig, sondern ein Gemisch von verschiedenen Sprechweisen und selbstgeschaffenen Wörtern mit unrichtiger Schreibung und falschen Endausgängen. Solche Erzeugnisse tragen nur zum Verderben der Sprache bei und bringen nur diejenigen in Verruf, die ein solches Machwerk für echt halten. Es gibt überdies einen wichtigen Grund, aus welchem der Verbreitung und Pflege der Mundarten das Wort nicht geredet werden kann. Jede Mundart ist eine Spaltung und Trennung, die das Einheitliche, aber auch das Regelrechte der Stammsprache schädigt, seine Verallgemeinung hindert und den Verkehr der Stammesbrüder untereinander erschwert.

Das Schauspielhaus ist immer als eine Anstalt bezeichnet worden, die geeignet wäre, zur Reinheit der Sprache beizutragen, Lebensanschauungen zu verbreiten, den Kunstsinn zu wecken und die Begeisterung für alles Große und Edle zu entflammen, ganz besonders dann, wenn es mit der ausgesprochenen Absicht ein Volks-Theater zu werden gegründet worden ist. Auch möge immerhin dort dafür gesorgt werden die Heiterkeit zu wecken, allein die Würde der Kunst soll durch Bevorzugung der Posse keinen Abbruch erfahren.

Ein Verzeichnis (Repertoire) der für den abgesehenen Zweck tauglichen Bühnenstücke zusammenzustellen, ist keine leichte Aufgabe. Werthvolle Schauspiele dieser Art sind nicht zahlreich vorhanden und es müßen aus dem großen Schatze der dramatischen Erzeugnisse überhaupt die annähernd tauglichsten herbeigeholt werden. Wenn auch dabei zu hoch gegriffen werden sollte, so ist immerhin der Nachtheil ein minderer, als wenn man sich mit Unbedeutendem oder Mislungenem zufriedenstellen wollte. Auch hier ist der Fortschritt unablässig anzustreben, sowohl der Geschmacksrichtung als auch der sittlichen Veredlung nach. Wenn das Ideal, der Leitgedanke auch nur das unerreichbare Vollkommenste ist, so dient es dennoch als Maßstab für unser Streben und wohl demjenigen, der gelernt hat den Blick nach oben zu lenken, während

Digitized by Google

das Starren nach unten nur mit Entmuthigung endigt. Dieser Leitgedanke führt sicherer zur Wahrheit als die Enthüllung der menschlichen Unvollkommenheit. Die niederen Stände, die ohnehin durch die Alltagssorgen herabgestimmt an das Stoffliche (Materielle) und Sinnliche gedrängt und dem Idealen entfremdet sind, müßen für dieses zurückerobert werden, was dem Zauber der Kunst gelingen sollte. Sehen sie aber durch diese ihr eigenes Elend, ja nicht selten ihre Fehler als etwas die Schaulust Erregendes und Anmuthendes hervorgehoben, so werden sie in ihrem Urtheile über den Werth und Unwerth ihrer eigenen Handlungen beirrt und verlassen das Schauspielhaus mit dem bedauerlichen Stolze, mit dem der vor seine Richter gestellte Angeklagte, dem ein urtheilloses Publikum Beifall zugeklatscht hat, aus dem Gerichtssaale schreitet.

Diese Andeutungen dürften darthun, daß dem Volke alles zugängig gemacht werden könne, wenn es anders nur klar und wahr ist.

Digitized by Google

Krains Chronist Freiherr von Valvasor.

Das Urbild eines Patrioten † 1693.

Von P. v. Radics.

„Von Seltenheiten schreiben
Erfordert Seltenheit in Sinnen und Gemüth."

Mit diesen zutreffend charakterisirenden Versen leitet die zeitgenössische Dichterin Frau Katharina Regina von Greiffenberg auf Seisenegg, seit 1676 Obervorsteherin und Zunftmeisterin der Lilienzunft in Philipp von Zesen's Rosen-Gesellschaft, ihr Begleitgedicht ein, das dem Gebrauche jener Tage entsprechend der 1689 in Nürnberg erschienenen „Ehre des Herzogthums Crain" von Johann Weikhard Freiherrn von Valvasor vorgesetzt erscheint.

Johann Weikhard Freiherr von Valvasor aus einem alten italischen Adelsgeschlechte entstammend, jedoch von Geburt ein Krainer — er hatte 1641 am 28. Mai zu Laibach das Licht der Welt erblickt — war mit Geist und Herz dieser seiner Heimat zugethan und opferte ihr das ganze ansehnliche Vermögen, das er von seinen Vätern überkommen hatte.

Von Natur aus mit ungewöhnlichen Talenten versehen, war Valvasor nach gründlichen Studien an dem ausgezeichnet geleiteten Lyceum der Gesellschaft Jesu zu Laibach der Sitte seiner Zeit gemäß auf Reisen gegangen. Er hatte sich da zuerst in der durch Kaiser Leopold I. rasch zu einer hervorragenden Kunst- und Culturstätte und daher zum Sammelpunkte österreichischer und fremder Intelligenz emporgehobenen Residenzstadt Wien durch längere Zeit aufgehalten, wo er die reichen Schätze der kaiserlichen Sammlungen durchstudirte. Dann war er nach Deutschland und zwar zuerst nach Bamberg, später nach Braunschweig gegangen;

Digitized by Google

in der Grafschaft Stolberg besuchte er — der aus dem Lande der Grotten kam — „zum Zwecke vergleichenden Studiums" die viel gerühmte Baumannshöhle. Sein Trieb des Wanderns führte ihn aber 1669 gar nach Africa. Hier lernte er von einem vornehmen und gelehrten Muhamedaner die Bereitung eines starken Giftes, doch ließ er sich heimgekehrt nie überreden, davon jemandem Mittheilung zu machen; „denn", sagt er diesbezüglich wörtlich, „mein Gewissen will mir nicht erlauben, eine so hochschädliche Sache zur Gefährdung vieler Menschenlebens gemein zu machen und dem höllischen Mordgeist oder dessen Creaturen und Werkzeugen damit Vorschub zu thun". Auf der Rückkehr von Africa besuchte Valvasor Frankreich und einen Theil der Schweiz; auf dieser Tour „ergötzte" er sich „auch an dem Rheinfalle bei Schaffhausen".

Seine Lehr- und Wanderjahre dienten ihm vor allem zur Anknüpfung von Bekanntschaften mit Gelehrten und Künstlern des In- und Auslandes und diese seine Verbindungen, die er, wieder daheim, eifrigst fortunterhielt, hatten zunächst seine Ernennung zum Mitgliede der englischen Societät der Wissenschaften im Gefolge, gleichwie sie ihm später bei Zusammenstellung und Ausgabe seiner patriotischen Werke vielfache Förderung und zahlreiche höchst ehrenvolle Anerkennungen eintrugen, darunter z. B. die gebührende Würdigung seines Hauptwerkes der „Ehre des Herzogthums Krain" von Seite der Leipziger Gelehrten in deren „Actis Eruditorum".

Zwei Jahre nach der Rückkehr von seiner „Bildungsreise" verheiratete sich der edle Freiherr (1672) und nahm nun ständigen Aufenthalt auf seinem reizend gelegenen, eine herrliche Rundsicht und den Fernblick bis in die gigantische ober-krainische Gebirgswelt des Triglavstockes bietenden Schlosse Wagensberg (unweit der heutigen Südbahn-Station Littai in Unter-Krain), wo der gegenwärtige erlauchte Besitzer Fürst Hugo Windisch-Grätz in dankenswerther Pietät dessen einstiges Arbeitszimmer als „Valvasor-Stube" in Ehren erhält!

Aus dieser „Stube" gingen nämlich Valvasor's Arbeiten zur „Ehre Krains" hervor, die ihren Verfasser selbst für immerwährende Zeiten als „die Ehre Krains" leuchten machen!

Aber nicht allein der Umstand, daß Valvasor der erste gewesen, der das an Seltenheiten der Natur und Denkwürdigkeiten der Geschichte reiche Land Krain durch seine Feder der Mitwelt bekannt gemacht und damit gleichsam eine Schatzkammer des Wissens auch für nachkommende Ge-

Digitized by Google

schlechter geschaffen hat, sichert ihm für alle nachfolgenden Tage ein Andenken aere perennius; die Art, wie er schrieb, das glühende Gefühl des Patrioten, das uns aus jeder Zeile seiner Bücher entgegenlodert, die Begeisterung für Land und Volk das er schildert, aber zugleich die Begeisterung für das glorreiche Fürstenhaus das dieses Volk und Land regieret, das ist es, was wir Nachkommen heute noch an ihm ebenso bewundern und schätzen, wie es seine Zeitgenossen an ihm bewundert und geschätzt haben.

Ja in der That, wenn wir die Folianten durchblättern, die er uns über seine und unsere Heimat hinterlassen, wir können und müßen ihn nur nennen: das Urbild eines Patrioten.

Und doch sei es gleich von vornher festgestellt, daß er diesen seinen Beinamen nicht etwa verdienen mochte in dem einseitigen Sinne eines Lobredners um jeden Preis; nein, voll und ganz gebührt ihm derselbe, rein und klar, da er in seinen Schilderungen der geschichtlichen Wahrheit nie und nirgends Abbruch thut, wodurch denn seine Lichtbilder um so schärfer auf uns wirken, als ihnen zu größerer Plastik auch die unerläßlichen Schatten nicht fehlen.

Hiebei kommt ihm die weitaus größere Freiheit und Drastik der Sprache zugute, in der er im Style seiner Zeit zu seinen Zeitgenossen sprechen konnte, und die in ihrer reizvollen Naivetät zu seinen heutigen Lesern spricht und diese ebenso sehr ergötzt, wie sie beiträgt, für ihn und seine Darstellung womöglich noch mehr zu erwärmen, als es der Inhalt seiner Schriften an sich schon in reichlichem Maße zu thun im Stande!

Da Valvasor auf seinen Reisen im In- und Auslande wahrgenommen, daß über seine Heimat Krain allorten eine „ganz außerordentliche Unkenntniß herrsche", ja „im Lande selbst viele ihres eigenen Nestes keine Wissenschaft tragen", so machte er es sich, wie schon angedeutet, heimgekehrt zur Lebensaufgabe „die Unwissenheit der Einheimischen und Fremden durch eine ausführliche Beschreibung des Herzogthums Krain aufzuheben". Er motivirte dieses sein Vornehmen noch weiters durch den Satz: „Wann ein ehrlicher Patriot der Ehre seines Vaterlandes gegen alle erheischenden Fälle mit Gut und Blut verpfändet ist, so bleibt er gewöhnlich derselben nicht weniger hierin, daß sie anderer Orten bei aller Gelegenheit auch ruhmkundig werde, mit seiner Tinten verpflichtet. Diese Ehre, sage ich, nimmt nicht nur das Gewehr so wir an der Seiten, sondern auch dasjenige so wir hinter dem

Digitized by Google

Ohr führen, nämlich die Feder, im Fall wir beides zu führen gewohnt, in ihre Pflicht!"

Valvasor war nämlich entsprechend der seit zwei Jahrhunderten unentwegten Waffenbereitschaft der gesammten waffenfähigen Bevölkerung seiner Heimat gegen den „Erbfeind der Christenheit" als Cavalier auch bestgeübt in allen „ritterlichen Exercitien" und als Mitlandmann des Herzogthums Krain sogar „activer Viertelhauptmann" des ständischen ins Feld rückenden „Miliz-Heeres", auf welche seine kriegerische Bethätigung, die ihn wiederholt „auf Parteigänge gegen die Türken" geführt, er in vorstehenden Zeilen bescheiden angespielt!

Doch vorläufig vom Patrioten mit der Feder!

Was war wohl das erste, das Valvasor mit dieser Waffe für sein geliebtes Krainland geleistet?

In wohlweiser Erkenntnis dessen, daß vor allem der Boden der Heimat genau erforscht werden müße, bevor von den Menschen darauf und von ihren „Handlungen" und „Thaten" die Rede sein könne, zog er nach der Touristenart seiner Tage auf einem flinken Rößlein, das Felleisen mit dem nöthigsten Bedarf an Wäsche und Mundvorrath daraufgeschnallt und von einem berittenen Diener begleitet, hinaus ins Land bis in die verborgenste Gebirgswelt von Ober-Krain, wo er bis an das „äußerste und höchste Schneegebirge" bis an den (bei ihm noch namenlosen) Triglav vordrang und die er später, aufmunternd zu ihrem Besuche, in lebhaftesten Farben der Romantik schilderte; dann zum höhlenreichen Karste, wo er der erste die heute weltberühmte Adelsberger Grotte in ihren Tiefen und Weitgängen erforschte, um sie dann als williger Cicerone reisenden Engländern und Holländern stolz vergnügt zu zeigen; und dann wieder in das rebenumkränzte Unter-Krain. Ueberall wo er vorbei kam notirte er sich in seine Hefte die Merkwürdigkeiten, ja er zeichnete mit eigener Hand alle am Wege befindlichen oder eigens aufgesuchten Städte und Märkte, Burgen und Schlösser, Kirchen und Klöster, welche originellen „Federrisse" Valvasor's noch heute uns erhalten sind und zugleich mit dem reichen Vorrath seiner ehemaligen Bibliothek in den Sammlungen des Erzbisthums Agram bewahrt werden, wohin sie in Valvasor's letztem Lebensjahre nach seinem finanziellen Ruin verkauft worden.

Dieses sein finanzielles Misgeschick hatte aber den Urgrund in den überwiegenden Kosten, welche ihm die Herstellung seines Hauptwerkes,

Digitized by Google

der „Ehre des Herzogthums Krain" verursacht hatte, gegenüber der zwar reichlichen doch nicht ausreichenden Subvention der krainischen Stände für dieselbe, gegenüber dem nur beschränkten Absatze des durch Umfang und Ausstattung theueren Buches.

Um nämlich die flüchtig gefertigten „Abrisse" kunstvoll im damals üblichen Kupferstich ausführen zu lassen, berief Valvasor auf sein Tusculum Wagensberg eine Anzahl Kupferstecher, darunter den Meister Trost, der auch an Vischer's Schlösserbuch der Steiermark gearbeitet, und errichtete für diese eine eigene Kupferdruckerei, aus welcher vorerst die Topographien von Krain und Kärnten hervorgingen.

Da die Topographia Ducatus Carnioliae modernae (Laibach 1679) in und außer Landes großen Anklang gefunden, ward er nun in seiner Vornahme dem Lande Krain die „Ehre" als Spiegel für alle Zeiten vorzuhalten bestärkt und ging er an die Herstellung derselben mit dem Aufwand verhältnismäßig viel zu großer Mittel. Die Fertigung dieses kolossalen Werkes, das dann 1689 bei M. Endter in Nürnberg in vier Foliobänden mit im Ganzen 3320 Seiten und 533 Abbildungen in Kupferstich ausgegeben wurde, verschlang so enorme Summen, daß es uns noch heute kein Wunder nimmt, wenn wir erfahren, daß der edle hochherzige selbstlose Verfasser bald nach dem Erscheinen desselben sich genöthigt sah, sein liegendes Eigenthum Stück um Stück zu veräußern und sich auf eine kleine Behausung drunten im Savethale in der l. f. Stadt Gurkfeld zurückzuziehen, wo er dann gar bald (1693) seine Tage in kümmerlichster Lage und gebrochenen Herzens beschloß!

Wenn uns heute aber nicht einmal ein einfacher Gedenkstein mehr mahnt an den Ort, wo er seine letzte Ruhestätte gefunden, so ragt doch als unvergängliches Denkmal an ihn sein Hauptwerk die „Ehre des Herzogthums Crain", und es grüßt uns aus dieser er selbst in seiner ganzen vollen geistigen Größe als das Urbild eines Patrioten! —

* * *

Besehen wir uns nun im stäten Hinblicke auf unser Thema Band für Band der „Ehre des Herzogthums Crain" und beim raschesten und flüchtigsten Durchblättern derselben werden wir über den überaus reichen Inhalt im allgemeinen so über die Fülle von Aeußerungen staunen, die in diesem Riesenwerke zum Ausdrucke gelangen.

Digitized by Google

Gleich auf dem ersten Blatte des ersten Bandes lesen wir ein Lobgedicht auf Krain als eine gereimte Erklärung des darauffolgenden allegorischen Titelblattes.

Die Verse lauten:

Crain! wer Dich kennt, dem blinkt gar so schön,
Durch manches Kleinod, das Natur dir angehängt Sein Ehrenschein;
Durch der Regierer Glanz, so dich mit Licht beschenkt.
Fällt mir Dein Rittermuth nnd großer Fürst dann ein;
So muß Carniolia ein Carneol mir sein:
Dieweil dein Oberhaupt viel Ehre zu Dir lenket.
Der Himmel ist es selbst, der deiner Ehren denket,
Der angeerbet dich dem Osthaus edles Crain.
Die Fama laßt von dir den Ehrenschall auch hören
Daß du den Glauben stäts dem Mond zu Trutz beschützt
Mit tapferm Stahl und Blei auf Oestreichs Feind geblitzt,
Der seine Ruhe kam und Deine Treu zu stören. — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Ein künstlerisch componirtes und wohlausgeführtes Titelkupfer in Folio weist dann (Blatt 2) „Austria" auf dem Throne, vor ihr huldigend „Carniolia" geleitet vom „Glauben" und von der „Tapferkeit", in den Lüften eine Pute über dem Haupte der Austria die Herzogskrone von Krain haltend, während dort höher noch die geflügelte Fama auf dem einköpfigen Aare des krainischen Landeswappens reitend aus ihrer Tuba abwechselnd in die Welt hinabposaunt: wie „das Krainland Gott und dem Fürsten treu" (Carnia fida Deo, Carnia fida Duci) und wie es durch dieses Werk Valvasor's nun beleuchtet offen daliege, aller Welt zu schauen (His formis lustrata novis patet orbe videnda).

Die Widmung des Buches an die Stände Krains, die dem Verfasser, wie bereits angedeutet worden, wiederholt für dasselbe hilfreich unter die Arme gegriffen — so z. B. gleich am Beginne der Drucklegung 1686 mit einer Subvention von 800 fl. —, ergeht sich in der von uns schon oben erwähnten Darlegung der Motive, die ihn, als „ehrlichen Patrioten" bei der Verfassung des Werkes geleitet.

Einer kurz vorbereitenden topographischen Beschreibung des Landes folgt eine ausführliche Schilderung über Religion, Lebensart und Sitten der Krainer. Die wahrhaft religiöse Gesinnung seiner Landsleute, die sich in getreuer Uebung ihrer christ-katholischen Religion im Hause und in den vielen hundert Kirchen des Landes bethätigen, leitet Valvasor mit den schönen Worten ein: „Das allerfürnehmste Stück aber,

Digitized by Google

darin ein Volk anderen Nationen mag vorgezogen werden, ist die christliche Religion, als aus welcher nicht nur viel zeitliche Wohlfahrt und Segen fließen, sondern auch die Hoffnung ewiger und himmlischer Glückseligkeit hervorblühet und außer welcher das alleredelste Land nicht anders zu betrachten, als wie ein wohlgeschnitztes Bild darin aber kein Leben ist, oder wie ein sonst wohlbegliederter Mensch, der keine Augen hat oder des inwendigen Verstand-Augs beraubt ist." „Durch diesen Vorzug nun", fährt er bekräftigend und erklärend fort, „nämlich wegen der christlichen Religion übergeht (ragt) Crain alle heidnische und mahometische Völker in der Glückseligkeit unvergleichlich weit".

In unmittelbarem Anschluße hieran preist er des Krainervolkes „Arbeitsamkeit und Dauerhaftigkeit" (Ausdauer), „welches Ruhms sowohl die Weiber als die Männer fähig" sowie dessen Mäßigkeit, denn der Bewohner „Speise ist gering und schlecht" und „wunderselten werden sie ein Stück Fleisches essen", um dann des Längeren bei der Krainer Lust zum Soldatenleben" zu verweilen: „Wie unverdrossene Fäuste sie nun gleich an die Arbeit legen, so hurtige Füße haben sie doch gleichwohl auch zum Kalbsfell oder zur Trompeten: denn sie lassen sich nicht ungern für Soldaten unterhalten .... und muß man ihnen dieses mit Wahrheit nachsagen, daß sie die besten und dauerhaftesten Soldaten werden".

Diese Neigung der Krainer zu den Waffen bot aber, wie er anschließend betont, keinen geringen Vortheil für die durch die geographische Lage Krains „hart an der Türkei" gebotene Wehrhaftmachung von Land und Leuten, namentlich für die unentwegte Versehung der vielen „Gränzhäuser" wider diesen „mächtigen Hauptfeind": „denn wo ihrer viele lieber nach dem Trompeten, Pauken und Trommelschall weder (als) nach der Sackpfeifen (Dudelsack) tanzen, da geht die Werbung wohl von Statten und der Marsch gegen den Christenfeind desto stärker beydes an Muth und Mannschaft".

Ein ganzes Füllhorn von der Trefflichkeit der Bewohner seiner Heimat bietet Valvasor insbesondere uns Epigonen in den nun folgenden Abtheilungen (des ersten Bandes), wo er von den alten „Sitten und Handthierungen" der Bewohner der verschiedenen Landestheile spricht.

In erster Linie sind es die Aufzeichnungen über die „Handthierungen" (Beschäftigungen), die uns heute bei der in ganz Oesterreich so mäch-

Digitized by Google

tigen und so segenvollen Tendenz der Wiederbelebung der alten Hausindustrien vornehmlich zu fesseln vermögen, welche Aufzeichnungen uns vielfache Winke geben, alten Spuren inzwischen in Verfall gekommener Hausindustriezweige nachzugehen oder für bis heute erhaltene Zweige den historischen Anknüpfungspunkt zu finden. Der Pavillon der Hausindustrie Oesterreichs gleichwie der Pavillon der krainischen Landwirthschafts-Gesellschaft auf der im Sommer 1890 im k. k. Prater stattgehabten ersten allgemeinen land- und forstwirthschaftlichen Ausstellung, sie haben uns ein schönes Bild von der wieder in erfreulicher Aufnahme befindlichen Hausindustrie auch in Krain geboten und der ebenso kenntnisreiche wie eifrige heimatliche Förderer derselben, kaiserl. Rath Murnik, hat in dem von Hofrath Exner herausgegebenen vortrefflichen Commentar über die Hausindustrie Oesterreichs bei Schilderung vom Einst und Jetzt der diesbezüglichen Verhältnisse in Krain u. a. die zugehörigen zerstreuten Anführungen Valvasor's über Krains Hausindustrie im 17. Jahrhunderte zusammenfassend in das rechte Licht gerückt.

Die Ausführungen Valvasor's über die Sitten und Trachten der Bewohner — an dieser Stelle und an anderen Orten seines Ehrenbuches — bringen uns aber im Gegenhalte zum Heute, wie so ziemlich überall in Europa, erst recht zu Sinnen, welch bedauerliche Nivellirung in dieser Richtung nun eingerissen und wie wenig Spuren von den uralten Gebräuchen der Eingeborenen und ihrer früher so kleidsamen Gewandung sich nur mehr ab und zu in fern abgeschiedenen Gebirgsthälern und Waldgebieten erhalten haben.

Die topographische Schilderung des Landes nach seinen verschiedenen Theilen, die Beschreibung des Bodens, der Wälder, des Wildstandes, der Berge, Flüße und Ortschaften, der Posthäuser und des Postverkehrs, der in Krain wegen der steten „Türkengefahr", weit früher als anderwärts in Oesterreich, im 16. Jahrhunderte schon zur Einführung gelangte, der vielen Bergwerke, allen voran das k. k. Quecksilberwerk in Idria, der Hämmer und Gewerkschaften, der zahlreichen Heilquellen und vornehmlichsten Badeorte — altberühmt die fürstlich Auersperg'sche Schwefeltherme zu Töplitz in Unter-Krain (durch die eben in Angriff genommene Unter-Krainer-Bahn bald dem Welt-Verkehre geöffnet) —, die Beschreibung der seltenen Flora und Fauna des Landes, des Mineralreichthums, wobei auch schon auf die paläontologischen Funde hingewiesen wird, der regen und gefahrvollen Schifffahrt auf

Digitized by Google

der ungestümen klippenreichen Save, der verschiedenen Gebirgspässe und Bergeinschnitte — ja Valvasor projectirte (1679) schon einen Tunnel durch den zwischen Krain und Kärnten ragenden Loibl! —, der „Berg- und Erdlöcher", der Höhlen und Grotten der namentlich dem Karst eigenthümlichen verschwindenden Flüße und Seen, in erster Reihe des schon von Torquato Tasso besungenen Cirknitz-Sees, all dieser Dinge Schilderung ist uns heute noch eine schier unerschöpfliche Fundgrube des Wissens über den Zustand des Landes überhaupt und insbesondere vor zweihundert Jahren!

Und nicht allein das Land Krain in seinem heutigen Umfange, auch das zu jener Zeit noch territorial zu Krain gezählte Istrien mit der, Dank der Schöpfung des Curortes Abbazia durch die Südbahn-Gesellschaft, rasch erblühten „Riviera Oesterreichs" am Fuße des lorbeerumgrünten Monte Maggiore hat in Valvasor's Buche eine ebenso genaue und gründliche Schilderung erfahren, als Triest und Fiume, die wie bekannt ehedem gleichfalls zu Krain gehörten, wie Agram und die Gränzorte in Kroatien, die zum allgemeinen inner-österreichischen Gränzvertheidigungs-Systeme gehörten und durch lange Zeit hin militärisch sowie administrativ von Krain aus mit General-Obersten und diversen Verwaltungsbeamten versehen wurden.

Der zweite Band der Ehre des Herzogthums Krain, wie er in seinen einzelnen Abtheilungen vorerst die ausführlichsten Untersuchungen und Nachrichten über die ältesten Bewohner, über die hier gangbare slavische (slovenische) Sprache, über Gelehrte und Schriftsteller bringt, enthält auch eine bis ins kleinste Detail gehende Beschreibung der kirchlichen Verhältnisse, der Orden und Pfarren in Krain, die mit ihren reichlichen archäologischen, historischen und statistischen Daten — ja selbst Angaben über die jährlichen Geburten und Todesfälle in vielen Pfarren finden sich vor — eine wahre Schatzkammer darstellender Kenntnis des dem Volksgefühle so nahestehenden kirchlichen Wesens in Krain.

Hier in dieser Abtheilung ist es aber auch, wo bei Erzählung von der Gründung des Bisthums Laibach 1460 am Tage des im Lande so hochgefeierten hl. Nicolaus die Sprache auf die erlauchte Dynastie Habsburg kommt, da der angestammte Landesherr Kaiser Friedrich III. es war, der diese Bisthumsgründung vollzog, der „gute Kaiser", wie ihn der Verfasser an anderer Stelle wiederholt benennt.

Digitized by Google

Bei Beschreibung des altberühmten (durch Kaiser Joseph II. aufgehobenen) Cistercienser-Klosters Sittich in Unter-Krain erinnert Valvasor mit aller Pietät bei Erwähnung der habsburgischen Grabstätte der Herzogin Viridis von Mailand (an der Evangelienseite des Hochaltars) an das für diese Gegend so segensvolle Wirken dieser österreichischen Fürstin, die hier bei Sittich auf dem Jagdschlosse St. Lamprecht als Witwe des bei Sempach gefallenen Herzogs Leopold durch 30 Jahre eine große Wohlthäterin des Stiftes und der ganzen Gegend gelebt und gewirkt und hier 1424 ihre ewige Ruhestätte gefunden!

Die eigentlichen Erzählungen aber von all dem Guten und Förderſamen, das auch das Land Krain aus den Händen der „milden und gerechten Fürsten aus dem Hause Habsburg" erhalten und erfahren, birgt der dritte und in weiterer Ausführung der vierte Band der „Ehre des Herzogthums Krain".

„Zum meisten Recht hat sich auch der Sieg geneigt", mit diesen Worten begrüßt Valvasor begeistert den Anschluß des Landes Krain an die erlauchte habsburgische Dynastie, beziehungsweise an den ruhmgekrönten Gründer derselben, Kaiser Rudolph I. 1282, nachdem schon 1277 „die Crainer sich mit Ernst und Eifer in des Kaisers Gehorsam begeben" und „mit ihren Kriegsvölkern Rudolph's Sieg" über dessen Gegner „befördern geholfen".

Mit Begeisterung spricht unser Chronist ferner von dem „edlen und beliebten Fürsten Herzog Otto zubenamset der Fröhliche, und er nimmt die Worte auf, „daß Erzherzog Otto von seinen Unterthanen in großen Ehren, Ruhm und Reputation ist gehalten worden, dann er sie mit solcher Gerechtigkeit und Weisheit beherrscht, daß sie sich von ganzem Herzen freueten, unter die Beherrschung der Herrn zu Oesterreich gekommen zu sein".

Der den schönen Beinamen des „Stifters" trug, Herzog Rudolph IV., hat sich durch die Gründung der Stadt Rudolphswerth in Unter-Krain für immerwährende Zeiten in den Annalen dieses Landes ein goldiges Blatt gesichert. Man bedauerte hierlands — schreibt Valvasor — sein frühzeitiges Absterben, denn „er war ein Herr großes und vortreffliches Muths, dazu hohen Verstandes, der bey seiner noch so grünen Jugend schon reif genug war zur Unterwerfung vieler hochwichtiger Sachen, dazu von Gemüth aufrichtig und tapfer".

Ernst dem Eisernen rühmt er nach, „daß dieser Fürst allererst (1414) persönlich die Huldigung empfangen, auch die Stadt Laibach besucht

Digitized by Google

(hier Hof gehalten) und die Landesfreiheiten bestätigt habe". Dessen Gemahlin Cymburgis von Masovien die „herrliche und majestätische Fürstin" preist er als „eine Stammmutter unterschiedlicher von ihr entsprossener Majestäten", nämlich Kaiser Friedrich III. und „aller gefolgten Erzherzogen von Oesterreich wie auch Römischen Kayserm und Königen in Hispanien".

Vornehmlich Kaiser Friedrich III. ist es, der unsern edlen Freiherrn des Näheren beschäftigt in Folge der unzählbaren Wohlthaten, die Krain diesem Landesfürsten zu verdanken hatte und von dem Valvasor ausruft: „Alle seine Handlungen waren mit Scharfsinnigkeit und Bescheidenheit bestirnt, auch mit der Sonne solcher Tugend-Sterne, nämlich mit Gottesfurcht bestrahlt."

Nachdem der Chronist alles aufgezählt, was Friedrich III. in Anerkennung der Verdienste des Landes Krain für seine eigene Person während der Wiener Belagerung und zu anderen Malen hinwieder dem Lande zu Theil werden lassen (Wappenverbesserung, Vermehrung der Erbämter und Städte-Privilegien), zeigt er anderseits wie dieser Fürst zu strafen verstanden, und zwar demonstrirt er es an der seither viel ventilirten Affaire Baumkircher, durch dessen Bestrafung der Kaiser „andern Landherrn eine Warnung und Schreckspiegel habe vorhalten wollen". „Im Ende", so schließt der tiefreligiöse Schriftsteller, „steht auch dieses dabei zu betrachten, daß der Allerhöchste zu den Herzen der Kaiser und Könige den Schlüssel bei sich führt."

Die „alleredelste Fürstenblume" nennt aber der Verfasser des Kaisers Friedrich III. Sohn, Kaiser Maximilian I., von dessen Milde gegen die aufrührerischen windischen Bauern er gar nachdrücklich zu erzählen weiß, aber setzt der Chronist klagend bei: „Der unruhige Pöfel kunte und wollte der Gnade des Kaisers nicht erwarten und wüthete fort gegen Adel und Amt."

Da der edle Freiherr vom Tode des „höchstruhmwürdigen" Kaisers berichtet, läßt er seinen Hymnus auf ihn in die Worte ausklingen: „Und also ruhete nun einmal dieser große Potentat, welcher ganzer 40 Jahre mehrentheils im Kriegsharnisch hinzuleben durch die Unruhe und Unzufriedenheit seiner Neider gezwungen worden."

Wir schlagen das Blatt um und der Nachfolger des „letzten Ritters" auf dem Kaiserthrone Kaiser Karl V. gibt dem loyal-dynastischen Sinne des Chronisten den Anlaß zu dem patriotischen Ausspruche:

Digitized by Google

„Ein Land, das seinen Herrn einbüßte, kann, wann derselbe löblich regieret hat, nicht kräftiger getröstet werden, als wenn Einer an seine Stelle kommt, der seinem Vorfahren in der Vortrefflichkeit nicht weichet, sondern denselben noch wohl übertrifft."

Bei der Charakteristik von Karl V. Bruder Kaiser Ferdinand I. hebt Valvasor dessen „heilsame Friedensstiftungen" hervor, sowie die Thatsache, daß er für seine Söhne vor seinem Tode schon durch Austheilung der Lande sorgte, bei welcher Theilung Erzherzog Karl II. Steiermark, Kärnthen und Krain erhielt.

Dieser Fürst nun, zu dem Krains Bewohner als die nächsten Vertheidiger seiner Länder gegen die Türken in unausgesetztem persönlichen Verkehre standen und der auch zur Besprechung der Gränz-Angelegenheiten und Türkenkriege wiederholt persönlich im krainischen Landtage erschien und da das Wort ergriff, spiegelt sich in der „Ehre Krains" in dem ebenso schönen als wahren Bilde, welches der „Gränzvertheidiger" Valvasor also von ihm entwirft: „Landschädliche Fürsten suchen nur ihre Freude, Wollust und Pracht mit Hintansetzung sowohl gemeiner als ihrer selbsteigenen Nutzbarkeit und bekümmern sich wenig darum ob die Wohlfahrt wachse oder welke: thätige aber und sorgfältige tichten (sinnen) aber immer auf etwas Nützliches. Hierin war Erzherzog Carl der Fürnehmsten Einer. Er bewies sich seinen Ländern nicht allein in Feststellung ihrer Sicherheit wie einen leiblichen Schutzengel, sondern auch sonst einen emsigen Beförderer allerlei ersprießlicher und nutzreicher Sachen."

Mit Bezug auf die wiederholten Lobesäußerungen von Seite der Landesfürsten für die Tapferkeit der Krainer gebraucht Valvasor den Tropus: „Ein Strahl, so von der Sonne kommt, ist viel edler als das Lichtlein der angezündeten Kerzen, also gibt auch das Lob, so von der Allerhöchsten Serenität und Majestät des weltlichen Staatshimmels daherstralet, viel eine herrlichere Verklärung und Ehr, als dasjenige, was von einer Person mittelmäßigen Privatstandes aufglimmt." Doch nicht allein bei der ethischen Bedeutung solcher Auszeichnungen bleibt der Vaterlandsfreund und loyale Unterthan stehen, er faßt zugleich auch mit Schärfe die praktische Seite derselben ins Auge, indem er sagt: „Ein solch' hohes Lob ziehet auch diese Frucht nach sich ... daß ein Land gegen seinem Oberhaupt in der Treue desto tiefer wurzelt und in tapferen Bezeugungen desto unverwelklicher fortblühet;" dies sei auch hierlands eingetroffen,

Digitized by Google

indem die Stände Krain's „nach diesen Belobungen zu lob- und ruhmwürdigen Dingen noch vielmehr hurtiger geworden."

Den Geburtstag Kaiser Ferdinand III., den er einen „goldenen" nennt, möchte Valvasor „billig mit Demanten und Perlen anzeichnen" „als den desjenigen hohen Hauptes, welches durch seine unvergleichliche Klugheit den deutschen Landen nach der lichten Lohe der Kriegsflammen endlich wieder den goldenen Frieden herbeigeleitet."

Das „Buch von den Landesfürsten" schließt er mit dem Capitel „vom jetzt regierenden Kaiser Leopoldo" „den Europa für den höchsten Fürsten der Christenheit erkennt." „Wie ein junger Adler", so hebt der trotz Zeitgenossenschaft doch nie servile Verfasser an, „bald zu merken gibt, daß er von keiner Krähen oder Enten, sondern von dem Fürsten des Gevögels erzeugt sei, so blinkte gleich alsofort in erster Jugend aus allen Bezeugungen dieses kaiserlichen jungen Prinzens ein klares Merkzeichen neben dem anderen hervor, daß er von kaiserlichem Geblüt und Gemüth wäre. Massen dann auch die Erfüllung klär- und wirklich nacheinander der Vermuthung beipflichtete, daß der Himmel Ihn zu den höchsten und wichtigsten Dingen der Welt bestimmt hatte."

In der ausführlichen und lebendigen Schilderung der durch Kaiser Leopold I. (1660) in Laibach persönlich entgegengenommenen Huldigung hat uns der edle Freiherr ein dankenswerthes culturgeschichtliches Bild bewahrt das, reich an eigenthümlichen und charakteristischen Zügen lang verklungener Pracht, längstverblichenen Glanz des großartigen socialen Lebens und Treibens der Landeshauptstadt Krain's vor 200 Jahren, wo drei Fürsten und ein zahlloser anderer Adel hier gelebt, an unserem geistigen Auge vorüberführt. Hunderte von Cavalieren, tausende des bewaffneten landschaftlichen Aufgebotes und der ständischen Miliz, nahe an tausend Mann Bürgerwehr, dazu noch ein ganzes kais. Küraſſierregiment in acht Abtheilungen bildeten allein die prunkvolle Cortège des einziehenden Kaisers, der umgeben war von den höchsten Würdenträgern des Reiches und des Landes und dem zur Seite schritt der Abgesandte des heiligen Vaters — mehr als eine Woche währten die Festlichkeiten, in deren Veranstaltung sich Adel, Geistlichkeit, Landschaft und die Stadt überboten!

In die kriegerisch so bewegten Tage des Kaisers Leopold I. und zwar in das denkwürdigste der Jahre, in das Jahr 1683, das den herrlichen Entsatz der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien gebracht, fällt die früher angedeutete persönliche kriegerische Bethätigung Val-

Digitized by Google

vasor's als Commandant des Hilfscorps, das die krainische Landschaft dem Nachbarlande Steiermark zur Vertheidigung von dessen Ostgränze gegen die anrückenden Türken- und ungarischen Rebellenschaaren im August desselben Jahres zugesendet hatte. Valvasor, der mit 400 Schützen unter zwei Fahnen, einer „gelben" und einer „blauen" (die Farben der krainischen Stände) bis Fürstenfeld zog und dieses mannhaft vertheidigte, dadurch die operirenden kaiserlichen Truppen des Grafen Saurau, Commandanten der Dragoner und des Grafen Dietrichstein, Commandanten der Metternich-Kürassiere wacker unterstützend, erhielt nach Beendigung dieser seiner Kriegsfahrt bei seinem Heimzuge durch Grätz (Ende October) von der krainischen Landschaft als Denkzeichen ihres Dankes einen grünen Beutel mit darauf in Gold gesticktem Wappen der Steiermark und „mit einem güldenen Eingeweide", „nämlich etlichen Stücken zehnfacher hiezu besonders geprägten Ducaten."

Mit der Schilderung des „alles Recht und Gewissen auf die Seite stoßenden Einbruches der Franzosen, denen das herrliche Wachsthum des glorwürdigsten Erzhauses Oesterreich jederzeit ein Stachel in den Augen gewest", in das deutsche Reich 1688/89 schließt Valvasor die bis auf seine Tage geführte Chronik des Landes ab.

Wenn wir nun ebenfalls am Schluße unserer Studie über Valvasor als das Vorbild eines Patrioten angelangt sind, so erübrigt uns nur noch mit wenigen Worten dasjenige zusammenzufassen, was der aufmerksame Leser sich bereits selbst aus dem Vorgebrachten wird abgeleitet haben, daß nämlich unser Chronist, so hoch erfüllt von Vaterlandsliebe und dynastischem Gefühle er auch immer gewesen, doch diese Gefühle stets in die würdigste Form gebracht hat, und daß seine geschichtlichen Ausführungen stets auf Grund objectiver Auffassung der Ereignisse mit Klarheit und Bestimmtheit gegeben erscheinen. Der aufmerksame Leser wird gewiß mit uns erklären, daß Valvasor's Buch über die Krainer mit der reichen Fülle ethnographischen, culturgeschichtlichen, archäologischen, geschichtlichen und literarischen Inhalts ob der Form der Darstellung, der anziehenden Sprache und bewegten Schilderung, sowie wegen der ganz vorzüglich schönen Ausstattung — die namentlich im „Schlösserbuche" eine unschätzbare Galerie einstigen Bestandes des krainischen Großgrundbesitzes bietet — in Wahrheit genannt werden kann und genannt werden muß das erste und das schönste Ehrenbuch Krains, aber auch zugleich das erste und das schönste — Volksbuch Krains.

Digitized by Google

Es bewährten sich die Worte, die der zeitgenössische slovenische Dichter Sisentschelli dem Buche mit auf den Weg gegeben:

Bukve tedaj pojte
na vsem svetu stojte
Po vse deželah letite
inu mojo čast donesite.

Valvasor's Buch wanderte in die ganze Welt, in alle Länder und verkündete überall seinen Ruhm!

Aber auch die Worte, die der deutsche Gelehrte Erasmus Francisci Valvasor's getreuer Mitarbeiter beim Buche zu Nürnberg, an der Stätte wo es in die Presse rückte, darüber gesprochen und in Reime gebracht, sie kennzeichnen für alle Zeiten Werth und Bedeutung desselben:

Kein grimer Sturm vermag das Denkmal auszurotten
Das er gestiftet sich und dir o Crain! zum Preis,
Zum Preis, den keine Zeit zernagt mit ihren Motten,
Weil er ihn wurmfrei macht durch zederhohen Fleiß.

Ist das Werk aber gleichwohl selbst ein Denkmal für den Verfasser, so verschlägt es doch immerhin nicht, daß, was der gelehrte Naturforscher Belsazar Hacquet schon vor hundert Jahren verlangt hat: eine Ehrensäule für Valvasor im Lande Krain, nun, da sich der zweihundertste Erinnerungstag seines leiblichen Todes mahnend nähert, zur Wahrheit werden.

Möchten diese Zeilen, da sie in diesem patriotischen Buche auch hinwandern in die Heimat Valvasor's, in dieser Richtung anregend wirken im schönen Lande Krain!

Digitized by Google

Ein persischer Königssohn in k. k. österr. Diensten.

Von Leopold v. Beckh-Widmanstetter.

Die Zeiten ändern die Sitten. Gegenwärtig ist es Mode, einem Wohlthätigkeits-Vereine seine Mitwirkung (nicht immer ganz im Stillen) zuzuwenden. Vor zwei bis drei Jahrhunderten war der Geist der Humanität von der Kirche viel mehr beeinflußt als heute. Insbesonders in den an der Gränze der osmanischen Machtsphäre gelegenen Ländern und den größeren Städten derselben gehörte es damals zum guten Tone, einen gefangenen Türken „zum Christen machen zu helfen". Denn die Kirche setzte ihren Stolz darein, die im Verlaufe der damaligen Türkenkriege gefangenen Muhamedaner zum Christenthume zu bekehren. Daß Erwachsene sich zum Wechsel ihres religiösen Bekenntnisses bestimmen ließen, kam allerdings seltener vor. Hingegen waren Taufen von Türkenkindern kein allzu seltenes Ereignis.

Auch in Grätz der Hauptstadt im Lande Steyer verhielt es sich so. Als Pathen melden die vom Ende des 16. Jahrhundertes her vorhandenen Taufbücher der Hauptstadtpfarre zum heiligen Blut — bis 1784 die einzige Pfarre im Innern der Stadt — vornehme oder sonst gut situirte Stadtbewohner. Bei den Evangelischen, welche bis zur Gegen-Reformation Ferdinand's II. in Grätz die überwiegende Mehrzahl ausmachten, fand ich in den vom Jahre 1569 ab bis 1593, allerdings mit mehrfachen Lücken vorhandenen Taufbüchern eine einzige solche Taufe beim 27. December 1593 gebucht, wobei die Ehefrauen der inner-österreichischen Regierungsräthe Leib und Haslinger die Pathenstelle vertraten. Um so häufiger kamen solche auf katholischer Seite vor. Ich schrieb nicht alle Türkentaufen auf; um Willen des Interesses, welches in mir die Pathen

Digitized by Google

erweckten, notirte ich aber doch die größere Zahl. Am 25. November 1589 hielten die Erzherzogin Katharina (Tochter des Erzherzogs Karl von Inner-Oesterreich, geb. 1576, † 1595) und Herr Graf von Thurn ein Mädchen von 11—12 Jahren zur Taufe. Später waren unter anderen Pathen: am 16. Juli 1599 die Freiherren Balthasar von Thannhausen und Rudolf von Paar; am 22. Juni 1659 der kaiserliche Hofkammerrath Johann Paul von Lang, dessen Ehefrau und Frau Margaretha von Gallenstein; am 1. Juni 1764 Anna Maria Gräfin Khisl und Otto Ehrenreich Graf von Trauttmansdorff; am 18. September 1686 Franz Karl Graf von Herberstein; am 26. März 1687 Johann Anton Graf Inzaghi; am 2. Februar 1689 Dr. Gottfried von Beckh-Widmanstetter, landschaftlicher Secretär; am 27. März 1690 Dr. Johann Jakob Murmayr, Advocat; am 6. November 1712 Maximilian Graf v. Herberstein, Geheimer Rath und Landesvicedom in Steiermark.

Als nach der Schlacht bei Wien am 12. September 1683 und dem Vernichtungsschlage bei Zenta am 11. September 1697 die Osmanen ihre frühere Furchtbarkeit verloren hatten, also die Kriege mit denselben und sohin gefangene Türken seltener geworden waren, kamen derlei Taufen nicht mehr vor.

Es war darum ein außerordentliches Ereignis für Grätz, als am Sonntage den 25. Januar 1756 in der Jesuitenkirche — das ist in der gegenwärtigen St. Aegidi-Kathedralkirche — eine solche Taufe stattfand, wie das Taufbuch der Stadtpfarre zum heiligen Blut meldet.

Die Taufe wurde auf „Allergnädigste Verordnung Ihro kaiserl. königl. Majestät unser allergnädigsten Landtsfürstin" also der Kaiserin Maria Theresia an dem damals 19jährigen „sein sollenden Prinzen aus Persien ..... im Beyseyn des gesammten Hochadels und Menge des Volcks" vollzogen, wobei der Täufling den Namen Josephus von Sembling erhielt. Ueber die Beweggründe für die Wahl dieser Namen liegt actenmäßig nichts vor. Die Taufe geschah auf Befehl der Kaiserin, vielleicht wurde deshalb dem Perser der Rufname des damaligen österreichischen Kronprinzen, nachmaligen Kaisers Joseph II. beigelegt; der Geschlechtsname dürfte aber von dem Orte genommen worden sein, wo der Täufling von Belgrad flüchtend zuerst den Boden der heutigen österreichisch-ungarischen Monarchie betrat, das ist von Semlin, denn so, und nicht „Sembling" wie es im Taufbuche steht,

Digitized by Google

wurde der Name später immer geschrieben. Den Taufact vollzog Marian Pittreich, Cistercienserabt zu Reun ob Graz unter Assistenz des Erzpriesters und Stadtpfarrers zum heiligen Blut, Alois Bertholdi; als Pathe functionirte Ernst Wilhelm Graf von Schaffgotsch Semperfrey zu Kynast, kaiserl. geheimer Rath und Präsident der inner-österreichischen Repräsentation und Kammer — ein Würdenträger, welchen man nach heutigem Begriffe Statthalter für Steiermark, Kärnten, Krain und das Küstenland nennen würde.

Selbst die trockene actenmäßige Buchung im Taufprotokolle deutet das Aufsehen, welches das ungewöhnliche Ereignis verursachte, durch die Berufung auf die Zeugenschaft des gesammten Hochadels und einer Menge des Volkes an. Das Volk hat einfach nur die Schaulust angelockt, das Interesse der bevorzugten Gesellschaftskreise haftete hingegen an der von romantischem Reize umflossenen Herkunft des Fürstensohnes aus dem Oriente, welcher gegenüber der taufende Hauptpfarrer, vermöge des Wortlautes seiner Eintragung, sich zweifelnd verhalten zu haben scheint. Der Skeptik des ehrwürdigen Stadtpfarrers möchte ich mich in diesem Falle so ohneweiters nicht anschließen; gilt es ja die Verhältnisse des Orientes im allgemeinen und insbesonders die außergewöhnlichen Umstände zu berücksichtigen, welche die ersten Lebensumstände Joseph's von Semlin begleiteten.

In diesen wurzelte das ungewöhnliche Interesse, welches der Perser erweckte und welches sich noch über sein Leben hinaus rege erhielt. Im Jahre 1883 brachte die Zeitschrift des heraldisch-genealogischen Vereines „Deutscher Herold" in Berlin eine Notiz über Semlin, welche mich veranlaßte, einen der in Persien dienenden österreichischen Officiere um Ermittlung näherer Daten über die Herkunft Semlin's zu ersuchen. General Freiherr von Staudach in Teheran gab mir in seiner Antwort keine Aussicht näheres zu erforschen, da Archive nicht bestehen und die vorhandenen Chroniken nicht allzeit verläßlich seien. Vermöge der Polygamie gäbe es in Persien Prinzen die schwere Menge, habe ja der Großvater des derzeit regierenden Schah, Feth Ali an zehn Dutzend Kinder hinterlassen.

Joseph von Semlin war nun freilich nicht der Sohn eines im Dutzend zu zählenden Prinzen, unser Grätzer Täufling war nach den übereinstimmenden Angaben der verfügbaren Quellen der einzige am Leben gebliebene Sohn — **Nadir Schah's!** das ist der Sohn jenes

Digitized by Google

Perserkönigs, welcher im 18. Jahrhunderte in Asien eine ähnliche Rolle spielte, als an der Scheide des vorigen und im Beginne unseres Jahrhunderts der — große Napoleon in Europa! Bei dieser Gegenüberstellung liest sich der Name Joseph von Semlin beiläufig so wie — Franz von Reichstadt, das ist der spätere Name des Kindes, welches das vor dem gewaltigen Napoleoniden sich im Staube windende Europa einst als den „König von Rom" begrüßt hatte.

Semlin's Vater war ein Emporkömmling wie Napoleon Bonaparte. Der Unterschied zwischen beiden bestand nur darin, daß der Asiate aus noch größerer Tiefe emportauchte und daß er auf seinen Bahnen, angepaßt den Verhältnissen des Welttheiles, in welchen ihn das Schicksal gestellt hatte, sich durch noch rücksichtslosere Gewalt-Leistungen bemerkbar machte, dabei jener außergewöhnlich hohen geistigen Potenz nicht bedurfte, welche Napoleon auf seinem Wege in Europa unerläßlich waren.

Geboren 1697 habe Kuli seinen Lebenslauf als Kameeltreiber begonnen. Während der blutigen Thronstreitigkeiten unter der persischen Dynastie der Sofiden schwang sich Kuli durch Tapferkeit, Talent und Glück zum obersten Feldherrn des Schah Thamasip empor und nannte sich Thamasip Kuli Khan. Nachdem Kuli sich das Heer völlig ergeben gemacht hatte, entthronte er aus dem Anlasse eines Zerwürfnisses mit den übrigen Ministern den Schah Thamasip und setzte im Jahre 1732 dessen unmündiges Kind Abbas III. als König ein. Im Namen desselben herrschte Kuli Khan mit unbestrittener Gewalt. Die Türken zwang er durch schwere Niederlagen zur Rückgabe des den Persern kurz vorher abgenommenen Armenien und Georgien, und der Schreck vor seinem Namen veranlaßte die Kaiserin Anna von Rußland dem Perserreiche die Eroberungen Peter des Großen zurückzustellen. Das königliche Kind Abbas starb 1736, worauf Kuli Khan, der schon längst eine Tochter seines einstigen Königs seinem Harem einverleibt hatte, am 1. Februar 1736 zum Könige von Persien ausgerufen, seinen Nachkommen die Thronfolge zugesichert wurde. Der neue König nannte sich Schah Nadir und bestimmte seinen mit der Tochter des entthronten Schah Thamasip erzeugten Sohn Schahroch Mirsa zum Thronfolger.

Nadir's fast immer siegreiches Schwert durchblitzte das westliche Asien, allen Nachbarreichen dictirte er seinen Willen als Gesetz. Im Jahre 1739 besiegte Nadir den Großmogul von Indien Mahmud, wobei er unerhörte Grausamkeiten verübte, in der von ihm verbrannten

Digitized by Google

und geplünderten [1]) Hauptstadt Delhi hunderttausend Menschen schlachten ließ. Während dieser Schlachten sei ein Derwisch vor den Sieger getreten mit den Worten: „Unüberwindlicher Schah, bist Du ein Gott, so sei gütig wie Gott; bist Du Prophet, zeige uns den Weg des Heils; bist Du ein König, so erwürge uns nicht; herrsche; mache uns glücklich." Schah Nadir habe darauf geantwortet: „Ein Gott bin ich nicht, daß ich vergeben, noch Prophet, daß ich lehren sollte; auch Euer König bin ich nicht; der, den Gott sendet in seinem Grimm, zu strafen die Nationen der Erde, der bin ich!"

Hierauf vermählte Nadir einen seiner Söhne mit einer Enkelin des großen Aureng-Zeb, beließ Mahmud auf dem Thron Indiens, vereinigte aber die Länder westlich des Indus mit Persien, wohin Nadir heimkehrte.

Friede gab es niemals im Reiche Nadir Schah's, obschon er auch friedlichen Geschäften nachging, wie die Berufung des Engländers Elton beglaubigt, durch welchen Nadir Handelsschiffe bauen ließ. In einem neuen Kriege mit den Türken schlug er dieselben ungeachtet ihrer großen numerischen Ueberlegenheit am 10. August 1745 bei Eriwan auf's Haupt.

In Bahnen der Mäßigkeit einzulenken war Nadir nicht gegeben. Daß sein ältester Sohn und Nachfolger am Thron vom Volke geliebt wurde, weckte die Besorgnisse des durch Ströme von Menschenblut zur Macht gelangten Despoten, er ließ seinem eigenen Sohn die Augen ausstechen. Des Perserkönigs unmenschliche Grausamkeit veranlaßte endlich eine Empörung, zu deren Häuptern auch ein Sohn seines Bruders Ibrahim, Ali Kuli Khan zählte. In der Nacht des 23. Juni 1747 [2]) wurde Nadir Schah von den Hauptleuten seiner Leibwachen in seinem Zelte ermordet.

Die Ermordung Nadir's hatte blutige Thronkämpfe im Gefolge, aus welchen die noch heute regierende Dynastie der Kadscharen schließlich als Sieger hervorging. Von den leiblichen Nachkommen Schah Nadir's sei dem allgemeinen Blutbade, dem Nadir's Geschlecht verfiel, nur der damals zehnjährige Sohn entronnen, welcher Zeuge der im Freiherrndiplome der Kaiserin Maria Theresia enthaltenen Personaldaten „nach den in Persien vorgegangenen großen Veränderungen in türkische Botmäßigkeit gerathen, aus sehnlichem Verlangen zum Christenthum von Belgrad in Unser Königreich Slavonien geflüchtet, in dessen Erwägung

[1]) Seine Beute soll über 400 Millionen Thaler betragen haben.

[2]) Hammer Geschichte des osmanischen Reiches VIII 97.

Digitized by Google

von Uns in höchsten Schutz genommen, zu Grätz in der allein seligmachenden christkatholischen Religion unterwiesen, getaufet, und in anständigen adelichen Wissenschaften und Leibesübungen erzogen, sofort nach dem in Unserer dahiesigen (Wienerischen) Militär-Akademie in dem Kriegs-Exercitio erhaltenen Unterricht im Jahre 1757 anfänglichen als Fähnrich unter das Gaisruckische Regiment zu Fuß angestellet worden ist."

Joseph von Semlin trat also ein Jahr nach Ausbruch des siebenjährigen Krieges in die kaiserl. Armee und war bereits nach $1^1/_2$ Jahren im 22. Lebensjahre Hauptmann im Dragoner-Regimente des Kronprinzen Erzherzogs Joseph. Am 20. März 1759 erstattete der kaiserl. Hofrath und geheime Referendar Theodor von Thoren eine „allerunterthänigste Nota" um Verleihung des österr. Freyherrenstandes für Semlin, auf welche die Kaiserin eigenhändig schrieb: „placet das Baronat". Das Freiherrn-Diplom wurde dann unterm 24. März 1759 ausgefertigt. Dasselbe bekräftigt, daß Semlin „nach denen eingelangten glaubwürdigen Nachrichten von einem der vornehmsten und heldenmüthigsten Geschlechter des persischen Reiches abstammet," sich während seiner obwohl kurzen Dienstleistung „jederzeit emsig und tapfer aufgeführet und in den . . . Feldschlachten bey Breslau und Hochkirchen zweimal schwer verwundet wurde." Dieser letztere Umstand dürfte erklären, daß Freiherr von Semlin keine höheren Grade erlangte, im Jahre 1781 auf einem nicht-feldkriegsdiensttauglichen Officieren vorbehaltenen Posten als Platzhauptmann in Kufstein diente, wahrscheinlich bald darnach als Major seine militärische Laufbahn abschloß und zurückgezogen sein weiteres Leben verbrachte.

In späteren Jahren ehelichte er (wo und wann?) die im Jahre 1775 geborene Rosa N., welche dann ihren Gatten überlebte und am 6. October 1837 zu Wien starb. Freiherr von Semlin selbst, nach den angegebenen Quellen der legitime Sohn eines Königs, der durch fünfzehn Jahre der Schrecken Asiens gewesen, vor welchem der Zar in Moskau, der Padischah am goldenen Horn gebebt, dessen Verlangen die Reichthümer Indiens nicht befriedigten, der Sohn dieses Fürsten starb als — pensionirter österreichischer Major zu Wien am 13. Februar 1824. Und nach den Worten des bekannten ergreifenden Volksliedes aus dem Jahre 1825 war es wieder nächst Wien: im Garten zu Schönbronnen, da lag der König von Rom!

Digitized by Google

Margaretha Maultasche.

Wahrheit ohne Dichtung und Schminke

von **Friedrich Steinebach.**

Margarethe Maultasche ist kein Name hellstrahlend in der Weltgeschichte, verklärt von Ruhmesglanz; im Gegentheil wird zumeist schon die Jugend daran gewöhnt, denselben mit Geringschätzung und mit dem Beigeschmack von Ironie auszusprechen.

Wenn dennoch dermal, nach mehr als 500 Jahren, deren Leben und Schicksale einer Erörterung und Forschung unterzogen werden, so dürfte dies durch zwei Momente gerechtfertiget erscheinen. Für's erste ist es wohl niemals zu spät, historische Gerechtigkeit zu üben, vielmehr gewinnt es das höchste Interesse, durch das Studium der Pergamente und Chroniken Wahrheit von der Lüge, Sagen von den Thatsachen zu sondern und jede, selbst die bestverleumdete Individualität in das richtige Licht zu rücken. Eine schonungsloser und entehrender von so mancher Seite blosgestellte Persönlichkeit als „Margarethe Maultasche" — von ihrem Namen angefangen bis zu ihrer Sterbestunde — kann es in der Weltgeschichte kaum mehr geben, und dennoch vermag der unparteiische Forscher auf sie dieselben Worte anzuwenden, welche Schiller seiner Maria Stuart in den Mund legt: „ich bin besser, als mein Ruf!"

Das zweite diesfalls besonders schwer wiegende Moment liegt in der Frage: „Wie ist das herrliche Bergland Tyrol, dessen Bewohner sich in ihrer Vaterlandsliebe so unerschütterlich treu und stark erwiesen haben, wie die Felsen ihrer Heimat, an das Haus Habsburg und an Oester-

Digitized by Google

reich gekommen, nachdem um dessen Besitz von den mächtigsten Persönlichkeiten erbitterte Kämpfe und Intriguen unternommen worden waren?" Denn die Beantwortung derselben steht mit der vielverlästerten Frau in dem innigsten Zusammenhange, daher deren Persönlichkeit schon dadurch allein für jeden Patrioten die höchste Bedeutung gewinnt.

Wird nun das Leben und dessen Verlästerung in Betrachtung gezogen, so mag man dabei noch so viele erdichtete Verleumdungen und empörende Beschimpfungen constatiren, man wird doch nicht den oft gebrauchten Ausspruch auf die Maultasche anwenden können: „es liebt's die Welt, das Strahlende zu schwärzen". Denn „strahlend" war ihr Lebensgang niemals gewesen, im Gegentheile müßen zwei hervorstechende Eigenschaften ihres Charakters als evident zugestanden werden, welche ihr den Strahlenkranz der Weiblichkeit von der Stirne nahmen. Es sind dies ihr selbstbewußtes herrisches Gebahren, ihr männlich resolutes Handeln und ihre all zu heftige sinnliche Leidenschaft. Diese Fehler, welche ihrem heißen Blute entsprangen, und welche jedes kundige Auge schon in ihrer derb ausgeprägten Gestalt von den wenigen vorhandenen unzweifelhaft echten Portraits abzulesen vermag, mußten bei ihren Zeitgenossen ein sehr ungünstiges Vorurtheil gegen sie zeitigen und in Folge dessen fanden selbst die abscheulichsten Sagen rasch Glauben und Verbreitung. Denn sie lebte noch in einer Zeit, in welcher den „edlen Rittern" selbst Beutezüge und Blutthaten ungestraft gestattet waren, dagegen für andere Sterbliche die strengsten Gesetze und Vorschriften bestanden, für Frauen aber jene zarte Sitte gefordert wurde, welche dem edlen Berufe derselben so schön entspricht. Hätte man damals nur eine Ahnung gehabt von jenen Freiheitsbestrebungen, welche heutzutage von unseren — sogenannten Damen verfochten werden, das Urtheil über Margarethe wäre wohl ein milderes gewesen.

In noch größerem Umfange und wohl auch mit mehr Recht mußte ihr übergroßes Liebesbedürfnis die Zeitgenossen deshalb herausfordern, weil sie dasselbe auch nicht im entferntesten zu verschleiern bemüht war. Verkündete sie dasselbe doch sogar auf ihrem Trinkbecher, welcher noch dermal in der Ambraser-Sammlung zu sehen ist, durch den Sinnspruch: „Langer Liebesmangel ist meines Herzens Angel".

Nachdem diese Untugenden, welche in jeder Weise bewiesen sind, constatirt wurden, ist es angezeigt, jene schweren, ja entehrenden Anklagen zu nennen und unter die Loupe streng gerechter Beweisführung zu rücken,

Digitized by Google

welche ihr Andenken in unsagbarem Grade beflecken, so daß man sagen kann: sowie einst König Midas von Phrygien die Eigenschaft besaß, daß was er mit seinen Händen berührte, sich in Gold verwandelte, so hat es namentlich betreff der Gräfin Margarethe Chronikschreiber gegeben, in deren Munde alles, was sie über diese zu sagen wußten, sich in Verleumdung oder Lüge umgestaltete.

Die von gewissenlosen Chronisten vorgebrachten Anklagen betreffen in der Hauptsache folgende Punkte:

1. Ihr unziemlicher Lebenswandel sei dadurch bewiesen, daß Kaiser Karl IV., ihr Schwager, in seiner Selbstbiographie sagt, daß Albrecht, ein natürlicher Sohn Margaretha's, im Jahre 1339 an der Spitze einer Verschwörung gegen Johann Heinrich von Böhmen gestanden, von ihm gefangen und auf die Folter gelegt worden sei.

2. Sie habe ihre erste Ehe mit dem Sohne Johann's von Böhmen, Johann Heinrich, eigenmächtig gelöst und demselben sogar den Eintritt in ihre Burg verwehrt.

3. Raubzüge nach Kärnten und Lungau seien von ihr unternommen worden, wo sie durch Plünderung, Zerstörung von Vesten und ganzen Ortschaften, wie durch Blutvergießen Verheerungen anrichtete, wie es seit dem Hunnenkriege nicht wieder geschehen war.

4. Ihr zweiter Gatte Ludwig von Brandenburg, sowie ihr einziger Sohn Meinhard seien von ihr vergiftet worden.

5. Der Anlaß zu diesen Gräuelthaten sei darin gelegen, daß ihr die nächste Umgebung lästig geworden war, indem sie ein Liebes-Verhältnis mit Herzog Friedrich von Bayern begonnen hatte, andere behaupten mit Herrn von Frauenberg, welches im Jahre 1363 so intim geworden war, daß sie sich nach voller Freiheit und Herrschergewalt leidenschaftlich sehnte.

6. Selbst in ihren letzten zu Wien verbrachten Lebensjahren habe sich Margaretha so zügellos betragen, daß Herzog Rudolph gezwungen war, sie in ein Kloster zu verweisen und endlich sogar sie gewaltsam im Jahre 1369 aus dem Wege zu räumen.

Dieses Sündenregister läßt gewiß an Reichhaltigkeit und Schauerlichkeit nichts zu wünschen übrig, doch muß man erstaunen, mit welcher Unverfrorenheit einstige Chronikenschreiber — der scandalsüchtige Burglechner und der haßerfüllte Filippo Villani allen voran — die ent-

Digitized by Google

ehrendsten Anklagen im Gegensatze zu erwiesen authentischen Documenten erheben.

Was vor allem den einzigen Beweis für den ausschweifenden Lebenswandel Margaretha's, nämlich den obgedachten Albrecht, den natürlichen Sohn derselben, betrifft, so ist es absolut unmöglich, daß sie damals schon einen Sohn gehabt hätte, der, 18 Jahre alt, sich an die Spitze einer Verschwörung im Jahre 1339 stellen und den man auf die Folter legen konnte: sie selbst wurde anno 1318 geboren, war also im gedachten Jahre erst 21 Jahre alt, bei Albrechts Geburt stand Margaretha daher im **vierten** Lebensjahre, welche Thatsache allein genügt, die in Rede stehende Anklage als einen Nonsens zu beweisen. Geradezu lächerlich aber wird diese Behauptung, wenn man nachforscht, woher dieselbe stammt und man es constatirt, daß hier nur ein Schreibfehler unterlief, indem die gelehrten Herren aus dem sehr flüchtig geschriebenen Originale der erwähnten Biographie Karl IV. den Buchstaben „F" naturalis Margarithae, statt richtig mit „Frater", eigenmächtig mit „Filius" ergänzt haben; und in der That ist dieser natürliche Bruder Margarethens, der Albrecht hieß, urkundlich als vorhanden gewesen constatirt. Mit diesem Nachweise fallen aber auch alle Erzählungen der Chronisten zu Boden, welche einzig und allein obigen irrthümlichen Ausspruch auf immer grellere Weise wie ein fortgesetztes Echo wiederholen.

Geht man nun auf die zweite Anklage, betreff der eigenmächtig gelösten ersten Ehe über, so stehen wir allerdings vor einer Thatsache, und dieselbe ist, wie jede derartige Lösung, unweiblich, unmoralisch und verwerflich. Allein wir befinden uns auch vor einem jener düsteren Familien-Dramen, welche leider! in allen Jahrhunderten in den höchsten wie in den niedersten Schichten vorzukommen pflegen, und in welchen Habgierde und Willkür erbarmungslos über Menschenherzen verfügen und das Lebensglück untergraben. Wenn sodann das heiße Blut der gequälten Opfer sich losringt von der eisernen Fessel, so ist es wohl nicht zu entschuldigen vom Standpunkte der Moral. Thatsächlich ist es aber eine Art von Nothwehr zu nennen, und die der Gewaltthat Angeklagten sind mehr zu bemitleiden, als zu verurtheilen; die wahrhaft Schuldigen sind jene Herzlosen, welche die traurige Situation geschaffen und mit Menschenleben Schacher getrieben haben.

Doch die Blätter der Geschichte sollen sprechen:

Digitized by Google

Heinrich Herzog von Kärnten und Krain, Graf von Tyrol, welcher sich auch König von Böhmen und Polen nannte, obwohl er das erstere Land durch eigene Schuld längst verloren, das letztere aber niemals thatsächlich besessen hatte, war damals, im Jahre 1324, bereits zweimal verheiratet gewesen. Von seiner ersten Gattin Anna besaß er keine Kinder, wohl aber hatte ihm die zweite, Adelheid von Braunschweig Kinder geboren: einen Sohn Leopold, der als Knabe starb, und zwei Töchter, Adelheid, welche krank und vollkommen blödsinnig war, und Margaretha.

Diese nun war durch die abgeschlossenen Verträge als unbedingte Erbin und Nachfolgerin ihres Vaters in der Herrschaft über die obgedachten Länder anerkannt worden und bildete daher alsbald ein Ziel des Ehrgeizes aus dem Grunde, weil deren Ehering drei kostbare Diamanten in sich schloß, nämlich: Kärnten, Krain und Tyrol.

Eine Unzahl von Verehrern drängte sich daher an dieselbe schon in frühen Jahren heran, unter welchen die drei Häuser von Böhmen, Bayern und Oesterreich in erster Linie standen. Es wurden von den verschiedensten Seiten Minen und Gegenminen gelegt und das Intriguenspiel war so lebhaft, daß ein Scribe ein weit fesselnderes Lustspiel als sein „Glas Wasser" zu componiren vermocht hätte. Der thätigste von allen jedoch war König Johann von Böhmen, einst Heinrich's Feind, weil er im Besitze der von ihm verlorenen Krone war. Er begann sich dem Herzog Heinrich wieder zu nähern mit Versprechungen von Geld und einer reichen neuerlichen Heirat. Hiefür nun war dieser so eben wieder sehr empfänglich, denn Heinrich hatte in seinem Leben sehr oft die wetterwendische Laune der Fortuna erfahren. Längere Zeit ein König, war er dann wieder ein armer Fürst und Schuldner vieler seiner Unterthanen; um das Erbe seiner Gattin, um viele seiner Hoffnungen war er durch ein widriges Geschick betrogen; aus einem Weltkinde war er zuletzt ein reumüthig Bekehrter geworden, denn sein Charakter glich dem Aprilwetter seiner Geschicke.

Von Luxemburg aus ließ nun Johann ihm den Antrag stellen: Margaretha solle seinen Sohn Johann Heinrich heiraten; dafür wolle er ihm für seine Ansprüche auf die böhmische Krone 30.000 Mark (600.000 Gulden) geben; überdies wolle er ihm zur Heirat mit der reichen Gräfin Beatrix von Savoyen verhelfen.

Digitized by Google

Heiratsluſt und Geldgier verblendeten Heinrich ſo gänzlich, daß er ſofort dieſen Plan annahm und Johann Heinrich, obwohl erſt fünf Jahre alt, während Margaretha eilf Jahre zählte, wurde nach Innsbruck gebracht. Daſelbſt wurde, allerdings möglichſt im Geheimen vor den Rivalen, die Verlobung der Kinder gefeiert, der Vertrag beſiegelt. Kaum war dies geſchehen, ſo ſuchte der König von Böhmen Heinrich's Heirat mit der ſchönen Beatrix wieder zu hintertreiben, aus Furcht vor einer etwaigen männlichen Nachkommenſchaft. Aber Heinrich war zu heiratsluſtig, um ſich ein ſolches Project wieder aus dem Kopfe zu ſchlagen, und wendete ſich dieſer wegen an die Herzoge von Oeſterreich. Letztere ihrerſeits waren wieder zu ſehr intereſſirt, daß Tyrol und Kärnten nicht an ihre Nachbarn in Böhmen gelangen ſollen, als daß ſie dem Heinrich den verlangten „Liebes"-Dienſt nicht hätten erweiſen können. Und ſo kam denn ohne Zuthun der Böhmen durch deren Vermittlung — welche ebenfalls mit Beatrix von Savoyen verwandt waren — der gewünſchte Heiratsvertrag im Jahre 1326 zu Stande; die Hochzeit wurde prachtvoll auf freiem Felde zu Wilten gefeiert. Entrüſtet über dieſen Schachzug der Gegner war der Böhmenkönig auch zu einer Geldzahlung nicht mehr geneigt und Heinrich, der des Geldes eben ſehr bedürftig war, mußte Abgeſandte nach Prag ſenden, um an die verſprochene Zahlung zu mahnen, welche er um ſo dringender erſehnte, als er ſogar ſeinen Abgeſandten die Reiſekoſten nach Böhmen ſchuldig bleiben mußte.

Als nun Johann ſeinen geheimen Plan verrathen und durch die Schachzüge ſeiner Feinde bedroht ſah, leiſtete er wohl eine Theilzahlung, ſuchte ſich aber den Gewinn aus der projectirten Heirat um ſo raſcher zu ſichern, als die dritte Gemahlin Heinrich's, die mehrgenannte Beatrix, kinderlos blieb und ſchon am 20. December 1331 plötzlich ſtarb.

Jetzt galt es, das Band mit der reichen Margaretha, der nunmehr unbeſtrittenen Erbin ihres Vaters, unverzüglich und unlösbar zu ſchlingen. Als nun König Johann damals im Elſaß ſich aufhielt und dort vollauf beſchäftigt ſchien, machte er plötzlich in aller Schnelligkeit und Stille eine Reiſe nach Tyrol und wußte Herzog Heinrich ſo ſchlau für ſich zu gewinnen, daß am 18. September die Brautleute, ungeachtet des Widerſtrebens, der Abwehr und Bitten Margarethens, wirklich vermählt wurden. Margaretha war eine heißblütige lebensfriſche Jungfrau von 18 Jahren, Johann Heinrich dagegen war ein Knabe von zwölf Jahren und wird von allen Stimmen aus jener Zeit als geiſtlos und träge im allgemeinen und insbeſondere gegen ſeine Gattin roh geſchildert.

Digitized by Google

Hierdurch ist das unglückselige Bündnis wohl genügend gekennzeichnet und doch währte dasselbe mehrere Jahre, obwohl sich ihr Gatte von ihr stets mehr ferne hielt, seinen Vergnügungen bei Jagden und Zechgelagen lebte, welche wochenlang fern von ihr begangen wurden, während sie selbst auf Schloß „Tyrol" oder „Maultasche" dem Kreise jener Männer überlassen blieb, welche so sehr darnach begehrten, ihre Gunst zu erobern. Als nun diese Rücksichtslosigkeit sich fortwährend steigerte und Margaretha — wie es Maximilian Graf von Mahr und Burglechner umständlich nachweisen — während ihres Aufenthaltes zu München von ihrem Gemahle selbst eine Maulschelle mit dem Pantoffel vor Zeugen erhalten hatte, einmal aber sogar überfallen und für längere Zeit von ihm in eine finstere Thurmkammer des Schloßes Petersberg, die man noch weiset, eingesperrt worden, war die Geduld der Frau wohl erschöpft und sie war entschlossen, ihrer Qual ein Ende zu machen. Alle mächtigen Fürsten, alle weltlichen und geistlichen Organe, von welchen sie Hilfe erhoffte, rief sie zu dem Ende an, damit sie ihr Ehebündnis lösen sollten; aber sie fand kein williges Ohr und blieb allein in ihrem schweren Leid. Da wallte ihr heißes Blut, ihr männlich entschlossener Sinn gar gewaltig auf, so daß sie die ruhige Ueberlegung verlor und nur auf Selbsthilfe dachte. Als daher im Jahre 1341 ihr Gatte, mit seinen Getreuen, die er aus Böhmen mit nach Tyrol gebracht hatte, wieder durch längere Zeit auf lustigen Jagdzügen fern geblieben war, verweigerte sie ihm und seinen Freunden am 2. November die Heimkehr in das Schloß Tyrol, ließ dasselbe gegen einen Eintritt versperren und begann selbst die Klage auf Ehescheidung, welche sie sofort mit allen Mitteln zu erreichen suchte.

Auf allen Burgen, zu welchen er sich hinwandte, wurde ihm Aufnahme und Gehorsam verweigert und demzufolge hielt er sich einige Tage bei einem seiner wenigen Getreuen versteckt, bis er endlich zum befreundeten Patriarchen von Aquileja floh, bei welchem er fünf Monate lang auf eine Wendung seiner Geschicke hoffte. Als diese nicht eintrat, kehrte er nach Böhmen zurück.

Diese Handlung war in ihrer Lage wohl nicht mehr als eine Art von Nothwehr, eine unstatthafte Selbsthilfe, unweiblich, unerlaubt und gewaltthätig. Aber wer sich auf den menschlichen, nicht auf den rein idealen Standpunkt stellt, der wird viele mildernde Umstände finden. Es will sogar scheinen, daß diese offene entschiedene That als ein Zeichen voller Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit, weit eher unsere Theilnahme verdient,

Digitized by Google

als die in allen Jahrhunderten in ähnlichen Lagen gebräuchlichen geheimen Intriguen, Scheinheiligkeiten und versteckten Machinationen, als die durch Jahre fortgesetzten maskirten Falschheiten und schlauen Täuschungen, welche nur die innere Fäulnis überdecken und den Schein aufrecht erhalten sollen.

Der That Margaretha's lag übrigens ein edles Ziel, ein tadelloses Motiv zu Grunde, denn sie suchte nicht flüchtige Zerstreuungen mit Verehrern, und an solchen hätte es ihr wie jeder jungen Frau niemals gefehlt; sie aber rief es laut in die Welt hinaus, daß sie nach einem in jeder Hinsicht ihr ebenbürtigen Gatten begehrte — nicht aber einen Schemen, wie Johann Heinrich war — und daß sie sich sehnte, einen lebensfähigen Leibeserben in den Armen zu halten; das ist die natürliche Stimme des Frauenherzens. Nachdem es nun zur Evidenz bewiesen war, daß sie von ihrem Gatten einen Nachkommen nicht erwarten könne, so dürfte sie denn doch nicht, blos wegen der so raschen That, so gründlich zu verurtheilen sein, wie es ihre Zeitgenossen gethan haben.

Wer in den Blättern der Geschichte liest, der wird so manche Unglückliche aus den achtbarsten Geschlechtern finden, welche ebenfalls, wegen des Abganges jeder Nachkommenschaft, gezwungen waren, Ehebande zu lösen und neue zu knüpfen. Mitleid und Theilnahme wurden denselben zu Theil, nicht aber Verachtung, mit welcher man die Maultasche so erbittert verfolgte . . .

Wahrhaft großartiges leisten die Pamphletisten Margaretha's in ihren Anklagen betreff der Verwüstung und Gräuelthaten in Kärnten und Lungau.

Die Nachricht, daß Kärnten vom Kaiser Ludwig dem Erzherzog Otto von Oesterreich verliehen worden sei — so heißt es in diesen Chroniken — entflammte den Rachedurst Margarethen's so sehr, daß sie beschloß, dasselbe zu verwüsten. Sofort fiel sie mit ihren Getreuen in Kärnten ein, blieb Siegerin im offenen Felde, wüthete daselbst ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, und ging sodann an die Eroberung der Festen des Landes. Sie rückte zuerst vor Hafnerberg bei Feldkirchen, dann vor Dietrichstein und die Besatzungen konnten nur durch nächtliche Flucht ihr Leben retten. Die Mauern der Burgen wurden zerbrochen, die Thürme und Thore der Erde gleich gemacht, die Zimmer verbrannt und gräulich verwüstet. Darnach wendet sie ihre Horden gegen Osterwitz, und da dieses ungewöhnlich feste Felsenschloß nur durch aushungern zu erobern war, vertrieb sie sich die Zwischenzeit durch Gewaltthätigkeiten gegen die Bauern in den Dörfern

Digitized by Google

mit Brennen, Rauben und Morden. In gleicher Weise zerstörte sie die Burgen: Rottenberg, Pollau, Lubegk, Stattenberg ob Glanegg, Zeiselberg, Greffing, Salchendorf, Karlstein, Praunsberg, Scharfenberg im Gurkthale, Hamperg, Reuchenstein, Raubing in der Zwainitz, Schlüsselberg und Hyrrnegg. In ganz gleicher Weise soll sie im Lungau gewüthet, alle Burgen zerstört und das ganze Thal verwüstet haben. Ein Chronist, Valentin Pogatschnigg, schließt diesen Raubzug besonders effectvoll durch das Märchen ab: sie habe nur bis in das Möllthal bei Stallhofen vordringen können, dort sei sie plötzlich gestorben und auf dem Grundstücke eines Bauers begraben worden, der noch heute „stein und bein" behauptet, auf seinem Boden liege die Maultasche begraben; was sich einfach als Lüge erweisen wird.

Dieses Sündenregister wurde übersichtlich dargestellt, um die Ungeheuerlichkeit dieser Verleumdungen klarzulegen, denn solche Leistungen zu erzielen, würde kaum ein ganzes Heldenleben genügen, und für solchen Blutdurst und derartige Verworfenheit hat wohl kaum eine noch so verhärtete Männerbrust Raum; überdies müßte man sich denn doch fragen, wohin sind ihre Gegner, die Fürsten und deren Krieger, wohin sind Tapferkeit und Gerechtigkeit gekommen, wenn eine Frau mit verhältnismäßig wenigen Getreuen sich ungestört das grausame Vergnügen durch so lange Zeit gönnen konnte, ganze Länder zu verwüsten und die Bewohner zu morden. Es ist aber hier denselben „Gelehrten", welche dieser Frau schon im Alter von vier Jahren einen natürlichen Sohn schenkten, abermals ein unglaublicher Irrthum in der Zeitrechnung zugestoßen, indem die gedachten Verwüstungen in Kärnten und Lungau wohl allerdings als einstens vorgekommen — und zwar in den Jahren 1326 bis 1328 — geschichtlich erwiesen erscheinen; allein damals war Margaretha erst 8 bis 10 Jahre alt, und dieses Kind muß doch über einen derartigen Verdacht erhaben erscheinen. Wenn dennoch solche Sagen einigen Glauben finden konnten, so ist es angezeigt, darauf hinzuweisen, daß dieselben von keinem ihrer Zeitgenossen verbreitet und niedergeschrieben wurden, sondern erst von weit späteren „Chronisten" in den nächsten Jahrhunderten in die Welt geschickt und möglichst „poetisch", vielmehr „gräulich" ausgeschmückt worden sind. Aus welchen sonderbare Quellen diese Biedermänner schöpften, wird sich schließlich deutlich ergeben.

Megiser's Cronika des Erzherzogthums Kärnten, Hormayr's Archiv und A. Steyrer, dann Ankershofen's Forschungen über

Digitized by Google

den historischen Anlaß zur Sage von den Verheerungszügen in Kärnten in den Schriften des historischen Vereines für Inner-Oesterreich haben es überzeugend im Detail bewiesen, daß dieser Feldzug Margaretha's absolut in das Gebiet der Fabel gehört. Ebenso wurde es in Kürsinger's „Lungau" eingehend erhärtet, daß diese Margaretha niemals in's Lungau gekommen ist; nur der gallsüchtige Val. Pogatschnigg weiß auch vom Lungau eine ganz unverbürgte Fabel zu erzählen. Das einzige historische Element, welches der Sage von dem Verheerungszuge der Maultasche in Kärnten zu Grunde liegt, kann nur in den Streiten zu finden sein, welche zu ihren Lebzeiten, wie betreff Tyrols, so auch wegen Kärnten zwischen Bayern, Böhmen und Oesterreich mit dem Grafen Johann wiederholt aufflammten und sich meistens bei der Lienzer Klause abspielten. Was angeblich im Kampfe für Margaretha, thatsächlich aber nur aus egoistischen Motiven ganz anderer Persönlichkeiten geschehen, wurde dieser selbst zugeschrieben, ungeheuerlich ausgeschmückt. und so im Laufe der Zeit die romanhafte Erzählung des Verheerungszuges der Tyroler-Gräfin herausgebildet. In keinem einzigen der ursprünglichen diesfälligen Documente wird ihr Name genannt oder ihre Anwesenheit bei den betreffenden Fehden auch nur angedeutet.

Nachdem übrigens hier auf eine Frau so schauerliche Vergehen übertragen wurden, dürfte es angezeigt sein, die damaligen Verhältnisse im allgemeinen zu charakterisiren und festzustellen, welchen Personen die gedachten Greueln auf den Conto zu schreiben seien. Damals war nämlich „den Herren" nahezu alles gestattet und wagte sich eine Klage über noch so schauerliche Thaten an das Licht der Oeffentlichkeit, so wurde die Sache mittelst eines lächerlich milden Urtheils leichthin abgethan.

So hatten beispielsweise die Herren von Schenkenberg und von Völs, dann von Schönek sich verständiget auf ihren ganzen Gebieten den Blutbann auszuüben, und erlaubten sich die schreiendsten Gewaltthaten, ohne irgend wie belästiget zu werden. Sie pfändeten, raubten, schnitten dem einen Arm, jenem einen Fuß ab, mordeten den einen schlechtweg, verbrannten andere mit siedendem Wasser. Da ging endlich die Aebtissin von Sonnenburg zum König Heinrich im Jahre 1327 und trug ihm folgendes vor: Paul von Schönek habe mehrere Sonnenburgische Unterthanen gefangen genommen, einem den rechten Arm abgehauen, dem Schreiber des Stiftes aber einen Fuß — und dem Stift wurde — — ein Schadenersatz von sechzig Mark (120 fl.)

Digitized by Google

zuerkannt, damit war die Sache geordnet. Kurz darauf hat Nikolaus von Schönek einen Verwandten der Klosterfrau überfallen und ihn, als er kein Geld bei ihm gefunden, aus Zorn im heißen Wasser gesotten. Ein andermal sind diese „Herren" plündernd in mehrere Dörfer eingefallen, haben Weiber getödtet und Vieh und Geld mit sich geschleppt. Daß sie Leibeigene der Stifter fortgenommen und in ihre Gewalt gebracht haben, war etwas gewöhnliches. In Folge all dieser von der Aebtissin bewiesenen Verbrechen, welche vorgebracht wurden, weil man des Lebens nicht mehr sicher war, erkannte der König auf einen Schadenersatz von 16.164 Pfund Berner (3232 fl.); daß sie sich himmelschreiender Verbrechen schuldig gemacht hatten, davon war weiter keine Rede, und die „Edlen" wirthschafteten fort wie früher.

Als Berthold von Suppan einen Bürgersmann getödtet hatte, weil er ihm das Eindringen in sein Haus und dadurch die Verfolgung seiner Tochter verwehrte, hat König Heinrich dem Mädchen die Benützung eines Häuschens in Laubers gestattet, als Ersatz für die **„Unbequemlichkeit"** (in recompensam incommodi) die sie durch Berthold Suppan wegen Ermordung ihres Vaters erlitten hatte. Damit war alles gesühnt und behoben, und Suppan blieb ein „edler Herr" wie früher. Diese und zahlreiche ähnliche Thaten der Herren sind durch Documente bewiesen; Margaretha Maultasche dagegen in gleicher Weise als Schuldige genannt zu finden, ist nicht gelungen.

Des Contrastes wegen ist es wohl von besonderem Interesse, diesen Freiheiten der Herren jene Rechte gegenüber zu stellen welche den anderen Sterblichen geblieben waren, und man wird finden daß diese von Rechten wohl kaum, wohl aber von Pflichten reden konnten, welche ihnen selbst für die kleinlichsten Verhältnisse vorgeschrieben waren. Als Beispiel mögen in Kürze nur einige Bestimmungen des Stadtrechtes angeführt werden: „Nach der Weinglocke, die leutet ‚Hausaus', darf kein Wirth mehr Wein schänken. Wenn es Nacht geworden, hört alles Trinken vor dem Wirthshause auf und im Hause sind nach der Dämmerung nur mehr zwei Trünkel erlaubt. Nur der freie und der ‚Biedermann' darf Waffen tragen, jeder andere wird streng ‚gebüßt' wenn er solche besitzt. Leutgeber und Wirthe schwören beim Antritte ihres Gewerbes jeden frevelhaften Schwörer bei Gottes Namen, alle Lästermäuler bei Wein und Nachttrunk anzuzeigen, damit sie ‚gezahlt' werden können für ihre ruchlosen Zungen, welche des Herzens Narretheien ausplaudern. Kein Fremder, wie er

Digitized by Google

immer genannt sei, soll in Stadthäusern Herberge finden, ohne daß er sich dem Richter und Stadtrathe zeige und schwöre, alle Stadtordnung und trefflichen Frieden zu halten. Alle Fuhrleute sollen gezwungen sein, am St. Gallentage und St. Georgentage in der Stadt zu bleiben und dort ihre Zehrung einzunehmen, mit ihren Pferden. Die Maulher, Gossensasser und Heiterwanger (von fern her) sind nicht berechtiget, Heu oder Getreide in der Stadt feil zu haben. Für Wein, Brot, Futter, Heu und Getreide soll durch Geschworne nach des Richters Rath ein Kaufpreis festgesetzt werden. Von Mittewald angefangen soll keine Niederlage, kein Gasthaus und kein Schenkhaus sein als allein in der Stadt. Alle Kaufleute sollen in der Stadt ihr Nachtlager und nicht außerhalb nehmen, es wäre denn wegen Ungewitter, Krankheit oder anderer ‚ehrhafter Noth.'"

In dieser Weise wurde in dem Stadtrecht die Pflicht für alle Lebenslagen festgesetzt, und da fast jede Gegend noch ihr besonderes „Recht" nebst den verschiedenen „Ordnungen" besaß, so ist es wohl nicht zweifelhaft, daß hierin zahllose Fußangeln aufgerichtet waren, um gewöhnliche Sterbliche den Rechten der Herren zu überliefern, welche mit Vorliebe selbst den Blutbann in Anwendung brachten.

* * *

Es erübriget nunmehr noch auf die schwersten Anklagen einzugehen, welche gegen Margarethe Maultasche erhoben werden, und wornach sie ihren zweiten Gatten und ihren Sohn vergiftet haben soll, um mit einem jungen Herzog ein Liebesverhältnis ungestört eingehen und pflegen zu können. Bevor die Thatsachen angeführt werden, welche diesen absolut unbewiesenen — Anklagen jede Glaubhaftigkeit benehmen, sollen die damaligen und vorhergegangenen Verhältnisse dieser Gräfin in Betrachtung gezogen und bewiesen werden, daß sogar die ethischen, seelischen und rein menschlichen Momente in den Augen eines jeden klar Denkenden diese Anklagen als Verleumdungen brandmarken müßen.

Als nämlich Margarethe seinerzeit gewaltsam jede Gemeinsamkeit mit ihrem ersten Gatten gelöst hatte, ging sie schweren Kämpfen und Leiden entgegen, um einen ihr ebenbürtigen Gemahl und die Hoffnung auf einen Leibeserben zu erobern. Sie mußte vor allem einen peinlichen Proceß führen, bei welchem sie allerdings wieder ihr heißes Blut, ihre unbedingte Aufrichtigkeit und ihr Liebesbedürfnis nicht verleugnete. Natürlich wurde ihr dies von den feindlichen Chronisten als neues Verbrechen

Digitized by Google

angerechnet, weil sie die Unfähigkeit ihres dermaligen Gatten durch alle Mittel bis zur Evidenz bewiesen hatte. Nur haben diese „Schriftgelehrten" es unterlassen anzugeben, wie sie in anderer Weise in einem Processe vorgehen sollte, welcher nur durch diesen Beweis geführt und auf der Basis des Rechtes und der Gerechtigkeit gewonnen werden konnte.

In diesem Streite stand diese Frau aber auch noch dazu ziemlich vereinsamt und fand gewaltige Gegner auf ihrem Wege. Nur Kaiser Ludwig stand zu ihr, und als er 1341 in die Nähe Tyrols kam, versprach er ihr, er werde die Lösung ihrer Ehe zu Rom erwirken und ihr seinen erstgeborenen Sohn Ludwig, Markgrafen von Brandenburg zum Gemahl geben. Letzterer war seit dem Jahre 1340 Witwer, von Margarethe Tochter König Christoph's von Dänemark, damals 27 Jahre alt, und bekannt als ein tapferer einsichtsvoller und überdies auch schöner Mann; mit wenig Worten, er vereinigte in sich alle jene Eigenschaften, welche der auch am Verstande schwache Johann Heinrich von Böhmen nicht besessen hatte.

Nach erlangter Zustimmung des Kaisers ließ Margarethe an den Papst wegen Auflösung ihrer Ehe und Eingehung einer zweiten schreiben. Die Bewilligung wurde aber verweigert, eine Untersuchung dieser Sache wohl in Aussicht gestellt, aber bis auf weiteres wurde die Gräfin von Tyrol ermahnt, mit ihrem Gemahle zusammen zu leben. Kaiser Ludwig jedoch war damit nicht einverstanden, denn er wollte seinen Sohn verheiraten; zudem war seine Feindschaft mit dem päpstlichen Hofe damals auf den höchsten Punkt gediehen, ja er wurde in seinem Gegenwirken gegen den Papst nicht nur von vielen Gelehrten, sondern auch von einem großen Theile der Geistlichkeit unterstützt. Namentlich war der Orden der Franciscaner damals in offener Opposition gegen den Papst und die von diesem bevorzugten Dominicaner. Viele gelehrte Abhandlungen waren über diesen Punkt geschrieben worden und der Hof Kaisers Ludwig, der öfter eine Versöhnung aufrichtig versucht, aber (besonders durch die Einflüsterungen der französischen Könige, die den Papst offenbar tyrannisirten) nie erlangt hatte, war der Sammelplatz aller freisinnigen Köpfe geworden, welche die päpstliche Macht durch Witz und Ernst, oft in der Person des Papstes, oft dem Principe nach angriffen und zu den kirchlichen Bewegungen der nachfolgenden Jahrhunderte die ersten Keime aussäeten, welche später Wikleff in England nicht selbst aufgefunden, sondern nur gepflegt hat.

Digitized by Google

Kaiser Ludwig setzte sich daher, auf Anrathen des Franciscaners Okkam selbst zum Richter in der fraglichen Ehescheidungssache, bestellte beide Theile vor seinen Richterstuhl, verurtheilte sodann den abwesenden Johann Heinrich in contumaciam, erklärte „in Kraft seiner auf göttliches und menschliches Recht gegründeten Autorität" die Scheidung der Ehe und dispensirte überdies als Kaiser von dem zwischen seinem Sohne und der Gräfin von Tyrol obwaltenden Ehehindernisse der Verwandtschaft.

Am 28. Januar 1342 trat der Kaiser mit seinen Söhnen und großem Gefolge von Bischöfen, Herzogen, Grafen und zahlreicher Ritterschaft von München aus die Reise über den Jaufen nach Tyrol an. Am 10. Februar ist in der Rentamts-Capelle zu Meran die Trauung mit großer Pracht erfolgt, wo noch ein Wandgemälde, angeblich vom Meister Christophorus von Meran, an jenen feierlichen Act erinnert, und am Abende desselben Tages wurde auf dem Schloße Tyrol das Beilager vollzogen. Am Sonntage nach der Hochzeit ritt der Kaiser mit Ludwig und Margarethe in die Stadt Meran zum Hause des Bischofs von Trient. Dort setzte er sich im vollen Ornate als römischer Kaiser auf einen Stuhl, der Herzog von Teck hielt das Reichsschwert, der Ritter von Mazenhausen den Scepter, der Ritter Gauß den Apfel. Hierauf belehnte der Kaiser feierlich das junge Paar mit Kärnten und Tyrol, angeblich weil Herzog Johann die Nachsuchung dieser Belehnung versäumt hatte.

Allein dem jungen Ehepaar drohten bald dennoch die größten Gefahren, denn Papst Benedict XII. belegte es mit dem Banne und ganz Tyrol mit dem Interdict. Als Benedict am 25. April 1342 gestorben war, setzte sein Nachfolger Clemens VI. das strenge Betragen fort und wiederholte am 13. April 1346 unter den fürchterlichsten Ausdrücken den Kirchenbann.

Kurz darnach schien es, als sollte wirklich das Strafgericht des Himmels über das Land hereinbrechen und das Volk hielt dies vielfach als die Folge des Kirchenbannes. Ein Erdbeben, begleitet von Meteoren am Himmel verwüstete — nebst anderen Ländern — Kärnten und Tyrol; demselben folgte die fürchterliche Seuche „der schwarze Tod", worüber Goswin von Mariaberg berichtet, daß kaum der sechste Theil der Bewohner am Leben blieb. In Folge dessen erzeugte der menschliche Irrwahn viele grauenhafte Erscheinungen: es war, als ob die Erde in ein Tollhaus verwandelt worden wäre: ein Theil der Menschen lebte, als ob sie in der Erwartung der nahenden letzten Stunde den Becher des

Digitized by Google

Genußes durch Orgien rasch und ganz zu leeren hätten, ein anderer Theil hoffte durch Andacht und Kasteiungen Gottes Zorn zu mildern und ihr Leben zu retten — so entstanden die Geißler oder die Flagellanten. Als endlich die Menschen sahen, daß alle diese Dinge nichts nützten, suchten sie sich einen andern Ausweg für die Verzweiflung: von Böhmen kommend verbreitete sich die Sage, die Juden hätten alle Brunnen vergiftet und daraus sei die Seuche entstanden. Sogleich erhob sich das gesammte Volk gegen die Hebräer mit einer Wuth und Grausamkeit, die kaum glaublich wäre, wenn nicht die bewährtesten Schriftsteller — unter vielen andern auch Leo, Johann Müller und Palacký — sie bestätigen würden. Ueberdies begannen neuerlich die Intriguen gegen Tyrol von Böhmen und Bayern aus und das mit dem Interdict nach innen belegte Land wurde eine Wahlstätte des Faustrechtes, zu welchen sich „ehrwürdige" Reste der Raubritter für berechtiget hielten. Zu diesen gehörten die Grafen von Werdenberg und Montfort, die Freien von Räzins, Belmont, Ramüß, Planta, die Herren von Matsch und Andere.

All diesem Unheil zu begegnen, war ein schwieriges Werk, aber Markgraf Ludwig verwaltete das Land mit Umsicht Klugheit und Gerechtigkeit, und Margaretha Maultasche — welche nach dem ersten Jahre der Ehe einen Sohn Meinhard geboren hatte, der nun bereits erwachsen war, — stand ihrem Gatten in allem Unglücke tapfer zur Seite, unterstützte ihn mit Rath und That, ohne ihn in der Ausführung seiner Regentenpflicht im geringsten zu hindern. So gelang es beiden vereint dem Lande geordnete Zustände wieder zu geben; aber sie waren dennoch besorgt und im Innern betrübt, da noch immer seit einer so langen Reihe von Jahren der Kirchenbann auf ihnen lastete. Das Ehepaar sehnte sich lebhaft nach dem Segen des Papstes, nach der Versöhnung mit Rom, um des Landes, ihres Sohnes und ihrer selbst willen. Wohl hatte der Bischof von Chur die erste Ehe im Jahre 1349 für rechtlich getrennt erklärt und dies unter andern damit begründet, daß Herzog Johann ohne Zweifel durch Zauberkünste verhext gewesen sei. Allein mit Rom war dadurch keine Versöhnung erzielt. Sie wendeten sich daher an den Herzog Albrecht von Oesterreich wegen dessen Vermittlung. Derselbe nahm bereitwillig diesen Antrag an, da er selbst dabei das besondere Interesse hatte, wegen obwaltender Verwandtschaft die päpstliche Dispens zu erwirken, daß seine Tochter Margaretha Ludwig's des Brandenburgers Sohn Meinhard ehelichen könne.

Digitized by Google

Der Papst zeigte sich den Reuigen sehr geneigt, aber erst nach Abbüßung aller Vergehen gegen die Kirche, nach Erfüllung strenger Bedingungen und nach erfolgter Angelobung vieler Verhaltungsmaßregeln für die Zukunft ertheilte der Papst seinen Stellvertretern die Vollmacht, Ludwig und Margaretha und ihre Nachkommenschaft in den Schooß der Kirche wieder aufzunehmen und in allen ihren weltlichen Besitzthümern zu rehabilitiren, sie von den Ehehindernissen zu dispensiren, dieselben nach kurzer Trennung wieder zu verbinden und ihren Sohn für ehelich zu erklären.

Zu München wurden zuerst am 2. September 1359 Ludwig und Margaretha vom kirchlichen Banne in feierlicher Versammlung losgesprochen und zwar in der St. Margarethen-Capelle im Schloße daselbst. Sodann wurde die Ehe zwischen beiden pro forma getrennt und ihnen drei Tage lang verboten sich als Eheleute anzusehen, worauf sie nach verlesener Dispense wegen der Verwandtschaft feierlich wieder eingesegnet wurden. Zugleich wurde die kirchliche Trauung des jungen Meinhard mit der österreichischen Margaretha vollzogen.

Nicht lang aber sollten sich Ludwig und Margaretha Maultasche des schwer errungenen Glückes und Friedens erfreuen. Während nämlich im Jahre 1361 Margaretha mit ihrem Sohne und dessen junger Frau auf dem Schloße Tyrol verweilte, in welchem diese letzteren ihre Hofhaltung hatten, nahm Markgraf Ludwig auf Einladung des Herzogs Stephan an einigen Jagden in Bayern theil. Am 18. September 1361 trat er die Heimreise an, erkrankte aber plötzlich zu Zorngolting unweit von München und starb im Alter von 47 Jahren daselbst, wie es in den betreffenden Relationen heißt: „pressus colera“. Sein Leichnam wurde im Convent der Klosterfrauen von Seligenthal bei Landshut begraben. Der Regierung über die Grafschaft Tyrol hatte er 19 Jahre lang mit großer Thatkraft und Einsicht vorgestanden. Viele Stürme von innen und außen hatte er in der ersten Hälfte seiner Regierungszeit zu bekämpfen; nachdem er aber diese Unwetter gebändiget, verfloß deren zweite Hälfte in ungetrübter Ruhe und Frieden. Ein Land, mit dem Interdicte belegt, von rebellischem Adel unterwühlt, von Erdbeben, Hungersnoth, Pest und ihren schrecklichen Folgen heimgesucht, von den mächtigsten Fürsten in Deutschland thatsächlich befeindet, hatte er vorgefunden; in glücklichem Einvernehmen mit alten Nachbarn, im Innern ruhig und geordnet, mit der Kirche versöhnt, hat er es hinterlassen.

Digitized by Google

Sein Sohn Meinhard erbte wohl sein Land, nicht aber die Tugenden seines Vaters; er war genußsüchtig und leichtfertig, kümmerte sich um die Verwaltung des Landes fast gar nicht und ließ die Herrn vom Adel beinahe willkürlich schalten. Er lebte fern von seiner Mutter, welche sich seit dem Tode ihres Gatten mit Vorliebe im Schloße „Maultasch" aufhielt, fast immer zu Meran, wo Genüße und Belustigungen sein Leben ausfüllten und sie wurden auch sein Tod.

Am 13. Januar 1363 gab er zu Meran ein glänzendes Fest und schwelgte mit seinen Freunden und deren Frauen in den Freuden der Tafel wie des Tanzes, dem er leidenschaftlich ergeben war. In der größten Hitze des Tanzes nun, vom Durst geplagt, leerte er unvorsichtiger Weise einen Becher voll eiskaltem Wasser und starb plötzlich mitten in der fröhlichen Gesellschaft. Begraben wurde Meinhard zu Meran; doch ist seine Stätte nicht mehr auszumitteln, so wie auch das Grab seines Vaters, des Brandenburgers, zu Seligenthal dermal nicht mehr aufgefunden werden kann.

Diese eingehende Darstellung dürfte es beweisen, daß es vom ethischen Standpunkte, vom Standpunkte der menschlichen Natur überhaupt, gar nicht denkbar erscheint, auch nur an die Möglichkeit der Behauptung einiger Schriftsteller zu glauben, daß Margarethe ihren Sohn und Gatten vergiftet habe. Mit Recht ist diese Verleumdung in das Bereich der Märchen verwiesen worden, wofür Senkenberg, Westenrieder, Sienacher, Bonelli, Gebhardi und andere Geschichtsforscher überzeugend eingetreten sind. Was sollte diese Fürstin auch für ein Interesse gehabt haben, ihren Gemahl und darauf ihren einzigen Sohn aus der Welt zu schaffen, da sie doch vorhin so entscheidende Beweise gegeben hatte, daß es zu ihren heißesten Wünschen gehörte, sowohl Gattin als Mutter zu sein und folglich wohl auch zu bleiben? Margarethe hat durch neunzehn Jahre in Frieden und Eintracht mit ihrem zweiten Gatten gelebt, mit ihm treu die schwersten Stürme des Lebens ertragen, so daß kein Document aufzufinden ist, welches auch nur eine Störung ihres ehelichen Friedens ahnen ließe — und mit eins soll in ihrem Innern der Entschluß zu einer Mordthat an ihm gereift sein? Das widerspricht denn doch der menschlichen Natur. Sie war übrigens bei seinem raschen Tode, wie es erwiesen ist, gar nicht an seiner Seite. Ebenso wagten es selbst ihre ärgsten Feinde nicht, früher die Erfüllung ihrer Mutterpflichten zu verdächtigen — und dennoch sollte auch gegen

Digitized by Google

ihr eigenes Kind der Mordgedanke plötzlich zur That geworden sein? Das ist so widernatürlich, daß es nur bei einem Ungeheuer vorkommen könnte.

Umsonst sucht man endlich nach der Ursache dieser angeblichen Gräuelthaten, denn die weitere Verdächtigung, daß sie ein neues Liebesabenteuer beginnen und deshalb unabhängig sein wollte, ist durch die Thatsachen als Unsinn stigmatisirt. Der 23jährige Herzog, mit welchem ihr, der 45jährigen Matrone im Jahre 1363 ein Liebeshandel zugemuthet wurde, war damals seit kurzem bereits sehr glücklich verheiratet und lebte zu München, während Margarethe im Jahre 1363 bereits in Wien den bleibenden Aufenthalt genommen hatte und bei Herzog Rudolph einen anziehenden Ruhesitz für ihre alten Tage gefunden hatte.

* * *

Getreu wie durch ihr ganzes Leben wird diese Frau von der Läster-Chronik sogar bis zum Tode verfolgt, indem Filippo Villani schreibt, sie sei ihres schlechten Lebenswandels wegen vom Herzog Rudolph zu Wien in ein Kloster „gesteckt" und dort endlich gewaltsam aus dem Wege geräumt worden.

Diese Handlung könnte aber Rudolph nur als wiedererweckter Todter vollbracht haben, da er vier Jahre vor Margaretha in das Grab gestiegen war — die gedachte Todesart ist also ebenfalls eine Lüge gemeinster Art, wie diejenige war, welche behauptete, sie sei auf einem Raubzuge in Kärnten in einem Bauernhofe gestorben und begraben. Um aber festzustellen, zu welchen Ungeheuerlichkeiten die obscöne Phantasie hasserfüllter Feinde sich verirren kann, seien noch zwei Todesarten der Maultaschin angeführt, welche Chronisten zu veröffentlichen wagten und deren Namen — sozusagen — „festgenagelt" zu werden verdienen:

Bei Felix Faber hist. suev. C. 14 heißt es: „Nach dem Tode ihres zweiten Gemahls kannte die Gräfin keine Gränzen ihrer Leidenschaft mehr. Am Schluße war sie der Männer überdrüßig und wandte ihre Liebe einem Maulthiere zu, für das sie ein eigenes Bett anfertigen ließ. Von diesem Thiere wurde sie endlich erdrückt und endete so elendiglich ihr Leben." Dieser Fabulist voll ausschweifender Phantasie bringt auch den Namen „Maultasch" mit diesem „Maulthier-Märchen" in Verbindung, indem er angibt: man nannte damals das Maulthier schlechthin „Maul" und heutzutage noch nennt man in manchen Gegenden Tyrols ein unbehülfliches Weibsbild eine „Tasche". Man kann wohl nicht galanter für eine Tyroler Fürstin sich äußern.

Digitized by Google

Schultes ferner erzählt in seiner Reise auf den Großglockner: „Die Maultasche ist eine Riesin gewesen, die alle Nacht einen Cadeten im Bette gebraucht und ihn dann erdrückt habe. Einer habe aber einmal ein Messer unter der Uechse gehabt und habe ihr dasselbe in den Leib gestoßen, daß sie sterben mußte."

Wenden wir uns von diesen lasciven Dichtungen empörendster Art den Thatsachen zu, welche bewiesen sind, so finden wir nach dem einstimmigen Zeugnisse verläßlicher Schriftsteller, wie Haselbach, Guilliman, Fugger, Steyrer, daß sie in Wien in hohen Ehren gehalten wurde. Sogar Veit Arnpekh, der sich sonst manche poetische Licenzen erlaubt, sagt in seiner „Chron. Bav.", sie habe in Wien einen geräumigen prachtvollen und fürstlichen Palast in der Nähe der Minoriten besessen, und aus dem Zolle der österreichischen Herzoge von der Stadt Wels namhafte Einkünfte genossen. Im Sommer nahm sie ihren Aufenthalt in einem nahe bei der Stadt gelegenen Schlößchen, das nach ihr den Namen Margarethen erhalten und denselben auch der nachmals an jener Stelle erwachsenen Vorstadt gegeben hat. Dieses Schloß wurde 1526 von den Türken gänzlich zerstört, bald aber vom Cardinal Olai neu erbaut; mittelst Herbeiziehung von Ansiedlern wurde bald darnach der Grund zu der jetzigen Vorstadt Margarethen gelegt.

Noch ist uns die Ansicht dieses Schlosses in der Topographie des Matthäus Vischer aus dem 17. Jahrhunderte aufbehalten. Daselbst verlebte sie in Zurückgezogenheit ihre letzten Tage, sich die Zeit mit Jagd, Fischerei und vor allem mit vielen wohlthätigen Werken vertreibend. Ihr Tod erfolgte zu Wien, in dem von ihr stets zur rauhen Jahreszeit bewohnten herzoglichen Gebäude nächst dem Minoriten-Kloster am 3. October 1369 im 52. Lebensjahre, und sie wurde in der Minoriten-Kirche in die Gruft gesenkt; seit 1784 ist jedoch ihr Grabstein spurlos verschwunden.

Faßt man nun alle erörterten Thatsachen aus ihrem Leben zusammen, so kommt man zur Ueberzeugung, daß Margaretha durch ihr männlich selbständiges rasches und entschlossenes Gebaren wohl öfter Anstoß erregen mochte, und daß ihr heißes Blut, ihre heftige sinnliche Leidenschaft sie bisweilen zu Handlungen verführen konnten, welche abseits von der zarten Sitte echter Weiblichkeit gelegen waren; wessen man sie aber sonst noch beschuldigte, das war bewußte oder unbewußte Verleumdung und gehörte in das Gebiet der Fabeln. Es stellt sich auch diesfalls das allezeit wahrhafte „Tyroler-Ehrenkränzel" als zutreffend dar, indem es sagt:

Digitized by Google

„Margaretha ist der Herrschung der Grafschaft Tyrol löblich vorgestanden; ungeachtet der gemeine Pöbel ihr viel übles nachredete, so erhellt doch aus ihren vorgenommenen mehr mannisch als weiblichen Thaten, daß ihr unser Vaterland das Lob großer Forsichtigkeit schuldig sei."

* * *

Nach all dem liegt nun die Frage sehr nahe: woher denn die Quelle fließt, aus welcher die großartigen Verlästerungen stammen. Hierbei nun ist es — wie es bereits bemerkt wurde — im Auge zu behalten, daß die Läster-Chroniken nicht zur Zeit ihres Lebens, sondern in dem nächsten Jahrhunderte erst geschrieben wurden. Gleichwie nun dieselben diese Frau, in Folge eines Schreibfehlers, in ihrem vierten Altersjahre schon von einem natürlichen — im Vorstehenden eingehend erwähnten — Sohne entbunden haben, so zeigt es eine genaue Forschung, daß auch die weiteren Verleumdungen auf Abschreibefehlern, beziehungsweise auf der Benützung falscher Quellen, beruhen. Die deutsche Mythologie hat die sehr parteiischen Chronisten verführt, alle dortselbst ebenfalls gegen eine Margaretha, welche bald als dänische Königin, bald als ein mehr sagenhaftes Wesen bezeichnet wird, aufgehäuften Missethaten für die Tyroler Fürstin kurzweg zu annectiren, unbekümmert darüber, daß dieselben betreff der Maultasche jedes historischen Grundes entbehren, ja oft mit der Geschichte in geradem Widerspruch stehen.

Die Erzählungen von dieser zweiten Margaretha waren damals in Schleswig-Holstein, Dänemark, in ganz Niedersachsen und in Niederland sehr verbreitet und dieselbe wurde „swarte Marget", „die schwarze Gret", „swatte Griet" „booze Margriet" genannt. Diese Erzählungen nun wurden von den nicht wählerischen Chronisten, der Namensgleichheit wegen, auf die Landesfürstin in Tyrol übertragen, entweder aus Irrthum, oder weil dies ihrer Schmähsucht entsprach. Diese Thatsache ist umso unläugbarer, als alle Unthaten dort wie hier dieselben sind und mit wahrhaft sklavischer Genauigkeit wiederholt worden sind. Der Läster-Chronik, welche diese Fürstin von ihrer ersten Jugend bis zu ihrem Ableben mit Zweifeln, Verdächtigungen und sogar mit Haß verfolgte, sei des Gegensatzes wegen die einzige Thatsache gegenübergestellt, welche niemals angezweifelt wurde: ihre Geburtsstätte. Es ist dies die auf einem hohen Felsriegel bei Meran nun mehr nur noch als Ruine stehende Zenoburg, die ehrwürdigen Ueberreste der römischen Kaiserburg, des mittelalterlichen Königs-, Ritter- und Grafenschlosses. Der 50 Meter hohe Fels stürzt hier

Digitized by Google

jäh ab in die schauerliche Schlucht, aus der das Rauschen der Passer dumpf heraufstönt.

So vielfach entstellt und heftig bestritten die Lebensverhältnisse und seelischen Vorgänge betreff Margaretha's sich erwiesen haben, ebenso mannigfach sind die Beurtheilungen ihrer physischen Natur, ja selbst die Erklärungen ihres Namens. Was nun ihre Gestalt und ihre Gesichtszüge betrifft, so spricht Justinian Ladurner von ihrem „überworfenen Maul" und der Häßlichkeit ihrer Gestalt; der Minoriten-Mönch Johann von Winterthur dagegen nennt sie „pulchra nimis" (allzu schön), wobei es freilich dahin gestellt bleibt, welch' einen Begriff der fromme Mann bei seinem, von den Eitelkeiten der Welt entferntem Leben, überhaupt von einer zu großen Schönheit hatte. Albrecht von Straßburg und Mutius nennen sie ein abstoßendes Monstrum von häßlichen Zügen und unersättlichem Liebesbedürfnis; dagegen preist Boehmer ihre üppige junonische Gestalt und ihre fast unweiblich tiefe, aber dennoch wundersam klangvolle Stimme. Sinnacher kann nicht genug sagen von der abschreckenden Häßlichkeit ihres Mundes, der einer großen sackartigen Tasche geglichen haben soll, während Coronini bemerkt, daß ihr wohl etwas großer, aber immer schöner Mund sich im Affecte bisweilen zu einer Grimmasse verzog: zusammengekniffen und einseitig nach aufwärts gezogen.

Diese widersprechenden Ansichten stammen wohl daher, daß man seinerzeit die verschiedensten Bilder als ihre Portraits gelten ließ. So hat ein Unbekannter sich das Vergnügen gemacht, an die Wand des Hauses zu Innsbruck, an welchem noch heute das goldene Dachl zu sehen ist, die Caricatur eines Riesenweibes mit einer weißen Rose zu pinseln, und vor ihr einen geharnischten Ritter. Noch dazu war das Weib fast nackt dargestellt, solis tectis absolute tegendis und diese Sudelei, welcher der Pöbel und „die durchmarschirenden Soldaten hauffenweiß zugelauffen sind und Scandal veranlaßt haben, daß man es endlich hat ausstreichen lassen" — — sollte Margaretha Maultasche und den Markgrafen Ludwig, ihren zweiten Gemahl, vorstellen. So berichtet der Geschichtsschreiber Anton Roschmann und es erscheint fast unglaublich, daß sich dieser Mann sogar durch dieses Zerrbild irre führen ließ, obwohl das einzig authentische Portrait im Schlosse Amras ihn damals hätte eines besseren belehren sollen.

Dieses unzweifelhaft echte Portrait stellt Margarethe Maultasche als eine große Frau von starkem, aber vollkommen ebenmäßigen Glieder-

Digitized by Google

bau mit üppigen Formen dar, ihre Gesichtszüge sind voll und männlich, ernst im Ausdrucke, das Auge ist lebhaft, der Mund ist etwas groß aber gut geformt, die Lippen sind regelmäßig entwickelt. Dieses Bild widerlegt auch gründlich die Annahme, daß sie den Beinamen „Maultasche" in Folge ihres abstoßend häßlichen Mundes erhalten haben sollte. Filippo Villani dagegen leitet in seiner gewohnten ungeschlachten Weise diese Bezeichnung daher, daß sie einmal von ihrem ersten Gatten eine „Maulschelle" erhalten hatte.

Allein auch diese Ableitung ist irrig; dagegen ist es erwiesen, daß diese Bezeichnung von der Maultaschburg bei Meran abzuleiten ist, auf welcher sie sich gewöhnlich aufhielt, so daß dieselbe ihre Residenz genannt werden kann. Dieses Schloß, welches eigentlich Neuhaus heißt, hatte den Namen „Maultaschburg" längst ehe die Fürstin Margarethe geboren worden war, und diese Bezeichnung durch den Volksmund kommt schon in sehr alten Urkunden vor. Boehmer meint, daß die sogenannte Terlaner Klause, welche angeblich mittelst eines unterirdischen Ganges mit Neuhaus in Verbindung stand und zur Straßensperre angelegt war, den Spottnamen „Maultasche" erhalten haben dürfte; dieser Name sei am ehesten aus dem italienischen „malatasca" entstanden, das eine Mausfalle bedeutet und als Verspottung für die kleine verhaßte Befestigung ganz passend erscheint; das deutsche Volk habe sich die wälsche Bezeichnung durch die Umsetzung in Maultasche mundgerecht gemacht, diese sodann aber mit der Schloßbewohnerin im Laufe der Zeit in Beziehung gebracht.

Die Legende der Namensentstehung für dieses Schloß ist eine sehr natürliche, alles Zaubers leicht entkleidbare: Auf dem Schlosse hauste einst ein leichtfertiger Junker, gefährlich den Jungfrauen der Gegend. Einst trug es sich zu, daß ein Mädchen den Schloßberg in verwegener Herausforderung hinanstieg; da trat ihm ein „geheimnisvoller Jäger" entgegen und machte es auf das Gefährliche und Unziemliche seines Ganges aufmerksam. Es ließ sich jedoch nicht abhalten und wandelte lachend weiter. Nach acht Monaten kehrte die Dirne aus dem Schlosse wieder zurück, weinend und verstoßen von dem Junker noch dazu in sehr bedenklichen Umständen. Und an derselben Stelle trat ihr abermals „der geheimnisvolle Jäger" entgegen; diesmal jedoch sprach er kein Wort, indeß verabreichte er ihr eine derbe „Maultasche" (wie in Tyrol die „Maulschelle" genannt wird; noch heute heißt in Tyrol „taschen" so viel wie „bemaulschellen"). Nun, von dieser geheimnisvoll gegebenen, aber

Digitized by Google

recht offenkundig gewordenen strafenden Ohrfeige erhielt das Schloß den Namen, welcher auch auf dessen nachmalige Herrin übertragen wurde und einfach ausdrücken soll: Bewohnerin oder Besitzerin der Maultaschburg.

Die Reste dieser eine Strecke unter Terlan auf vorspringendem Felsen in Ruinen liegenden — durch die gedachten Ereignisse und Volkssagen noch immer interessanten — Burg wurden im October 1888 durch den Gymnasial-Professor P. Archangelus Simeoner in Bozen untersucht. Die Sage berichtet nämlich von der Existenz eines unterirdischen Ganges, welcher die Burg mit einem andern Schlosse, das hart unten an der Fahrstraße lag, verband. Die mit Hilfe der Gymnasialschüler des achten Curses unternommene Untersuchung ergab, daß ein solcher Gang, in Felsen gehauen, wirklich vorhanden ist und in steiler Senkung seine Richtung gegen die Straße nimmt. Der Eingang öffnet sich an einer sehr versteckten und abgelegenen Stelle zwischen den Felsen. Auf diese Stelle wurde Professor P. Simeoner durch den Stationschef in Terlan und Dr. Bederlunger dortselbst aufmerksam gemacht, die sich ebenfalls alle Mühe gaben diesbezüglich behilflich zu sein. Die Ruine ist Eigenthum der gräflichen Familie Enzenberg, weßhalb dieselbe durch Professor P. Simeoner benachrichtiget und ersucht wurde, durch die k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale weitere Schritte zu veranlassen. So reichen ungelöste Geheimnisse aus jener vielfach sagenhaften Zeit durch Jahrhunderte bis in die Gegenwart herüber, ein geistiges Band, welches selbst die entferntesten Geschlechter verbindet.

* * *

Die verwitwete Schwiegertochter, die jüngere Margaretha, war schon drei Jahre früher in das Grab vorausgegangen, als am 3. October 1369 Margarethe Maultasche starb und mit ihr war das letzte Glied jener Dynastie zur Ruhe gegangen, aus der Tyrol seine ersten Landesfürsten empfangen hatte. Jene Zeit, während welcher Tyrol ein selbständiges Land für sich bildete, war hiermit abgeschlossen und diese Thatsache führt zur Beantwortung der für unser Vaterland so wichtigen Frage: wie ist das herrliche Bergland Tyrol an das Haus Habsburg und an Oesterreich gekommen?

Dem Herzoge Rudolph IV. von Oesterreich — dem Aeltesten von vier Brüdern — seiner vielen Edlen Werke wegen auch der „Stifter"

Digitized by Google

genannt, beim Ableben seines Vaters Albrecht im Jahre 1358 großjährig und 19 Jahre alt, einem Fürsten von edlem Charakter und hochstrebendem Geiste, sowie persönlicher Liebenswürdigkeit, ist diese kostbare Erwerbung zu danken. Er war eine der außerordentlichsten Erscheinungen seiner Zeit, reich an hochfliegenden Reformplanen, hatte aber nicht nur destructives Streben, er besaß vielmehr positiv schöpferische Talente. Er war um Jahrhunderte zu früh zur Herrschaft gekommen, denn seine Zeitgenossen vermochten seine erhabenen Gedanken und neugestaltenden Thaten nicht zu fassen und zu würdigen. Er legte den Grund zur Basilica von St. Stephan zur Ehre Gottes, „den wir", wie er sagte, „als unseren Schöpfer mit vernünftiger Kraft erkennen wollen" — und anno 1395 stiftete er die Universität in Wien. Der erste von allen habsburgischen Fürsten nannte er sich Erzherzog, sich stützend auf jenes kaiserliche Privilegium, wornach die Herzoge von Oesterreich den ältesten Herzogen beigezählt werden und daher Erzfürsten sein sollen.

Dieser kluge Fürst nun hatte längst, trotz seiner Jugend, die besondere Achtung und Bewunderung der Tyroler Fürstin errungen, als Ludwig und Margarethe — von aller Welt beinahe ob ihrer von Rom nicht anerkannten Ehe angefeindet und verfolgt — das sehnliche Bedürfnis fühlten, sich mit dem päpstlichen Stuhle zu versöhnen. Dieses edle Streben war der zum Vermittler angerufene Rudolph von Oesterreich zu unterstützen freudig entschlossen und förderte dasselbe in vorzüglicher Weise und mit rastlosem Eifer als einziger selbstloser Freund des von der Kirche verstoßenen Fürstenpaares. Als nun seine Entschlossenheit und aufopfernde Thatkraft alle Hindernisse beseitigt hatte, gewann er dadurch, daß er trotz Kirchenbann und Interdict so treu zu ihnen gestanden und ihr fester Schirm und Schutz geblieben war, Margarethe's Dankbarkeit und Bewunderung in solchem Umfange, daß sie ihn — obwohl die Häuser Görz, Bayern und Böhmen, nebst anderen Prätendenten auf Tyrols Besitz sie für sich zu gewinnen suchten — im Jahre 1359 für den Fall ihres unbeerbten Abganges zum Erben aller ihrer Besitzungen einsetzte.

Diese kluge Maßregel der bedingungsweisen Erbes-Einsetzung war auch deßhalb geschehen, um das schöne Land Tyrol für alle Fälle vor blutigen Kämpfen und Streitigkeiten zu wahren, denn die verschiedenen Rechte und Ansprüche auf dasselbe gingen so durcheinander und waren so verwirrt und unklar, daß — im Falle des Abganges eines Leibes-

Digitized by Google

erben von ihrer Seite — voraussichtlich derjenige Tyrol erwerben mußte, der in der Lage war, am schnellsten und kräftigsten zuzugreifen und sich in dessen Besitz zu setzen.

Es waren nämlich ihre nächsten Verwandten unbestreitbar die Herzoge von Oesterreich, da Margarethens Vater König Heinrich und Albrecht II. Mutter Elisabeth, die Großmutter der damaligen Herzoge von Oesterreich, Geschwister waren. Aber gegen die Erbrechte der Herzoge von Oesterreich konnten allenfalls die Grafen von Görz Einsprache erheben; denn als Meinhard II. und sein Bruder Albrecht 1271 ihre Besitzungen getheilt hatten, war bei ersterem Tyrol geblieben; da letzterer Görz mit dem östlichen Pusterthal erhalten hatte, war auch bestimmt worden, daß, wenn einer von ihnen ohne Erben sterben würde, alle seine Besitzungen an den anderen oder dessen Nachkommen fallen sollten. Anders freilich war es mit den Lehen, welche, wenn die tyrolische Regentenfamilie ausstarb, an die Lehensherrn zurückfielen, und gerade in Tyrol waren fast alle Grafschaften Lehen der Bischöfe von Trient und Brixen. Wohl hatten seit hundert Jahren diese letzteren ihre Rechte gar nicht mehr geltend gemacht und fast in Vergessenheit gerathen lassen. In all diesen Verhältnissen aber, welche man in geeignetem Augenblicke wieder neu beleben und ausnützen konnte, lag der böse Keim für jahrelange Kämpfe, und diesen zum Besten des Landes zuvorzukommen *that Margarethe den gedachten ersten entscheidenden Schritt*, als einzige rechtmäßige Herrin des Landes Tyrol, wenn sie gleich seit ihrer Verheiratung die Regierung nicht mehr selbst führte.

Noch im Laufe des Monates September 1359 traf in Wien die Freudenbotschaft von der Errichtung dieses Vermächtnisbriefes ein, wornach die Grafschaft Tyrol, Görz, die Gegend an der Etsch mit der Burg Tyrol und alle anderen Burgen an die Herzoge von Oesterreich fallen sollten und dieselbe erregte allgemeinen Jubel.

Als nun später Margarethens Gatte und Sohn in den Jahren 1361 und 1363 gestorben waren, stand diese Fürstin allein ohne männlichem Schutz und mußte die Landes-Verwaltung selbst übernehmen. Da traten alsbald zahlreiche Abenteurer mit angeblichen Ansprüchen und Rechten auf Liegenschaften oder Leibrenten an sie heran, man bestürmte sie um Gewährung von Beneficien oder Sustentationen, suchte selbst durch Drohungen und Gewaltacte die alleinstehende Frau einzuschüchtern, um thunlichste Vortheile zu erjagen. Ihre Frauenhand zeigte sich bald zu

Digitized by Google

schwach, um in diesem Sturme stand zu halten, Tyrol begann einer Tafel zu gleichen an welcher sich die Habgierde zu sättigen suchte, und die Zügel der Verwaltung drohten ihren schwachen Fingern ganz zu entgleiten zum Verderben des Landes.

In dieser höchsten Noth war es wieder der damals in Wien weilende Rudolph von Oesterreich, welcher ihr zu Hilfe kam, sobald seine Schwester, die Witwe Meinhards III., ihn durch einen Eilboten von der trostlosen Lage der Tyroler Fürstin und des Landes verständiget hatte. Herzog Rudolph erkannte es sofort, daß die größte Eile nothwendig war und nahm daher, obwohl es Winterszeit war und die damaligen Communicationen noch alles zu wünschen übrig ließen, den nächsten Weg über die Gebirge von Salzburg und Pusterthal.

Nur seiner unbeugsamen Energie ist es zuzuschreiben, daß er noch im Monate Januar in Bozen eintreffen konnte, was unter den damaligen Verhältnissen beinahe „geflogen" genannt werden konnte. Welche Gefahren, Hindernisse und Beschwerden er dabei zu bestehen hatte, sagt in größter Kürze Haselbach's Hist. Austr. mit den Worten:

„Princeps Rudolphus nec hiemalis frigoris inclementia, quae tunc plus solito alguerat, nec nivium spissitudine territus, nec montium asperitate fatigatus cum paucis per alpium crepidinem **reptando manibus,** ut plurimum rusticorum arte, venit ad Athesim."

Man kann also buchstäblich sagen, mit der eigenen Hände Arbeit habe sich der erste Habsburger Tyrol erworben und es war diesem Fürsten dieses Land ein lieber Preis und ein werther Besitz, da er weder Mühe und Beschwerlichkeit, und, bei seiner zarten Gesundheit, selbst die Gefahr des Lebens nicht gescheut hat, sich ihn zu erringen.

Dagegen sind später Zeiten gekommen, da haben ihrerseits die Bewohner Tyrols bewiesen, daß auch sie weder Mühe noch Beschwerlichkeiten noch die Gefahren des Lebens scheuten, um dem späten Enkel desjenigen Fürsten angehören zu können, der einst so vieles um ihren Besitz eingesetzt und unter Gefahren darum gefreit hatte.

War Rudolph schnell gewesen, um rechtzeitig nach Tyrol zu kommen, so war er nicht minder schnell, diese seine Anwesenheit für die Zwecke, die er vor hatte, nach Thunlichkeit zu benützen. Er nahm die Zügel der Verwaltung allein in die energische Hand, Margarethe entschloß sich, nach Wien zu übersiedeln und am 26. Januar 1363 schon stellte sie eine

Digitized by Google

definitive und unbedingte Abtretungs-Urkunde betreffs Tyrol aus, das bedeutungsvolle Document entscheidend für alle kommenden Zeiten in Oesterreich und Tyrol.

In dieser Verschreibung constatirt sie vor allem ihre unbeschränkte Regierungsgewalt und ihr Verfügungsrecht über Tyrol mit den einleitenden Worten:

„Wir Margaretha von Gottes Gnaden Markgräfin zu Prandtenburg, Herzogin von Bayern und Cärnten, auch Gräfin von Tyrol und Görz bekennen, daß wir angesehen haben den grossen gwalt, den der Allmächtig Gott an uns in khurzen Zeiten gewirkht hat, Also das Er uns die hochgebornen Fürsten Marggrafen Ludwig, unsern lieben Herrn und Gemahel, darnach Marggraf Meinhard, unsern lieben Sohn seeliger gedechtnus von diser Welt genommen hat, Also das die Grafschaft zu Tyrol von dem Gewalt des Allmechtigen Gottes wider an Uns gefallen ist."

Der weitere Inhalt dieser Urkunde ist folgender:

„Obgleich der almächtige Gott sie leider entsetzt habe von leiblichen Erben, so habe er ihr doch solche „Vatermagen" (Vettern), Lidmagen (Leute) und Gesippe gegeben, die von Geburt ihre allernächsten und rechtesten Erben seien. Sie habe daher nach dem Rathe ihrer Landherren und Räthe, für den Fall ihres Ablebens, ihren Oheimen, den Herzogen Rudolph, Albrecht und Leopold von Oesterreich ihre Besitzungen zugesprochen, nämlich: die würdigen und edlen Grafschaften zu Tyrol und zu Görz, das Land und die Gegend an der Etsch, und das Innthal, mit der Burg zu Tyrol und mit allen anderen Burgen, Klausen, Städten, Thälern, Gebirgen, Marken, Dörfern, Weilern, Lehen, Höfen, Vogteien, Gerichten, Münzen, Mauthen, Zöllen, Zinsen, Zehendten, Steuern, Hölzern, Wilden, Wäldern, Huben, Weingärten, Aeckern, Seen, fließenden Wässern, Fischweiden, Wildbannen und andern Gütern, Nutzungen und Diensten, dann mit allen Prälaten, Aebten und Pröbsten und gemainiglich aller Pfaffheit[1]); darnach mit allen Grafen, Freien, Dienstleuten, Landherren, Rittern und Knechten, Burggrafen, Pflegern, Richtern, Amtleuten, Räthen, Bürgern, Helden und allen anderen Landsassen, Leuten, Armen und Reichen, mit allen Mannschaften und Diensten, geistlicher und weltlicher Lehenschaft und in Summa mit allen andern Freiheiten und Rechten,

[1]) Ein dazumal üblicher Ausdruck, nicht etwa ein Schimpfname.

Digitized by Google

und ebenso alle ihre Herrschaften und Güter in Bayern. So lang sie lebe, wolle sie diese Besitzungen nur in der Herzoge Namen inne haben. Wollte sie aber jemals, „davor Gott sei" darauf vergessen und dawider handeln, so soll das ohne Kraft sein. Darum befehle sie allen Prälaten, Pröbsten und aller Pfaffheit; ferner ihrem Hauptmanne, Burggrafen, Amtleuten, Pflegern, Vögten und Richtern zu Tyrol, und auf allen Vesten, Klausen, Städten, Gebirgen, Thälern, Märkten und Dörfern, dann allen Grafen, Freien, Dienstleuten, Landherren, Rittern und Knechten, Bürgern, Landsassen und Helden, Frauen und Männern, Alten und Jungen, Edlen und Unedlen, Armen und Reichen — zu schwören, daß sie den vorgenannten Herzogen und ihren Erben gegen jedermann Treue und Wahrheit halten und leisten, ihren Nutzen und ihre Ehre fördern, ihren Schaden wenden, ihnen unterthänig und gehorsam sein, und mit allen Sachen, als ihren rechten und wissentlichen Herren, billig und recht thun wollen".

Dabei waren gegenwärtig, unterschrieben ihren Namen und leisteten den Eid im Namen aller Andern, Geistlichen und Weltlichen, Edlen und Unedlen, Armen und Reichen in Städten und auf dem Lande, folgende Herren: Egon Graf von Tübingen Land-Commenthur des deutschen Ordens zu Bozen, Ulrich von Matsch d. J., Heinrich von Rattenburg, Petermann von Schänna, Eckhard von Willanders auf Trostburg, Hanns von Freundsberg, Friedrich von Greifenstein, Hanns von Starkenberg, Rudolph von Ems, Ulrich der Fuchs von Eppan, Berthold von Passeir, Hildebrand von Firmian und Botsch von Bozen.

Durch diese Verschreibung vom 26. Jänner 1363 hat Herzog Rudolph von Oesterreich den einzig legalen, entschiedenen Rechtstitel auf Tyrol erworben; denn jene Fürstin, welche allein über Tyrol disponiren konnte, hatte darin ihn und seine Brüder zum Erben eingesetzt. Dennoch traten auch gegen ihn alle frühern Prätendenten wieder auf, aber durch Klugheit und weise Mäßigung wußte er die Meisten zu versöhnen; wo dies aber nicht gelang, siegte rasch sein tapferes Schwert, welches Tyrol vertheidigte. Von da an prangte das Wappen des neu erworbenen Landes neben jenen der alten Erbländer in den Räumen der herzoglichen Burg. In Folge dieser Erwerbung verließ Herzog Rudolph IV. mit seinen Brüdern Wien und wurde am 8. Februar 1364 zu Brünn durch den Kaiser mit Tyrol belehnt. Zwei Tage darauf wurde eben daselbst der Erbfolge-Vertrag (in Betreff wechselseitigen Erbanfalles

Digitized by Google

ihrer Länder bei gänzlichem Abgange männlicher und weiblicher Leibeserben eines oder des andern Hauses) zwischen dem Kaiser und König Wenzel von Böhmen, Markgraf Johann von Mähren und den Herzogen von Oesterreich unterzeichnet.

Es waren dies gar freudige Ereignisse, welche die Wiener mit Recht bejubelten, denn sie befestigten ja die Macht und das Ansehen des Hauses Habsburg. Am 18. November 1363 endlich wurde der Schlußstein an das Werk gelegt, in der Erneuerung des Hausgesetzes Herzog Albrechts II. Darin wurde ausgesprochen, daß fortan alle Besitzungen der Herzoge von Oesterreich ein untrennbares Ganze bilden sollten und mit allen fahrenden Gütern zusammen ein Gemeingut des österreichischen Regentenhauses, dessen Haupt und oberster Herr stets der Aelteste des Stammes sein solle.

Wie schön lautet die Erläuterung des Zweckes dieser Urkunde in den Worten: „dies sei verfügt, damit wir gebunden seien ewiglich mit einander brüderlich zu leben, in solcher Einhellung und Gunst, damit wir allzeit friedlich und lieblich bei einander verbleiben und auch nach des allmächtigen Gottes Willen und Gnaden aufnehmen und wachsen in allen Würden, Ehre und Güte, und damit sich alle unsere treuen Unterthanen in allen unsern Landen, geistlich und weltlich, freuen und trösten ewiger Sanftmüthigkeit des Friedens und Gemaches." ... Und was auch die spätern Tage gebracht haben, noch immer blickt der Geist Albrecht des Weisen aus diesem Hausgesetze; was auch gegen denselben gefehlt wurde, die herrliche Saat gedieh dennoch im Großen und Ganzen und die kommenden Stürme vermochten sie höchstens zu hemmen, nie aber sie zu zerstören.

Seit jener Abtretungs-Urkunde im Jahre 1363 sind die Geschicke Tyrols nunmehr durch weit mehr als fünf Jahrhunderte innig und mit kaum nennenswerthen Unterbrechungen mit den Geschicken Oesterreichs unter Habsburgs mächtigem Scepter, in Glück und Unglück erprobt, durch Herrscherhuld und Völkerliebe zu einem untrennbaren achtunggebietenden Ganzen vereint.

Digitized by Google

Zwei Blätter

zur

hundertjährigen Gedenkfeier des Todes Wolfgang Amadeus Mozart's

(5. December 1791—1891)

von

Hermine Proschko.

I.

Lacrymosa.

Der Meister ruht auf weichem Pfühle,
Die Wange hohl, das Antlitz bleich,
Sein Geist schwebt auf vom Weltgewühle
Ins schöne Harmonienreich.

Er lauscht den sanften Musikklängen
Der Spieler hier im kleinen Raum,
Die Töne sich zum Herzen drängen —
Der Meister hemmt die Rührung kaum.

Schon winkt der Engel ihm, der bleiche,
Mit der Cypresse dunklem Grün —
In's Todtenreich vom Musikreiche
Soll jetzt der große Mozart zieh'n.

Dem Requiem will er noch lauschen,
Es ist sein hehrer Schwanensang . . .
Horch! wie die Töne aufwärts rauschen
Wie Tubaschall und Harfenklang!

Digitized by Google

Und athemlos lauſcht ſeinem Werke
Der Meiſter, und ſein Auge ſtrahlt,
Das Tongebild voll Kraft und Stärke
Erfaſſet ihn mit Allgewalt.

Und jetzt — welch wundervolles Klingen!
Das „Lacrymoſa" tönt ſo ſüß,
Sind's Cherube, die alſo ſingen,
Sind's Klänge aus dem Paradies?

Sein Preislied iſt's das hohe ſchöne,
Es drängt ſich ſanft in's Herz hinein,
Und mit dem Schöpfer dieſer Töne
Wird auch das Lied unſterblich ſein.

Der Engel winkt zum ew'gen Hafen,
Der Meiſter lauſcht noch mit Inbrunſt —
Bei ſeinem Preislied zu entſchlafen,
Das iſt wohl ſelt'ne Himmelsgunſt.

O möge jedem Edlen, Braven,
Gleich hohe Gunſt beſchieden ſein,
Mög' ihm ſein Beſtes beim Entſchlafen,
Das er gewirkt, ein Führer ſein.

Der Meiſter ruht auf weichem Pfühle,
Die Wange feucht, das Antlitz bleich,
Sein Geiſt ſchwebt auf vom Weltgewühle
In's ew'ge Harmonienreich.

II.

Mozart-Denkmal.

Ein Denkmal Dir, Du großer Schöpfer
Und Fürſt im Reich der Harmonie? —
Du haſt es längſt — Denkmäler, Meiſter,
In allen Herzen haſt Du ſie!

Digitized by Google

In Herzen, die für Muſik ſchlagen,
Und Klänge lieben hehr und rein,
Dort ſetzteſt Du Dir, Wolfgang Mozart,
Denkmäler viele tauſend ein.

Doch auch die alte Vindobona,
So ſchön und groß durch Kaiſerhuld,
Will Dich in ihrem Herzen haben,
Will zahlen Dir die Ehrenſchuld.

Prangt in der Stadt, die Dich geboren,
Dein Standbild längſt, Du Mann ſo groß,
So ſchmück' es auch des Reiches Sonne,
Wo ſich Dein Aug' zum Tode ſchloß.

Der Nachwelt ſei es ein Vermächtnis,
Wie Oeſt'reich ſeine Söhne ehrt,
Und ſo die Kleinode des Reiches
Durch dieſes Standbild wieder mehrt.

Und möge an dem Steingebilde
Auch rütteln einſt der Zahn der Zeit,
Dein Geiſt lebt fort, erhab'ner Meiſter,
Im Lichte der Unſterblichkeit!

Digitized by Google

Die Tyroler-Colonie am Pozuzo in Peru.

Im Februar 1857 erhielt ich von meiner älteſten Schweſter Maria Anna ein Schreiben des Inhalts, daß ſie entſchloſſen ſei mit ihrer Familie nach Peru auszuwandern. Ich antwortete: „Bleibe im Lande und nähre Dich redlich", worauf ſie erwiderte: „Du haſt leicht reden, biſt ledig und haſt weder Kind noch Keid. Ich aber habe ſieben Kinder, darunter fünf Mädl, die alle hinaus müßen in Dienſt, und wie ſie mir zurückkommen weiß Gott. In Peru bekommen wir Feld grad genug, haben alle Arbeit und Brod." In der That war meine Schweſter nicht auf Roſen gebettet. Sie hatte in Silz (Ober-Innthal Tyrols) ein kleines Anweſen mit einer magern Kuh und wenns hoch ging noch einem Kalble. Das Feld bot nebſt Gras noch etwas Türken (Mais) und Kartoffel. Ihr Mann Caſpar Egg zog allwöchentlich ein- oder zweimal mit einem Karren nach der neun Stunden entfernten Provinzhauptſtadt Innsbruck, um für ſeine Schweſter, genannt die ſchwarze Marianna, welche auf dem Kirchplatz einen kleinen Kramladen hatte, verſchiedenerlei Sachen einzukaufen. Bei meinem geringen Gehalt von 600 fl. konnte ich Maria Anna um ſo weniger unterſtützen, als ich noch für ſechs Doppelwaiſen einer anderen Schweſter und für meine alte Mutter, die in Barwies mein Häuschen bewohnten, zu ſorgen hatte.

Aber warum gerade nach Peru? Das kam ſo:

P. Auguſtin Scherer, Benedictiner von Fiecht, Pfarrer in Stans und nachher in Achenthal, war auf einem Katholiken-Congreſſe in Deutſchland mit einem hervorragenden katholiſchen Manne, deſſen Name mir entfallen iſt, näher bekannt geworden. Dieſer ſchrieb ihm im December

Digitized by Google

1856, daß Baron Schütz zu Holzhausen (von Camberg) aus Peru angekommen sei, um nach einem Contracte mit der peruanischen Regierung deutsche Colonisten katholischer Religion für die Gegenden am Pozuzo und Mairo anzuwerben und daß er solche besonders in Tyrol zu finden wünsche. Zugleich empfahl der Briefschreiber den Herrn von Schütz als einen gut katholischen und grundehrlichen Mann, und als solchen hat er sich auch nachgehends bis zu seinem Tode bei jeder Gelegenheit bewährt, was Herr Pfarrer Egg nebst seiner gesammten Gemeinde wiederholt bezeugt hat. Auf Grund dieser Empfehlung trat P. Augustin mit dem Baron in Briefwechsel und theilte das Resultat seinem Freunde Joseph Egg, Capellan in Wald (bei Imst) und noch einem anderen Freunde mit der Bemerkung mit, daß Schütz 3—400 für dieses Jahr zusammenzubringen wünsche, welche von einem oder zwei Priestern begleitet werden möchten. Im kommenden Jahre gedenke er 1000 aufzunehmen, indem er innerhalb zehn Jahre 10.000 zu liefern habe. Halb im Scherz halb im Ernste schrieb Egg an P. Augustin, daß er im nächsten Jahre bereit wäre mitzugehen. Darauf hin erhielt Egg von Schütz einen Brief, in welchem er mit der ersten Expedition zu gehen gebeten, und zugleich ersucht wurde, er möchte sich an einem bestimmten Tage bei P. Augustin in Stans zu einer Besprechung einfinden. So fuhr Egg mit meinem Schwager Caspar nach Stans, woselbst sich auch Baron Schütz eingefunden. Derselbe begleitete sodann Herrn Egg retour nach Silz, wo er ein Paar Tage verweilte. Vor seiner Abreise wurde Egg als Bevollmächtigter aufgestellt und beauftragt, nur brave Familien aufzunehmen. Den Colonisten wurde freie Reise von Antwerpen aus bis an den Bestimmungsort Pozuzo und daselbst durch sechs Monate freie Verpflegung versprochen. Am 29. März sollte die Einschiffung in Antwerpen stattfinden. So schritten denn Egg und Scherer an's Werk. Ersterer suchte Colonisten im Ober-Innthale, hauptsächlich in Silz, weil er dort als einstmaliger Cooperator gut angeschrieben, und letzterer nahm Unter-Innthaler aus Kitzbüchel u. s. w. auf, während Schütz selbst beiläufig 100 Rheinländer aus der Moselgegend angeworben, so daß die Colonie im Ganzen etwas über 300 Köpfe zählte. Begreiflicherweise machte die Sache viel Aufsehen, führte zu lebhaften Erörterungen pro und contra und wie der Tyroler überhaupt, namentlich der Oberländer, jedes bedeutendere Ereignis zu Lied bringt, so wurde auch die Peruaner Sache gar bald in Wirths- und Bauernstuben, auf Stühlen und Bänken lebhaft besungen.

Digitized by Google

Es ſei geſtattet, ein Beiſpiel, und zwar ein recht derbes, herzuſetzen:

I.

Es iſt kein Leben nimmermehr
Im alten Land Tyrol,
Drum ſchickten ſie von Perú her,
Ob man nicht kommen woll.
Man kriegt dort an die 60 Jauch
Und Geld genug dazu,
Drum greif ich froh zum Wanderſtab
Und reiſe nach Perú, Perú, Perú.

II.

Wann einer 15 Fratzen hat
Und keinen Kreutzer und Brod,
Packt ſeinen ganzen Rumpel zomm
Und ſagt Adie du Noth:
Ich wand're nach Amerika,
Dort gibt es Brod genug,
Drum greif ich froh zum Wanderſtab
Und reiſe nach Perú, Perú, Perú.

III.

Wann einer á böſes Weiberl hat,
Die ihn nur zankt und plagt
Der weiß ſich gleich an guten Rath
Wie ihm die Zeitung ſagt:
Ich wand're nach Amerika
Und ſag Du ſchimpf nur zu,
Ich greife froh zum Wanderſtab
Und reiſe nach Perú, Perú, Perú.

IV.

Wann oan vor ſein Dirndl graußt
Und kommt nicht leicht davon,
Der macht ſich jetzt wohl gar nichts draus,
Er weiß ein Mittel ſchon:
Ich wand're nach Amerika,
Bleib nur zu Haus du Kuh,
Drum greif ich froh zum Wanderſtab
Und reiſe nach Perú, Perú, Perú.

V.

Wann aner ſo viel Schulden hat
Als wie a Bettler Läus,
L..... .....h ihr Gläubiger,
Ihr macht mir nimmer heiß:

Digitized by Google

Ich wand're nach Amerika,
Dort hab ich von Euch Ruh,
Drum greif ich froh zum Wanderstab
Und reise nach Perú, Perú, Perú.

VI.

Drum lade ich jetzt Alle ein
Hin in jenes Land,
Es kann ja nirgends besser sein,
Dös ist ja allbekannt,
Der Teufel bleibt gewiß hier zurück,
Dort kommt er uns nicht zu,
Drum greifet froh zum Wanderstab
Und reiset nach Perú, Perú, Perú.

Nun, ob es gar so leicht und einfach, sich aller Mühsal und Unbehaglichkeit in der alten Welt zu entschlagen, und ob in der neuen wirklich das gelobte Land, wo Milch und Honig fließt, ohne daß es den Menschen viel Plag und Arbeit kostet, das werden wir ja an unseren Auswanderern sehen!

Am 16. März 1857 war in Silz schon beim Morgengrauen Alt und Jung auf den Beinen; der Himmel düster und schneeflockig, als wollte er non placet verkünden; auf dem Kirchplatze die Leute Kopf an Kopf gedrängt zur Verabschiedung von den Auswanderern; kein Auge trocken, lautes Weinen und Händeringen solcher, die ihr leibliches Kind, Vater und Mutter oder Bruder und Schwester verlassen mußten auf immer und ewig, zumal an eine Rückkehr aus dem so weit entfernten Peru nicht zu denken war. Dann ging es fort über den Fern nach der ersten Station Lermoos, woselbst der brave Postmeister den armen Auswanderern eine ausgezeichnete Herberge bereitet hatte.

Meine Schwester hatte sich von der Mutter bereits am 12. März verabschiedet, nachdem sie deren Segen erbeten und erhalten hatte. Sie ging, wie nachgehends Mütterchen erzählte, trockenen Auges und lachenden Mundes. Sie war eben ein Jahr alt aus dem elterlichen Hause in Längenfeld zu den mütterlichen Verwandten auf Niederthey gebracht worden, sohin nicht an der Seite Liebmütterchens aufgewachsen, und derartigen Kindern entkommt die Liebe und Innigkeit zu ihren Eltern, weshalb auch nachgehends die Mutter unzähligemal sagte: „Wenn ich hundert Kinder hätte, würde ich keines mehr aus dem Hause geben." Auf den 19. März hatte ich die Zusammenkunft mit und Verabschiedung von

Digitized by Google

meiner Schweſter in Augsburg verabredet. Wie ſeit Jahren ſtieg ich zum „Lamm" ab, während Egg nebſt ſeinem Collegen Ueberlinger, Weltprieſter der Brixner Diöceſe, und vielen Coloniſten „bei den drei Kronen" einlogirt waren. Selbſtverſtändlich war mein erſter Gang zu Egg, um den ſich auch meine Verwandten geſchaart hatten. So ſaßen denn wir drei geiſtliche Joſeph am Tage unſeres heiligen Patrons gemüthlich und wehmüthig beiſammen zugleich mit faſt ſämmtlichen Coloniſten. Da öffnete ſich plötzlich die Thüre und herein trat ein ehrwürdiger Herr mit einer Frau, die ein Körbchen mit allerhand Labung für die weite Reiſe trug. Der Herr war der Maler Rugendas, der fünfzehn Jahre in Peru geweſen und wie er ſagte die Gegend am Pozuzo genau kennen gelernt. Er wollte den Auswanderern ſeine Erfahrungen mittheilen und ſie rechtzeitig warnen. „Ihr werdet, liebe Leute, curios ſchauen, wenn Ihr keinen Winter mehr habt und keinen Schnee." „Das iſt uns ja recht", ſchrie der große Gärber aus dem Unter-Innthale. „Hinaus mit ihm, er will uns abwendig machen", ſchrie die Menge und das beſtmeinende Ehepaar mußte hinaus. Die Labung betrachteten ein paar Hitzköpfe als Gift, ſo ſehr hatte man die Leute gedrillt. Nach Jahren ſchrieb mir wohl meine Schweſter: „Der Herr in Augsburg hat wohl recht gehabt, o hätten wir Winter wie in Tyrol." Die Coloniſten hatten lauter Papiergeld. Egg und ich gingen nun dasſelbe auszuwechſeln. Wir wandten uns zunächſt an den Redacteur der „Augsburger Poſtzeitung" Dr. Huttler, mit dem ich journaliſtiſch in Verbindung ſtand. Der wies uns an einen chriſtlichen Banquier, der jedoch ſo hohes Agio forderte, daß wir unverrichteter Sache fortgingen. Hierauf wandten wir uns an einen iſraelitiſchen Geldmann. „Das ſind lauter arme Leute," ſagte dieſer, „die man nicht überhalten darf", und begnügte ſich mit einer ganz geringen Proviſion.

Nachdem die Geldſache geordnet war, rüſtete man ſich zum Aufbruch. Mein Schwager gab das Signal zum Gebet und erſuchte mich um den Segen, den ich ſofort mit lauter Stimme ausſprach in nomine Patris et Filii et Spiritus sancti. Mir war es, als ſtünde ich auf dem Friedhofe vor den Särgen theurer Angehörigen und als hauchte es: „Requiescant in pace".

Auf Wiederſehen im Jenſeits! Um 10 Uhr abends Ankunft in Stuttgart. Es war eben Faſttag. Die Leute begehrten Faſtenkoſt. Da brachte man ihnen eine Suppe mit Stockfiſch, Erdäpfeln und Fleiſchbrocken. „Greift nur zu", ſagte der vernünftige Pfarrer, „wir ſind auf der Reiſe!"

Digitized by Google

Von Mannheim ging es per Dampfschiff nach Köln, wo sie eine so elende Liegerstatt hatten, „daß selbst dem Hund Silva der . . . . . wehe that und allen Bucklichten die Cur anzurathen wäre, um gerade zu werden."

Am 25., 7 Uhr abends Ankunft in Antwerpen.

Ueber die Reise von alldort bis Peru möge nachstehendes Schreiben ddto. Akuabamba 13. October 1857 meiner sehr gut geschulten, leider schon vor vielen Jahren verstorbenen Nichte Anna Katharina folgen:

Hochwürdiger Herr Onkel!

Unser letztes Schreiben werden Sie erhalten haben. (Leider nicht!) Ich will Ihnen nun unsere Reise beschreiben. Am 26. März bestiegen wir in Antwerpen das Schiff. Der Gedanke, ob ich je noch den Erdboden betreten werde, preßte mir eine Thräne aus. Ich dachte, vielleicht werden die Wellen mein Grab oder das meiner lieben Eltern und Geschwister. Doch der Glaube gibt Muth. Der alldurchdringende Schall der Posaune weckt einen jeden auf, wo immer er gestorben sein mag, gleichviel ob er ruht in kalter Erdengruft oder im Grabe der Wogen. Also in Gottes Namen!

Tausende von Menschen standen am Ufer und winkten uns das letzte Lebewohl zu; die Tyroler schwangen ihre Hüte, das Geschrei der Matrosen erfüllte die Luft, vom Damm her das liebliche Glockenspiel. Herr Baron Schütz nahm von uns Abschied. Er eilte mit Dampfschiff voraus nach Peru zu unserem Empfang. Es wurde die österreichische Volkshymne geblasen, ein schallendes Vivat dem Kaiserhause Oesterreich ausgebracht und ein Lebewohl unserem Vaterlande Tyrol. Bald entschwand Antwerpen unserem Auge. Abends wurde bei Holland geankert. Vom Herrn Pfarrer wurden nun 23 Paare getraut.

Die Nacht über wurde das Meer unruhig und wir bekamen die Seekrankheit. Diese Krankheit ist ein Wirbel, als wenn man besoffen wäre, dann kommt das Erbrechen. Es wird einem so schwer, daß er glaubt, er müße verzweifeln. Darauf kommt der Hunger. Der Wind war uns nicht günstig bis zum 8. April. Wir waren zwischen England und Frankreich. Hier sind die gefährlichsten Stellen bis zum Cap Horn. Wir bekamen zum zweitenmal die Seekrankheit. Den 9. April kamen wir auf die hohe See. Das Wasser war sehr stürmisch. In der Küche konnte man schier kein Feuer anmachen, weil das Wasser fortwährend über Bord schlug. Für uns war es eine wahre Leidenswoche. Alles krank, keines konnte dem anderen helfen und nichts zu essen. Darum sollten sich nachkommende Colonisten mit folgenden Sachen versehen: Mehl, Schmalz, Speck, Zwetschken, Mandeln, etlichen Flaschen Wein und Branntwein, gedörrten Kirschen und Birnen und selbstgebackenem Brote. Am Ostersonntage war das Wasser noch immer so unruhig, daß man nicht Messe lesen konnte. Endlich heiterte es sich auf, das Meer wurde ruhig. Am 18. April starb das Kind des Alois Witting von Haimingen. Im Ganzen starben auf dem Schiffe fünf

Digitized by Google

Kinder und zwei Erwachsene. Wilhelm Wisser aus dem Rheinlande starb von sechs Kindern weg. Sie können sich das Elend denken.

Am 5. Mai kamen wir über den Aequator. Die Hitze überstieg niemals 24 Grade. Das Meer war so ruhig, daß das Schiff nur ein paar Stunden zurücklegte. Auf dieser Linie regnet es in einem fort, was für uns den Vortheil hatte, daß wir neun Fässer mit Wasser füllen konnten. Jeden Abend wurde der Rosenkranz gebetet. Für Lebensmittel war hinreichend gesorgt und auch über die Austheilung derselben konnte man nicht viel klagen. Zwischen einzelnen Tyrolern und Rheinländern kam wohl zuweilen eine kleine Reibung vor, die aber nie in Thätlichkeit ausartete. Jede der zwei Parteien hatte ihre eigene Küche.

Am 21. Mai fuhr ein amerikanischer Schnellsegler an uns vorüber, so nahe, daß der Capitän unseres Schiffes und der des anderen mittelst Sprachrohr zusammen sprechen konnten. Der Vater blies die österreichischen Signale hinüber, worauf gleich zwei Kanonenschüße folgten. Auf dem amerikanischen Schiffe waren auch einige Neger.

Am Mittwoch vor dem Pfingstsonntage hatten wir den ersten bedeutenden Sturm; am 10. Juni den zweiten. Beide gingen glücklich vorüber.

Am Frohnleichnamsfeste standen wir fünf Linien vom Cap Horn. Die Kälte war nie größer als wie bei uns im Spätherbst. Die Erinnerung an das hehre Frohnleichnamsfest weckte in uns die schmerzlichsten Gefühle. Statt Glockengeläute und Pöllergeknall das Sausen und Brausen des wilden Elementes, statt der lustigen Tagreveille der Musikbande das fortwährende Geschrei der Kinder, statt des weißen Kleides und des Kranzes der Mädchen und der wandelnden Pflaume auf dem Hute der Knaben, nichts als Ungeziefer und nebstbei heftigen Hunger, weil wir am vorhergehenden Tage nichts zu essen bekamen. Am 15. Juni fuhren wir an Inseln vorbei, die nicht bewohnt sind. Wir fuhren glücklich um das Cap Horn binnen drei Tagen ohne Sturm. Wir sahen Inseln des Feuerlandes, die von Menschenfressern bewohnt sind. Die letzte Insel am Cap Horn heißt Infant. Am 29. Juni, als am Feste der heiligen Apostel Petrus und Paulus hatten wir abermals Sturm. Seit dem Auffahrtstage hatten wir keine heilige Messe, erst am 5. Juli wurden zwei heilige Messen gelesen. Am 28. Juli drei Uhr nachmittags kamen wir glücklich im Hafen von Callao an. Es waren sehr viele Schiffe da. Der Capitän und Herr Ueberlinger fuhren ans Land. Der Herr Baron Schütz war bereits schon angekommen. Zu uns kam ein Boot mit Doctor und Polizei. Sie sagten, daß wir aus dem Hafen nach der Laurentius-Insel hinüberfahren müßen wegen des gelben Fiebers. Es ist hier sehr streng und man sollte eigentlich 36 Tage Quarantaine halten, unser Capitän handelte es jedoch auf drei Tage herunter. Wir wurden nun wirklich auf die besagte Insel gebracht, wo wir zwölf Stunden zu verbleiben hatten. Ein jedes mußte sich waschen. Die Kinder fanden schöne Muscheln, die Erwachsenen Bleikugeln, selbst Kanonenkugeln zu 25 bis 30 Pfund von der letzten Revolution. Am Eingange der Insel steht ein Leuchtthurm. Am 30. bestiegen wir abermals das Dampfboot, weil wir von Huánuco aus in die Colonie zu reisen hatten. So hatte es Herr Schütz verordnet, weil er unter den Deutschen in Lima viele Feinde hatte und zwar deshalb, weil die dortigen Kaufleute großen

Digitized by Google

Schaden fürchteten, wenn die Schifffahrt über den Amazonenstrom und ein Freihafen in Mairo eröffnet würden.

Das Dampfboot hieß Zucker. Wir fuhren die ganze Nacht und kamen morgens 8 Uhr ans Ufer. Gleich kamen Kähne mit ein Paar nackten Menschen, welche uns auf ihrem bloßen Rücken an's Land trugen. Zu Mittag erhielten wir Brod, Käse, Butter und Apfelsinen in Menge, um zwei Uhr nachmittags gingen wir in die Stadt hinein. Die Häuser sind eigentlich Hütten, schlecht gebaut, nur stockhoch. Wir blieben da sieben Tage.

Nun habe ich Ihnen, theuerster Herr Onkel, unsere Reise beschrieben, so gut ich es kann.

Wir haben bisher wohl viel gelitten; aber wir erwarten eine bessere Zukunft. Wir lassen den Muth nicht sinken. Gott möge uns beistehen und die heilige Rosa von Lima für uns bitten.[1]) Beten wir für einander. Nun leben Sie wohl, die herzlichsten Grüße

von Ihrer dankbaren Nichte

Anna Katharina.

Akuabamba, 13. October 1857.

Die Colonisten hatten jedoch in der neuen Welt nicht blos Neider, sondern fanden daselbst auch großmüthige Gönner. Ein solcher war Herr Johann Renner aus Hamburg, israelitischer Religion. Derselbe verwendete sich nicht blos bei der Regierung in Lima für Pfarrer Egg und erwirkte demselben einen namhaften Beitrag zu Cultuszwecken, sondern schenkte noch überdies der Colonie 60 Kühe, 60 Schweine und 60 Ziegen. Auch die Freunde der Colonie und des Pfarrers Egg in Europa halfen fortwährend, so gut sie konnten. Insbesondere P. Augustin Scherer († 18. September 1878) blieb ununterbrochen eine kräftige Stütze der Colonie. Er stand mit Egg immerfort in Briefwechsel und besorgte mit größter Bereitwilligkeit und Uneigennützigkeit alles was der Colonial-Pfarrer in Tyrol bestellte. So z. B. schickte ihm Egg 1859 fünfhundert peruanische Thaler[2]) zur Beischaffung von Kirchenparamenten. P. Augustin schickte nicht blos alles was zum Gottesdienst nothwendig, sondern legte noch aus eigenem Sacke viele Stoffe zur Anfertigung von Messkleidern u. dgl. bei. Der emeritirte Herr k. k. Ministerialrath Ritter von Fleißner in Wien schickte gleichfalls auf eigene Kosten Herrn Egg verschiedenerlei

[1]) Die heilige Rosa von Lima war schon in Tyrol gewissermaßen die Parole der Auswanderer, wie seinerzeit das Deus lo volt der Kreuzfahrer. „Auf zur heiligen Rosa von Lima!" „Grüßet uns die heilige Rosa von Lima!" und dergleichen Feldgeschrei.

[2]) Ein damaliger peruanischer Thaler hatte 8 Realen, jetzt Soles von 10 Realen. Ein Soles = 2 fl. ö. W.

Digitized by Google

Arzneimittel, zumal ja Egg nicht blos Seelenhirt, sondern auch leiblicher Arzt seiner Leute ist.

Doch zurück zur Colonie.

Von Huánuco aus mußte, wie gesagt, die Landreise angetreten werden. Dieselbe ging natürlich mit so vielen Menschen und so vielem Gepäcke langsam vor sich und war für Herrn von Schütz mit vielen Beschwerden verbunden, da er für Reit- und Packthiere und Lebensmittel zu sorgen hatte. Es waren zwar von der Regierung die gemessensten Aufträge an die Obrigkeiten der Indianer-Dörfer, durch welche der Weg ging, ergangen, aber desungeachtet „mußte halt immer geschmiert werden, damit das Fuhrwerk im Gange blieb".

Als der Zug in Cerro de Pasco angekommen, hätte er von dort aus einen neuen Weg finden sollen. Die Regierung hatte sich nämlich contractlich verpflichtet, bis zur Ankunft der Colonie den Weg von Cerro bis zum Pozuzo fertig zu stellen. Quod non. Der Weg war kaum angefangen und so mußten die Colonisten auf weiten Umwegen in das Innere vordringen, kamen in eine armselige, beinahe gänzlich verlassene Hacienda, wo jede Spur eines Weges aufhörte. Der Boden, auf dem nunmehr die Colonie ihr Lager aufschlagen mußte, ist ein enges Thal und heißt Sta. Cruz. Da war es, wo am 28. Februar 1858 um 9 Uhr abends aus einem engen Seitenthälchen eine Muhre hervorbrach, wodurch ein Paar Hütten fortgerissen wurden und fünf Personen zu Grunde gingen, darunter meine kleine Nichte Maria. Auch meine Schwester Maria Anna schwebte in höchster Gefahr und ist nur „wie durch ein Wunder gerettet worden".

Wenige Tage nach der Ankunft in Sta. Cruz stand auch schon ein kleines Dorf von Hütten aus Palmblättern. Und von hier aus mußten die Colonisten, unterstützt von den Indianern, an den Wegbau schreiten.

Unterdessen hatte der Präfect von Cerro de Pasco, der ohne Zweifel die Gelegenheit ersah, einige Tausende in seine Tasche zu bringen, den Baron von Schütz bei der Regierung derart verdächtiget, daß dieser zur Rechnungslegung vorgeladen wurde. Trotzdem, daß Schütz die Probe glänzend bestand und für ihn noch ein Guthaben von einigen hundert Thalern herauskam (die er jedoch nie erhalten), wurde er abgesetzt und die Provision der Colonie dem Präfecten übergeben. Dieser schickte nun in die Colonie einen Provedor (Proviant-Commissär), welcher die vom Präfecten gesandten Lebensmittel auszutheilen und die Wegearbeiter zu

Digitized by Google

bezahlen hatte (4 Realen Taglohn). Anfänglich wurde auch stets richtig ausgezahlt, allmälig aber ging es flauer, und als der Weg endlich fertig war und die Leute ein bedeutendes Guthaben nachwiesen, erhielten sie nichts. Wenn auch der Präfect bezüglich Absendung der Lebensmittel gerade große Nachlässigkeit sich nicht zu Schulden kommen ließ, so kam es doch nicht selten vor, daß die Mahlzeiten sehr spärlich ausfielen. So z. B. hatten die Colonisten durch mehrere Tage nur Kartoffel oder nur Mehl oder nur Fleisch ohne irgend einen andern Zusatz; ja einmal war drei Tage hindurch in der ganzen Colonie kein Körnlein Salz vorhanden. Der Hauptgrund lag an den Maulthiertreibern, welche gezwungen wurden unentgeltlich auf diesen schlechten Wegen zu hantiren mit beständiger Gefahr ein oder das andere Thier zu verlieren, wie das auch häufig geschah. Wo immer es also den Treibern möglich erschien — in irgend einer Einöde — warfen sie die Last ab und machten sich mit ihren Thieren bei Nacht und Nebel davon. Infolge dieser Missstände gingen manche Familien davon, um in Huánuco oder Lima ihr Fortkommen zu suchen. Mehrere ledige Leute waren schon auf der Reise auf- und davongegangen. Priester Ueberlinger war gleichfalls abtrünnig geworden. Er war in Cerro de Pasco geblieben, wo nur zwei Geistliche sind und viel Geld zu verdienen ist. Infolge „klagens und rauzens" wurde ein eigener Wegdirector bestellt. Die Wahl fiel auf einen Mann, der von Straßenbau so wenig verstand wie die Tyroler von seinem Spanischen. Dafür war er im höchsten Grade eigensinnig. Alles sollte sich nach seinem Kopfe richten. Häufig fehlten auch wieder die Indianer, welche aus ihren Dörfern herbeigetrieben wurden, um durch 15 Tage ohne Lohn zu arbeiten mit Selbstverköstigung, die gewöhnlich blos in gerösteten Maiskörnern besteht. So kam es, daß erst im Juni 1859 ein miserabler Saumweg mit vielem Zickzack nach Pozuzo fertig war und erst im Juli d. J. die Colonie auf ihr ursprünglich angewiesenes Eigenthum übersiedeln konnte, nachdem sie beiläufig auf die Hälfte zusammengeschmolzen war. Wohl war die Colonie schon im Mai 1858 über das Gebirg gekommen, um das ihr bestimmte Land zu vertheilen und mit Urbarmachung zu beginnen, damit bei nachheriger Ankunft auch schon Lebensmittel vorhanden wären. Damals bestand die Colonie noch aus zwei Gemeinden — Tyrolern und Rheinländern. Am linken Ufer des Flußes Huancabamba wurde im Urwalde ein Gränzpunkt festgesetzt. Die Rheinländer nahmen den obern Theil und die Tyroler den untern bis an den Zusammenfluß mit dem Pozuzo.

Digitized by Google

An diesem Zusammenfluße hatte die Regierung eine Pflanzung angelegt, damit die Colonisten bei ihrer Ankunft die nöthige Lebensmittel vorfänden; der Ertrag war jedoch derart, daß die Colonie kaum eine Woche davon hätte leben können. Am linken Ufer des Pozuzo wohnten wohl noch zwei Indianer-Familien, die natürlich auch nichts zu entbehren hatten. Auf Egg's Vorschlag pflanzte nun jeder Colonist für sich so viel, daß er nach Vollendung des Weges auf eigenem Grunde das nothdürftige vorfand.

Noch fünf Jahre vor Ankunft der Colonisten hatte sich am linken Ufer des Pozuzo ein Indianer-Dorf Namens Janahuanca (schwarzer Dämon) mit Kirche und einem Priester befunden, welcher theils in dem dazu gehörigen drei Tagreisen auswärts gelegenen Gebirgsdorfe Chaglla (sp. Tschaglja) wohnte. Als aber 1854 in ganz Peru ein Drittel der Bevölkerung durch ein bösartiges Fieber (wahrscheinlich Typhus) dahingerafft, auch Chaglla beinahe gänzlich entvölkert wurde, zogen die Bewohner von Janahuanca dahin, um die Verlassenschaft ihrer Verwandten in Besitz zu nehmen. „Bei unserer Ankunft fanden wir vom ganzen Dorfe nur mehr Ruinen der ehemaligen Kirche, alles übrige war in dieser kurzen Zeit schon wieder Wald geworden. Getauft sind die peruanischen Indianer durchgehends. Aber darin besteht auch ihr ganzes Christenthum. Von Jenen, die lesen gelernt, wissen viele den ganzen Katechismus wörtlich auswendig, der ein einziges Blatt nicht ganz ausfüllt, verstehen jedoch davon kein Wort, weil es ihnen niemand erklärt hat. Wir wollen einige Fragen und Antworten dieses Katechismus hieher setzen. Frage: Wer ist Gott? Antwort: Die heiligste Dreifaltigkeit. Frage: Wer ist die heiligste Dreifaltigkeit? Antwort: Der Vater, der Sohn und der heilige Geist, welches drei verschiedene Personen sind und nur Ein Gott und nicht mehr. Frage: Welche von diesen Personen ist für uns Mensch geworden? Antwort: Der Sohn des ewigen Gottes. Frage: Wo wurde er Mensch? Antwort: In dem reinsten Schooße der Jungfrau Maria. Nun kommt aber eine Frage, die für Kinder höchst undelicat: Wurde er Mensch durch Zuthun eines Mannes? Antwort: Nein. Frage: Durch wessen Zuthun? Antwort: Des heiligen Geistes u. s. w. Von den Indianern, die am Pozuzo noch ansässig sind, hat Pfarrer Egg die meisten dahin gebracht, daß sie wenigstens einmal im Jahre die Sacramente empfangen; aber auswärts ist wohl weit die Mehrzahl die niemals zu den Sacramenten geht. Als Egg auch noch

Digitized by Google

Chaglla zu versehen hatte, traf er durchschnittlich alte Leute, welche auf dem Todbette ihre erste Beicht ablegten. Ziemlich häufig findet man erwachsene Indianer, welche nicht einmal das Vaterunser zu beten wissen.

Bis zum Jahre 1876 hatte die Colonie keine eigentliche Kirche. Egg mußte den Gottesdienst in einem hölzernen Gebäude abhalten. Nunmehr hat die Colonie eine ordentliche Kirche. Sie ist aus Stein gebaut und vermag alle bequem zu fassen. Sie kann mit jeder Kirche in Cerro de Pasco und Huánuco einen Vergleich aushalten, weil die Peruaner fast gar keinen ästhetischen Geschmack haben. Die innere Einrichtung ist anständig, sie hat zwei Altäre und ein gutes Harmonium. Die Altarblätter hatte P. Augustin in Fiecht durch P. Joseph Ofner malen lassen, die deshalb sehr billig waren. Sie präsentiren den heiligen Joseph und den heiligen Jacobus. Auch eine Statue der Unbefleckten, $1^1/_2$ m hoch, ließ ein Colonist aus Gröden kommen. Sie wird bei der Frohnleichnams-Procession umgetragen. Bei dieser Procession spielt allerdings keine Musikbande, dafür aber singt der Männerchor geeignete deutsche Lieder und dürfen wohl auch die Schützen nicht fehlen. Die zwei Glocken im Thurme der Colonialkirche konnte Pfarrer Egg von Muna und Chaglla reclamiren, da die Indianer bei Verlassung des Dorfes Janahuanca dieselben mitgenommen hatten. Sie sind freilich nicht groß, aber immerhin genügend. Die größere wiegt etwas über einen Centner.

Schule hatten die Colonisten von 1864 bis 1878 mit zeitweiliger Unterbrechung, bis die Auszahlung der Lehrer gänzlich in's Stocken gerieth. Von da an vereinigten sich mehrere Eltern, denen daran gelegen war, daß ihre Kinder nicht wie das liebe Vieh aufwachsen und hielten einen Privatlehrer. Herr Pfarrer ertheilte den Kindern zweimal wöchentlich Religions-Unterricht. Indes war der Schulbesuch meist sehr mangelhaft. Endlich im August 1889 kam der neue Präfect von Huánuco in die Colonie. Er zeigte großes Interesse für dieselbe, errichtete zwei Schulen wegen der großen Ausdehnung und versprach dem Lehrer der größeren Schule (bei der Kirche) 30 Soles und dem anderen 15 Soles monatlich. Aber leider ist die Casse gewöhnlich leer und haben jetzt die Lehrer schon 4—5 Monate gut, weshalb zu befürchten ist, daß die Schulen wieder eingehen, was höchlich zu bedauern wäre, da die Kinder in beiden Sprachen (deutschen und spanischen) Unterricht erhalten. Durch das Eingehen der Schule käme namentlich die deutsche Sprache in Gefahr. Man sollte es schier nicht glauben, wie schnell die Muttersprache ver-

Digitized by Google

gessen wird. Mein Neffe Louis schreibt bereits besser spanisch, als deutsch. Da wäre für unseren deutschen Schulverein ein dankbares Feld, wenn er sich entschließen könnte, für die Tyroler-Ansiedlung in Peru etwas zu thun.

Die Ausdehnung des der Colonie angewiesenen Landes beträgt der Länge nach zwei Stunden, die Breite dessen, was ganz eben ist, beträgt etwas über hundert Klafter. Indes sind die Abhänge durchgehends noch weit hinauf zum Anbau vollständig geeignet. Aus dem Gebirge kommen in der ganzen Strecke verschiedene Bäche und Quellen, so daß viele Colonisten das Wasser zu ihrer Wohnung geleitet haben. Da man im Urwald unmöglich das zu vertheilende Land überschauen konnte, so geschah die Vertheilung wohl nicht ganz gleichmäßig; wo man vom Rauschen des Flußes nichts hörte, hieß es: Die Ebene muß breit sein und wurden einer Familie hundert Schritte zugewiesen; wo dagegen das Rauschen gehört wurde, erhielt die Familie 20—30 Schritte mehr. Den Rheinländern, obwohl minder an Zahl, war verhältnismäßig weit mehr Land zugefallen, weil die Tyroler glaubten, überflüßig genug zu haben. Aber trotz ungleicher Vertheilung würde sich kein Tyroler nach oben wünschen, theils wegen der Beschaffenheit des Bodens, theils weil der untere Theil näher am Wege nach Huánuco ist und theils auch, weil sie der Kirche näher sind, indem der Pfarrer sozusagen mitten unter ihnen wohnt.

Die Fruchtbarkeit des Bodens läßt im Ganzen nichts zu wünschen übrig und kaum dürfte sich ein Land der Welt größerer Fruchtbarkeit rühmen können. Weizen und Roggen, welch' letzterer in Peru gar nicht bekannt ist, gedeihen allerdings nicht, dafür aber alle Producte der heißen Zone. Als die Colonisten bei ihrer Ankunft am Pozuzo frischen Maissamen aus Neu-Granada erhalten hatten, fand sich mancher Kolben mit 24 Reihen und in jeder Reihe 40 Körner. Kolben mit 22 Reihen waren gewöhnlich.

Das Klima ist ohneweiters ein angenehmes zu nennen. Ein frischer Ankömmling findet es freilich in den ersten Tagen ziemlich warm und der Arbeiter auf dem Felde muß in der Sonne tüchtig schwitzen, zumal das Thermometer nachmittags 24—25° R. im Schatten zeigt; aber, wenn es am Morgen auf 14° R. steht, was nicht oft im Jahre vorkommt, so reibt man sich schon die Hände und sagt: „Heute ist es kühl" und wenn es ihm gar ausnahmsweise einfällt auf 12 oder 11° R. zu sinken, so klagen die Leute schon über Kälte. Das lästigste am Pozuzo ist der eigentliche Sommer wegen des vielen Regens. Zwar kommen in der

Digitized by Google

Regenzeit auch schöne Tage vor, besonders um Weihnachten — Christkindlsommer, der oft 14 Tage andauert —, aber die Regel ist Regen und wieder Regen. Im Jahre 1889 gab es von Allerheiligen bis Ende April nur zweimal vier Tage und etwa drei- bis viermal zwei Tage ohne Regen. Aber trotz alldem ist das Klima ein sehr gesundes. Dafür liefert den unumstößlichen Beweis das Tauf- und Sterbebuch. Seit 1. Januar 1880—1889 wurden 238 Geburten und 117 Sterbefälle verzeichnet. Ueberhaupt ist während der ganzen Zeit des Aufenthaltes in der Colonie niemals eine epidemische Krankheit, wie Typhus, Blattern, Wechselfieber und dergleichen vorgekommen. Wenn jemand mit Wechselfieber von der Küste an den Pozuzo gekommen, hat ihn Pfarrer Egg mit ein Paar homöopathischen Gaben von Nux vomica curirt. Bei Kindern allerdings kommt nicht selten die opilacion (Blutleere) vor, hauptsächlich weil sie Erde essen; aber wenn diese Krankheit nicht zu weit vorgeschritten war, wurde sie von Egg geheilt. Es gibt auch alte Leute unter den Colonisten. Meine Schwester Maria Anna hatte bei ihrem Tode die zweite Hälfte der Siebziger schon bedeutend überschritten und der älteste Mann der Colonie Joseph Gstir von Zams steht bereits im 90. und arbeitet dessenungeachtet noch den ganzen Tag auf dem Felde, obwohl das durchaus nicht nothwendig wäre; aber im Hause mag er nicht bleiben.

Die Nährmittel der Colonisten sind hinreichend. „Morgens haben wir Kaffee mit Brod und gerösteten Jinkas, um neun Uhr wieder Kaffee mit Brod, mittags Reissuppe mit Fleisch, Jinkas oder Biduanco, mitunter Mehlspeise, zur Merend Käse und Brod, abends Suppe und Jinkas. Weizenmehl haben wir nicht, weil Weizen nicht wächst; doch bereiten wir uns aus Jinkas gutes Mehl. Eier und Fleisch haben wir genug. Wein und Bier haben wir nicht, Schnaps kann sich jeder brennen und das Salz muß man sich selbst sieden. Obstbäume gibt es keine, wohl aber Orangen, Pinias, Plattenas, Ananas, die das Obst ersetzen. Reis, türkischen Weizen, Kaffee, Tabak und Baumwolle gedeihen im Ganzen sehr gut." Kleidungsstücke und Bettzeug sind enorm theuer. Während der Regenzeit wird die Beschuhung faul. Wollen die Leute nicht barfuß laufen, so müßen sie eine Menge Häute selbst gärben. Töpfergeschirr kauft man nicht, dessen Stelle vertritt Weißblech. Eigenthümliche Schwierigkeiten hat die Viehzucht. Ist die Kuh, die durchschnittlich 40 Thaler kostet, ein paar Jahre am Pozuzo, so bringt sie kein Kalb mehr, verliert die Milch gänzlich und muß geschlachtet werden.

Digitized by Google

Von dem, was man Landplage nennt, ist am Pozuzo wenig zu verspüren. Darüber schreibt Pfarrer Egg: „Das Land ohne Plage ist, soviel mir bekannt, seit dem Verlust des Paradieses noch nicht gefunden worden, aber die Plagen dahier sind kaum nennenswerth. Hie und da zeigte sich unmittelbar nach Eröffnung der Colonie ein Tiger. Wir sind aber mit diesen Bestien hauptsächlich durch Legung von vergiftetem Aasfleische fertig geworden. Schlangen mag es wohl einige geben, aber bei meinem vielen Herumstreifen konnte ich bisher noch nicht mehr zu Gesicht bekommen als den grünen Schweif einer Natter, welche sich vor mir in das Gebüsch flüchtete. Zudem gibt es gegen den Schlangenbiß ein unfehlbares Heilmittel an einer Schlingpflanze namens Guaco, die hier überall zu finden ist. Die Mosquitos (in der Gestalt der Fliegen, aber nicht größer als ein Floh) sind in der Regenzeit ziemlich lästig, können aber durch wackeres Tabakrauchen fern gehalten werden."

Im Jahre 1868 kam aus Tyrol eine zweite Colonie. Sie bestand größtentheils aus sogenannten „Dörchern," für welche, um ihrer los zu werden, manche Gemeinde ein bedeutendes Geldopfer gebracht hatte.[1]) Es waren meist Vagabunden, dem Müßiggange, Schnaps und Lotterthum ergeben. Der größere Theil hat sich bald wieder entfernt. Eigentlich war dieser zweite Zuzug für den Mairo bestimmt. Weil aber, wie es in Peru schon so Brauch ist, der Weg dahin noch nicht fertig war, vertheilten sie sich am Pozuzo, so weit noch freies Land vorhanden war. So wurde das rechte Ufer von Huancabamba und wurden beide Ufer des Pozuzo bevölkert, so daß derzeit die ganze Colonie bei einer Ausdehnung von beiläufig vier Stunden 520 Seelen zählt. Jetzt bildet die gesammte Colonie eine Gemeinde, deren Vorstehung aus einem Alcalden, einem Stellvertreter und vier Gemeinderäthen besteht. Als politische Behörde fungirt ein Gobernador mit drei Gehilfen. Zur Schlichtung der Streitsachen sind zwei Friedensrichter bestellt. Diese alle sind aus den Colonisten ernannt.

Das größte Glück für die Colonie wäre, wenn der brave Pfarrer Egg recht lang am Leben bliebe. Er ist der Colonie alles in allem Arzt, Lehrer, Priester, Rathgeber und Vermittler. Ueberlinger hat sich

[1]) Vor beiläufig 50 Jahren hat die Gemeinde Umhausen einem Dörcher, um seiner los zu werden, auf dem Mieminger Berge ein Anwesen gekauft und bar ausbezahlt. Nach acht Jahren hatte der Dörcher das Anwesen verputzt und fiel sammt seiner zahlreichen Familie der Gemeinde Mieming zur Last.

Digitized by Google

von den armen Auswanderern nur zu bald losgesagt. Er war bereits in Cerro zurückgeblieben; denn er sah, daß dort Geld zu verdienen sei. Für die Messe 1½—2 Thaler und nach der Messe noch mehr Einkommen für sogenannte Responsos. Denn wenn er aus der Kirche ging erwarteten ihn stets einige fromme Weiber, welche solche Responsos für die Verstorbenen verlangten. Der Geistliche murmelt einige Worte, sprengt Weihwasser und erhält einen Real. Dies Geschäft ist besonders einträglich am 1. und 2. November, so daß Geistliche, die an ihrem Orte nicht so viel verdienen konnten, an den besagten Tagen auf den Friedhof nach Cerro kommen und von dort mit Geld beladen heimkehren. Ueberlinger nahm sich in Cerro eine Wohnung und assimilirte sich nur zu bald dem peruanischen Clerus. Von diesem Clerus läßt sich im allgemeinen nichts gutes sagen. Es gibt nur wenige, die nicht im öffentlichen Concubinate leben. Gar viele sind überdies dem Trunke und theuerem Spiele ergeben. Es kommt sogar hie und da vor, daß der Geistliche betrunken zum Altare geht. Welche Aergernisse daraus entstehen, läßt sich denken. Predigt ist nur an hohen Festtagen, das heißt auch nur dann, wenn dafür 25—50 Thaler bezahlt werden. In diesem Verhältnisse muß auch Amt und Procession bezahlt werden. Für alle Kirchendienste muß das Geld vorher erlegt werden. Es ist schon vorgekommen, daß eine Leiche über die Zeit liegen geblieben, weil der Verstorbene nichts hinterlassen hatte. Stirbt ein Vermöglicher, so ist der Geistliche im Stande für Begleitung und ein Amt über hundert Thaler zu fordern. Daß Geistliche die Schule besuchen, kommt nicht vor. Ein durchwegs glaubwürdiger Colonist schrieb dem Verfasser, daß man Bedenken tragen müße, ein zwölfjähriges Mädchen zur Beicht zu schicken.

Diesen Misbräuchen arbeitet zwar die Regierung ernstlich entgegen, aber in den meisten Dörfern ist es beim bisherigen Unfug geblieben. Leider war seit langer Zeit in Huánuco der bischöfliche Stuhl unbesetzt. Denn bei Beginn des Krieges mit den Chilenen flüchtete sich der Bischof, nachdem er erfahren, daß ihm wegen seines vermeintlichen oder wirklichen Reichthumes nachgestellt werde. Alt und kränklich blieb er nach dem Kriege in Lima, wo er im Jahre 1889 starb. Wie Pfarrer Egg bezeugt, wäre der Verstorbene ein tüchtiger und energischer Mann gewesen; aber die gemaßregelten Geistlichen kehrten sich nicht an ihn, thaten, was sie wollten und achteten seine Suspensionen und Depositionen nicht im mindesten, weil er von der weltlichen Regierung nicht unterstützt wurde. Er

Digitized by Google

hatte nach dem Concil in Rom drei tüchtige Jesuiten aus Spanien mitgebracht, aber die Freimaurer brachten es dahin, daß sie nach ein Paar Jahren sich flüchten mußten.

Im März 1890 schreibt Pfarrer Egg: „Seit langem bin ich viel mit dem Gedanken beschäftigt, auf welche Weise für die Seelsorge der Colonie könnte gesorgt werden, wenn mich der liebe Gott von derselben abberuft, was doch wahrscheinlich in nicht gar ferner Zeit geschehen wird. Denn die Siebzig habe ich bereits voll gemacht, und wenn ich auch mit Ausnahme meiner Beine, die da anfangen etwas wackelig zu werden, an Körper und Geist noch nichts vom Alter verspüre, so wage ich doch nicht zu hoffen, daß ich die Primiz Ihres Großneffen erleben werde. Joseph Arthur, Sohn Ihres Neffen Louis, ist nämlich fest entschlossen, in das bischöfliche Knaben-Seminar einzutreten. Doch wenn er auch in sieben bis acht Jahren sein Ziel erreicht, ist es noch nicht sicher, ob er nicht irgend eine andere Seelsorge Pozuzo vorzieht, zumal hierorts das Einkommen grundschlecht ist.“[1])

„Deshalb wäre für die Colonie das sicherste, wenn irgend ein Orden dahier eine kleine Niederlassung gründen würde, z. B. Benedictiner, die in ganz Südamerika noch unbekannt sind. Die Sache würde besonders dem Unterrichte zu gute kommen. Aber wie soll ein Orden hier Fuß fassen? Ohne Unterstützung von Europa her wäre es unmöglich, zumal die Colonisten mit sich selbst zu thun haben. Wenn etwa zwei Patres mit einem Bruder kämen, würden sie in meinem Hause Platz finden und an den nöthigen Lebensmitteln sollte es nicht fehlen. Später könnten sie dann eine mittlere oder höhere Schule errichten und gewiß würden manche bessere Familien von Huánuco und Cerro de Pasco ihnen ihre Söhne anvertrauen, während der Bischof sie mit großer Freude aufnehmen würde. Schreiben Sie mir doch, ob Sie es gar nicht für möglich erachten, diesen

[1]) Vom 1. Januar 1874 bis Ende 1888 hat Pfarrer Egg 2 sage zwei Monatsgehalte von je 40 Soles erhalten. Im Jahre 1889 wurde sein Pfarrgehalt auf 30 Soles per Monat herabgesetzt und obschon der Präfect Herrn Egg sehr geneigt ist, wurden ihm doch nur drei Monate ausbezahlt und darnach war's aus. Die materielle Lage des Pfarrers ist sohin sehr precär. Hie und da ein Thaler als Meßstipendium, für Begräbnisse Erwachsener, „die Gottlob selten vorkommen“, mit drei Aemtern 7 Soles oder auch nichts, falls ein Vater oder eine Mutter von kleinen Kindern wegstirbt; für Copulationen — etwa drei durchschnittlich im Jahre — 5 Soles. Glücklicherweise fand Egg ein Nebenverdienst in der Drechslerei, besonders in Spinnrädern, wofür er per Stück 20—25, selbst 50 Soles erhielt. Sammlung von Vogelbälgen, Schmetterlingen und Insecten würde ein sehr gutes Geschäft sein.

Digitized by Google

meinen Plan auszuführen. Denn ich bin überzeugt, daß Ihnen Ihrer zahlreichen Verwandten wegen an der Sache ebensoviel gelegen ist wie mir."

Infolge dieses Schreibens erlaubte ich mir da und dort anzuklopfen; doch bisher vergeblich.

Die Colonie ist eben zu weit weg und die Verhältnisse in den südamerikanischen Republiken sind leider zu derout.

Die Zahl meiner Verwandten, die 1857 neun Köpfe stark Tyrol verlassen haben, ist allerdings sehr angewachsen. Trotz des Todes meines Schwagers, meiner Schwester und zweier meiner Nichten habe ich derzeit 42 Neffen, Nichten, Großneffen und Großnichten theils in Lima, theils am Pozuzo. Aber der Verkehr ist schwierig und unsicher. Wie viele Briefe und Sendungen sind verloren gegangen! und erst Geldsendungen! Nachdem 1872 meine Schwester Maria Anna eine Erbschaft gemacht, wandte ich mich zuerst persönlich an den peruanischen Consul in Triest mit dem Ersuchen, das Geld nach Peru übermitteln zu wollen. Umsonst. Hierauf wandte ich mich an das k. k. Ministerium des Aeußern mit derselben Bitte. In der sehr freundlichen Zuschrift dieser hohen Behörde wurde jedoch erklärt: „Das Ministerium des Aeußern ist zwar gerne bereit, die von Ihnen bezifferte Summe dem k. k. General-Consulate in Lima zur Zustellung an Ihre in Peru wohnhaften Verwandten zu übermitteln, muß jedoch darauf aufmerksam machen, daß es bei der großen Entfernung des Bestimmungsortes und bei der Unsicherheit der Communicationsmittel keinerlei Haftung für die richtige Ueberkommung des Geldes zu übernehmen in der Lage wäre."

Zum Glück hatte sich mittlerweile ein anderer Ausweg geboten.

Schon seit einem Menschenalter leben die Landsleute weit fern von Tyrol und Oesterreich. Desungeachtet hängen sie noch immer in Treue und Liebe an ihrem einstmaligen Vaterlande. Am 4. October, als am Namensfeste unseres edlen Monarchen, celebrirt alljährlich Pfarrer Egg ein feierliches Amt mit Te Deum und dem Kaisergebete, dem fesche Schützen in tyrolischer Tracht assistiren. Dabei mag sich dem einen oder andern von selbst der Gedanke an den Unterschied zwischen einem wohlgeordneten und verlotterten Staatswesen aufdrängen.

Wohl sind die Colonisten derzeit noch militär- und steuerfrei. Aber sonst fehlt nahezu alles, was zu des Lebens Würze gehört. Vor allem fehlen gute Wege! An Anläufen dazu ist kein Mangel. Vor ein Paar Jahren planten einige Capitalisten von Huánuco eine Eisenbahn nach dem

Digitized by Google

schiffbaren Fluß Mairo und brachten 12.000 Soles zusammen, um die Bahn auszustecken, hoffend die Capitalien zum Bau in Europa aufzutreiben. Die 12.000 Soles sind ausgegeben, doch die Bahn ist nicht in Sicht. Nun will der Präfect die ausgesteckte Strecke zur Herstellung eines Weges benützen. Vergebliche Hoffnung, da infolge Gesetzes kein Präfect länger als zwei Jahre in demselben Departement bleiben kann und der Nachfolger stets die angefangene Arbeit seines Vorgängers liegen läßt und wieder etwas neues anfängt. Gegenwärtig wird an der Zustandebringung einer Drahtbrücke über den Pozuzo gearbeitet, wozu der deutsche Verein in Lima sieben Drahtseile geschenkt hat. Ob und wann sie fertig wird, weiß Gott allein.

In Summa: Unsere Landsleute am Pozuzo in Peru sind keineswegs auf Rosen gebettet, müßen vieles entbehren, das uns lieb und theuer geworden und, wie in der alten Welt, im Schweiße des Angesichtes ihr Brod essen.

Zum Schluße bemerke ich, daß die an mich gelangten Berichte aus der Colonie bis 16. August d. J. reichen. Unter dem 31. Juli schrieben meine Nichte Philomena und zwei meiner Neffen — Joseph und Louis.

Pfarrer Egg befindet sich wohl und gesund. Er wurde seinerzeit als Candidat für den bischöflichen Stuhl in Huánuco genannt, erklärte jedoch unverzüglich und entschieden, daß er sich von seiner Colonie niemals trennen werde. Unter obigem Datum schreibt mir Egg, daß endlich im Monat zuvor der neue Bischof von Huánuco, ein frommer Ordensmann (Franciscaner) am Orte seiner Bestimmung angekommen sei.

Philomena berichtet, daß Gedächtnis und Verstand ihrer Kinder auffallend schwach seien. Sollte das ein Zeichen der Degenerirung sein? Hoffentlich nicht. Vielmehr sollte durch meine Landsleute eine Regenerirung der umliegenden Bevölkerung stattfinden. Das ist mein innigster Wunsch. Gott beschütze sie!

Guggenthal, im October 1891.

Dr. Schöpf.

Digitized by Google

Königin Hedwig von Polen.

Von **José Baronin Schneider-Arno.**

Krönung.

Zu Krakau im mächtigen Dome
Verſammelt die Großen all' ſind,
Des Anjou Tochter zu krönen,
Halb Jungfrau und halb noch ein Kind.

Bewußt ihrer Hoheit und Würde,
Voll Andacht ſie knie't am Altar;
Doch dünket ihr lange die Krönung
Und ſchwer ihr die Kron' auf dem Haar.

Dies Haar gleicht flüßigem Golde,
Der Sonne in Wolken gehüllt —
Des Weihrauchs duftiger Schleier
Die Kathedrale erfüllt.

„Heil Hedwig!" ſo ruft nun die Menge
Begeiſtert der Königin zu;
Von deinem Volke gegrüßet
Sei Holde und Liebliche Du!

Digitized by Google

Ihr Antlitz ein Lächeln verkläret —
Doch iſt der Schmerz ihr vertraut:
Es fehlet der Jugendgefährte,
Der Bräutigam fehlet der Braut.

Zu Hainburg, da war es vor Jahren,
Daß man ſie verlobte; ein Spiel
Nur ſchien's den fürſtlichen Kindern,
Das Beiden gar trefflich gefiel.

Mit Wilhelm, Leopolds Sohne,
Des Herzogs von Oeſt'reich zu Wien,
Dem ſchönen herrlichen Knaben,
Das Leben ihr ſonnig erſchien.

Da naht' eines Tages die Hexe,
Wie Hedwig ſie grollend benannt,
Sie heißt Politik — ohn' Erbarmen
Zerriß ſie das zärtliche Band.

„Ach Wilhelm", ſo ſchluchzte die Kleine,
„Ach höre, was uns wird geſcheh'n!
Ich ſoll eine Königin werden,
Weit fort nach Polen gar geh'n."

Der Prinz aus Habsburgs Geſchlechte,
Er hört die betrübende Mär':
„Sei muthig, lieb' Hedwig, ich folge,
Uns trennen nicht Berge nicht Meer."

Und Hedwig, ſie harret nun ſeiner
Voll Sehnſucht, zu krönen ihr Glück;
Sie ahnt nicht der häßlichen Hexe
Gar heimliche grauſame Tück!

Botſchaft.

Es ſtürmt von bewaffneten Reitern
Zum Schloſſe empor eine Schaar;
Voran in gleißender Rüſtung
Ein Jüngling mit flatterndem Haar.

Digitized by Google

„Wir sind von Litthauens Fürsten,
Jagello dem Großen gesandt,
Zu fordern, im Namen der Helden,
Der Königin Herze und Hand.

„Gewährt Ihr die Bitte des Fürsten,
Vernehmet, o liebliche Maid!
Mit all' seinen Großen und Edlen
Jagello zur Tauf' ist bereit!"

Die Antwort erstirbt ihr im Munde,
Da sie diese Boten erschaut,
Und bebend ihre Entscheidung
Der Mutter sie arglos vertraut.

Doch Hedwigs Mutter im Rathe
Mit Polens Fürsten erklärt,
Daß Hedwig, dem Lande zum Frommen,
Jagello die Hand nicht verwehrt.

Des Schlosses Zinnen besteiget
Arm Hedwig und lugt in das Land,
Voll Sehnsucht den Blick nach dem Westen
Der Heimat des Theu'ren gewandt.

„O sehet," so ruft sie aufjauchzend
Zu den sie geleitenden Frau'n:
„O sehet, es naht der Geliebte
O helft mir den Einzigen schau'n!

Er ist's! o lasset uns eilen"!
Voran in fliegender Hast
Sie stürmt zum verschlossenen Thore
Zu grüßen den theueren Gast.

„Doch ach!" so klagt sie, „wer löset
Den Riegel, die Kette vom Schloß?
Wo ist der Thorwart? wo weilet
Der Diener dienstfertiger Troß?"

Digitized by Google

Vergebens ihr Rufen und Weinen!
Vom ohnmächt'gen Zorn übermannt,
Ihr Füßchen den Boden zerſtampfet,
Zur Fauſt iſt geballt ihre Hand.

„Zur Königin ward ich erkoren",
So ſpricht ſie erzürnt zu den Frauen,
„Nun wohl da niemand mich höret,
„Will eigener Kraft ich vertrau'n!"

Sie beugt ſich zur Erde hernieder,
Die Axt, die im Sande dort blinkt,
Mit beiden Händen ſie faſſet
Und gegen das Thor ſie nun ſchwingt.

Die goldenen Locken umwallen
Die liebliche Mädchengeſtalt,
Sie gleichet dem Cherub im Zorne
Vom himmliſchen Lichte umſtrahlt.

Die Axt entſinkt ihren Händen,
Und mit ihr auch jeglicher Muth;
Es fließen die Thränen ohn' Ende,
Nichts hemmt mehr die ſalzige Fluth.

* * *

Da naht von dem Schloſſe ein Prieſter,
Ein Greis im ſchwarzen Talar;
Der Biſchof, der Hedwig vor Monden
Gekrönt vor Gottes Altar.

Er legt die zitternden Hände
Ihr ſegnend auf's Haupt: „Majeſtät,
Laßt ab vom tollkühnen Wagen,
Denn Gottes Geſandter hier ſteht!"

„Vergeſſet, im ſträflichen Zorne
Die Botſchaft des Litthauers nicht.
Des Herzens Stimme muß ſchweigen
Vor ſolch' erhabener Pflicht."

Digitized by Google

„Noch liegt im nächtlichen Dunkel
Des heidnischen Glaubens das Land —
Auf Euch, dem erlösenden Engel,
Der Christenheit Blick ist gewandt."

„Der edle Herzog da draußen,
Entsagend voll Größe und Leid,
Zerreißt die zärtlichen Bande
Daß Euch Jagello nun frei't."

Entsagung.

Zu Krakau, im mächtigen Dome
Da knieet, in Schleier gehüllt,
Die Königin Polens und betet,
Die Seele von Trauer erfüllt.

Und da sie nun Christus erschauet
Am Kreuze, so schmerzvoll und mild,
Da löst sie vom Haupte den Schleier
Und schmückt des Gekreuzigten Bild.

„So lös' ich das Glück mir vom Herzen,
Fortan ist mein Dasein nur Pflicht
Und ob ich darüber auch sterbe,
Mein Gott, lass' wanken mich nicht!"

Erhobenen Hauptes sie schreitet
Als Königin — nimmer ein Kind.
Die bittern Thränen gewichen
Nun heiligem Ernste sind.

Im Lande ward jubelnd verkündet;
„Sie reichet Jagello die Hand!"
Und Boten auf Boten nun werden
Zu Litthauens Fürsten gesandt.

Die Königin Hedwig erstarkte
In Thränen und Opfern und Leid —
Sie hat vom geistigen Tode
Litthauens Völker befreit!

Digitized by Google

Im Frieden ein tröſtender Engel,
Im Kriege ein muthiges Weib!
Erlag dem Kämpfen und Ringen
Gar balde ihr blühender Leib.

Zu Krakau, im mächtigen Dome,
Da deckt ihre Hülle ein Stein
Und folgender Spruch drein gegraben
Beſinget ihr Wallen und Sein:

„Der lindernde Thau der Armen!
Des Landes Schutz in Gefahr!
Das warme Herz voll Erbarmen!
Die Perle Polens ſie war.“

Digitized by Google

Graf Leo Thun

im kaiserlichen Justiz- und Verwaltungs-Dienste.

Größtentheils nach Briefen und handschriftlichen Aufzeichnungen.

Von Jos. Alex. Frhr. v. Helfert.

1.

Als Graf Leo Thun in den kaiserlichen Justizdienst trat war das brüderliche Trifolium, das „geliebte Kleeblatt" der Gräfin Therese nicht mehr bei einander. Fritz hatte, seiner lang ausgesprochenen Neigung folgend, bereits im April 1837 die diplomatische Laufbahn betreten und war noch im selben Jahre als Attaché unserer Gesandtschaft im Haag dem Grafen Friedrich Christian Ludwig Senfft von Pilsach, einem intimen Freunde des Tetschener Familienkreises, zugetheilt worden, der sich ihm vom ersten Anfang als liebevoll väterlicher Gönner erwies; auch die gesellschaftlichen Verhältnisse im Haag gehörten zu den angenehmsten. In das Jahr 1838 fiel die Krönung der jugendlichen Königin Victoria von Groß-Britannien und Irland, und dieser Anlaß sollte dazu benützt werden, die vordem abgebrochenen Conferenzen über die endgiltige Lösung der Verhältnisse zwischen Holland und Belgien wieder aufzunehmen und zum Abschluße zu bringen. Senfft wurde zum außerordentlichen Commissär dafür ernannt, und der junge Attaché schätzte sich glücklich, daß ihn der Gesandte als Secretär an seine Seite nahm. War doch London, ganz abgesehen von den jetzigen interessanten Ereignissen, für Fritz ein in frühen Jahren liebgewohnter Boden und ihm dadurch Gelegenheit gegeben gemachte Bekanntschaften zu erneuern, geknüpfte Freundschaftsbande

Digitized by Google

zu festigen. Nach glücklicher Beendigung der Londoner Conferenzen kehrte er mit seinem Chef nach Holland zurück, April 1839, bis er im Frühjahr 1840 nach Wien einberufen und im August als Legations-Secretär dem Turiner Posten unter Fürst Felix Schwarzenberg zugetheilt wurde. Mit seinen Brüdern, und namentlich mit Leo, blieb er, wie kaum erwähnt zu werden braucht, in innigem brieflichen Verkehr, und es spricht sich darin immer wiederkehrend Fritzens neidlose Anerkennung von des jüngern Bruders Arbeitskraft und Thätigkeit, häufig mit einem schmerzlichen Empfinden seiner eigenen durch Kränklichkeit und Leiden zeitweise gestörten Leistungsfähigkeit, und mit Dankbarkeit für Leo's Theilnahme bei mancher Sorge und Widerwärtigkeit aus; er nennt ihn „seinen besten Freund". Es ist rührend, und spricht zugleich für die frühe Bedeutung Leo's, diesem zutraulichen Gefühls- und Meinungsaustausche zu entnehmen, welchen Werth der ältere Bruder auf das Urtheil des jüngern über allgemeine und persönliche Verhältnisse legt.

Auch Graf Franz stand mehrere Jahre hindurch nicht in ununterbrochen persönlichem Verkehr mit Leo; der Vater hatte ihm die Verwaltung seiner Herrschaften anvertraut, was ihn mit Ausnahme der Winterzeit von Prag fernhielt. Franz mit seinem anregend lebhaften Temperament, seinem liebenswürdig gewinnenden Naturell übte eine Art Zauber auf Leo aus, während Franz seinerseits nichts unternahm, selbst minder bedeutsame Schritte, ohne Leo zu Rathe zu ziehen. Das Jahr 1839 bezeichnet einen bedeutsamen Abschnitt für die innere Entwicklung und den äußern Wirkungskreis des ältesten der Brüder. Franz besuchte zu dieser Zeit in Gesellschaft seiner Eltern und Schwestern den Bruder Fritz im Haag, bereiste dabei Belgien und widmete in beiden Ländern sowohl den bedeutenden Kunstsammlungen als den wohlthätigen Anstalten eingehende Aufmerksamkeit. Nach Böhmen zurückgekehrt wurde er in den Ausschuß der „Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde" gewählt und regte die Idee an, einen „Kunstverein für Böhmen" ins Leben zu rufen, was noch in demselben Jahre zur Ausführung gelangte. Von diesem Zeitpunkte entfaltete Graf Franz eine Thätigkeit, von der sein pietätvoller Biograph mit Recht sagt, daß „alles, was in Prag fortan auf dem Gebiete der monumentalen Kunst bedeutendes geleistet wurde, nur dem belebenden Geiste des Grafen Franz Thun zu danken" war.[1]) Was seine humanitäre

[1]) Burgerstein Nachruf S. 8.

Digitized by Google

Thätigkeit anbelangt, so traf ihn 1839 die Wahl zum Ober-Director des neu organisirten Prager Armen-Instituts, und um dieselbe Zeit jene zum Vorstand des „Privatvereins zur Unterstützung von Hausarmen". In wie werkthätiger Weise er seinem Bruder Leo bei der Gründung und fortwährenden Ausbildung des „Vereins zum Wohle entlassener Züchtlinge" zur Seite stand, wurde an einem andern Orte berichtet.[1])

Das Elternpaar Thun begleitete dieses sich mehr und mehr entfaltende Wirken seiner beiden Söhne mit der wärmsten Theilnahme, aber zugleich sammt der jüngern Schwester Juža — die ältere Anna war in ihrer Gesundheit noch immer nicht auf den erwünschten Stand gebracht — nach Thunlichkeit mit werkthätiger Unterstützung. Leider stellte sich bei der liebevollen Mutter ein körperliches Leiden sehr bedenklicher Art heraus, ein Augenübel das im Winter 1839/40 eine besorgniserregende Verschlimmerung erlitt. Als Graf Fritz im Sommer 1840 in Wien weilte, trug er den zwei damals berühmtesten Augenärzten, den Professoren v. Rosas und Friedrich Jäger den Fall vor; sie erklärten das Übel für schwarzen Staar, das indessen noch nicht so weit vorgerückt sei um an einer günstigen Wendung zu verzweifeln. Sie ertheilten die sachgemäßen Verhaltungsweisungen und empfahlen diese der sorgsamen Aufmerksamkeit und Pflege des Dresdener Augenarztes von Ammon den die Gräfin zu consultiren pflegte. Thatsächlich schritt das Übel fort. Es hinderte sie zwar nicht, das Leben der Familie äußerlich in gewohnter Weise fortzusetzen, im Sommer Ausflüge mitzumachen, im Winter das Prager Theater zu besuchen. Aber das Schreiben wurde ihr allmälig schwieriger; die innigst liebende Mutter, die gewohnt war täglich einem oder dem andern ihrer entfernten Kinder einen Brief zu senden, mußte sich nun hierin etwas einschränken, was im Hingang der Jahre immer fühlbarer wurde.

Über die amtliche Thätigkeit des Grafen Leo beim böhmischen Landrecht finden sich keinerlei Aufzeichnungen. Daß er seinen Pflichten nach jeder Richtung in gewissenhafter Weise obgelegen, leidet bei seinem Charakter keinen Zweifel, doch der Dienst war seiner Natur nach kein anstrengender. Wir erfahren nur von einer Lehens-Separation auf den Besitzungen der verstorbenen Gräfin Wratislaw-Desfours, wo er auf

[1]) Graf Leo Thun. Lehr- und Wanderjahre. Ö. Jb. 1891. S. 179 f. 194.

Digitized by Google

der Herrschaft Groß-Wossow (Vosov velký) gemeinschaftlich mit dem Landrechts-Secretär Johann Hasch, dem Fiscal-Adjuncten Růžička und dem Advocaten Dr. Peter Franz Edlen v. Schlosser durch etwa zwei Wochen zu amtiren haben sollte. Von dieser Commission schreibt er seiner Mutter am 15. October 1840: dieselbe werde „nicht unangenehm sein und ist mir sehr erwünscht, weil ich dabei Zeit zu finden hoffe eine Privatarbeit zu vollenden, was mir sehr am Herzen liegt". In diese Tage fiel ein Besuch des berühmten Nationalökonomen Michel Chevalier in Prag, der eben ein Aufsehen erregendes Werk über America — Histoire et description des vois de communication aux États-Unis — veröffentlicht hatte; Leo meinte, Chevalier werde sich auf seinem Rückwege nach Paris in Tetschen aufhalten, „da er sich um Industrie- und Handels-Verhältnisse sehr interessirt und überdies an der großartigen Annanascultur [1]) besonderes Interesse zu nehmen scheint".

Von außeramtlichen Angelegenheiten beschäftigte damals unsern Freund die in Aussicht genommene Prag-Dresdener Eisenbahn. Es bestand für diesen Zweck ein fünfzehngliedriges Comité, welchem sein Vater angehörte, der seinem ältesten Sohne Franz und, falls auch dieser verhindert sein sollte, dem Grafen Leo Vollmacht ertheilte ihn zu vertreten. Andere Mitglieder waren: Gubernialrath Franz Janko, Bürgermeister Joseph Müller, Graf Joseph Mathias (Pepi) Thun, Gutsbesitzer Anton Veit, der Vorstand des Prager Handlungsstandes Ignaz Ferdinand Kolb, Großhändler Karl August Fiedler, Holzhändler Adalbert Lanna, k. k. privil. Kattun-Fabrikant Leopold Eppstein — welch letzterer, nach Leo's Meinung gegen seinen Vater, in der Gesellschaft nicht eben die uneigennützigste Rolle spielte — u. a. m. Jedes Mitglied hatte als Angabe 4000 fl. C.-M. zu zeichnen; Bürgschaft für eine Deckung von 100.000 fl. sollte vorhanden sein.

Daß der Obristburggraf diesem Unternehmen nicht fern stand, ist außer Frage. Es kann nicht stark genug betont werden, wie viel dieser energische Landeschef während der Zeit seiner Wirksamkeit geschaffen oder gefördert hat. „Nicht nur Prag, ganz Böhmen wurde dem Weltverkehre wiedergegeben, die natürliche Kraft des Landes entfesselt, und ein Wohlstand geschaffen der neues Leben in alle Adern des Volkes goß. Erst

[1]) S. vor. Jahrgang S. 130.

Digitized by Google

jetzt erholte sich Böhmen von den Leiden des dreißigjährigen Krieges".[1]) Die ersten Kettenbrücken in Saaz und Elbogen; der erste Schienenweg auf dem Continent, die Pferdebahn von Linz nach Budweis, die dann weiter bis Prag geführt werden sollte; das erste Dampfschiff von Prag auf der Moldau-Elbe nach Dresden, all dieses, nur auf dem einen Gebiete des öffentlichen Verkehrwesens, knüpft sich für immer an den Namen Chotek.

So war es auch mit der Prager Kettenbrücke, die nach mehrjährigen Verhandlungen Projecten und Capitalsschwierigkeiten[2]) endlich im Herbst 1841 glücklich zum Abschluße gebracht wurde. Es war damals Erzherzog Stephan, Sohn des Palatinus von Ungarn, zu hohen Dingen ausersehen; hochbegabt, geistvoll, im Umgang heiter und witzig, war der junge Prinz auf Reisen geschickt um die Länder des Kaiserstaates, aber auch mehrere Gebiete des Auslandes kennen zu lernen; als er nach Prag kam, machte ihm Thun seine Aufwartung und wurde von ihm „sehr artig, sogar freundlich" empfangen. In die Zeit der Anwesenheit des Erzherzogs zu Prag fiel die Eröffnung der neuen Kettenbrücke. Am 2. November fand die erste Belastungsprobe statt: 150 Stück schweren Schlachtviehes sollten um 6 Uhr morgens hinüber und herüber getrieben werden; der Bürgermeister Müller, der Stadthauptmann v. Muth, der Hofrath und staatsräthliche Referent Franz Fhr. v. Buol-Bernburg und andere erschienen auf dem Platze. Auch Leo hatte sich eingefunden; allein „die Herren Ochsen ließen auf sich warten", so daß ihm die Geduld ausging und er sich nach einer Stunde vergeblichen Weilens davon machte. In der That erschienen die „Herren Ochsen" erst um ½8, wurden in gedrängten Haufen erst im Schritt hinüber, dann in möglichst scharfem Trabe herüber getrieben, beides zur vollen Zufriedenheit der Begutachter, so daß am 3. zur zweiten Belastungsprobe geschritten werden konnte, welcher der Erzherzog Stephan und der Obristburggraf beiwohnten. Ein zahlreiches Publicum füllte die steinerne Brücke, die erhöhten Punkte des Kleinseitner Ufers und den neuen Altstädter großentheils schon ausgebauten Quai, als gegen 10 Uhr Vm. von der Kleinseitner Auffahrt her in einer offenen Kutsche Graf Joseph Mathias Thun erschien, unter

[1]) Adam Wolf Graf Karl Chotek (Prag 1869 Haase) S. 15.
[2]) Ö. Jb. 1891 S. 186 f.

Digitized by Google

den Cavalieren der Hauptförderer dieses Werkes, welchem er, trotz eines Unwohlseins das ihn ergriffen, am heutigen Tage seine Dienste nicht versagen wollte; hinter ihm ein achtspänniger, zwei sechsspännige, zweiundzwanzig zweispännige Fuhrwagen, alle schwer belastet, auf der Ladung überdies Arbeiter sitzend, so ging der Zug erst auf die Altstadt, dann zurück auf die Kleinseite, unter fortwährend lebhaften Zurufen der zuschauenden Menge. Die Eröffnung für das Publicum war für den 4. bestimmt, den Namenstag des Grafen Chotek, welchem am Vorabend von den uniformirten Bürgergarden ein Fackelzug mit der Musik-Capelle des k. k. privil. Schützen-Corps dargebracht wurde; die Sophien-Akademie unter Aloys Jelen's Leitung sang abwechselnd böhmische Lieder; zuletzt die Volkshymne.

Am St. Karls-Tage Hochamt vom Fürst-Erzbischof bei den Ursulinerinen abgehalten, auf der Tribune nächst der Kettenbrücke Erzherzog Stephan, Graf Chotek, der Bürgermeister, Pepi Thun, unser Leo ꝛc. ꝛc. Reden und Gegenreden in deutscher und böhmischer Sprache. Sodann die Eröffnung: voran die Arbeiter in ihrem gewöhnlichen Arbeitsanzug, die hohen Herrschaften, die Leiter und Führer des Baues zu Wagen und zu Fuß, und nachdrängend das große Publicum.

Am selben Tage wurden die neue Bergstraße auf den Vyšehrad und am andern Ufer die Straße durch die Bruska dem allgemeinen Verkehr eröffnet: auf einem Punkte oberhalb der letzteren war, in der Nacht vom 3. zum 4. vollendet und enthüllt, ein von der Bürgerschaft dem Obristburggrafen Karl Chotek gesetztes Ehrendenkmal zu schauen.

2.

Aus dem Tagebuche Chotek's führt dessen Biograph eine Stelle vom 19. December 1839 an: „Die böhmische Nationalität suche ich allerdings zu erhalten, aber darüber das fortwährende enge Anschließen an Österreich und den ganzen Staatsverband nicht zu vernachlässigen. Ich wünsche keinen Separatismus, aber festhalten soll jedes Volk der österreichischen Monarchie an seinem Namen, seiner Sprache, an den ihm von der Vorsehung zugewiesenen Vorzügen, und ein Ganzes bilden das sich vor den andern Völkern auszuzeichnen suchte. Solch' eine Ämulation kann nur Allen zum Vortheil gereichen".[1])

[1]) Wolf S. 17.

Digitized by Google

Leo Thun's Berufsthätigkeit früher beim Prager Criminalgerichte, jetzt beim k. k. Landrechte brachte es mit sich, daß er oft genug mit Parteien böhmisch verkehren und verhandeln, ihnen Bescheide (úsudky) in der ihnen verständlichen Sprache hinausgeben mußte. Er seinerseits ließ es an nichts fehlen um sich für diese Aufgabe geeignet zu machen, legte sich Verzeichnisse von juristisch-technischen Ausdrücken an, sammelte Beispiele der verschiedenen in seine amtliche Wirksamkeit fallenden Amtshandlungen: Protocolle, Verschreibungen, Stipulationen, Erlasse, Entscheidungen, und bestrebte sich somit das, was er in Wort und Schrift maßgebenden Ortes durchzusetzen nicht abließ, in seinem eigenen untergeordneten Wirkungskreise thatsächlich zu üben.

Wir erinnern uns an seine Äußerung aus der Zeit der Lehens-Separation auf der Herrschaft Groß-Wossow, wo er eine „Privatarbeit" erwähnt an deren Vollendung ihm liege. Es betraf dieselbe eine neuerliche Umarbeitung, oder richtiger eine gereiftere Ausgestaltung jener Ansichten Wünsche und Vorschläge, die er zehn Jahre früher in Karlsbad gleich nach Vollendung seiner Berufsstudien zuerst zu schriftlichem Ausdruck zu bringen versucht, im October darauf in Tetschen vollständig umgearbeitet und 1833 in Dresden ein zweitesmal umgegossen hatte.[1]) Sein jetziger Aufsatz scheint um die Jahreswende von 1840 auf 1841 entstanden zu sein, im März 1841 schrieb er das Vorwort, worin er das Bedauern ausspricht, daß man nicht blos im gebildeten Publicum, sondern auch, was noch mehr zu beklagen, in den leitenden Kreisen „*über den gegenwärtigen Stand der böhmischen Literatur und ihre Bedeutung*" — dies war der Inhalt und der Titel seiner Schrift — völlig im unklaren sei:

> Sie wissen nichts von dem was in böhmischer Sprache erscheint, nichts von den ausgezeichneten Männern die sich ihrer zu höheren Zwecken bedienen, oder sind ihnen ihre Namen auch nicht ganz fremd, so kennen sie doch ebenso wenig von den Tendenzen und dem Gehalte der Schriftsteller wie von dem Inhalte und von den Wirkungen ihrer Werke, und so oft sie von einem böhmischen Buche reden hören, halten sie es im vorhinein für die todte Fehlgeburt eines krankhaft überspannten Nationalgefühls.

Auf den Obristburggrafen, wie wir gesehen, paßte diese Klage nicht und Thun durfte hoffen von ihm als politischem Landeschef die Erlaubnis zum Drucke seines Schriftchens „im Auslande" zu erhalten. Allein Chotek

[1]) Ö. Jb. 1891 S. 147 f. 153 f.

Digitized by Google

glaubte in einer so heiklen, dazu in Wiener Kreisen mit einem gewissen Mistrauen angesehenen Sache nicht selbständig vorgehen zu können, und benützte eine Reise durch Königswart um das Manuscript dem Fürsten Metternich vorzulegen, der gegen die Veröffentlichung nichts einzuwenden fand. Dabei scheint der Fürst seine Meinung dahin ausgesprochen zu haben, daß der Aufsatz lieber im Inlande erscheine, und darüber hatte die Oberste Polizei- und Censur-Hofstelle zu entscheiden.

Um die Mitte Mai 1841 trat Thun eine Reise nach Wien an. Es war ein doppelter Anlaß der ihn dahin führte. Einmal lag ihm daran die Druckerlaubnis für seinen Aufsatz persönlich zu betreiben, und dann war es seine amtliche Laufbahn, bezüglich deren er sich an höchster Stelle Auskunft und Rath erholen wollte. Die Justizbranche eröffnete ihm die glänzendsten Aussichten. Je seltener es vorkam daß junge Herren vom hohen Adel sich diesem Zweige widmeten, umso sicherer winkte ihnen eine ziemlich rasche Laufbahn und als nicht sehr fernes Ziel eine Präsidentenstelle. Gewiß für jeden andern eine einschmeichelnde Verlockung, nur nicht für einen Charakter wie Leo Thun, den man dadurch zu fesseln suchte. Justiz-Präsidentenstellen waren ihm, wie er nach Tetschen schrieb, „kein Köder, so großen Werth ich auf Justizrathsstellen als vorzüglich geeignet zur Bildung tüchtiger Geschäftsmänner lege". Seinem tiefen und ernsten Wesen sagte allerdings der Justizdienst mehr als ein anderer zu, wie dies wiederholte Äußerungen von seiner Seite bestätigen. Allein einmal hatte er sich unter allen Umständen vorgenommen, auch die Administration kennen zu lernen „und somit jene allseitige staatsmännische Bildung zu erlangen die aus ernsten Gründen vom Anfang an das Ziel meines Strebens war und noch ist", und anderseits bot die Verwendung beim Landrechte auf den unteren Stufen durchaus nicht das was er suchte. Er war jetzt Auscultant, der nächste Posten war der eines Raths-Protocollisten, „die nutzloseste und geisttödtendste Beschäftigung die der Bureaudienst jemals erfinden konnte, und durchdrungen von der Überzeugung daß es sowohl praktisch als theoretisch unerschöpflich vieles zu lernen gibt, kann ich mich nicht überreden daß es vernünftig ist auch nur (!) ein Jahr lang eine Arbeit zu treiben bei der man so gut wie gar nichts lernt". Der Landrechts-Vicepräsident Anton Graf Mitrowsky hatte ihm zwar versprochen ihn soviel wie möglich von dieser unerquicklichen Beschäftigung loszumachen; allein das widerstrebte ihm nach einer andern Seite: denn „je weniger Raths-Protocolle er mir aufbürdet, desto mehr

Digitized by Google

fallen auf die andern, besonders die jüngern, wie Worowka, Kuenburg[1]) u. a., die das traurige Loos ohnedies viel länger ertragen müßen als ich, und denen ich also, so lang ich einmal ihr College bin, auch nicht zu meiner Erleichterung mehr auflegen lassen mag. Ich werde also wohl doch um eine supernumeräre Kreiscommissärstelle einschreiten".

So machte er denn in der zweiten Hälfte Mai seine Gänge in Wien, einestheils zu dem Staats- und Conferenz-Rath Baron Pilgram, zu dem Präsidenten der Obersten Justizstelle Grafen Taaffe, zum Minister Grafen Kolovrat-Libsteinský, anderntheils beim Präsidenten der Obersten Polizei- und Censur-Hofstelle Grafen Sedlnitzky. Dort galt es seiner Absicht, sich für eine Zeit als Kreis-Commissär im politischen Dienst einzuüben und dann zur Justiz zurückzukehren, was ihm aber als „Zeitverlust" abgerathen wurde; auch würde es schwer sein ihn dann wieder in den Justizdienst einzuschieben; er möge, hieß es, um eine supernumeräre Rathsprotocollistenstelle einschreiten. Hier erfuhr er, daß sein Manuscript noch von der Staatskanzlei beurtheilt werden müße; er werde gut thun „den Standpunkt von welchem er ausgegangen noch brieflich zu entwickeln"; auch möge er den Fürsten Metternich, welchem er durch Baron Zedlitz vorgestellt worden war, deshalb persönlich anreden. Auch bei Baron Clemens Hügel ließ er sich einführen, in dessen Hände sein Aufsatz zur Beurtheilung kommen sollte und von welchem er, nach dem was er mit ihm darüber gesprochen, weder eine Verzögerung noch sonst etwas zu befürchten hatte. Baron Hügel, ein hochgebildeter geistvoller Mann, der im diplomatischen Dienst ein großes Stück Welt gesehen hatte, in Brasilien, längere Zeit in Madrid, durch zehn Jahre in Paris verwendet, pflegte zu Winterszeit — wenn ich nicht irre, jeden Sonntagabend — Herren bei sich zu empfangen, darunter strebsame jüngere Leute seines Staats-Archivs, so daß es da immer anregende Gesellschaft gab. Thun lernte hier den „jungen Geschichtsforscher" Kaltenbaeck, den angehenden Advocaten Dr. Johann Dvorâček — „ein solider Mann, über das eitle Lärmmachen mancher Jüngern erhaben" —, die Erzieher Dr. Anton Beck im fürstlich Schwarzenberg'schen und Erasmus Wocel im gräflich Harrach'schen Hause kennen; letzterer sagte ihm wenig zu, um so mehr der erstere, „ein interessanter bescheidener und wie es scheint tüchtiger junger Mensch". Auf der Rückreise von Wien

[1]) Dr. Wenzel Worowka und Amand Graf Kuenburg, Landrechts-Auscultanten, beide dienstälter als Thun.

Digitized by Google

hielt sich Thun in Brünn auf, um Franz Klácel kennen zu lernen, Professor der Philosophie an der bischöflichen Lehranstalt, „einen Mann von Bedeutung in der böhmischen Literatur".

So kehrte Thun nach Böhmen zurück, 27. Mai, bereichert an Erfahrung und vorzüglich an persönlichen Bekanntschaften und Anknüpfungen und in seiner literarischen Angelegenheit voll der besten Hoffnungen. Was seine amtliche Laufbahn betraf, hatten ihn die Wiener Bedenken und Rathschläge von seinem Vorsatze nicht abzubringen vermocht. Er schritt zwar um eine überzählige Rathsprotocollistenstelle beim böhmischen Landrecht ein, betrieb aber gleichzeitig die für den Verwaltungsdienst erforderliche Prüfung aus der „politischen Gesetzkunde" und aus dem Strafgesetzbuche II. Theil über „schwere Polizei-Übertretungen", die er um die Mitte Juni beim Landes-Gubernium mit gewohntem „vorzüglichen" Erfolge ablegte; auf Grund derselben wurde ihm — Prag 16. Juni 1841 Z. 27.387, unterzeichnet vom Gubernial-Vicepräsidenten Bar. Prochazka und vom Gubernialrath Nádherný — das „Wahlfähigkeits-Decret zu Magistratsstellen in königlichen und anderen Städten" ausgestellt.

Gegen Ende des Monats führte ihn eine Abschätzungs-Commission auf die Graf Sternberg'sche Herrschaft Radnitz — behufs einer finanziellen Operation „um das neugekaufte Sternberg zu bezahlen" —, deren Abwicklung sich bis in die ersten Tage Juli hinzog. Nach der vormittägigen Müh' und Plage und nach eingenommener Mahlzeit pflegten sich seine vier Mit-Commissäre zu einer Tarokpartie zusammenzusetzen, während er selbst Tocqueville's bedeutendes Buch „De la Démocratie aux États-Unis" las, das sein gespanntes Interesse in Anspruch nahm. Von Radnitz unternahm er einen kurzen Ausflug nach Karlsbad, um das Ehepaar Austin aufzusuchen. Austin war ein ausgezeichneter Jurist, dessen geistvolles Buch über den Rechtsbegriff unserem Freunde viel zu denken gab; seine Gattin, gleichfalls Schriftstellerin, lebte nur in ihrem Mann und für diesen; beide waren mit bedeutenden Persönlichkeiten der Politik und Literatur Englands und Frankreichs, wie Guizot, Barthélemy de Saint-Hilaire, in persönlichem und brieflichem Verkehr. Graf Leo brachte ihnen warme Sympathie entgegen, wie umgekehrt auf das britische Ehepaar „dieser edle junge Mann"[1]) nur den günstigsten Eindruck machen konnte.

[1]) „that noble young man", wie er in einem Briefe von Mad. Austin („Four generations of english women") bezeichnet wird; „mit wahrem Wissensdurst und mit Ehrerbietung" habe Thun den Äußerungen ihres Gatten gelauscht.

Digitized by Google

fallen auf die andern, besonders die jüngern, wie Worowka, Kuenburg[1]) u. a., die das traurige Loos ohnedies viel länger ertragen müßen als ich, und denen ich also, so lang ich einmal ihr College bin, auch nicht zu meiner Erleichterung mehr auflegen lassen mag. Ich werde also wohl doch um eine supernumeräre Kreiscommissärstelle einschreiten".

So machte er denn in der zweiten Hälfte Mai seine Gänge in Wien, einestheils zu dem Staats- und Conferenz-Rath Baron Pilgram, zu dem Präsidenten der Obersten Justizstelle Grafen Taaffe, zum Minister Grafen Kolovrat-Libsteinský, anderntheils beim Präsidenten der Obersten Polizei- und Censur-Hofstelle Grafen Sedlnitzky. Dort galt es seiner Absicht, sich für eine Zeit als Kreis-Commissär im politischen Dienst einzuüben und dann zur Justiz zurückzukehren, was ihm aber als „Zeitverlust" abgerathen wurde; auch würde es schwer sein ihn dann wieder in den Justizdienst einzuschieben; er möge, hieß es, um eine supernumeräre Rathsprotocollistenstelle einschreiten. Hier erfuhr er, daß sein Manuscript noch von der Staatskanzlei beurtheilt werden müße; er werde gut thun „den Standpunkt von welchem er ausgegangen noch brieflich zu entwickeln"; auch möge er den Fürsten Metternich, welchem er durch Baron Zedlitz vorgestellt worden war, deshalb persönlich anreden. Auch bei Baron Clemens Hügel ließ er sich einführen, in dessen Hände sein Aufsatz zur Beurtheilung kommen sollte und von welchem er, nach dem was er mit ihm darüber gesprochen, weder eine Verzögerung noch sonst etwas zu befürchten hatte. Baron Hügel, ein hochgebildeter geistvoller Mann, der im diplomatischen Dienst ein großes Stück Welt gesehen hatte, in Brasilien, längere Zeit in Madrid, durch zehn Jahre in Paris verwendet, pflegte zu Winterszeit — wenn ich nicht irre, jeden Sonntagabend — Herren bei sich zu empfangen, darunter strebsame jüngere Leute seines Staats-Archivs, so daß es da immer anregende Gesellschaft gab. Thun lernte hier den „jungen Geschichtsforscher" Kaltenbaeck, den angehenden Advocaten Dr. Johann Dvorâček — „ein solider Mann, über das eitle Lärmmachen mancher Jüngern erhaben" —, die Erzieher Dr. Anton Beck im fürstlich Schwarzenberg'schen und Erasmus Wocel im gräflich Harrach'schen Hause kennen; letzterer sagte ihm wenig zu, um so mehr der erstere, „ein interessanter bescheidener und wie es scheint tüchtiger junger Mensch". Auf der Rückreise von Wien

[1]) Dr. Wenzel Worowka und Amand Graf Kuenburg, Landrechts-Auscultanten, beide dienstälter als Thun.

Digitized by Google

hielt sich Thun in Brünn auf, um Franz Klácel kennen zu lernen, Professor der Philosophie an der bischöflichen Lehranstalt, „einen Mann von Bedeutung in der böhmischen Literatur".

So kehrte Thun nach Böhmen zurück, 27. Mai, bereichert an Erfahrung und vorzüglich an persönlichen Bekanntschaften und Anknüpfungen und in seiner literarischen Angelegenheit voll der besten Hoffnungen. Was seine amtliche Laufbahn betraf, hatten ihn die Wiener Bedenken und Rathschläge von seinem Vorsatze nicht abzubringen vermocht. Er schritt zwar um eine überzählige Rathsprotocollistenstelle beim böhmischen Landrecht ein, betrieb aber gleichzeitig die für den Verwaltungsdienst erforderliche Prüfung aus der „politischen Gesetzkunde" und aus dem Strafgesetzbuche II. Theil über „schwere Polizei-Übertretungen", die er um die Mitte Juni beim Landes-Gubernium mit gewohntem „vorzüglichen" Erfolge ablegte; auf Grund derselben wurde ihm — Prag 16. Juni 1841 Z. 27.387, unterzeichnet vom Gubernial-Vicepräsidenten Bar. Prochazka und vom Gubernialrath Nádherný — das „Wahlfähigkeits-Decret zu Magistratsstellen in königlichen und anderen Städten" ausgestellt.

Gegen Ende des Monats führte ihn eine Abschätzungs-Commission auf die Graf Sternberg'sche Herrschaft Radnitz — behufs einer finanziellen Operation „um das neugekaufte Sternberg zu bezahlen" —, deren Abwicklung sich bis in die ersten Tage Juli hinzog. Nach der vormittägigen Müh' und Plage und nach eingenommener Mahlzeit pflegten sich seine vier Mit-Commissäre zu einer Tarokpartie zusammenzusetzen, während er selbst Tocqueville's bedeutendes Buch „De la Démocratie aux États-Unis" las, das sein gespanntes Interesse in Anspruch nahm. Von Radnitz unternahm er einen kurzen Ausflug nach Karlsbad, um das Ehepaar Austin aufzusuchen. Austin war ein ausgezeichneter Jurist, dessen geistvolles Buch über den Rechtsbegriff unserem Freunde viel zu denken gab; seine Gattin, gleichfalls Schriftstellerin, lebte nur in ihrem Mann und für diesen; beide waren mit bedeutenden Persönlichkeiten der Politik und Literatur Englands und Frankreichs, wie Guizot, Barthélemy de Saint-Hilaire, in persönlichem und brieflichem Verkehr. Graf Leo brachte ihnen warme Sympathie entgegen, wie umgekehrt auf das britische Ehepaar „dieser edle junge Mann"[1]) nur den günstigsten Eindruck machen konnte.

[1]) „that noble young man", wie er in einem Briefe von Mad. Austin („Four generations of english women") bezeichnet wird; „mit wahrem Wissensdurst und mit Ehrerbietung" habe Thun den Äußerungen ihres Gatten gelauscht.

Digitized by Google

Den Sommer scheint unser Freund viel in Prag zugebracht zu haben. Die Austin waren jetzt da, mit denen Thun viel umging; mit dem gelehrten Mann verband ihn beiderseitiges Interesse für judicielle und politische Einrichtungen. „Da Austin", schrieb er nach Tetschen, „zunächst eine Seite vor Augen hat, welche der Betrachtung der Gelehrten des Continents immer zum größten Theile entgeht, so ist es wirklich sehr lehrreich seine Ansichten kennen zu lernen. Ich glaube, es ist kaum etwas geeigneter den Menschen vor Einseitigkeit zu bewahren als der Umgang mit solchen Männern. Dazu ist es überaus heilsam, daran gemahnt zu werden, wie unermeßlich viel man nicht weiß und wie erbärmlich klein der Maßstab ist den man hierzulande gewohnt ist an die Bildung der Menschen zu legen. Freilich sind das auf der andern Seite sehr schmerzliche Gedanken, sie stimmen mich in der That bitter"... Im September erschien auch Mr. William Senior in Prag, mit dessen Schriften sich Thun vor Jahren viel beschäftigt hatte[1]); er fand jetzt in ihm einen ausgezeichneten Mann, einen hervorragenden Juristen und „von vorzüglicher Reife" für Volks- und Staatswirthschaft, dessen „introductory lectures on political economy" zu dem geistvollsten auf diesem Gebiete gehörten.

Der Umgang mit diesen Männern versetzte Thun in neue Zweifel, ob er der Justiz treu bleiben oder sich der Verwaltung zuwenden sollte. An die erstere band ihn eine gewisse Anhänglichkeit, während ihn anderseits das „immer wachsende Bewußtsein" quälte, „daß ich nicht daran denken kann die bei unserem erbärmlichen juridischen Studienplan versäumten Grundlagen einer tüchtigen juridischen Bildung nachzuholen, und daß mir demnach meine bisherige Praxis wohl von großem Nutzen war um über das Verhältnis der Justiz im Staate und insbesondere in dem unserigen einigermaßen eine Meinung mir bilden zu können, mich aber auch bei längerer Fortsetzung nicht dahin bringen kann, etwas dem ähnliches zu werden was man anderwärts einen tüchtigen Juristen nennt".

Mit seinen in der Fremde weilenden Freunden blieb Thun, wenn auch mitunter mit langen Unterbrechungen, in brieflichem Verkehr. An Tocqueville schrieb er, daß sein nächstes Ziel auf dem Gebiete der Criminal-Polizei eine besondere und abgesonderte Anstalt für jugendliche

[1]) Ö. Jb. 1891 S. 188.

Digitized by Google

Verirrte sei: „Das Bedürfnis einer solchen Vorkehrung ist ein um so dringenderes, als sich dieselben bisher in dem allerschlechtesten unserer Gefängnisse befinden.“[1]) Mit dem Americaner George Ticknor, der sich überall wohin er kam Freunde machte, blieb er im regen Verkehr; Ticknor machte ihn auf seinen Landsmann Prescott aufmerksam, dessen erstes historisches Werk: „Geschichte von Ferdinand und Isabella“ (London und Boston 1837) damals viel gelesen wurde. Ticknor sandte seinem böhmischen Freunde auch die anderen Werke Prescott's wie sie der Reihe nach erschienen, wie er dann später Biograph des berühmten Historikers geworden ist (The life of William Hickling Prescott 1863).

Nicht blos wegen der interessanten Persönlichkeit, sondern zugleich wegen des Inhaltes und Stoffes von der allergrößten Bedeutung war der Briefwechsel Thun's mit James Hope, weil darin Fragen vom tiefsten Sinn und Werth erörtert wurden, von beiden Seiten mit einer anerkennenswerthen Offenheit. Wie schon in der Einleitung berührt[2]), fielen Thun's Jünglingsjahre in eine Zeit, wo in Böhmen, namentlich in Prag, die Lehren und Schriften Bernhard Bolzano's in weiten Kreisen nachwirkten, vorzüglich in der jüngeren Geistlichkeit, aber auch vielfach unter Laien. Gleich andern strebsamen jungen Leuten fand sich Thun von diesem geistigen Zuge mächtig angeregt und so waren es die Schriften Bolzano's und dessen Schule, mit denen er seinen anglicanischen Freund bekannt zu machen suchte. Hope ließ sich Bolzano in einer gewissen Richtung gefallen: „er fesselt unsere Theilnahme, nicht blos durch seinen Styl, sondern auch durch seine wohlwollende Gesinnung (spirit of gentleness)“; befriedigen aber kann ihn die Lehre nicht, am wenigsten der Versuch die Wahrheiten der Offenbarung auf dem Wege und durch die Mittel der bloßen Vernunft zur Anerkennung zu bringen. Hope's erster Brief in dieser Angelegenheit war vom 6./7. April 1837; in einem zweiten aus Mailand 9. November 1840 meinte er: es gebe allerdings gewisse

[1]) „Le public prend assez d'intérêt à notre société (scil. an dem Verein zum Wohle entlassener Züchtlinge), les résultats sont tels qu'on peut les attendre, autant que le système pénitentiaire n'est pas encore introduit dans nos prisons. Le plus prochain but de mes désirs en matière de réforme de notre police criminelle est maintenant une prison séparée pour les jeunes détenus, le besoin en est d'autant plus pressant qu'ils se trouvent jusqu'ici dans les plus mauvaises de toutes nos prisons.“

[2]) Vgl. Ö. Zs. 1891 S. 124 f.

Digitized by Google

Gegenstände der Religion, bezüglich welcher man der Vernunft nicht absprechen könne sie zu behandeln; doch im allgemeinen sei die Vernunft „die heute in der Welt den Ton angibt, leider, nur zu sehr geeignet uns auf Irrwege zu führen."

Thun schob seine Erwiderung lang genug auf; dann aber sandte er, 8. December 1841, als Antwort nicht einen Brief, sondern eine ziemlich weitläufige Abhandlung, in welcher er einzelne Lehren Bolzano's, besonders die von den Kennzeichen der Offenbarung, und von der Unfehlbarkeit der Kirche, in eingehender Weise beleuchtete. Er ist dabei weit entfernt, und stimmt hierin vollkommen seinem Oxforder Freunde bei, dem Rationalismus, wie er heute, besonders im Bereiche der protestantischen Anschauungen, sich breit mache, das Wort zu reden. „Ja wohl, ein großes Unglück diese Freigeisterei, die des Menschen Sinn verwirrt, daß er an den einfachsten Wahrheiten die Gott in jedes Menschen Herz gelegt hat, die der einfachste Verstand zu erfassen vermag, irre wird, während der Zweck der Philosophie doch kein anderer ist, als Einklang und Zusammenhang in unsere Wahrnehmungen und Gedanken zu bringen und zu machen daß wir uns dieses Zusammenhanges bewußt werden, ein Zweck, nach welchem zu streben, wie mir scheint, für jeden sehr wichtig ist, dessen Bestimmung es ist, nicht nur in der Stille häuslicher Eingezogenheit zu wirken, sondern in einem bewegteren Leben, wo er bereit sein muß jeder Ansicht entgegenzutreten und die großen Wahrheiten des Christenthums, sowie die Einrichtungen die auf sie gegründet sind, gegen jeden Angriff zu vertheidigen und zum Wohle der Menschheit weiter auszubilden." Anderseits wäre es, meint Thun, nicht die rechte Art den Glauben zu stützen, wenn man der Vernunft volles Schweigen gebieten wollte. „Wenn alle Gläubigen sich Deiner Ansicht zuwendeten, so wäre niemand mehr im Stande den Glauben zu vertheidigen gegen die Angriffe der Ungläubigen. Denn die Vertheidigung kann doch nur darin bestehen, daß gezeigt wird, die Angriffe seien eitles Blendwerk, daß die Fehler der gegentheiligen Argumentation aufgedeckt werden, und wer das thun will, muß den Gegenstand des Streites mit gleicher Freimüthigkeit durchdacht haben . . ."

Interessant bei diesem Gedankenaustausche, und wohl auch erklärlich, war es gewiß, daß dem seit längerer Zeit in theologische Studien vertieften und dabei dem Bolzanismus unbefangen gegenüberstehenden Anglicaner die in den Schriften dieser Schule liegende Gefahr rationalistischer

Digitized by Google

Abirrung auffiel und daß er seinen Correspondenten aufmerksam darauf machte, was für diesen nicht ohne frühere oder spätere heilsame Nachwirkung bleiben konnte. Der briefliche Verkehr zwischen beiden Männern scheint seltener geworden zu sein, bis einige Jahre später James Hope seinem hocherfreuten Freunde mittheilen konnte, daß er mit Manning und anderen Gesinnungsgenossen seinen Rücktritt in den Schoß der katholischen Kirche vollzogen habe; es war dies das s. g. Oxford movement, das damals so großes Aufsehen machte. Hope heiratete eine Enkelin Walter Scott's, Besitzerin des berühmten Abbotsford, und schrieb sich von da an Hope-Scott; seine zweite Frau war Lady Victoria Howard, Tochter des Herzogs von Norfolk. Mit seinem großen Vermögen, das er sich vorzüglich als Barrister (Rechtsanwalt) erworben, hat er unendlich viel gutes gethan und besonders für die katholische Sache großartig gewirkt.

3.

Die Druckbewilligung für Thun's „Böhmische Literatur" ließ aus Wien noch immer auf sich warten, als eine Angelegenheit auf demselben Gebiete nach einer andern Seite hin seine Aufmerksamkeit auf das lebhafteste in Anspruch nahm. Es war das Loos der ungarischen Slovaken, welches ein Artikel der A. A. Ztg. unter der Aufschrift „Die Entnationalisirung der Slovaken" Beil. zu Nr. 256 vom 13. und Nr. 257 vom 14. September 1841 in den düstersten Farben schilderte. Der Aufsatz war gegen die Germanisirung der Slovaken, mehr noch gegen die „Magyaromanie" gerichtet, welche dieselben mit Gewalt in ungarische Predigten treibe und sie „durch Schläge und Geldstrafen" zwinge „der Sprache ihrer Väter zu entsagen". In der Beilage zu Nr. 287 vom 4. October erschien ein Gegen-Artikel „Ungarische Zustände", deren Verfasser dem slovakischen Correspondenten Fälschung der Thatsachen vorwarf und dessen Anklage als ungerecht hinzustellen suchte. Er seinerseits klagte die slovakischen Schulen und die slavischen Gesellschaften an, „wo die Jugend zu Klagen über das slavische Unglück, zum Hass gegen die Ungarn, zur Erinnerung an die 80,000.000 ihrer Mitbrüder und zur Förderung des Panslavismus hingerissen werde"; dies sei der Grund warum der evangelische Generalconvent zu Pest unter Graf Zay am 8. September die Auflösung sämmtlicher slavischen Gesellschaften beschloßen habe: „warum haben doch die Slovaken bei dieser Gelegenheit geschwiegen?" Er hält ihnen das ruhige Verhalten der

Digitized by Google

deutschen Gemeinden entgegen, „die einem in jeder Hinsicht höher gestellten Stamme als die Slaven angehören" und sich mit Liebe dem ungarischen Elemente zuwenden. Er beruft sich auf die ausgesprochenen Sympathien der Ungarn für die Polen, „für das unglückliche Volk, diese höchste Blüthe des slavischen Stammes", die dasselbe Gefühl erfüllt „das uns jetzt gegen jede wenn gleich nur literarische Verbindung und Sympathie mit Rußland mistrauischer macht als sonst". Solle Ungarn nicht seine Muttersprache pflegen? „Wir verlangen ja nicht mehr von den Slovaken, als daß sie die ungarische Sprache neben ihrer eigenen verstehen und sprechen lernen wie früher ihr Küchenlatein". Die Slaven seien „von jeher zu lauten Klagen und unbescheidenen Forderungen gewöhnt", wie dies sich ja selbst in Posen zeige, wo es die Polen unter preußischem Scepter doch so gut hätten!

Thun gerieth über diese von beiden Seiten mit leidenschaftlichem Eifer geführte Polemik in nicht geringe Aufregung und wandte sich an den Obristburggrafen mit der dringenden Bitte um Gestattung daß er eine Erwiederung im Auslande erscheinen lasse. Chotek willfahrte, doch mit einigem Zögern, wie er ihm am 22. October schrieb: „Indessen glaube ich, lieber Leo, daß Zeitungsartikel die Sache um die es sich handelt weder fördern noch ihr schaden können. Der ruhige bescheidene Ton Ihres Aufsatzes kann auf jeden Fall nur sehr gut von den Lesern jeder Parthey — wenn es ja Partheyen gibt — aufgenommen werden."

Ganz entzückt war Šafařík, welchem Thun sein Manuscript gezeigt haben muß: „Das Lesen desselben hat mir die größte und reinste Freude bereitet. Augenblicke solcher Art zähle ich unter die glücklichsten meines Lebens"; es sei das Gefühl, mit seinem Streben nicht allein zu stehen was ihm diese hohe Befriedigung gewähre.*) Thun's Artikel: „Ungarische Zustände (Erwiederung)" erschien, selbstverständlich ohne Namen des Verfassers, sondern nur mit der Chiffre „** Aus Böhmen", in der A. A. Ztg. Beil. zu Nr. 307 vom 3. November S. 2450—2452.

*) Das Schreiben datirt vom 23. October, also einen Tag nach Chotek's Zeilen, und ich gestehe daß ich im Zweifel war ob sich beide Briefe nicht eher auf den Literatur-Aufsatz beziehen. Allein einerseits war ja das MS. des letztern noch nicht aus Wien zurück und anderseits hatte es Šafařík ohne Zweifel schon vor der Überreichung an die Behörde gelesen, ja, wie in Prag damals das Gerede ging, am Zustandekommen desselben nicht geringen Antheil gehabt, konnte also nicht leicht jetzt erst darüber in Entzücken gerathen.

Digitized by Google

Der Artikel war zunächst gegen „das wohl ausgedachte Schlag- und Schreckwort des Panslavismus" und gegen das, wie wir heute sagen würden, chauvinistische Vorgehen des Grafen Zay gerichtet. Den ungarischen Drängern überhaupt ruft er zu: „Zum Lohne der Eroberung möge das Land euren Namen tragen, eure Sprache sei die der Regierung; in allem andern aber herrsche vollkommene Gleichheit zwischen den Volksstämmen die es bewohnen. Es kann auf keiner andern Grundlage der Friede erhalten werden".

* * *

Mit A. H. Entschließung vom 27. November 1841 verlieh Se. Majestät dem Grafen Leopold Leo Thun „aus besonderer Gnade" eine überzählige unbesoldete Rathsprotocollistenstelle beim k. k. böhmischen Landrecht, am 21. December darauf leistete Thun in voller Rathssitzung den Diensteid. Die amtliche Verwendung auf diesem neuen Posten war, wie wir uns aus Thun's eigenen Worten erinnern, keine sehr anstrengende, und so wurde es ihm leicht, in den ersten Tagen des Jahres 1842 einen Urlaub zu einer Reise nach Wien zu erhalten, wo er die Entscheidung wegen des Druckes seiner vor nahezu einem Jahre eingereichten Brochure betreiben wollte. Näheres über die Schritte die er für diesen Zweck unternommen vermisse ich in seinen Aufzeichnungen; eine kurze Notiz zum 6. Januar besagt nur, daß der „Regierungsrath"[1]), mit welchem er darüber zu verhandeln hatte, krank sei. Gleichwohl muß die Druckbewilligung für die Schrift erfolgt sein; denn bald darauf erschien sie vor der Öffentlichkeit:

Über den gegenwärtigen Stand der böhmischen Literatur und ihre Bedeutung von Leo Grafen von Thun. Prag 1842 Kronberger und Řiwnač, 8°. VIII u. 91 S.

Das Schriftchen brachte einen Überblick über die „geschichtliche Entwicklung der böhmischen Literatur", deren „Verfall", die „Wiederbelebung der böhmischen Sprache", die „neuere böhmische Literatur" und deren Verhältnis „zur Wissenschaft, zur Volksbildung, zum geselligen Verkehr". Der Verfasser widerlegt sodann die gegen diese Wiederbelebung erhobenen Bedenken und Einwendungen, die ihm aus folgenden Quellen zu fließen scheinen: „1. Unzufriedenheit mit ihren bisherigen Leistungen; 2. Vorliebe für die Germanisirung Böhmens; 3. Besorgnis vor den

[1]) Wahrscheinlich Karl Ludwig Maltz.

Digitized by Google

Gefahren des Panslavismus; 4. Besorgnis vor Gefahren für die österreichische Monarchie." Zum Schluße ein Vers aus Jan Kollar's „Slávy Dcera":

Čas wše měnj, i časy: k wjtězstwj on wede prawdu.
(Die Zeit ändert alles, auch die Zeiten; zum Siege führt sie die Wahrheit.)

Die Schrift machte in weiten Kreisen großes Aufsehen. Daß sie von den böhmischen Nationalen mit Jubel und freudigem Danke begrüßt wurde, braucht nicht gesagt zu werden. Unter den noch vorhandenen Dankschreiben befindet sich eines von dem Dichter Boleslav Jablonský — Karl Eugen Tupý — Prämonstratenser des Stiftes Strahov, 22. Februar. Aber auch aus deutschen Kreisen wurde ihm Anerkennung zutheil. In der „Allg. Preuß. Staats-Ztg." Nr. 70 vom 11. März erschien eine Correspondenz aus „Prag 5. März", worin die „inhaltreiche Schrift" als „besonders für Deutschland von großem Interesse" erklärt wurde; sie verbreite Licht über die „Bestrebungen einer neu entstehenden Literatur die auf der einen Seite ebenso unverdient ignorirt, wie von Andern zu sehr verkannt und mit ungerechter Besorgnis betrachtet" werden; allerdings werde darin auf den Einfluß der böhmischen Literatur auf den geselligen Verkehr „wohl ein zu großes Gewicht gelegt", anderseits „die in deutscher Bildung und Gesittung, in deutschem Wissen wurzelnde Bildung" von dem Verfasser eben nicht mit Gunst als „Germanisirung Böhmens" dargestellt und misbilligt; dann aber lobt es der Beurtheiler wieder, daß Thun „mit ebensoviel Ruhe wie mit gründlicher auf Geschichte und Philosophie beruhenden Argumentation die Besorgnisse vor den Gefahren des Panslavismus und der slavischen Universal-Monarchie" zurückweise [1]).

Auch Franz Aurel v. Pulszky, einen der rührigsten ungarischen Politiker und publicistischen Schriftsteller, den federgewandten Gegner des Baron Zedlitz und nun auch seines eigenen in der A. A. Ztg. erschienenen Artikels, bedachte Thun mit einem Exemplar seiner Brochure. Er begleitete die Sendung mit einem kurzen Schreiben — Prag 26. Februar 1842 — und dem Wunsche, daß „die Grundsätze, welche ich hinsichtlich der gegenseitigen Stellung der Nationalitäten innerhalb der österreichischen Monarchie entwickle, bei Ihnen

[1]) Der ungenannte Verfasser von „Böhmens Zukunft und Oesterreichs Politik" (Leipzig 1844 Reclam jun.) erklärt sich zwar I S. 163—169 mit Thun's Bemerkungen über den Panslavismus nicht einverstanden, zollt aber I S. 188 f. dem „guten Willen", der „wackeren That", der „echt adeligen Gesinnung" des Verfassers volle Anerkennung und Achtung.

Digitized by Google

Beifall fänden. Sollte aber", schließt er, „diese Freude mir nicht zutheil werden, so könnte ich nur wünschen wenigstens recht bald von einem so tüchtigen Gegner angegriffen zu werden, damit der Streit der Meinungen eine der Wichtigkeit des Gegenstandes würdige Wendung nähme"... Das war also, wie jener Römer vor dem Senate von Karthago seine Toga in Falten legte: „Hier halte ich für Euch Frieden oder Krieg: wählet!" Krieg! Krieg! riefen die Karthager. Welchen Weg sein streitbarer Widersacher an der Donau einschlagen würde, mußte Thun abwarten.

Das Ehepaar Austin scheint Thun gleichfalls mit einem Exemplar bedacht zu haben, und aus dem Gedankenaustausche der sich daran knüpfte erfahren wir, wie sich unser Freund damals die Entwicklung der neuen böhmischen Literatur dachte, nämlich nur vom praktischen Standpunkte und für praktische Zwecke, keineswegs als etwas schöpferisch-originelles, wie etwa die griechische und lateinische im Alterthum, oder die englische und französische in der christlichen Zeit. Mrs. Austin muß ihm aus Anlaß seiner letzten Schrift eine Einwendung solcher Art gemacht haben, worauf er ihr antwortet: „Die Schaffung einer neuen Literatur scheint unter den heutigen Verhältnissen etwas unzeitgemäßes (some thing out of season) zu sein"; allein darauf komme es nicht an; die bereits vorhandenen Schätze der Literatur seien so unermeßlich, „daß es sich nur darum handeln kann, das Volk auf jene Stufe der Bildung zu bringen die es befähigen aus diesem bereits vorhandenen Schatze Nutzen zu ziehen".

Für Leo Thun ergab sich mittlerweile in einer neuen Richtung Gelegenheit zur Förderung der Sache, die er mit so großem Eifer verfocht, es war dies die von mehreren Seiten angeregte Errichtung einer Anstalt zur vollständigeren Ausbildung der Lehramts-Candidaten für Volksschulen[1]).

Der Gedanke war aus dem Schoße des böhmischen Lehrerstandes selbst angeregt worden. Ein Aufsatz von Adalbert Schwippel in Jakschs „Jahrbuch für Lehrer, Eltern und Erzieher" 1840 hatte den ersten Anstoß gegeben; der Lehrer Weichselmann zu Eger hatte einen Plan dafür ausgearbeitet; der Prager Humanitätsprofessor Zimmermann entwarf einen zweiten. Eine Anzahl hochherziger und volksfreundlicher Cavaliere, Fürst Camillo Rohan an der Spitze, war unter Ägide des Obristburggrafen zusammengetreten, um die Mittel zur Verwirklichung

[1]) Vgl. Edmund Langer: Ein erster Anlauf zur Errichtung von Lehrerbildungsanstalten in Böhmen; in dessen „Christliche Akademie" 1890 Nr. 8 v. 16. August.

Digitized by Google

dieses Unternehmens herbeizuschaffen; es waren Verhandlungen mit den bischöflichen Consistorien eingeleitet, Schritte bei der Wiener Studien-Hof-Commission unternommen worden. Zusicherung von Beiträgen, sobald einmal die Anstalt ins Leben treten werde, waren von vielen Seiten eingelaufen: vom Fürst-Erzbischof Aloys Joseph Frh. v. Schrenk vorläufig 400 fl. Conv.-M. als Beitrag zur Beschaffung der ersten Einrichtung, zugleich mit dem Vorbehalt und dem Versprechen zwei Individuen in die seinerzeit zu eröffnende Anstalt zu senden und die statutenmäßige Verpflegungsgebühr zur Erhaltung derselben zu entrichten; vom Bischof Augustin Bartholomäus Hille von Leitmeritz 1000 fl., der dabei seine „Bedenken wegen der ungünstigen Resultate welche anderwärts aus dergleichen Seminarien hervorgegangen sind" nicht unterdrücken konnte; vom Prager Weihbischof Franz Wilhelm Tippmann und vom Domdechant Gubernialrath Wenzel Wilhelm Waclawiczek je 100 fl. — „Schirme und segne Gott dieses heilsame Unternehmen zur Förderung des allgemeinen Wohles, zum Nutzen der heiligen Kirche und des Staates!" —; von den Fürsten Max Thurn und Taxis, Eduard Clary, Karl Paar, Ferdinand Trauttmansdorff, Alfred und Veriand Windisch-Grätz, den Grafen Heinrich Chotek, Xaver Auersperg, Franz Ernst Harrach ꝛc. jährliche Beiträge zu 40, 50, meist zu 100 fl. entweder ohne Beschränkung oder vorläufig für drei, fünf, zehn Jahre. Abschlägige Antworten waren nur von zwei Cavalieren, an die man sich gewendet hatte, eingelaufen. Eine sehr praktische Bemerkung hatte Graf Harrach — Wien 20. Februar 1841 — seiner Zusage beigefügt, nämlich die, daß vom Religions- und Normalschulfond die Mittel berathen werden möchten, die ökonomische Lage der dereinst anzustellenden Lehrer zu verbessern; „denn sonst steht zu befürchten, daß die in der Anstalt mehrseitig und höher gebildeten Individuen ihre oft wirklich elende Lage nur schmerzlicher fühlen werden und wenn sie, zur Erhaltung ihrer Familie genöthigt zur Schaufel zu greifen oder in der Gemeinde sammeln zu gehen, sich auch wenig gestimmt fühlen werden mehr zu leisten als das gesetzlich vorgeschriebene der Jugend vorzukauen".

Im März 1842 rief den Fürsten Rohan ein Anlaß nach Paris und jetzt trat mit Genehmigung des Obristburggrafen Leo Thun an die Spitze des Unternehmens, das sich noch immer in dem Stadium der Vorbereitungen befand. Lehrer Weichselmann hatte an die Stelle seines ersten Vorschlages einen zweiten gesetzt, dem zufolge mit dem

Digitized by Google

Lehrer-Seminarium eine Waisenanstalt als Übungsstätte für die Candidaten im Unterrichtsertheilen verbunden werden sollte. Daneben bestand noch immer der Plan Zimmermann's, und Graf Leo war der Ansicht, beide Entwürfe in einen zu verschmelzen, indem man aus jedem das zweckmäßigere herübernehme. Auch in dieser Angelegenheit finden wir an der Seite Leo's seinen ältesten Bruder, dessen Wirksamkeit überhaupt stets neue Gebiete umfasste und den gerade in diesem Jahre die Stadt Prag zu ihrem Ehrenbürger ernannte. Franz war es auch — und hierin erfreute er sich ohne Frage der zustimmenden Theilnahme Leo's —, den Domherr Wenzel Pessina mit einer Deputation von Prager Bürgern ersuchte sich an die Spitze eines Unternehmens zu stellen, das dieser fromme und opferwillige Priester vor vielen Jahren mit den bescheidensten Anfängen erfasst und seither mit zäher Festigkeit verfolgt hatte: den Ausbau des Prager St. Veitsdomes. Es sollte zunächst ad Majestatem Imperatoris ein Gesuch um die Bewilligung einen Verein zu diesem Zwecke zu gründen gerichtet werden.

Was das Lehrer-Seminar betraf, so war man in Wien dem Unternehmen vielseitig nicht abgeneigt. Der k. k. wirkliche Regierungsrath Franz Seraph Erb, Cabinets-Secretär des Erzherzogs Franz Karl, dabei in a. o. Verwendung beim Staatsrath, schrieb unserem Grafen — 27. Januar 1843 — mit Ausdrücken freudiger Zuversicht daß „der schöne segenversprechende Gedanke" sich realisiren werde, „weil so viel edle Männer und hochherzige Gönner ihre intellectuellen und materiellen Kräfte der Verwirklichung desselben weihen wollen". Mit frommen Wünschen und schönen Erwartungen war indessen der Sache allein nicht gedient, und so sollte noch mancher Tropfen die Moldau hinabfließen, ehe man auch nur um einen merklichen Schritt weiter kam.

* * *

Daß unter dieser vielseitigen Beschäftigung und Verwendung Thun's erste Schöpfung, der „Verein zum Wohl entlassener Züchtlinge" nicht im mindesten litt oder verkürzt wurde, läßt sich denken. Er hatte manche Freude, aber auch schwere Sorgen knüpften sich daran. Zu jenen zählte die Wahrnehmung daß sich die Zahl der Mitglieder mehrte; es gab darunter solche die namhafte Beiträge mit der ausdrücklichen Bedingung der Geheimhaltung ihres Namens widmeten. Aber auch die Zahl der Pfleglinge wuchs von Jahr zu Jahr, worin Thun den unwiderleglichen Beweis

Digitized by Google

zu finden glaubte, „daß unser Verein einem allgemein gefühlten Bedürfnisse entgegenkommt". In gleichem Maße mehrten sich die Organe des Vereins auf dem Lande, wodurch die Unterbringung der Pfleglinge außerhalb Prag erleichtert wurde, eine Wohlthat für solche die in der Hauptstadt bei ihren Zunftgenossen bereits übel angeschrieben waren, dann für Kinder die vor allem ihren bisherigen Gefährten entrückt werden sollten; 1841 gelang es sogar einen Pflegling außerhalb Böhmen unterzubringen. Zu den betrübenden Erscheinungen zählten die so häufigen Rückfälle, wobei es vorkam daß solche, die schon einmal unter Obhut des Vereins gestanden hatten und dann neuerdings eingesperrt worden waren, abermals die Hilfe des Vereins in Anspruch nahmen. Jenes ungünstigen Erfolges ungeachtet meinte das Verwaltungs-Comité ihnen den wieder erbetenen Beistand nicht versagen zu sollen, „weil einestheils einige Hoffnung vorhanden schien daß die neuerliche Strafe in ihnen bessere Vorsätze geweckt habe, anderseits die Gewißheit vorlag daß sie, sich selbst überlassen, wieder auf Abwege gerathen würden". Jene Hoffnung erwies sich nun freilich oft genug als trüglich. Einer der rückfälligen und nun wieder um Aufnahme bittenden Leute lehnte die Unterbringung in einem Gewerbe ab, ein zweiter beging gleich in den ersten Tagen ein neuerliches Verbrechen, bei andern, die unter die abermalige Aufsicht des Vereins gestellt wurden, konnte man sich über ihre dauernde Besserung kaum einer Hoffnung hingeben.

Ein rückfälliger Knabe war neuerdings in Freiheit gesetzt worden. Ihn nach dem was vorgefallen bei einem Meister unterzubringen war nicht möglich; ihn ruhig seinem Schicksal zu überlassen war eine Gewissenssache, da nur zu klar vorauszusehen war, daß ihn dies zum Verderben führen und zu einem der bürgerlichen Gesellschaft immer schädlicheren Menschen machen müße; der Verein beschloß daher den Knaben unter Bestreitung der Verpflegskosten einem geeigneten Manne in strenge Verwahrung zu geben. Das geschah dann auch mit einem zweiten Verirrten. Aber diese Veranstaltung, wenn sich die Fälle mehrten, erwies sich als unzureichend, da es seine Schwierigkeit hatte die Behandlung dieser Schützlinge in Privathäusern in jenem Maße zu überwachen wie es der Verein wünschen mußte. Man wurde dadurch immer wieder auf jenen Plan zurückgeführt, den Thun schon 1839 gefaßt hatte[1]): eine Vorkehrung zu

[1]) Ö. Jb. 1891 S. 194.

Digitized by Google

treffen, bei welcher die jugendlichen Gesetzesübertreter in einem eigenen Hause durch einen hiemit eigens betrauten und mit Umsicht gewählten Pädagogen geleitet und zum Guten angehalten würden. In diesem Sinne erfolgte der Beschluß eine „Anstalt zur Erziehung verwahrloster Kinder", welche das 14. Lebensjahr noch nicht zurückgelegt haben, zu errichten. Es sollten nur solche aufgenommen werden, „die durch ihr Benehmen thatsächlich erwiesen haben, daß ihre Erziehung außer der Anstalt nicht möglich ist". Der Anfang sollte mit zehn Kindern gemacht und dieselben in der Religion, in den Elementar-Gegenständen und in Handarbeiten unterwiesen werden. Zweck war: bevor sie als Lehrlinge bei Gewerben oder sonst wie untergebracht werden könnten, ihre vernachlässigte Erziehung nachzuholen und sie zum Wiedereintritt in die bürgerliche Gesellschaft vorzubilden. Es wurden erst Räume in einem Hause auf der Kleinseite gemiethet, aber bald, Sommer 1841, zumeist durch die Mühen und mit den Opfern des Grafen Leo, ein Häuschen sammt kleinem Garten in der Gerstengasse gegenüber dem „blinden Thor" käuflich erworben[1]). Ein in der Anstalt selbst wohnender Lehrer, zugleich Hausvater, dessen Ehefrau als Hausmutter, übernahmen Unterricht und Erziehung; als Aufseher fungirte ein Schneidermeister, der alle für die Zöglinge nöthigen Schneiderarbeiten besorgte und diesen und jenen der Knaben zur Schneiderei heranbildete; den Religionsunterricht übernahm ein Priester.

Im April 1842 sollte die dritte General-Versammlung abgehalten werden. Das Vereinsvermögen war bis dahin von 216 fl. 30 kr. im Jahre 1839 auf 835 fl. angewachsen. In die Obsorge waren übernommen worden 178 (gegen 37 bis zur ersten General-Versammlung); davon waren 7 gestorben, 96 rückfällig geworden, 13 hatten den Beistand des Vereins nachträglich abgelehnt, zusammen 116; in der Obsorge des Vereins befanden sich zur Stunde 59; „wegen erprobter Verläßlichkeit von der weitern Aufsicht befreit" waren drei.

Am 7. April 1842 war Leo's Geburtstag, zehn Tage später hatte er die General-Versammlung seines Vereines zu leiten. Es sei gestattet, für diese beiden Ereignisse Stellen aus den Aufzeichnungen der Gräfin Therese zu benützen, jener edlen Frau, deren zunehmende körperliche Leiden und langsam, aber stätig fortschreitende Erblindung unser tief

[1]) Wo sich die Anstalt, wenn ich gut unterrichtet bin, noch heute befindet.

Digitized by Google

empfundenes Mitleid erregen. Um so rührender, um so ergreifender ist, was die fromme liebende Mutter, welcher das Schreiben nun schon große Beschwerden machte, über den ihr unsagbar theuren Sohn in ihr Tagebuch einträgt:

7. April 1842.

Heute ist mein Leo 31 Jahre alt! Wie viel Ursache habe ich Gott zu danken, der ihn bisher so schön geführt, und unter dessen Schutz und Beistand er des Guten schon so viel gethan hat. O guter Gott! erhalte mir den geliebten theuern Sohn, lasse ihn fest auf der Bahn der Tugend und Frömmigkeit fortwandeln und segne sein redliches Streben, daß es immer mehr und mehr in seinen Werken zu erkennen sei, und er immer mehr seinen Mitmenschen mit seiner unermüdlichen Thätigkeit wohl thue! Lohne ihm schon hier auf Erden seine große Menschenliebe, und lasse an ihm die Verheißungen des vierten Gebotes wahr werden, die er so ganz verdient! Nie hat er mich betrübt, nie hat ein unfreundliches Wort, ein kalter Blick von ihm mein Herz verletzt! Immer fand ich das seine bereit mich zu verstehen, in Liebe meine Schwächen zu dulden, meine Sorgen zu mildern, meine Schmerzen zu theilen! Ich kann das nur dankbar anerkennen, ihn segnen und lieben, Du großer Vergelter wirst ihn belohnen und, so hoffe ich, ihn noch lang zum Wohle der Menschheit erhalten! Ach könnte ich doch von Gott für ihn eine treue liebende Gefährtin erflehen, die seinen Werth zu schätzen wüßte und ihn des Lebens schönste Freuden kennen lehrte! Wie könnte sein redliches frommes Herz eine Frau beglücken!

18. April 1842.

Gestern war die General-Versammlung von Leo's Verein. Wie schön, rührend, fromm, wie bescheiden hat er gesprochen! Was ist das für ein herrlicher Mensch! Mit Stolz blicke ich auf den geliebten Sohn, der im Stillen so viel Gutes wirkt, der den seltenen Beruf welchen er sich vorgesteckt hat mit seltener Treue und Ausdauer erfüllt. Aber auch mit tiefer Demuth danke ich Gott für das theuere Kind, dessen Mutter zu sein ich so wenig verdiene.

Ich habe Gott mit durchdrungener Seele gedankt für die schöne Richtung die Leo genommen hat, und Ihn gebeten seinem frommen Unternehmen Gedeihen zu geben. Ach, und wird durch sein Bemühen nur eine Seele gerettet, so ist ja das schon viel. Eine von Christus mit Seinem Blute erkaufte Seele, welchen Werth hat sie nicht!

Ich war wirklich gestern in der Versammlung ganz glücklich und konnte die Thränen nicht zurückhalten. Einen solchen Sohn zu besitzen wäre genug Ursache sich glücklich zu fühlen, und ich habe fünf brave gute Kinder . . .

Zwei Tage nach der besprochenen General-Versammlung fiel der Geburtstag des Kaisers Ferdinand, 19. April 1842, und diesen Anlass benützte der Bürgermeister Müller, einen „Verein zum Wohle hilfsbedürftiger Kinder" zu gründen, der Waisen aus Prag und dessen Vororten

Digitized by Google

zur Unterbringung bei Privaten übernehmen, sie unterhalten, kleiden, nähren und, wenn die Zeit käme, bei einem Gewerbsmanne in die Lehre geben sollte[1]). Unter den stiftenden Mitgliedern befand sich Graf Leo Thun, der in dem Müller'schen Unternehmen eine Prophylaxis für dasjenige erblicken mußte, dessen nachträgliche Sanirung das seinige zur Aufgabe hatte.

4.

Thun's Reise nach Wien im Januar 1842 hatte vielleicht auch den Zweck, den von ihm frühzeitig gehegten, dann eine Zeit ins schwanken gerathenen Wunsch sich in den Verwaltungsdienst einzuschulen neuerdings zu betreiben. Denn bald darauf muß er jenes Majestätsgesuch eingereicht haben, durch dessen Gewährung er mit A. H. Entschließung vom 11. Juni zum überzähligen und unbesoldeten Kreis-Commissär in Böhmen ernannt wurde, „ohne daß ihm jedoch hieraus ein Vorzug vor andern länger oder auch gleichlang dienenden, aber rücksichtswürdigen Beamten bei Bewerbung um einen systemisirten Dienstposten erwachsen soll". Am 23. Juni theilt ihn Chotek dem Kouřimer Kreisamte zu, das seinen Sitz in Prag hatte und daher unsern Freund seinen gewohnten Verbindungen und Beschäftigungen nicht entzog. Ja, gerade der politische Dienst war es, der ihm das öffentliche Leben in dessen praktischer Vielseitigkeit zeigte, während er es in seiner frühern Dienstleistung damit nur vom Standpunkte des Richters und Gesetzmannes zu thun hatte. Auch hier war es zumeist jener Punkt den er bisher mehr nur theoretisch aufgefaßt und erwogen hatte, die Vernachlässigung der böhmischen Bildung und Sprache, deren Wahrzeichen und üble Folgen ihm jetzt im Geschäftsleben bei jedem Schritte den er unternahm aufstießen, was, wie er schmerzvoll sagte, blos jene nicht sahen oder nicht sehen wollten, die von oben herab damit zu thun hatten und von denen es abhing diesem Stande der Dinge eine Wendung zum Bessern zu geben. So entstand eine Denkschrift:

Ueber die Beziehungen des Wiederauflebens der böhmischen Sprache zu der österreichischen Regierung —

die er seinem lieben Vetter Pepi Thun von Žehušic, und einer zweiten Persönlichkeit über die ich nichts näheres herausbrachte, früher zu lesen gab, ehe er sie maßgebenden Orts einreichte. Die Urtheile beider waren charakteristisch genug. Graf Joseph Mathias erklärte sich „mit der

[1]) S. darüber „Bohemia" 1842 Nr. 60 vom 20. Mai S. 3 f.

Digitized by Google

Tendenz vollkommen einverstanden" und ebenso mit den „Wünschen", nur daß er diese eher „Bedürfnisse" genannt wünschte; er fand Leo's Sprache „streng wahr, männlich offen und doch rücksichtsvoll" und deutete nur einige Gegenstände an, die er nicht gehörig oder nicht nachdrücklich genug hervorgehoben fand: „denn wir haben es mit Herren zu thun die schwer begreifen was sie nicht begreifen wollen. Doch", verbessert er sich selbst, „vielleicht ist es gerade so besser, denn gar zu deutlich lieben sie es auch nicht". Auch jener andere — sein m. p. lese ich „Görgl" oder „Görg C" — findet in Thun's Denkschrift „Wahrheiten die nicht zu bestreiten sind und Wünsche deren Erfüllung jedem Böhmen als das höchste Glück erscheinen müßte". Allein er ist ein Schwarzseher, die Wiener Regierung ist ihm noch immer dieselbe wie „nach der verhängnisvollen Schlacht am Weißen Berge", und wird für Böhmen, das sie noch immer „als erobertes Land" ansieht, kaum etwas thun wollen; auch sei es ja „unter den gegenwärtigen Verhältnissen weder erlaubt" und werde „höchst misfällig aufgenommen, wenn die Landeskinder Böhmens sich des Ausdruckes Nation bedienen und Nationalgefühle zu äußern sich erlauben. Daß ein solcher Zustand höchst traurig ist, fühlt ein jedes böhmische Herz."

Gegen Ende Juli überreichte Thun seine Denkschrift dem Obristburggrafen, der sie mit bekannter Gewogenheit entgegennahm und ihm brieflich — Bubenč 1. August 1842 — versprach, selbe an den Grafen Kolovrat nach Wien zu leiten und bei diesem zu beantragen „daß selbe in Verhandlung genommen werde"; denn sie enthalte „sehr viel wahres, sehr viel nützliches, sehr viel beachtenswerthes". Gleichwohl fand er, der Verfasser habe in mancher Hinsicht die Farben etwas zu grell aufgetragen: „Was insbesondere die böhmischen Kundmachungen betrifft, so ist wohl die Sprache der angepriesenen Gelehrten für den gemeinen Mann viel unverständlicher als jene des böhmischen Gubernial-Translators der doch ein sehr böhmischer Böhm ist, und der Mehrzahl unserer Kreis-Commissäre die von jenen Bauern, die verstehen wollen, sehr gut verstanden werden". Interessant ist daß auch in dem Schreiben des Grafen Joseph Mathias darauf hingewiesen wird, daß die neueren „böhmischeren" Prediger „mit Ausnahme der wenigen, ich möchte sagen classischen Gegenden" fast allgemein vom Volke nicht verstanden werden; nur daß Leo's Vetter daraus eine andere Folgerung ableitet als der Obristburggraf, nämlich die, daß die Volksbildung gehoben werden müße.

Digitized by Google

Daß es überhaupt mit der Sprach- und Schreibfertigkeit im böhmischen Geschäftsleben keineswegs so aussah wie es dem politischen Landeschef, der über seine Beamten nichts kommen ließ, zu scheinen beliebte, geht aus einem Majestätsgesuche hervor das um diese Zeit Graf Leo für seinen Vetter Pepi „im Namen mehrerer obrigkeitlichen Großgrundbesitzer" abfasste und dessen Inhalt in der Bitte gipfelte: „daß bei den Schulen in diesem Königreiche der böhmischen Sprache angemessene Berücksichtigung geschenkt werde. Ein Beamter", heißt es im Contexte, „der nur eine einfache Instruction ohne die gröbsten selbst das Verständnis hindernden Fehler böhmisch zu concipiren vermag, ist eine Seltenheit, deren kaum eine in jedem Kreise zu finden sein dürfte, und bei den meisten obrigkeitlichen Ämtern würde man vergeblich ein böhmisches Protocoll suchen, dessen Orthographie nur den Vergleich mit der Schriftsprache der besseren Trivialschüler aushielte und den Leser nicht nöthigte den Sinn des Geschriebenen oft mehr zu errathen als zu erkennen".

Es gab in dieser Zeit überhaupt eine sehr lebhafte Bewegung nach dem Ziele, das böhmische Schulwesen auf einen bessern Stand zu bringen. Denn auch die Prager Schullehrer, nicht ohne Einfluß unseres Grafen Thun, bereiteten ein „Memorial" an den Kaiser vor: es möge den Stadt- und Hauptschulen eine solche Einrichtung gegeben werden, die den wesentlichen Unterschied zwischen deutschen und böhmischen Kindern festhalte. „Es ist Thatsache", bemerkte ein C. Wěky zu dieser Denkschrift, „daß manche Hauptschul-Directoren böhmischen Kindern unter dem Vorwande daß sie nicht deutsch können die Aufnahme verweigern. Wo soll aber das Kind böhmischer Eltern früher deutsch gelernt haben?" Der Unterricht in der Religion müße ausschließlich in der Muttersprache ertheilt werden: „In böhmischen Städten wo die männliche Jugend an deutschen Hauptschulen unterrichtet wird, machen die Seelsorger bei der sonntägigen Christenlehre die traurige Erfahrung daß die Lehrburschen, welche aus der Hauptschule zu den Gewerben übertreten sind, in der Regel am schlechtesten in der Religion und Moral unterrichtet sind". P. Otto Kröpfl, Franciscaner, Cooperator und Katechet bei Maria Schnee, wo er nur wenige „Utraquisten", sondern meist Kinder die entweder nur deutsch oder nur böhmisch konnten, zu unterrichten hatte, wurde von Thun um seine Wahrnehmungen und Erfahrungen im Schulsache ersucht. Er antwortete: „Da der Lehrer gezwungen ist mit beyden Sprachen häufig abzuwechseln, so redet er mehr kauderwälsch als deutsch

Digitized by Google

oder böhmisch, wird nur selten die Erklärung irgend eines Gegenstandes zugleich in beyden Sprachen hinlänglich deutlich zu geben im Stande seyn, bleibt daher nicht selten für deutsche als für böhmische Kinder dunkel, wird wohl gar selbst entmuthigt, da er sieht wie nur wenige ihn aufgefasst haben; er mühet sich ab, ärgert sich, zürnt, verdirbt dadurch wohl gar seinen guten Charakter, wird dann ein Barbar gegen seine Kinder, oder er verliert den Muth und unterrichtet blos nur um allenfalls eine Prüfung mit seinen Schülern bestehen zu können". Kröpfl schildert die üblen Folgen solcher Zwitterzustände auf die Kinder, für welche jeder heilsame Einfluß der Religionslehre so gut wie verloren gehe.

Die Landesbehörden, namentlich das Prager Gubernium, trotz der Einsicht und des besten Willens den ihr erleuchteter und wohlwollender Chef der Sache entgegenbrachte, verhielten sich jener Bewegung gegenüber durchaus nicht günstig. Als P. Anton Wiesner Cooperator im Provinzial-Strafhaus, an die Zeitschrift „Kwěty" einen Artikel[1]) einsandte, worin er die Nothwendigkeit nationaler Schulen in ebenso ruhiger als gegenständlich gründlicher Weise darlegte, blieb der Aufsatz im Bureau des Gubernialrathes Janko die längste Zeit liegen und kam erst nach anderthalb Jahren — 15. September 1843 — mit einem „Non admittitur" an die Redaction zurück.

Was aus dem Majestätsgesuch der böhmischen Großgrundbesitzer und der Denkschrift der Prager Lehrer weiter geworden, entzieht sich meiner Kenntnis. Allein die Conjectural-Historiographie geht wohl nicht irre mit dem Schluße: wenn ja das eine oder die andere oder beide nach Wien gelangten, so theilten sie das Schicksal aller Angelegenheiten die den dortigen Fortschrittsschlaf mit bösen Träumen zu ängstigen oder gar aufzurütteln drohten; bekannt ist das geflügelte Wort, womit der sonst vortreffliche und hochachtbare Erzherzog Ludwig derlei Dinge zu behandeln pflegte: „Liegen lassen ist die beste Erledigung".

* * *

Thun's Dienstleistung beim Kouřimer Kreisamte währte kaum zwei Monate, dann wurde er zu dem Rakonicer nach Schlan übersetzt, was seiner guten Mutter schwer auf's Herz fiel:

[1]) W Čechách a na Morawie oč as průmysl negwice wadj a se zaražj? An was etwa stoßt sich und stockt das Gewerbe in Böhmen und Mähren am meisten? — P. Wiesner war wirkliches Mitglied des Vereins zum Wohl entlassener Züchtlinge, sowie jenes zum Wohle hilfsbedürftiger Kinder.

Digitized by Google

Mein Leo, mein guter Leo verläßt uns; das ist ein unerwarteter Schlag, denn seine Gegenwart, seine liebe Nähe war uns versprochen. Freilich wird mir selten ein Viertelstündchen zutheil, um traulich mit ihm zu schwatzen, aber schon ihn zu erblicken ist mir wirklich eine wohlthätige Erinnerung an jede heilige Pflicht.

Am 1. September trat Thun seinen Dienst beim Rakonicer Kreisamte an, den 2. brachte er in dem nahegelegenen Smečno in dem ihm nun schon so lieb und traut gewordenen Clam'schen Familienkreise zu; dort finden wir ihn am 16. und dann wieder am 22. September, wie sich aus dem Datum von Briefen an seine Angehörigen nachweisen läßt. Jederzeit fand er es anregend sich mit Gräfin Selina über Ansichten und Anschauungen auszusprechen; von Seite der jungen Angehörigen wurde er gelegenheitlich in ein näheres Verhältnis zu der Belletristik gebracht, als dies bisher bei seinem ernsten nur immer auf Erweiterung und Festigung seiner Kenntnisse bedachten Streben der Fall gewesen. So waren es namentlich die Romane der Friederike Bremer, von denen ihm Gräfin Karoline „Streit und Frieden" besonders anempfahl. „Ich bin ihr", schrieb er an seine Mutter, „wirklich dankbar dafür. Ich habe es mit wahrer Freude gelesen, vielleicht und hoffentlich nicht ganz ohne Nutzen, Einiges darin ist wirklich vortrefflich, sehr schön gedacht und gefühlt, und mit den einfachsten Darstellungsmitteln äußerst ergreifend geschildert". Derartige Dingelchen bildeten in der Regel seine Lectüre unterwegs auf seinen amtlichen und Familien-Reisen.

In seiner dienstlichen Stellung wies ihm der Kreishauptmann Gubernialrath Kasimir Fortwängler den Raudnitzer Bezirk zur „Inspicirung" zu und setzte sämmtliche Unterbehörden von dieser Dienstestheilung zu ihrer Wissenschaft und Darnachachtung in Kenntnis. Die Aufgabe des amtirenden Kreis-Commissärs war: den Zuständen in seinem Bezirke ununterbrochene Aufmerksamkeit zuzuwenden; die Befolgung gesetzlicher Vorschriften und Anordnungen zu überwachen; entdeckte Unordnungen und Gesetzwidrigkeiten entweder sogleich selbst abzustellen oder nach Umständen dem Kreisamte behufs weiterer Verfügung anzuzeigen; endlich die von Fall zu Fall erforderlichen Commissions-Angelegenheiten zu besorgen. Eine solche, und zwar eine recht unangenehme, fiel gleich in die erste Zeit seiner neuen Dienstleistung. Es galt die Untersuchung des Raudnitzer Magistrats[1]), gegen welchen wegen Übervortheilungen der

[1]) Bürgermeister Jacob Zinke, geprüfter Rath Karl Soukup, Anwalt Joseph Foyta.

Digitized by Google

Parteien, Bestechungen, Erpressungen, Unterschleife seitens des „geprüften Rathes" geklagt wurde; ganze Actenstöße die gegen ihn beweisen konnten wurden von ihm unsichtbar gemacht, appellatorische Weisungen die er dem Magistrate übergeben sollte, Betreibungen, Strafandrohungen u. dgl. einfach in die Tasche gesteckt, und dieses Unwesen Jahre hindurch fortgetrieben. Den nächsten Anstoß hier schärfer einzuschreiten scheint eine Beschwerde der beiden Glöckner Kubaschka und Jiribulk gegeben zu haben, die laut des in ihren Händen befindlichen „Handbüchels" Anspruch auf gewisse „Emolumente" hatten; diese waren ihnen seit Jahren vorenthalten worden, und als sie hierüber beim geprüften Rathe Klage führten, hatte sie dieser schnöde abgewiesen, worauf sie sich an das Kreisamt wandten [1]). Als Thun in Raudnitz erschien und nach den Schriften der beiden Glöckner verlangte, waren diese nicht zu finden, weder in den Amtsräumlichkeiten noch in Soukup's Wohnung in die sich der Kreis-Commissär sogleich verfügte. Erst am folgenden Tage brachte sie der geprüfte Rath zum Vorschein; die Unterschrift des Bürgermeisters hatte er, wie sich Thun überzeugt hielt, offenbar erst jetzt beigesetzt. Auf diese Entdeckung folgten nun bald andere, eine Unordnung, Willkür, Schlechtigkeit enthüllte sich nach der andern, und Thun sah sich binnen kurzem einer Amtshandlung gegenüber, die er als eine der schwierigsten, „besonders für einen neugebackenen Kreis-Commissär", erkennen mußte. „Ich habe den vollsten Beweis", schrieb er nach Tetschen, „daß ich es mit einem wahren Bösewicht und einem der schlechtesten Menschen die der Erdboden trägt zu thun habe und mehr als einmal hat mich wirklicher Schauder ergriffen über das, was in solchen Händen das Richteramt wird und was unter den Augen aller Behörden von solchen Schurken verübt werden kann. Aber leider ist man es bei uns so gewohnt, daß in kleineren Städten so jämmerlich gewirthschaftet wird, daß, wie ich aus einem Versuche der im vorigen Frühjahre gemacht wurde erfahren habe, man jeden neuen Beweis davon nur als etwas alltägliches hinzunehmen scheint. Sollte denn wirklich alles was ich gegenwärtig entdeckt und aufgedeckt habe, auch so hingehen — das wäre niederschlagend!"

Überhaupt war der Einblick, den er jetzt in das Getriebe gewann, in welchem er selbst sein Rädchen sich abdrehen zu lassen hatte, kein erfreulicher und noch weniger ein erhebender. Geistlosen Schlendrian sah

[1]) Poniženie žádagi Pulsanti Města Roudnice wissetřenj Slawného Magistratu te krwawě zasloužene starobylosti.

Digitized by Google

er im Hingang thatenloser Decennien an die Stelle dessen getreten, was in seiner ersten Einrichtung so gut gemeint war und vielseitig so wohlthätig gewirkt hatte. Er legte sich ein besonderes Buch an, in das er seine Wahrnehmungen, aber auch seine Ideen für Abhilfe und Verbesserung eintrug. Sie betrafen Gebrechen im Detail der Geschäftsbehandlung, z. B. die von den Ämtern vierteljährig nach einem gewissen Formular einzusendenden Polizeiberichte,[1]) aber auch höher hinauf Lücken oder Widersprüche zwischen den Bedürfnissen des praktischen Geschäftslebens und der bestehenden Gesetzgebung. Er beklagte die herrschende Regellosigkeit in Gemeinde-Angelegenheiten, die wesentlich nachtheilige Behandlung des Gemeindevermögens, den Mangel einer Bestimmung über den Zweck desselben; er verlangte ausgiebige Gesetze über die Pflicht der Eltern zur Erziehung ihrer Kinder; er vermisste klare und feste Vorschriften über Heimatsrecht, Bürgerrecht 2c. 2c.

* * *

Seinen Vereinen, deren erfolgreiches Gedeihen ihm so sehr am Herzen lag, konnte Graf Leo die gewohnte unmittelbare Theilnahme nicht mehr zuwenden; denn wie seit Jahren in Tetschen, so war er nun auch in Prag nur zeitweiliger Gast. Sein Stellvertreter oder Bevollmächtigter in dieser Richtung war im allgemeinen sein Bruder Franz; die verwahrlosten Pfleglinge empfahl er seiner Schwester Juža, deren angeborene Schüchternheit er zu besiegen suchte, indem er sie aufmunterte die Anstalt von Zeit zu Zeit zu besuchen, sich von den Fortschritten der Kinder zu überzeugen, ihnen hier einen Wink zu geben, dort eine Bemerkung zu machen, was „natürlich auf sie, um die sich bisher noch kaum eine anständige Frau gekümmert hat, großen Eindruck machen und in ihnen eine Menge für unsern Zweck wichtige Gedanken und Gefühle wecken" muß[2]). Umgekehrt nahm er wieder Antheil an der wohlthätigen Einrichtung,

[1]) Diese Berichte enthielten, wie es in seinen Aufzeichnungen heißt, großentheils immer dasselbe, waren voll Unwahrheiten, dabei zeitraubend für die Wirthschaftsämter wie für das Kreisamt; vernünftiger und zweckmäßiger, meinte Thun, wären Tabellen über gewisse Anstalten und Einrichtungen (Ärzte und Hebammen, Feuerlösch-Requisiten, Fabriken u. dgl.), die dem amtirenden Kreis-Commissär immer zur Hand sein, von ihm unausgesetzt controlirt, berichtigt, ergänzt werden müßten; der Polizeibericht wäre nur einmal im Jahre zu erstatten, und zwar auf Grund einer zwischen dem Kreishauptmann und dessen Commissären abgehaltenen Berathung.

[2]) Aus einem Briefe an seine Schwester Smečno 22. September 1842.

Digitized by Google

welche die Gräfin Juža für die Tetschener Armen getroffen hatte [1]), bestärkte sie in ihren Bemühungen um dieselbe, da sie überzeugt sein möge „daß Du damit mehr gutes wirkst als Du sehen kannst". Der persönliche Umgang mit seinen nationalen Gesinnungsgenossen erlitt, so wenig Thun in der Sache selbst in Eifer und Thätigkeit nachließ, durch seinen geänderten Aufenthalt nun gleichfalls häufige Unterbrechungen. Als in dieser Zeit die sogenannten böhmischen Bälle aufkamen, zählten natürlich die „Blastenci" auf die Mitanwesenheit ihres hochgebornen Gönners. Allein Amtsgeschäfte hielten ihn im Fasching 1843 in Schlan zurück; übrigens, meinte er, „wenn ich zu Hause säße und gegen Pulszky schriebe, so wäre es wohl besser böhmisch gehandelt als auf dem Balle zu paradiren".

Die Worte waren an seine liebe Mutter gerichtet — 4. Februar 1843 —, die nun schon nahezu ganz der Sehkraft entbehrte. „Dir muß ich ja leider jetzt dafür danken, wenn Du mir nicht schreibst, so innig weh es mir thut daß es so ist, und so schmerzlich ich den Briefwechsel mit Dir entbehre." Die Familie erwartete in dieser Zeit die Ankunft des Grafen Fritz aus Turin, der einige Wochen im Kreise der Seinen zubringen sollte, und Chotek war so rücksichtsvoll seinem Rakonicer Kreis-Commissär für diesen Fall einen Urlaub von vierzehn Tagen bis drei Wochen zu gewähren. Es fiel das in die zweite Hälfte April und in die ersten Tage Mai, wo Held Frühling siegend wieder ins Land gezogen kam: „Auch die Feldgegenden sind in dem grünen Schmuck so reizend, und man wird froh wenn man die Pflanzen Thiere und Menschen in heiterer und gedeihlicher Thätigkeit aufleben sieht. Nur ein Gedanke hat mich immer wieder tief geschmerzt, der Gedanke daß Du, geliebte Mutter, all den Zauber nicht mehr genießen kannst".

Anfangs Mai rief ihn eine Unterthansgeschichte nach Ober-Berkovitz (Běškovice), die für ihn aus dem Grunde etwas peinliches hatte, weil dieselbe, wenn es zur Entscheidung kam, nicht anders als zu Gunsten des beschwerdeführenden Unterthans ausfallen konnte, was den ihm und seiner Familie persönlich befreundeten Herrschaftsbesitzer Grafen Des Fours „wahrscheinlich für immer auf das Kreisamt sehr ungehalten" machen würde. Er schlug darum einen andern Weg ein, erschien in Ober-Berkovitz als Besucher, welchem der gastfreundliche Besitzer alle Merkwürdigkeiten des Schloßes, alle Reize der von diesem aus weithin

[1]) Ö. Jb. 1891 S. 180.

Digitized by Google

beherrschten Umgebung zu weisen nicht müde wurde, während es unserem Kreis-Commissär, der dabei seine ganze Liebenswürdigkeit entfaltete, an Aufmerksamkeit und beifälliger Theilnahme nicht fehlte. Er läßt sich vom Schloßherrn „mit einem sehr guten Diner et Champagner tractiren" und nach dem Speisen in den Garten führen, wo er gleichfalls alles schön und nett findet, und bettelt zuletzt seinem Wirth, der durch all dies in die beste Laune versetzt war, 40 fl. C.-M. ab, „und die ganze Geschichte war beigelegt". Am 8. war Thun in der Kreisstadt zurück.

5.

Es wurde früher [1]) eines kurzen Schreibens gedacht, mit welchem Graf Thun ein Exemplar seiner Schrift „über den Stand der böhmischen Literatur" an Herrn v. Pulszky übersandte. Dieses kurze Schreiben nun hatte einen ziemlich ausführlichen Briefwechsel zur Folge — 28. April 1842 Pulszky an Thun, 26. Juli Thun an Pulszky, 12. September Pulszky an Thun — wobei, wie kaum gesagt zu werden braucht, kein Theil den andern überzeugte oder überredete, sondern jeder am Ende denselben Standpunkt behauptete den er zu Anfang eingenommen hatte. Auch kam es dem Verfechter der ungarischen Sache gar nicht darauf an aus seinen Ansichten Hehl zu machen; im Gegentheil sie sollten in einer neuen Zeitschrift, die Dr. Emerich Henszlmann mit Beginn 1843 in Leipzig herausgeben wollte, veröffentlicht werden, wofür Pulszky die Zustimmung Thun's einholte. Thun antwortete aus Schlan 24. December mit einem Schreiben, das er selbst als seinen „Fehdebrief" bezeichnete. Er spricht darin das Bedauern aus, mit dem Gegner zu keinem Einverständnis gelangt zu sein, da dieser für Thun's Bemühen, ihn aus den Bahnen zäher und unnachgiebiger Parteiauffassung auf den Standpunkt einer billigeren und gerechteren Beurtheilung zu führen, nur Hohn und Spott habe:

> Damit hat freilich unsere Discussion ein Ende; denn sie müßte vom Felde der Politik größtentheils auf das der Moral übertragen werden, und auf diesem ist nur der Freund, nicht aber jeder Fremde zu Unterredungen berechtigt. Mir bleibt sonach nur die betrübende Ueberzeugung, daß auch die begabten Wortführer der ungarischen Partei sich dessen rühmen, nur für einen Theil der Bevölkerung ihres Vaterlandes ein Herz zu haben, und die nationalen Fragen, von deren Entscheidung die geistige Entwicklung von Millionen ihrer Landsleute abhängt, einseitig zu

[1]) Siehe oben S. 100 f.

Digitized by Google

beurtheilen, daß demnach eine Verständigung wirklich unmöglich ist und den ungarischen Slaven nichts übrig bleibt als sich zu beugen oder zu wehren.

Thun erklärt ausdrücklich, daß dieses sein Schreiben „nicht für die Öffentlichkeit geeignet" sei, behält sich aber für die vorangegangenen „das Befugnis vor, von denselben einen öffentlichen Gebrauch zu machen". Pulszky seinerseits bedauert, Pest 12. Januar 1843, dieses letzte Schreiben, „ein Denkmal einer so humanen und liebenswürdigen Gesinnung", nicht auch abdrucken zu dürfen, bietet Thun trotz dieses zwischen ihnen ungelösten Zwiespaltes „die Hand zum freundschaftlichen Druck an" und bittet ihn, wenn ihn der Zufall einst nach Ungarn führen sollte, „mich als Ihren Gastfreund im antiken Sinne des Wortes" betrachten zu wollen.

So erschienen denn in der „Vierteljahrschrift aus und für Ungarn" (Leipzig in Commission bei Georg Wigand) blos die vier ersten Briefe.[1]) Sie erregten auswärts und im Inlande nach verschiedenen Seiten gerechtfertigtes Aufsehen. In einer Vorlesung, die Mickiewicz am Collège de France am 27. December 1842 über Jan Kollar und dessen „Slávy Dcera" hielt, kam er auf die Bemühungen des Grafen Leo Thun zu sprechen und schloß mit einem Appell zu Gunsten Polens, das die Böhmen nicht aus den Augen verlieren sollten. Von interessantem Inhalt war ein Schreiben des Fürsten Wilhelm Radziwill, Chefs der in der preußischen Hauptstadt seßhaften Familie dieses Namens. Sein Vater Fürst Anton, an Prinzessin Friederike Ludovica von Preußen vermählt, dadurch verwandt mit dem Königshause und demselben sehr anhänglich, war Statthalter des Großfürstenthums Posen gewesen, hatte einen Namen als Musik-Mäcen und war selbst ausübender Künstler auf dem Violoncell und gerühmter Compositeur. Fürst Wilhelm und sein Bruder Boguslav, beide an Gräfinen Clary vermählt, lebten in Berlin in einem Hause und waren häufig in Teplitz, wo sie mit Thuns in Berührung kamen. Der jüngere der Brüder that sich durch Eifer für die katholische Sache und große Wohlthätigkeit besonders hervor. Fürst Wilhelm vertrat mit Wärme die polnischen Interessen, ohne jede illoyale Nuance, und dies erklärt den warmen Antheil, den er an Leo's Bemühungen um die böhmische und slovakische Sache nahm. Er theilte dessen Ansichten „über die praktischen Folgen welche eine Vernachlässigung oder absichtliche Untergrabung nationaler Interessen und

[1]) I. Bd. 1. Hälfte S. 61—91. Ein Versehen ist es, daß der erste Brief Pulszky's auf den 24. April 1842, statt, wie handschriftlich nachzuweisen, auf den 28. datirt ist.

Digitized by Google

Rechte nach sich ziehen" um so mehr, als er bei den „faiseurs du jour" in seinem eigenen Lande ganz die gleiche starre Unzugänglichkeit gegen eine einsichtsvollere Handlungsweise fand: „c'est tout comme chez nous, mit dem Unterschiede, daß es bei uns selbst den Ansichten des Königs entgegen sich geltend macht, die bis jetzt nur wenig Verständnis gefunden."

Aus Ungarn selbst kam unserem Freunde eine sympathische Kundgebung zu. Ein Graf van Dernath, früher im Staatsdienst, den er jedoch aufgegeben, „da ich das Leben zum frohnen zu kurz fand"[1]) schilderte sich ihm als unverheiratet und „durchaus keine Farbe" tragend „als jene doch ganz bestimmte eines ruhigen contemplativen, wenn Sie wollen etwas indolenten, aber ganz geregelten Lebens-Systems"; er „sehe folglich alles, das erfreuliche wie das unerfreuliche, durchaus objectiv, ganz so wie es ist." Er bietet Thun, falls dieser sein gegen Pulszky ausgesprochenes Vorhaben Ungarn zu bereisen ausführen wolle, Kaschau als Mittelpunkt und sein Haus als Absteigequartier an; der Dampf bringe ihn binnen 24 Stunden nach Pest, von da bei günstiger Witterung die Post binnen weitern 24 Stunden nach Kaschau:

> Ich sage bey günstiger Witterung; denn obwohl wir, um die Magyarisirung vorwärts zu bringen, eine Million auf den Altar des Vaterlandes zur Activirung einer National-Bühne niederzulegen für gut fanden, kam ich doch die letzten acht Meilen, welche das „immer vorwärts" rufende Pester Comitat durchschneiden, im Herbste mit vier Postpferden nur mit Hilfe von ebenso vielen Ochsen mühsam vorwärts.

Als Thun diese humoristisch-freundliche Einladung empfing, stand in ihm der Vorsatz bereits fest, den in der „V. J. Schrift aus und für Ungarn" erschienenen Briefwechsel zwischen ihm und Pulszky seinerseits mit einem eigenen „Überblick" als Anhang zu veröffentlichen. Da ihm der Obristburggraf erklärte, die Druckbewilligung nicht ertheilen zu können und ihm anheimstellen zu müßen dieselbe „bei der k. k. Polizei-Hofstelle zu erwirken", 26. März, so sandte Thun am 5. April sein MS unmittelbar an den Grafen Sedlnitzky mit der brieflichen Bitte: „die Amtshandlung der Censur möglichst beschleunigen zu lassen, indem nicht nur die Wirksamkeit des Aufsatzes wesentlich davon abhängt, daß er vor oder wenigstens zur Zeit der Eröffnung des ungarischen Reichstages erscheine, sondern er sogar später kaum veröffentlicht werden könnte ohne großentheils umgearbeitet zu werden".

[1]) Wahrscheinlich Graf Heinrich, geb. 12. November 1797, k. k. Lieutenant in der Armee; das Schreiben datirt aus „Caschau" 21. März 1843.

Digitized by Google

Thun brannte vor Ungeduld die Druckerlaubnis sobald als möglich zu erhalten, und als nahezu drei Wochen vergingen ohne daß ihm ein Bescheid zukam, richtete er am 26. ein Schreiben an den bei der Obersten Polizei- und Censur-Hofstelle dienenden Regierungsrath Maltz, worin er mit neuem Drängen darauf hinwies dass, solle er nicht seine Zeit und Mühe verloren haben, alles daran liege dass seine Schrift rechtzeitig erscheine, und Maltz bat, „auf eine Beschleunigung der Censur gütigst einwirken zu wollen. Überdies wäre es doch wirklich hart, wenn den Ungarn, denen jeder Weg auf die öffentliche Meinung einzuwirken zu Gebote steht, in keiner Weise und selbst da nicht zu rechter Zeit entgegengetreten werden könnte, wo sie Fragen von dem allgemeinsten österreichischen Interesse in die größte Verwirrung zu bringen bemüht sind." Sollte es, fügte er zum Schluße bei, die Sache fördern, so wäre er bereit seine Schrift in Leipzig erscheinen zu lassen, „obgleich ich das bischen Verdienst lieber einem Prager Buchdrucker und Buchhändler zuwende, und so sehr es mich anwidert meine Waare auf dem großen Jahrmarkt schachernder Weisheit auszubieten."

* * *

Um die Monatswende Mai-Juni 1843 traten für Graf Leo zwei wichtige Ereignisse ein.

Das eine war die Nachricht daß er vom Rakonicer zum Königgrätzer Kreisamte versetzt sei; eine Änderung die für ihn insofern interessant sein mußte als er dort, wo es Gränzgebiete gegen Preußisch-Schlesien gab, neue Seiten des Dienstes kennen lernte, und das unter einem Kreishauptmann mit welchem er von früher her befreundet war; anderseits entfernte ihn allerdings die Amtirung in Königgrätz weiter von seinen lieben Angehörigen, während er sich seinen bisherigen Kreishauptmann nur zu loben hatte.

Das andere Ereignis war, daß ihm am 1. Juni sein MS. mit dem „Imprimatur" und der Bewilligung zu dessen Herausgabe im Inlande zukam, was er den Seinen als „sehr freundliche Behandlung" rühmen konnte. Am 3. saß er um vier Uhr morgens zu Pferde, frühstückte in Prag bei Brühls[1]), speiste mit seinem Bruder, mit Nösl,

[1]) Gräfin Josephine geb. Gräfin Schaffgotsch, Thun's mütterliche Großmutter, Graf Friedrich August Adalbert und Gräfin Elisabeth, geb. Freiin von Kerpen, sein Onkel und seine Tante.

Digitized by Google

Helly, Helminger und P. Schneider auf der Färber-Insel, fuhr nach Mitternacht den 4., einem Sonntag, von Prag ab, hielt sich ein Stündchen in Sadska auf wo er eine Messe hörte, und fuhr dann weiter nach Königgrätz um sich dem Kreishauptmann Baron Mecséry vorzustellen. Er wurde von diesem sehr freundlich empfangen und erhielt die Zusage eines längern Urlaubs, um, bevor er in Königgrätz einrücke, wieder einmal in seinem Tetschner Kreise weilen zu können. Um $^1/_2$10 abends mußte er, da die Festungsthore mit dem Glockenschlag 10 Uhr geschlossen wurden, seine Rückfahrt antreten, kutschirte selbst bis 2 Uhr nachts und traf 7 Uhr morgens den 5. in Prag wieder ein. Für 8 Uhr hatte er den Geschäftsführer der Calve'schen Buchhandlung bestellt, der Druck sollte sogleich beginnen, P. Wenzel Štulc werde die Correctur besorgen, 100 fl. C. M. Honorar, 15 Frei-Exemplare. Štulc, einer der eifrigsten und besonders in theologischen Kreisen einflußreichsten Blastenci jener Tage, Busenfreund von Georg Lubomirski, der durch ihn mit Leo Thun bekannt wurde, hatte damals im Plan, Bildchen mit kurzen Lebensbeschreibungen der bekanntesten Heiligen für die bevorstehende Firmungsfeier herauszugeben; das Thun'sche Honorar sollte die Kosten der Herstellung decken, dagegen der zu erzielende Reinertrag dem Thun'schen Vereine zugute kommen; damit war beiden löblichen Zwecken gedient. Thun verfügte sich sodann in das Landes-Gubernium wo er sich dem Vice-Präsidenten Baron Prochazka vorstellte und von diesem angewiesen wurde, vor seinem Abgang nach Königgrätz die Raudnitzer Untersuchung möglichst zu Ende zu führen. Abends präsidirte er noch einer Vereinssitzung, legte sich um halb 10 zu Bette und „schlief königlich" bis zum Morgen. Um 6 Uhr den 6. saß er wieder zu Pferde, ritt bis Středokluk, wo ihn sein Wagen erwartete, und war Vormittags zurück in Schlan. Das war binnen dreimal vierundzwanzig Stunden etwas geleistet!

Beim Eintritt in sein Bureau fand Thun das vom 2. Juni 1843 datirte Decret, durch welches ihm sein bisheriger Chef die Enthebung vom Dienste beim Rakonicer Kreisamte bekannt machte. Gubernialrath Fortwängler erklärte ihn „mit Bedauern" scheiden zu sehen, er sei seinen Amtsobliegenheiten „mit Auszeichnung" nachgekommen; er habe „vorzügliche dienstliche Eigenschaften, fleckenlose Moralität, wahre werkthätige Religiosität, geraden biedern rechtlichen Sinn" bei jeder Gelegenheit bekundet. Thun, in seiner Bescheidenheit von diesen Lobesausdrücken „ganz

Digitized by Google

überraſcht", ſandte das Decret den Seinen nach Tetſchen und bat nur es ihm bald zurückzuſchicken. Es galt nun noch der Raudnitzer Commiſſion, die er binnen acht oder zehn Tagen zu beenden hoffte, um anfangs Juli ſeinen Urlaub antreten zu können.

Mittlerweile ging der Druck ſeiner Brochure — in der Officin der Anna Špinka unter Leitung des J. Malý — raſch von ſtatten, binnen drei Wochen war alles in Ordnung und die Schrift erſchien vor der Öffentlichkeit:

Die Stellung der Slovaken in Ungarn, beleuchtet von Leo Grafen von Thun; 8°, 2 Bl. u. 63 S.

Mit Schreiben vom 25. ſandte Thun ein Exemplar an Gräfin Thereſe Chotek, eine der intimſten Freundinen ſeiner Mutter. Die Angelegenheiten, welche ſein Aufſatz betreffe, ſchrieb er ihr, ſeien zwar ſolche die uns in Böhmen ferner liegen; indeſſen habe er denſelben geſchrieben, weil er hoffe „auf ſolchem Wege leichter Grundſätzen Eingang zu verſchaffen, die auf unſere ganz analogen Verhältniſſe nicht minder Anwendung finden ſollten und ſie wohl großentheils nur deshalb nicht finden, weil es dem Menſchen ſchwer fällt, die Dinge in ſeiner unmittelbaren Nähe unbefangen zu beurtheilen, wenn das Reſultat der unbefangenen Beurtheilung eine Mahnung enthält ſich anders zu benehmen als man gewohnt iſt" . . .

Es kann ſich hier ſelbſtverſtändlich nicht darum handeln, einen Auszug aus Thun's Schriftchen zu liefern; es genüge die Bemerkung daß es leider noch heute ebenſo leſenswerth und leſerbedürftig iſt wie vor nahezu fünfzig Jahren — ich ſage „leider", weil das was Thun darin mit Gründen des Verſtandes, der Humanität, der Politik als Entnationaliſirungspolitik der Magyaren gegen das harmloſe Volk der Slovaken verurtheilt, heute in gleichem Schwang iſt wie vor einem halben Jahrhundert.

Langſamer ging es mit der Raudnitzer Unterſuchung. Der Juni ging zu Ende, die erſte Juliwoche war vorüber, und mit einer wahren Sehnſucht ſieht er ein Dampfſchiff nach dem andern den Strom hinab vorüberfliegen. Er ſchreibt am 8. an ſeine Mutter:

Statt unter dem wohlthuenden Einfluß des Umgangs lieber und vortrefflicher Menſchen ein Weilchen mit ruhigem Geiſte und Gemüthe etwas geſcheutes vornehmen und mich dabei meines Lebens freuen zu können, bin ich hier — ohne noch ein Ende abſehen zu können — feſtgerannt in den allerwiderlichſten Geſchichten, und habe es mit Menſchen zu

Digitized by Google

thun, deren Schwäche und Unbrauchbarkeit für den Platz an dem sie stehen einerseits und deren schamlose Lügenhaftigkeit und abgefeimte Niederträchtigkeit anderseits mich alle Tage auf's äußerste anekelt . . .

In einem Briefe vom 19. schildert er seiner Mutter sein Tagesleben. In der Regel hat er für acht Uhr vormittags Leute auf das Rathhaus bestellt; vorher nimmt er das Frühstück ein,

was immer mit dem Herrn Inspector d. i. Oberamtmann, einem guten heitern Weißkopf von circa 70 Jahren, und seiner bedeutend jüngern Ehehälfte geschieht. Die liebe Jugend, nämlich zwei Töchter und ein sechzehnjähriges Kostmädchen, erscheinen nur mittags nach ein Uhr und abends neun Uhr, nebst einer ältern (häßlichen) Hausfreundin und einem Schreiber, den ich im Frühjahr einmal fürchterlich heruntergeputzt habe, weil er sich von Taglöhnern schmieren ließ, der mir aber nichtsdestoweniger sehr den Hof macht, ein gutmüthiger und lustiger Patron.

Thun hofft, wie aus demselben Briefe zu entnehmen, binnen wenig Tagen die Untersuchung zwar nicht beendet, aber doch auf einen Stand gebracht zu haben daſs sie von einem andern weiter geführt werden könne, und denkt daher am Samstag, 22. Juli, von Raudnitz fortzukommen, wenige Tage in Peruc und Teynic, in Schlan und in Prag zuzubringen und gegen Ende des Monats in Tetschen einzutreffen; denn er habe keine Lust sich den Urlaub abzukürzen und hoffe, daß ihm Mecséry und das Prager Gubernium keine Schwierigkeit machen werden. Allein am 5. August muß er ein „Noch nicht!" nach Tetschen schreiben; noch immer sitze er fest, es seien zwar keine Erhebungen auf neue Gegenstände auszudehnen, aber mit den Einvernehmungen, die er nun, nachdem er die Masse von Acten durchstudirt, abhalten müße, gehe es doch langsamer als er gedacht, so daß er vor Dienstag oder Mittwoch 8. oder 9. August von Raudnitz nicht werde fortkommen können.

* * *

In diesen Tagen traf ihn die Nachricht, sein wohlwollender Gönner Graf Karl Chotek sei von seinem Posten als Obristburggraf und Gubernial-Präsident von Böhmen in Gnaden enthoben und pensionirt worden. Das „zu rasch laufende Rad"[1]), das, wie ein paar Jahre später Franz Stadion in Triest, nur zu häufig aus dem Geleise des bureaukratischen Schlendrians herauslief, hatte den Herren an den Wiener grünen Tischen manchen Ärger und Verlegenheit bereitet, so daß

[1]) Adam Wolf, S. 17.

Digitized by Google

sie sein Ansuchen um Enthebung gewiß ohne Schmerz willfahrend erledigten (20. Juli). Die Glieder der ständischen Opposition mochten für den ersten Augenblick jubeln, allein weithin in der Stadt und im Lande fühlte man nur zu sehr was man an Chotek verloren. „Für den wahren Ruf des Obristburggrafen", schreibt Thun an seine Schwester am 9. August, „ist denke ich der Vorgang gerade gut. Die Art wie man ihn behandelt hat, von der bisher nur wenig bekannt war, ist nun allen offenbar die Augen haben, und der Schritt den ihm gar manche noch vor einem Jahre verargt hatten, jetzt ohne Zweifel gerechtfertigt." [1])

Nachdem Thun endlich von Raudnitz flott geworden, seine anderortigen Geschäfte abgemacht, vom Schlaner Kreisamte Abschied genommen, konnte er seinen längern Urlaub, den wir uns als einen sechswochentlichen zu denken haben — genauere Tagesangaben lassen mich hier im Stich — antreten, „um sich wieder einmal in Tetschen ordentlich niederzusetzen". Nach dem Schluße dieser für ihn gewiß schönen Zeit sollte er noch einmal mit der Raudnitzer Angelegenheit zu thun bekommen, aber nur als Zuschauer und Beobachter. Sein Weg nach Königgrätz führte ihn nämlich durch Raudnitz, wo sein Erscheinen bei den Einen herzliche Freude, bei den Andern gelinden Schrecken hervorrief, da die letzteren fürchteten ihn „wieder als k. k. Kreis-Commissär einrücken zu sehen". Der Hauptschuldige war mittlerweile, trotz aller Versuche sich zu wehren, von den Geschäften entfernt, an das Criminal abgeliefert und für ihn vom Gubernium und Appellations-Gericht ein Substitut ernannt worden. Bei der Haussuchung und Abnahme der Amtsschriften, womit Thun's Nachfolger, der neu ernannte supernumeräre Kreis-Commissär Baron Friedrich Silberstein — zuletzt Concepts-Practicant bei der Landesstelle — die weiter zu führende Untersuchung begann, offenbarten sich unglaubliche Dinge: zwei Säcke voll Acten, darin die Stücke die während Thun's Amtirung angeblich nicht zu finden waren, ein Haufen appellatorischer Mahnungen zur Beschleunigung, Warnungen und Strafandrohungen, die der Uebelthäter gar nicht dem Magistrat übergeben hatte, selbst eine Anzahl Acten aus Orten wo er früher gedient hatte. Achtzig Bogen stark war das Inventar, dessen Aufnahme volle drei Wochen in Anspruch nahm; jetzt mußte sich Silberstein erst in Thun's weitläufige Untersuchung einstudieren, und auch das konnte er nur zum Theil, weil

[1]) S. auch über Chotek's Verdienste und unverdiente Entfernung „Böhmens Zukunft" I. S. 209—219.

Digitized by Google

einige Geschäftsstücke schon bei Gericht waren; es werde, meinte Thun, Jahre dauern, ehe die verwickelte Angelegenheit zu Ende gebracht sein werde. „Indeſs", schrieb Thun nach Tetschen, „dem Himmel sei Dank, das wichtigste ist doch erreicht, dem Unwesen ein Ende gemacht und das, was wirklich heilsame Autorität der Regierung ist, einem Schurken gegenüber hergestellt, der mehr und mehr den Glauben an die Möglichkeit, bei der vorgesetzten Behörde gegen ihn Schutz zu finden, verloren hat. . . ."

Indem wir hiermit von der Raubnitzer Affaire Abschied nehmen, wollen wir beifügen, daß es Thun noch in spätern Jahren zur Befriedigung gereichte, dem schändlichen Treiben eines Mannes, der so Vielen geschadet, so Manche ins Unglück gestürzt hatte, ein Ende bereitet zu haben; daß er sich aber um die unglückliche Familie des „Schurken" angenommen und dessen Witwe, nachdem jener längst im Strafhause gestorben war, großmüthig unterstützt hat.

6.

Sonntag den 15. October 1843 $^1/_2$9 Uhr abends fuhr Thun in Königgrätz ein, am Tage darauf machte er sein „entrée im Kreisamt", dessen Räumlichkeit er „entsetzlich enge" fand. Ein Zimmer stand für das gesammte Conceptspersonale, den Kreishauptmann inbegriffen, zur Verfügung; außer diesem hatte nur der zweite Kreis-Commissär Andreas Doležal, „ein sehr ordentlicher Mensch", einen Tisch; einen zweiten sollte Thun bekommen, bis Baron Mecséry ein kleines Bureau, „das er sich aus einer Küche und einigen unnennbaren Nebenräumen geschaffen hat", beziehen konnte. Bis dahin mußte Thun außer dem Amte arbeiten, was auch beim ersten Kreis-Commissär Baron Karl Wittern und beim dritten Kreis-Commissär Joseph Schiffner, in welchem er einen Freund des Prager Apothekers v. Helly begrüßte, der Fall war.[1]) Auch die Kanzlei und die Registratur waren theilweise in einem andern Gebäude untergebracht.

Seine Wohnung hatte sich Thun sehr zu loben. Er fand sie „recht heimlich", genoß aus seinem Fenster die Aussicht gegen Josephstadt hin über eine frische hübsche Gegend von Wiesen und Baumgruppen; an heitern Tagen bildete das nicht sehr ferne Gebirge einen erhebenden Hintergrund. Er ist an seinem neuen Bestimmungsorte bald häuslich

[1]) Außer den Commissären waren beim Kreisamt drei Conceptspraktikanten: Karl Hanl, Ignaz Preiß, Friedrich Ritter von Mader.

Digitized by Google

eingerichtet. „Ich bin nun schon ganz in der Ordnung", schreibt er am 22. an Schwester Juža. „Die Bücher stehen und die Bilder hängen. Auf dem Schreibtisch Franz sammt seinem Wahrzeichen[1]), über ihm seine kleine Pendeluhr, ein mir liebes Andenken an ihn und sein erstes Schreiben aus dem väterlichen Hause, und daneben Clam und Jungmann; das hat seine besondere Bedeutung, sie mahnen mich wenn ich faul bin. Daneben gegen das Fenster in gutem Licht Anna's Bildchen, über dem kleineren Canapé der größere Kupferstich nach Lawrence's Selina ꝛc. Dabei fällt mir ein — weil gewisse Leute gar so gut sind und immer auf Präsente denken — daß ich Porträte von verschiedenen Menschen habe, aber von gewissen nicht, von denen ich ähnliche, ganz gleich ob gezeichnet oder gemalt, sehr gern hätte. Würde nicht ein gewisser jemand der sehr gut auffaßt, mir eines von meiner lieben Mutter zeichnen wollen?"

Thun's Amtbezirk war der nördliche Theil des Kreises, also die an das Preußische stoßende Gränzgegend. In einem Briefe vom 12. December schrieb er aus Trautenau an seine Mutter: „Ich bilde mir ein, das wird meinen Brief ganz entsetzlich piquant machen, daß er aus diesem Endchen des Königreichs am Fuße des Riesengebirges geschrieben ist. Ich muß schon so wie Napoleon von den verschiedensten Orten her datiren, wenn ich Euch nicht ohne Nachrichten lassen will, denn diese Zeit her führe ich ein wahres Zigeunerleben." Mecséry liebte Geselligkeit und Unterhaltung und war, gleich seinem jüngsten Kreis-Commissär, mit dem Adel der Umgegend vielseitig bekannt und befreundet. Jetzt waren sie in Choltic bei Hans Thun, oder bei Harrachs auf Stračov, dann in Náchod bei Lippe-Schaumburg, und machten hier eine mehrtägige Jagd in den Waldlehnen des romantischen Aupa-Thales mit. Dazwischen gab es für Thun eine und die andere kreisamtliche Commission. Bei einer solchen Gelegenheit besuchte er Königinhof, wo er sich von dem substituirenden Rath Joseph Pelikan, „der mich als Čeche aufsuchte", die Merkwürdigkeiten des Ortes, darunter „die nicht uninteressante Kirche in welcher die Handschrift gefunden worden ist", zeigen ließ.

[1]) Seinem Lieblingshund Neptun, was die naive Verwunderung eines Kammerkätzchens im gräflichen Hause erregte: „Das ist aber doch merkwürdig, der Herr heißt Franz Thun und der Hund heißt Nep Thun".

Digitized by Google

Mit Eintritt des Jahres 1844 bekam Böhmen einen neuen Landeschef, „einen der Haare auf den Zähnen hat", wie die Prager witzelten; denn er trug einen Schnurrbart, eine damals beim Civile der nicht-ungarischen Länder ungewöhnliche Erscheinung. Auch war es ein Ungar, der Erzherzog Stephan, und vielleicht war es in Wien mit ein Beweggrund die Resignation des Grafen Chotek anzunehmen, weil es am kaiserlichen Hofe im Plane lag den hochbegabten Prinzen in die praktische Administration einzuführen, und dies zuerst in Böhmen zu versuchen, wo er während seines frühern vorübergehenden Aufenthaltes durch sein heiter-liebenswürdiges Wesen die volle Neigung, durch seine verständige Haltung, seinen klaren Blick und hellen Verstand die ungetheilte Achtung der Bevölkerung gewonnen hatte. Seine jetzige Stellung war die eines Gouverneurs oder General-Statthalters, amtlich hieß er „Landeschef"; Obristburggraf konnte er nicht sein, da ihm das böhmische Incolat und ein ständischer Grundbesitz im Lande mangelte. Der obristburggräfliche Posten wurde einstweilen durch den Gubernial-Vice-Präsidenten Altgrafen Robert Salm, Nachfolger des Baron Prochazka, versehen, dessen Bruder, das reichbegüterte Haupt der Familie, Fürst Hugo Salm in dieser Zeit nach Prag übersiedelte und im ehemals Erzherzog Karl'schen Palais in der Herrengasse ein glänzendes Haus machte. Graf Robert hieß „Obristburggrafenamts-Verweser", so daß man in der Stadt einen zweiten schlechten Witz machte: „Statt des Guberniums haben wir jetzt eine Landesscheferei und das Obristburggrafenamt befindet sich in der Verwesung". Ernstlich genommen herrschte über den eingetretenen Wechsel große Befriedigung und knüpften sich daran die schönsten Erwartungen. „Indem nun Böhmen gleich Ungarn und dem lombardisch-venetianischen Königreiche sowie Galizien einen kaiserlichen Prinzen an die Spitze seiner politischen Verwaltung erhält, wird der Provinz offenbar eine neue Phase eröffnet. Der Einfluß eines kaiserlichen Prinzen muß auch nach unten zu belebend wirken, und manches was einem Obristburggrafen bei neuen Organisationen ein unübersteigliches Hindernis gewesen wäre, wird von Seite des stolzen Landesadels dem Wunsche und der Verwendung des Gouverneurs gleichfalls weichen. So überläßt sich nun jede der verschiedenen Gesellschaftsclassen ihren besondern Hoffnungen. Der Erzherzog kam mit dem neuen Jahre an, zur fruchtbarsten Zeit goldener Zukunftsträume: die Beamten sehen sich im Geiste mit neuen Würden und Ordensbändern bedacht, der Adel träumt von Festivitäten, die Industriellen hoffen

Digitized by Google

neue Schutzzölle, die Krämer erwarten reichen Absatz für das Hoflager, die Buchhändler und Schriftsteller sehen Censurserleichterungen entgegen; kurz jeder spiegelt sich das ihm zunächst liegende auf das freundlichste vor"[1]).

Ad vocem „Censur-Erleichterungen". Wie sehr es hier noth that unter dem alten Wust aufzuräumen, demonstrirte das so eben eingetretene Ereignis so zu sagen ad oculos. Durch die Censur-Vorschriften war den Provinzialblättern jede Original-Mittheilung politischen Charakters, die nicht früher in der „Wiener Zeitung" oder im „Österr. Beobachter" gestanden und damit ihre Sanction erhalten hatte, untersagt. Wenn z. B. Metternich Königswart besuchte, so durften die Provinzialblätter nicht melden: „Se. Durchlaucht sind gestern auf Schloß Königswart gesund und wohlbehalten eingetroffen" ꝛc., sie mußten warten bis ihnen diese Nachricht mit allfälligem Aufputz über Wien zukam. So war es auch jetzt mit dem Erscheinen des Erzherzogs in dem Lande, an dessen Spitze er treten sollte. Die amtliche „Prager Zeitung" konnte die Ankunft des neuen Landeschefs, die verschiedenen Festlichkeiten, die Vorstellungen der Behörden, die Auffahrt der Stände nur kurz und trocken anzeigen, ohne begrüßende Herzlichkeit, ohne Hervorhebung der Sympathiebezeugungen, an welchen diese Vorfälle so reich waren. Da that wohl tüchtiges aufräumen noth! Doch hatte selbst ein Erzherzog so viel Macht, gegen einen Sedlnitzky, oder richtiger gegen das System dessen Organ dieser war, erfolgreich anzukämpfen?! Die Beispiele Rainer's in Mailand und Ferdinand's in Lemberg schienen kein günstiges Prognosticon zu stellen.

Für Leo Thun konnte, nachdem er seinen freundlichen Gönner und Beschützer Chotek verloren, nichts genehmer sein als der jetzt eingetretene Personenwechsel. „Daß es mit Erzherzog Stephan, nach dem was von allen Seiten zu hören ist, so gut geht", schrieb er an seine Schwester aus Königgrätz, 10. Februar 1844, „freut mich sehr; wenn es dabei bleibt, so macht es dem Charakter und der Klugheit von ihm und von Salm alle Ehre." Leider sollte ihm bald offenbar werden, daß auch der beste Wille der jetzigen Regierer des Landes an den seit Jahrhunderten eingerissenen Misbräuchen der Patrimonialwirthschaft zu erlahmen drohte. Es betraf einen Fall von Käuflichkeit in Amtssachen, der zu Thun's Kenntnis gelangt war:

Die Geschichte geht mir im Kopf herum. Sie beweist doch wie das subalterne Personale jede Drohung wegen Geschenkannahme für bloses Papier

[1]) Kuranda's Grenzboten, 1844, I. Semester S. 162 f.

Digitized by Google

ansieht, und es ist doch traurig zuzusehen, wie das gewiß aufrichtig gemeinte ernste Wort des Erzherzogs so compromittirt wird. Die Gesuche um Dispens vom Aufgebote sind eine der allerbekanntesten (wenn auch wohl noch der unschädlichsten) Fickmühlen, und wenn ich Erzherzog wäre, so würde es mich kränken; ich möchte niederschlogen, wenn man mir einen ähnlichen Vorfall nicht mittheilte. Um den armen Teufel, der bei der Geschichte zunächst betheiligt ist, ist mir insofern leid als er bedeutende Familie hat, manches andere gute an sich hat und es wahr ist, daß die Gehalte dieser Leute so jämmerlich sind, daß sie mit Familie kaum ordentlich auskommen können. Anderseits ist gerade dieser Mensch bekannt unrein und ich selbst habe in Raudnitz Beweise gefunden, daß er von dem Rathe sich Geschenke schicken ließ, ohne Zweifel um ihm geheime Nachrichten mitzutheilen.[1])

Näheres über diese Angelegenheit ist wohl kaum mehr sicher zu stellen; jedenfalls liefern Thun's Äußerungen einen Beweis, mit welch' sittlicher Strenge und unbeugsamem Pflichtgefühl er solche Dinge aufgriff und verfolgte, wenn sie auch nicht in den Kreis seiner unmittelbaren Amtswirksamkeit fielen. Übrigens dürfen wir uns Thun bei seinen Sorgen und Geschäften durchaus als keinen morosen Herakleitos vorstellen, der das Lachen verlernt hat; er wußte, wo es ihm seine freie Zeit gestattete, die heitere Seite des Lebens zu erfassen und mit jugendlichem Frohsinn mitzuthun. Wir erfahren von einer großen Fahrt von 130 Schlitten zu Lichtmeß 2. Februar nach Smiřic, wo in einem überfüllten kleinen Saale nach Möglichkeit getanzt wurde; darnach ging es mit Fackelbeleuchtung nach Königgrätz zurück; hier wurde ein bengalisches Feuerwerk abgebrannt und abermals „sehr lustig" getanzt. Noch großartiger war einige Tage später, 8. Februar, eine zweite Schlittage an der 150 Schlitten aus Königgrätz theilnahmen, denen sich auf halbem Wege die Josephstädter Garnison mit 100 Schlitten anschloß; drei junge Herren, Thun und Baron Henniger im Jockey-Anzug, ritten den endlosen Zug auf und ab, so daß nicht die geringste Stockung oder Unordnung vorfiel; in Smiřic wurde ein Concert veranstaltet und in Königgrätz zum Schluße ein großer Ball mit allerhand mitunter ganz artigen Maskenaufzügen abgehalten.

Über Thun's Leben in Königgrätz habe ich mir von einem meiner Mitschüler und Jugendfreunde der dort damals als Auscultant bedienstet war — jetzt k. k. Landesgerichtsrath in Pension Anton Mareš — Mittheilungen aus jener Zeit erbeten, und dieselben sind so charakteristisch,

[1]) An Gräfin Juza 26. Februar.

Digitized by Google

daß ich sie mit dessen eigenen Worten hersetzen möchte: „Graf Thun, damals supernumerärer Kreis-Commissär unter Mecséry, war in seinem dienstlichen Beruf unermüdet fleißig, sehr gewissenhaft und mit seiner bei jeder Gelegenheit erprobten Geschicklichkeit unstreitig die beste Arbeitskraft des dortigen Kreisamtes. Damals noch ledigen Standes verköstigte er sich im Gasthause und verkehrte nur mit den Civilbeamten und dem Officiercorps des in Königgrätz garnisonirenden Infanterie-Regimentes Nr. 20 Graf Hohenegg und des Detachements von Hardegg-Küraſſieren Nr. 8. Er war bei seinem streng sittlichen Lebenswandel, seinem ernsten und höchst anständigen Wesen ein Vorbild aller andern Herren, imponirte jedem durch seine hervorragende Intelligenz wie auch durch seinen festen biedern Charakter und durch sein äußerst humanes anspruchloses Auftreten. Er wurde von jedermann hochgeachtet und verehrt." Folgt sodann eine Beschreibung der oben geschilderten Schlittenfahrt, die Freund Mares mitgemacht zu haben scheint.

An seine liebe Mutter schrieb Leo in altgewohnter Weise: nicht so sie an ihn — und mit welcher Hand! Sie war schon gänzlich erblindet und mußte sich zum Schreiben künstlicher Beihilfe bedienen. Es ergreift ihn jedesmal mit Wehmuth „der Anblick der veränderten Schriftzüge", und doch dient es ihm zu einigem Troste, und ermuthigt er sie, „daß Du Dich so gut in die Maschine hineinfindest".

Zu Anfang März 1844 erlitt die alte Gräfin einen besonders heftigen Anfall von Herzbeklemmung und Athemnoth, so daß sie das Bett hüten mußte. Nach einigen Tagen erholte sie sich scheinbar, war am 8. wieder mit den Ihrigen bei Tische und hatte für den Abend Besuch zu erwarten. Sie saß in Gesellschaft ihrer beiden Töchter um den Tisch in ihrem Cabinet, mit weiblichen Arbeiten beschäftigt, und ließ sich von Gräfin Anna vorlesen, als sie plötzlich, ohne einen Laut von sich zu geben, zurücksank — sie hatte ihre irdische Laufbahn geendet! Ihr Gemahl und ihr ältester Sohn befanden sich eben in Vorbesprechung für den künftigen Landtag beim Fürsten Hugo Salm, wo sie die schreckliche Botschaft traf. Leo wurde von Königgrätz gerufen, die beiden Brüder geleiteten die Leiche nach Tetschen.

Was der Verlust seiner innigstgeliebten und verehrten Mutter für Leo war, welchen Kampf seine Religiosität mit der menschlichen Empfindung

Digitized by Google

unbezwinglicher Trauer und Leides durchzukämpfen hatte, das wußte er allein! Wer mit ihm verkehrte, fand ihn noch lange Zeit nachher von schwerer Traurigkeit erfüllt und niedergedrückt. Die Familie erhielt von nah und fern unzählige Theilnahmsbezeigungen; denn die edle Dahingeschiedene war auch außerhalb ihres häuslichen Kreises hoch verehrt und geliebt. Fürstin Leontine Radziwill, Gemahlin des Fürsten Boguslav, gab ihren Empfindungen in einem Gedichte Ausdruck, das hierher zu setzen gestattet sein möge:

In Dunkelheit hat sie so manches Jahr gewandelt
Und doch für And're stets, als sei es Licht, gehandelt;
Das Auge war bedeckt vom Schleier immerdar,
Dieweil sie selbst ein Licht für alle Andern war.

Vom Aufblick gegen Himmel mußt' das ird'sche Auge ihr erblinden,
Das geist'ge wußte stets den rechten Weg zu finden —
Den wandelte sie fort, ergeben, fromm und still,
Mit froher Sicherheit; denn Gott war ja ihr Ziel.

Durch Kindeslieb' geführt, mit Mutterliebe führend,
In ihrer Heiterkeit so unaussprechlich rührend,
Sich selbst vergessend, nur auf And're Wohl bedacht,
So wandelte sie fort ein Stern in dunkler Nacht.

Durch ihres Geistes Macht, was um sie war, belebend
Und durch ihr reiches Herz nur Fried' und Freude gebend,
Mit wundervoller Kraft der Liebe angethan,
So wandelte sie fort auf ihrer schweren Bahn.

Wenn auch das arme Herz von eig'nem Leid zerrissen,
So war's doch nicht zu klein, auch fremdes einzuschließen,
Und blieb des Lichtes Strahl dem Auge schon versagt,
In ihres Herzens Schrein es desto besser tagt'.

Wohl hat der Herr ihr Haupt mit gold'nem Schein bekränzt,
Da sie auf Erden schon gleich einer Heil'gen glänzt';
Doch dessen unbewußt ging ihren Weg sie fort,
Bis — dessen unbewußt — sie kam in sich'ren Port.

Es blieben ihr erspart des Scheidens bitt're Stunden,
Und ohne Leiden war die fromme Seel' entschwunden;
Befreit von ihrer Nacht sah sie den Heiland an,
Sah schön'res, als die Welt nur immer bieten kann.

D'rum trauert nicht zu sehr, daß sie von Euch gegangen,
Da solche Seligkeit sie oben hat empfangen;
Sie blickt auf Euch, die sie so lang nicht sah —
Und ihrer Liebe Blick, er bleibt Euch immer nah!

Digitized by Google

7.

Für ein verwundetes Herz gibt es kein wohlthätigeres Heilmittel als anstrengende Berufsthätigkeit, namentlich geistiger Art, weil diese die Gedanken von andern Gegenständen abzieht und gesammelt an sich fesselt. Das zeigte sich auch bei Thun, nachdem er wieder beim Königgrätzer Kreisamte eingerückt war, und zu seinem Glücke, so müßen wir sagen, war es eine recht aufregende Angelegenheit, die ihm verschiedene interessante Aufträge zuführte und ihn Wochen lang bald an diesen bald an jenen Ort führte.

In der ersten Juni-Woche 1844 fielen in einigen Industrie-Bezirken von Preußisch-Schlesien sehr gewaltsame Auftritte der Arbeiter gegen ihre Fabriksherren vor; in der zweiten Hälfte des Monats gab es Drucker-Unruhen in Prag; einige Tage darauf wurde Reichenberg von anrückenden Arbeiterhaufen aus Habendorf, Machendorf, Katharinaberg bedroht und nur durch die Entschlossenheit der bewaffneten Bürger gerettet. Da lief um die Mitte Juli beim Königgrätzer Kreisamt die Meldung ein, daß in einem am Fuße des Riesengebirges gelegenen Dorfe ein Zettel folgenden Inhalts gefunden worden sei: „Zur Wissenschaft. Nächsten Donnerstag wird die Fabrik in Jungbuch[1]) zerstört werden. Es werden dazu 16000 Schlesier herüberkommen, die Marschendorfer werden daher aufgefordert sich mit Hacken und andern Waffen einzufinden" u. s. w. Durch diesen Zettel und allerhand Gerüchte, welche die Sachen wo möglich übertrieben, wurde der Fabricant in Jungbuch, aber auch der Bürgermeister von Trautenau in derartigen Schrecken versetzt, daß Thun den amtlichen Auftrag erhielt, sich unverweilt an Ort und Stelle zu begeben, sich zu überzeugen wie es im Gebirge stehe, nöthige Vorkehrungen zu treffen, Vertheidigungsmaßregeln gegen feindliche Angriffe einzuleiten u. dgl. m. So fuhr denn Thun an einem schönen Montag, 22. Juli, zuerst nach Hohenelbe, wo ihn das Graf Morzin'sche Schloß und ein aufgeweckter Oberamtmann, „guter Böhm", interessirte, und Dienstag auf einem andern Wege über Johannisbad nach Königgrätz zurück, um des Abends dem Kreishauptmann seine Wahrnehmungen mitzutheilen. Die Geschichte mit dem Zettel war zwar

[1]) Mladé Buky, Bezirk Trautenau.

Digitized by Google

richtig, aber wahrscheinlich nur ein dummer Spaß, und die ganze Gegend durchaus ruhig und friedlich. Da es indeſs immerhin möglich schien daß die Leute an dem bezeichneten Tage vor der Fabrik zusammenlaufen und etwas anstellen würden, so wurde Thun beordert jenen Donnerstag im Gebirge zu weilen und sich mit dem Bydzover Kreishauptmann Gubernialrath Joseph Hansgirg, der sich, mit der Regulirung der Gränze gegen Preußisch-Schlesien beschäftigt, eben in Thun's Bezirk befand, Rücksprache und Einverständnis zu pflegen. Den kritischen Zeitpunkt 25. Juli brachten Hansgirg und Thun in Trautenau zu, er ging ohne das geringste Anzeichen eines bedenklichen Ereignisses vorüber, so daß Thun gegen Abend nach Marschendorf, von wo die 16000 Schlesier hereinbrechen sollten, fahren konnte um von dort seinen Bericht an das Kreisamt zu erstatten; der Bericht fiel rein negativ aus, denn auch in Marschendorf rührte sich nichts.

Marschendorf war der der Schneekoppe am nächsten liegende Amtsort des Thun'schen Bezirkes, und da er bis zum Sonntag, wo er mit Hansgirg in Trautenau wieder zusammentreffen sollte, so ziemlich frei war, so machte er sich Freitag morgens trotz der sehr ungünstigen Witterung auf den Weg nach jenem berühmten Aussichtspunkte. Als er gegen 9 Uhr mit seinem Führer in der Wiesenbaude ankam, war alles in dicken Nebel gehüllt. Allmälig hob sich das Gewölke so weit daß die niedrigeren Koppen frei wurden und Thun sich auf ihnen allein herumtummeln konnte, wobei er verschiedene lohnende Ausblicke nach Böhmen hinein gewann. Auf einmal blickt er in die Höhe und gewahrt daß auch die Schneekoppe nebelfrei sei; also rasch in die Wiesenbaude zurück, eine kleine Stärkung genommen und mit dem Führer hinan auf die höchste Spitze. Wirklich erfreute ihn da eine, zwar in die weiteste Ferne nicht ganz reine, aber doch nach allen Seiten hin wunderschöne Aussicht; es war nach langer Zeit der erste helle Moment: „der liebe Annen-Tag[1]) hat mir Glück gebracht". Nach einem Frühstück in der Koppenbaude brach er um 7 Uhr nach der andern Seite des Gebirges auf und traf hier seinen Wagen, der ihn nach Schatzlar brachte wo er eine kreisamtliche Commission abzuthun hatte. Die Koppe war abermals in dicken Nebel eingehüllt und bald fing ein Gußregen an der bis in den Nachmittag hinein dauerte.

[1]) 26. Juli, Namenstag seiner älteren Schwester.

Digitized by Google

In Schatzlar traf er wieder mit Gubernialrath Hansgirg zusammen und fuhr am Sonntag nach Trautenau. Mitten in der Nacht weckt ihn ein Kreis-Dragoner, der ihm seine Uniform und den kreisamtlichen Befehl bringt in aller Schnelligkeit den Weg gegen Königgrätz ausbessern zu lassen da der König von Preußen, den Thun im Namen des Kreisamtes in Trautenau zu begrüßen haben werde, diese Richtung einschlagen wolle. Zugleich meldete der Bote, der Herr Kreishauptmann sei nach Ratibořic (bei Böhmisch-Skalic) gefahren; Thun vermuthete, es sei in derselben Angelegenheit, und brach daher wegen mündlicher Rücksprache gleichfalls dahin auf. Mecséry war aber nicht wegen der Straße noch wegen Friedrich Wilhelm IV. in Ratibořic gewesen, sondern wegen eines thé dansant, und bereits nach Königgrätz zurückgefahren. Zugleich erfuhr Thun daß die preußischen Majestäten vom Obristen Grafen Brühl begleitet gar nicht in diese Gegend kommen, sondern über Prag nach Linz reisen sollten. Eine Estaffette brachte vollends die Nachricht, daß die Königsfahrt „fürs erste" abbestellt worden sei, und so konnte Thun nach achttägiger überaus bewegter, aber nach beiden Richtungen, der Revolution und der Glorification, ganz erfolglosen Mühe am Dienstag 30. Juli in Königgrätz wieder einrücken.[1])

Eine Hetze wie diese gehörte allerdings in seinem Amte zu den Ausnahmen; aber Amtsreisen gab es alle Augenblicke bald hier bald dort. Wenn er und der Kreishauptmann „in der Residenz" waren, so brachte er die Abende regelmäßig bei Mecséry zu; seine „Chefin", eine geborne Gräfin Pachta, führte ein angenehmes Haus, in welchem er gern gesehen war. Bei seinen Commissionen, und wenn es die Umstände erlaubten auch außer diesen, machte er kleine Abstecher in Landsitze bekannter Familien, von denen manche ab und zu durch Königgrätz kamen.

* * *

So interessant indeß seine amtlichen, so angenehm seine gesellschaftlichen Verhältnisse in Königgrätz waren, so erkannte er nur zu wohl daß hier seines Bleibens nicht sein könne, wolle er schneller das Ziel erreichen das ihm als das nächst-wünschenswerthe für einen einigermaßen selbst-

[1]) Dieses ganze Zwischenspiel aus einem ausführlichen Schreiben Thun's an Gräfin Juza vom 31., zum großen Theile in seiner eigenen nur aus der „ich"- in die „er"-Form umgesetzten Stylisirung.

Digitized by Google

ständigen Wirkungskreis erschien, für den Posten eines Kreishauptmannes. Sein Streben ging, so sehr er an seinem Heimatlande hing, oder vielmehr eben weil er so sehr an seinem Heimatlande hing, nach Wien zur Vereinigten Hofkanzlei zu kommen.

Der Zweifel, der ihn Jahre hindurch beschäftigt hatte: welcher Laufbahn er sich zuwenden solle, war nun geschwunden. Er nahm noch immer regen Antheil an dem was ihn frühzeitig beschäftigt hatte, wie auch auswärtige Bekannte und Gelehrte ihn auf diesem Gebiete festgehalten glaubten; Tocqueville sandte ihm 1844 seinen letzten Bericht „sur le système pénitentiaire"; von J. Noellner aus Gießen, Herausgeber der „Jahrbücher für Gefängniskunde", kam ein sehr interessantes Schreiben über eine Frage der Strafgesetzgebung u. dgl. Aber Thun selbst stak wie erwähnt bereits fest im Verwaltungsdienste und es fiel ihm nicht wieder bei, zum Justizdienst zurückzukehren, der in seinen letzten Auslaufern doch nur in der Judicatur über einzelne Fälle gipfelt, während jener der Administration selbst auf den untern Stufen hundert Gelegenheiten bietet in weiteren Kreisen und auf allgemeine Zustände zu wirken. Auch empfing er in dieser Richtung zeitweise Anregungen von außen. Selbst Tocqueville's praktisches Wirken gravitirte mehr nach dieser Seite hin als nach dem Gebiete der Rechtspflege; im Herbst 1844 gewann er großen Einfluß auf ein eben gegründetes Journal „Le Commerce", welchem er Correspondenten und Mitarbeiter in den verschiedenen Ländern zu gewinnen strebte.[1]) George Ticknor machte ihm aus dem amerikanischen Boston Mittheilungen über wohlthätige Bruderschaften (fraternitys of churches stile) für Armenpflege, Unterricht armer Kinder, Krankenbesuch durch Frauen von Haus zu Haus, Missions-Predigten für arme Leute und für Kinder von solchen; er sandte ihm darauf sich beziehende Tractate und Schriften, berichtete ihm über den allmähligen Fortschritt der Sclavenbefreiung, wie ja dieser Weg für das Wohl der Sclaven selbst der zuträglichste sei: „Meine persönliche Besorgnis ist, daß die Emancipation nicht zu hastig betrieben werde und zu Gewaltthätigkeiten und Leiden führe" . . .

In den ersten Decembertagen traf unsern Freund eine ihn tief berührende Trauerbotschaft. Jene Gräfin Francisca Brühl, die wir vom

[1]) Tocqueville, Paris 11. novembre 1844: „Je suis digne de vous inspirer un peu d'amitié pour l'affection véritable et la très grande estime que j'ai moi-même pour vous".

Digitized by Google

„Sommerabend" her kennen[1]) und die 1840 vom Grafen August Specc heimgeführt worden war — die andere Schwester Christine hatte ein Jahr früher Graf Erwein Schönborn-Buchheim geheiratet — war nach einer glücklichen nicht ganz vierjährigen Ehe am 25. November 1844 ihrer Familie entrissen worden. „Ich habe sie immer sehr lieb gehabt", schrieb Leo den Seinen, „und ihre unveränderte unbefangene Heiterkeit und warme Freundschaft war mir ein wahrer Lichtpunkt; an ihrem Glücke und an dem das sie von Jahr zu Jahr mehr zu verbreiten geschickt werden mußte, habe ich mich in Gedanken so sehr erfreut!"

Graf Thun hatte eben wieder in Trautenau zu thun, als ihn die Kunde traf, daß er mit Allerhöchster Entschließung vom 8. Februar 1845 zum „unbesoldeten Secretär bei der nieder-österr. Landesregierung" ernannt sei. In Trautenau versammelte am 25. der Commandant des Schützencorps den gesammten Schießstand, von welchem Thun in Anerkennung der Verdienste, die er sich um ihr Gemeinwesen erworben, einstimmig zum „Ehren-Hauptmann" ausgerufen wurde. Am 10 März entließ ihn sein wohlwollender und freundlicher Chef aus seiner Stellung beim Königgrätzer Kreisamte und sprach ihm hiebei die „volle Anerkennung" seiner „ausgezeichneten Dienstleistung" aus.

Wie Thun selbst diesen Wechsel seiner Bestimmung ansah, lernen wir aus einem Schreiben an Gräfin Juza kennen. Wir müßen voraussetzen, daß ihm die Herzensschwester ihre Glückwünsche dargebracht und dabei rühmend auf den höhern Wirkungskreis hingewiesen hat, der sich ihm durch seine Beförderung eröffne. Hierauf nun Leo:

> Was das wirken anbelangt, so versichere ich Dir, daß der Kreis-Commissär, wenn er will, vielleicht — wenigstens in gewisser Beziehung — mehr Gelegenheit hat, als es der Hof-Secretär haben mag. Man hat es wenigstens unmittelbar mit Parteien und ihren Angelegenheiten zu thun. Fasse ich die Sache gut und ernstlich an, so muß sie recht gut ausfallen. Es ist mir gelungen hier eine Waisencassa in Gang zu bringen, über die seit 1820 vergeblich hin- und hergeschrieben und conferirt wurde, so daß doch schon verschiedenen armen Leuten, die jahrelang gebettelt oder Schaden gelitten haben, ihr Geld gezahlt worden ist; in Trautenau manches schwarz auf weiß ersichtlich gemacht zu haben, was schlechten Menschen etwas das Spiel verdirbt; hie und da etwas eingerenkt zu haben, was schon so ziemlich verrenkt war — das macht wirklich mitunter Freude. In höheren Mittelstellen ist man, was das Wirken anbelangt, auf jeden Fall mehr abhängig von denen, die die Sachen schon vorher in Händen hatten. Aber

[1]) Vor. Jahrgang S. 178.

Digitized by Google

freilich mehr von allgemeiner Wichtigkeit müßen die Dinge sein, die man in die Hand bekommt, wenn auch mit weniger entscheidendem Einfluße.

Er bespricht dann seine Weiterbildung, die ja in allen Lagen für ihn ein Gegenstand reifster Erwägung war:

Diesmal habe ich endlich nach monatelanger Unterbrechung die deutsche Geschichte wieder aufgenommen und den Zeitraum bis zum Sturz der Hohenstaufen nach einer Rechtsgeschichte von Eichhorn verarbeitet. Das hat mir auch wirklich gut gethan, so daß mir die interessante Entwicklung der Zustände einigermaßen klar geworden ist — für jetzt, aber wie lang wird es aushalten bei meinem schändlichen Katzengedächtnis? Jetzt möchte ich nur noch mehr in's détail; gerade das ist es doch erst, was recht interessant und lehrreich wird. Und doch thut es Noth, auch weiter zu gehen, und mein eigentlicher Plan ist, mich, wenn nur einmal durch die deutsche Geschichte der Zusammenhang mit der Weltgeschichte hergestellt wäre, in die böhmische Geschichte gehörig einzunisten, damit ich in Wien, um mein Bischen böhmisch nicht ganz zu vergessen, böhmische Quellen mit Nutzen lesen könnte. Und Sprachen muß ich dort auch vornehmen, und im Staatsrechtlichen, Staatswirthschaftlichen ꝛc. ꝛc. sollte man auch etwas arbeiten, wenn man nicht in Gefahr sein will, früher oder später einer praktischen Frage des Dienstes gegenüber zu stehen wie der — vor dem Berge.

* * *

Das Frühjahr, in welchem Thun aus seinem Heimatlande scheiden sollte, machte sich durch zwei Ereignisse bemerkbar, ein elementares und ein politisches. Jenes war die furchtbare Katastrophe, die im März 1845 alle niedriger gelegenen Stadttheile unter Wasser setzte [1]) und den bedrängten Einwohnern Gelegenheit bot, den erzherzoglichen Landeschef von der Seite: menschenfreundlicher Theilnahme und werkthätiger Hilfeleistung kennen und dankend verehren zu lernen; an der Spitze eines Comités, welches für denselben Zweck zusammentrat, erblicken wir den Grafen Franz. Im April darauf zog die Thätigkeit des Landtages, der mit Entschiedenheit aus dem Rahmen eines bloßen Postulaten-Landtages heraustrat, die Blicke der höheren Gesellschaftskreise auf sich. Derselbe verwahrte sich gegen die Bestellung eines Obristburggrafenamts-Verwesers als „gegen die Landes-Verfassung"; Obristburggraf könne nur ein im Lande begüterter Edelmann sein, in dessen Ermangelung habe der zweite Landes-Officier, der Obrist-Landeshofmeister, die ständischen Angelegenheiten zu führen. Die letztere Stelle bekleidete zur Zeit der Appellations-Präsident Baron Heß; die

[1]) S. meinen Aufsatz in der „Wiener Abendpost" 1890: „Aus den Erinnerungen eines alten Pragers."

Digitized by Google

Regierung zog ihn in gleicher Eigenschaft nach Wien und ernannte den Altgrafen Robert Salm zum Obrist-Landeshofmeister, wodurch also jener Stein des Anstoßes aus dem Wege geräumt war. Von allgemeinem Interesse war die geplante Errichtung einer Landes-Hypothekenbank, wozu die Genehmigung aus Wien geholt werden mußte, und der Ankauf des Joseph Graf Nostic'schen Palais am „Graben" für Zwecke des im stäten Wachsen begriffenen Landes-Museums.

Noch müßen wir, bevor wir mit unserem Freunde aus Böhmen scheiden, auf eine Angelegenheit zurückkommen, die ihn in den letzten Jahren nebenbei mehrfach beschäftigt hatte. Am 2. September 1844 war eine Allerhöchste Entschließung erfolgt, laut welcher der Plan einer „Privatanstalt zur Ausbildung von Volksschullehrern" im Grundsatze genehmigt wurde, und am 16. November hatte Erzherzog Stephan in seiner wunderschönen Handschrift mit Namenszug das „Imprimatur" sowohl für den Plan als für die demselben angehängten Statuten ertheilt. Die Verhandlungen wegen der constituirenden General-Versammlung verzogen sich bis in das Frühjahr 1845. Thun wünschte dieselbe auf wenig Personen beschränkt, deren Theilnahme man versichert wäre, und Camille Rohan stimmte ihm zu; denn die lange Zögerung hatte den ersten Eifer vielfach abgekühlt, einige hatten ihre anfangs zugesicherten Beiträge zurückgezogen, andere stellten sie nur unter gewissen Bedingungen in fernere Aussicht. Die General-Versammlung fand am 5. April statt, Protocollführer Graf Franz Thun; zum provisorischen Geschäftsleiter wurde Graf Leo mit der Vollmacht erwählt sich einen Stellvertreter zu bestimmen; unterschrieben war das Protocoll außerdem von Fürst Camille Rohan, Graf Erwein Nostic, General-Großmeister Jacob Beer, den Grafen J. M. Thun, Ober-Lieutenant Franz Thun, Wilhelm Wurmbrand, auf deren Anwesenheit sich ohne Zweifel diese erste General-Versammlung beschränkte. Leo's bald darauf erfolgte Abreise nach Wien brachte, wie es scheint, die etwas schläfrig gewordene Antheilnahme vollends in's Stocken; wir hören nicht mehr davon.

Nicht so war es mit seinen andern Vereinen, namentlich jenem „zum Wohle entlassener Züchtlinge" und der von demselben gegründeten „Anstalt zur Erziehung verwahrloster Kinder", die auch nach Thun's Scheiden in gleich reger Thätigkeit ihr heilsames Wirken fortsetzten. Namentlich dem erstern strömten fortwährend neue, zum Theil namhafte Geschenke zu, so

Digitized by Google

vom Fürsten Hohenzollern-Sigmaringen, dann von einem Ungenannten; die Höhe der subscribirten Beiträge belief sich 1845 auf mehr als 2700 fl., die Gesammtzahl der seit Beginn des Vereines in Obsorge übernommenen Sträflinge war 298; gestorben waren davon 8; 37 hatten, ohne sich irgend eines Vergehens schuldig zu machen, weiteren Beistand abgelehnt, wogegen 162 in ihre gemeinschädliche Lebensweise zurückgefallen waren. In Obsorge befanden sich noch 72, und 17 waren, als einer besondern Aufsicht nicht weiter bedürftig, der bürgerlichen Gesellschaft zurückgegeben worden.

8.

Als Graf Leo Thun im Mai 1845 in Wien eintraf, waren es, dem zuletzt erzählten gemäß, zu allererst mehrere landsmännische Standesgenossen mit denen er in wiederholte Berührung kam: die Mitglieder jener ständischen Deputation an „König Ferdinand V.", an deren Spitze Graf Albert Nostic als Vorsitzender des Landesausschußes stand und für welche Graf Joseph Mathias Thun den Sprecher abgeben sollte. Die Verhandlungen bei der Vereinigten Hofkanzlei wurden in einer Sitzung glücklich zu Ende geführt, dank dem ebenso einsichtsvollen als wohlwollenden Entgegenkommen des Hofkanzlers Freiherrn von Pillersdorff, über den sich die Deputirten sehr vortheilhaft äußerten. Es war nur noch das Protocoll zusammenzustellen, indem, wie es schien, die Herren von der Hofkanzlei doch einiges gesagte nicht gern schwarz auf weiß geben wollten; allein auch über diese Schwierigkeit kam man am 20. Mai hinüber und Graf Nostic mit seinen Genossen reisten durchaus befriedigt nach Prag zurück. Es ging in jenen Jahren auch in andern Ländern der Monarchie durch die Landstände ein frischer Zug, welchem die an politischen Stillstand und Ruhe gewohnte Regierung in ihrer Schwäche und Ideenlosigkeit trotz zeitweiser Aufraffung nur kleinliche Mittel entgegenzusetzen wußte. Durch einen Brief des königl. böhmischen Obristlandschreibers Ritter von Neuberg wurde Thun mit dem Grafen Friedrich Wilczek Präsidenten des General-Rechnungs-Directoriums bekannt. „Ich fand in ihm", schrieb Leo nach Tetschen, „einen sehr freisinnigen Mann, der namentlich über die ständischen Verhältnisse sehr verständig sprach. Sie regen sich offenbar in allen Provinzen und scheinen Bedeutung zu erlangen".

Digitized by Google

Seines Amtes und Titels, wie wir uns erinnern, war Thun jetzt überzähliger Secretär bei der k. k. nieder-österreichischen Regierung, seine dienstliche Verwendung war aber nicht bei dieser, sondern bei der Vereinigten Hofkanzlei, die ihn übrigens in der ersten Zeit seines Wiener Aufenthaltes nicht stark in Anspruch nahm. „Du siehst", heißt es in einem Briefe an seine Schwester Juža, „daß ich noch ganz und gar dem Müßiggange lebe. Ich habe in der That hier noch gar nichts gescheidtes gemacht oder gelesen, ein Weilchen muß es schon so fort gehen. Bald wird Wien von der großen Welt verlassen sein, bis dahin werde ich auch dienstlich ins Geleise kommen, und dann muß es auf einmal anders werden. Es gehört ohnehin zu meinen Schwächen, daß ich auch intensiv nicht fleißig bin, wenn es nicht so ziemlich vom Morgen bis zum Abend sein kann".

An einem der ersten Tage, als er bei einer etwas verspäteten Toilette mit einem von den drei Schneidern verhandelte, die er „in Contribution gesetzt" hatte um seine Garderobe „den hiesigen Verhältnissen gemäß aus dem Königgrätzer Verfall zu erheben", trat unerwartet Franz von Pulszky bei ihm ein. Pulszky befand sich zur Zeit auf Freiersfüßen, er sollte die Tochter des Großhändlers August Walter, das fein gebildete und geistvolle Fräulein Therese heimführen, und gedachte sich über den Winter in Wien zu „etabliren"; die andere nicht so reiche Marie hatte sich ein Jahr früher mit dem k. k. nieder-österreichischen Landrathe Ludwig Grafen Breda vermählt, den Thun bald persönlich kennen lernen sollte. Pulszky's persönliche Erscheinung wirkte auf unsern Freund minder günstig als dessen schriftstellerische Thätigkeit: „Sein Äußeres ist minder vortheilhaft als ich mir es gedacht habe, und daß er von sich selbst bedeutend eingenommen ist tritt deutlicher hervor. Indeß da es mir daran liegt die ungarischen Zustände kennen zu lernen, so werde ich ihn hier und nach Gelegenheit in Ungarn benützen und die Bekanntschaft mit ihm fortsetzen" (An Gräfin Juža 19. Mai).

Seine neue Wohnung hatte sich Thun bald eingerichtet, seine Lieblingsbilder an ihren Ort gehängt: einen Lhota, das Abendläuten von Ruben, „die kleine Landschaft von Anna" ꝛc. Außer den Bureaustunden waren Visiten zu erstatten, Bekanntschaften zu machen oder zu erneuern, an Diners, an Soiréen, mitunter an einem Ball theilzunehmen: bei Schwarzenberg, bei Hoyos, bei Graf Sickingen, bei der Fürstin Lichnowska. Er befreundete sich in dem Hause des Grafen

Digitized by Google

Moriz Fries, mit dessen hochgebildeter belesenen und liebenswürdigen Gemalin Florentine geb. Pereira-Arnstein, einer nebstbei durch ungewöhnliche Wohlthätigkeit ausgezeichneten Dame, er gern verkehrte. Er besuchte den Salon der Fürstin Ludovica Schönburg, gebornen Prinzessin Schwarzenberg, einer geistvollen Dame die seit Jahren allabendlich einen Kreis empfing, welchem anzugehören in der Wiener Gesellschaft sowie unter Diplomaten und Fremden als eine Begünstigung angesehen wurde: „es macht sich, wenn nur die Fürstin nicht gar so weit wohnte" [1]). Er kam dann meist spät nach Hause, selten viel vor Mitternacht, schlief erst gegen ein oder zwei Uhr ein und ließ die Morgensonne lang auf seine Lagerstatt scheinen ehe er erwachte: „es ist wahrhaft ein paarmal schon 8 Uhr geworden".

Zu den Häusern, mit denen er in nähere Berührung trat, gehörte die Familie Lamberg, und zwar durch seinen Bruder Fritz, der gegen Ende 1844 nach der Ernennung des Fürsten Felix Schwarzenberg zum Gesandten in Neapel durch einige Zeit als bevollmächtigter Geschäftsträger den Turiner Posten versehen hatte und nach dem Antritte des neuen Gesandten Grafen Buol-Schauenstein zur Dienstleistung bei der Hof- und Staatskanzlei einberufen worden war. Die seit 30. November 1825 verwitwete Gräfin Karoline Lamberg, geb. Sternberg, hatte eine Tochter Leopoldine, eine hochbegabte fein gebildete und liebenswürdige Blondine, die es dem Grafen Fritz „angethan" hatte und mit der er, da die zärtlichste Neigung gegenseitig war, sich verlobte. Das machte ihn in seiner amtlichen Laufbahn stocken, da Diplomaten in untergeordneter Stellung nicht heiraten durften, sondern warten mußten, bis sich ein Ministerposten für sie fand. In derselben Zeit fand sich Leo in der Gesellschaft bei Schönburg, Metternich, Ficquelmont und bei gemeinschaftlichen Freunden mit der ihm so sympathischen Familie Clam-Martinic häufig zusammen, besonders bei dem preußischen Gesandten Baron Canitz der ein sehr angenehmes Haus machte, wie denn überhaupt unter Bekannten und Verwandten viel heitere Geselligkeit herrschte. Ein inniges Band knüpfte sich, trotz des nicht unbedeutenden Unterschiedes ihres Alters, zwischen Leo Thun und Heinrich Clam. Graf Heinrich war eine gewinnende Erscheinung, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, voll

[1]) Palais Schönburg auf dem Schaumburger Grund oberhalb der Vorstadt Wieden.

Digitized by Google

Leben und Thätigkeit, dabei von einer liebenswürdigen übersprudelnden Heiterkeit, die ihn zu dem angenehmsten Gesellschafter machte. Es war das um die Mitte Juni, wo die Stadt allmälig leerer wurde. Die Empfänge in der großen Welt hörten auf, viele Familien hatten Landsitze in der Umgebung von Wien, andere zogen auf ihre entlegeneren Güter. Gräfin Clam mit den Ihrigen rüstete zur Abreise nach ihrem Lieblingsschloße in Ober-Österreich; nur Graf Heinrich mußte wegen der Prüfungen noch kurze Zeit in Wien bleiben.

Ein und das anderemal ließ sich Thun im Casino sehen, nicht besonders häufig im Theater; aber bezeichnend für seinen Geschmack und Charakter waren die Urtheile über das was ihm dieses bot. So fand er in der Burg Laube's „Monaldeschi" sehr gut gegeben; aber das Stück gefiel mir ganz und gar nicht, ein plauschendes Ding ohne Tiefe und Wahrheit." Dagegen heißt es von Müllner's „Schuld", sehr abweichend von der landläufigen Ablehnung dieser „Schicksals-Tragödie":

> Es ist doch ein sehr schönes Gedicht, und ich verstehe die Meinung derjenigen durchaus nicht, die darin eine schlechte fatalistische Richtung sehen; ich finde darin keinen andern Gedanken durchgeführt als den, daß Unvernunft und Leidenschaft die Quelle des Unglücks sind und daß der Mensch, der es versucht auf falschem Wege das Unheil zu verhüten, es nur vermehrt. Jerta ist doch eines der liebenswürdigsten Bilder eines tiefen Gemüthes, der allein heilbringenden Vereinigung von Gefühl und Vernunft. Ich möchte nur, daß nach der schönen Versöhnungsscene der Gedanke des Selbstmordes nicht von Hugo ausginge, sondern er nur durch die wilde Leidenschaft der Elvira dazu hingerissen würde.

Fanny Elsler, damals auf der Höhe ihrer Kunst und des Publicums Gunst, sah er in dem Ballet „Beatrice di Gent"; worin sie „Furore" machte. Er ließ ihrer Kunst volle Gerechtigkeit widerfahren, sie tanze außerordentlich, mache manches sehr graziös: „aber ein Kunstgenuß ist doch kaum in einigen Momenten zu finden, und im übrigen so ein Ballet ein in jeder Beziehung überaus unvernünftiger, Menschen entwürdigender, wahrhaft heidnischer Spectakel; ich zweifle daß ich je wieder hineingehe."

Leider mangelt jede Aufzeichnung über den Besuch der Oper; und doch liebte er Musik ungemein und sehnte sich sie wieder zu üben, nicht um des äußern Effectes willen: „um mich zu produciren bin ich zu alt und es macht mir auch keine Freude". Dafür möchte er im kommenden Winter in einigen musicalischen Cirkeln Eingang finden: „dazu würde mir mein Baß helfen, wenn ich mich etwas besser ins vom Blatt singen einhetzen ließe".

Digitized by Google

Auf dem Gebiete der Belletristik hatte wohl Thun weder die Muße noch die Neigung sich passende Lecture zu suchen; er war aber nicht undankbar wenn er von dritter Seite dazu veranlaßt wurde. So hatte ihm eines Tages Auguste Canitz zwei Kleinigkeiten von Boz-Dickens zugesteckt — Chimes und Christmas Carol —, die ihm großes Vergnügen bereiteten; es war das erste was er von diesem Schriftsteller gelesen, und er fand dessen Art zu erzählen „ebenso wohlthätig rührend als amusant". Es war ihm diese Lecture zugleich als Auffrischung seines Englisch willkommen, wie er überhaupt besorgt war seine Sprachkenntnisse nicht verrosten zu lassen. Von Baron Clemens Hügel, den er ungefähr einmal jede Woche zum Frühstück besuchte, erbat er sich die Anempfehlung eines Einübers in der französischen Conversation, der zugleich „ein gescheidter publicistisch gebildeter Patron" sei.

Zu seinen Leibesübungen gehörte schwimmen, wozu ihm der Spiegel im Dianabad und, wenn er einen Ausflug auf der Südbahn machte, der Vöslauer Teich Gelegenheit gab.

* * *

Bei der Vereinigten Hofkanzlei wurde Thun zuerst im illyrischen Departement verwendet nnd er suchte einen „Meister" für das illyrische, der übrigens nicht so leicht zu finden war. Er hat nun schon mehr im Bureau zu thun, in welchem er von 9 oder 10 Uhr VM. in der Regel fünf bis sechs Stunden zubringt. Stücke zur Bearbeitung werden ihm in der Woche einige zugetheilt; er hat daneben ausreichend Zeit sich mit den Provinzial-Gesetzen bekannt zu machen und die Verhandlungen über den Wiederantritt des österreichischen Regiments in den von 1800 bis 1814 an Frankreich verloren gegangenen Ländern zu studieren. Er widmet den Verschiedenheiten in den einzelnen Ländern eingehende Aufmerksamkeit, macht sich Aufzeichnungen über den Besitz obrigkeitlicher Realitäten und über den unterthänigen Grundbesitz in Kärnten, über die Octava bei dem Abverkauf obrigkeitlicher „Entitäten" in Illyrien u. s. w. Einige Zeit später finden wir ihn dem Gemeinde-Departement zugetheilt, für welches er neue Studien zu machen hat. Jedes Geschäftsstück, bei dem er es mit einer ihm bisher unbekannten Institution zu thun bekommt, ist ihm Anlaß umfassender Gesetzesstudien, aber auch ernsten Nachdenkens über wünschenswerthe Änderungen und Besserungen. Allein mit den Vorschlägen, die er eifrig und mühevoll in dieser Richtung ausarbeitet, kommt er bei den

Digitized by Google

Beamten vom alten Schlage, und das waren sie ja fast alle, schlecht an seinem nach den besten Zielen hinstrebenden Thätigkeitsdrange steht eine in langgewohntem Schlendrian veraltete Geschäftspraxis gegenüber. Ein Beispiel! In der Sitzung vom 26. Juli gelangt ein Antrag des böhmischen Guberniums zum Vortrage: in jeder Gemeinde solle man einen Ausschuß wählen lassen, mit welchem über Leistungen zu gemeinnützigen Zwecken zu verhandeln wäre. Die Maßregel war schon vor Jahren angeregt, die Kreis- und Fiscal-Aemter, die Gubernien und Landesregierungen aller Provinzen waren darüber einvernommen worden; jetzt aber ist der Referent der Meinung — die Sache auf sich beruhen zu lassen, „da sie ja bisher keine besondern Schwierigkeiten geboten habe", und dieser bequemste aller Auswege wird ohne jede Discussion vom Gremium gebilligt. In derselben Sitzung kommt ein Gesuch des Prager Handelsmannes Simon von Lämel um Enthebung von der jüdischen Vermögenssteuer zur Sprache; der Referent beruft sich auf die Familienstellen in den deutsch-slavischen Provinzen; Hofrath Nádherný widerspricht im Hinblick auf Galizien, der Referent gesteht daß er die dortigen Verhältnisse nicht kenne, der galizische Referent ist nicht anwesend, und so bleibt die Sache unaufgeklärt. „Scandal über Scandal!" schreibt Thun, als er die Vorgänge in dieser Sitzung zu seiner eigenen Belehrung zu Papier bringt.

Er für seine Person erfuhr unter so geistlos-mattherzigen Verhältnissen eine Täuschung nach der andern. Seine Arbeit wegen Aufhebung der Octava im Königreich Illyrien Z. 37.909 wurde von seinem Hofrath ad acta gelegt. In einem Streit über Gemeinde-Alpen in Tyrol griff Thun in seiner Weise tief und gründlich ein, entwickelte wie sich die Angelegenheit sachlich darstelle, wie dieselbe geschäftlich zu behandeln sei; allein — „der Hofrath verwarf mein Concept und verwies die Sache einfach auf den Rechtsweg". In gleicher Weise findet sich eine Arbeit über Entscheidungen von Laudemial-Streitigkeiten im politischen Wege nach dem Hofdecret vom 1. Januar 1836 unter seinen Papieren als „verworfenes Concept". Diese Reihe bureaukratischer Schiffbrüche überschrieb Thun: „Čeho jsem se darmo pokusil" (Für was ich mich umsonst bemüht habe). Es ging aber ältern Herren, wenn sie mit gründlicheren Ausarbeitungen kamen, kaum besser als dem jungen überzähligen Regierungs-Secretär. In einer Sitzung trug Baron Münch-Bellinghausen einen verwickelten Gegenstand aus dem galizischen Departement vor, betreffend die Ausdehnung eines Verzehrungssteuer-Aufschlages in

Digitized by Google

Żółkiew auf die obrigkeitlichen innerhalb der Stadt liegenden Gebäude — „Fölsch Kübeck und Nádherný hatten sich entfernt, so daß gar niemand achtgab als Höniger".[1]) Aus dem böhmischen Departement referirte der letztgenannte über einen von der Hofkammer herübergekommenen Vorschlag wegen Errichtung von Handelskammern — „ohne alle Theilnahme, leere Form, ebenfalls in Abwesenheit der Genannten".

Also stand es Anno Dazumal in den höchsten Verwaltungskreisen mit dem „papiernen Geschäft". Wahrlich es gehörte der ganze sittliche Muth, die eiserne Willenskraft und Ausdauer eines Mannes wie Leo Thun dazu, um in so unerquicklicher Atmosphäre nicht zu erschlaffen und zu erlahmen, nicht zu ermüden in dem Streben die eigene Bildung zu vervollkommen, den Kreis seiner Kenntnisse zu erweitern, als Grundlage und Vorbedingung zu gedeihlichem Wirken, wenn einmal dazu unter günstigeren Verhältnissen die Gelegenheit geboten sein würde.

Seine gesellschaftlichen Beziehungen pflegte und unterhielt er auch während des Sommers, meist mit Beigabe eines kleinern oder größern Ausfluges, da ja in dieser Zeit fast alles von Wien fort war. Über einen Kammerball in Schönbrunn am 28. Juli, der bis ein Uhr nachts dauerte, schrieb er ausführlich an seine Schwester Juža: er tanzte „so viel es eben der Anstand erforderte", erfuhr die Ehre einer der modenesischen Prinzessinen „als Polka-Lehrmeister zugeführt zu werden", wofür ihn „unsere freundliche kleine Äbtissin"[2]) mit dem Cotillon beglückte. Er erneuerte und machte dabei mehrere Herrenbekanntschaften: mit dem Hofrathe bei der k. k. Hofkammer Prokop Grafen Lažanský, mit dem jungen ungarischen Hof-Vicekanzler Georg Grafen Apponyi, mit dem Feldzeugmeister Franz Grafen Crenneville, Gemahl der Gräfin Herminie Chotek. Bei Grafen Fries in Vöslau gab es Hühnerjagden und daneben wurde regelmäßig der anmuthsvolle Teich zu Schwimmübungen benützt. Eine entferntere Partie zu Hoyos in Guttenstein fiel in die Tage des 7. bis 9. August. Thun reiste dahin in Gesellschaft des Grafen Otto von Westphalen, seines Vetters und Freundes, damals in diplomatischen Diensten, und traf dort mit der Familie Canitz

[1]) Die Hofräthe Joseph Edler von Fölsch, Aloys Fhr. Kübeck von Kübau, Franz Ritter von Nádherný, Franz Ritter von Höniger.

[2]) Erzherzogin Maria Karolina, Tochter des Siegers bei Aspern, damals Äbtissin des Adeligen Damenstiftes ob dem Prager Hradschin, später vermählt mit Erzherzog Rainer d. J.

Digitized by Google

zusammen. Es wurden mit Westphalen und Auguste Canitz tüchtige Fußtouren gemacht, der „Klosterberg" bestiegen u. dgl. Seine Rückreise leitete Thun mit einer Abend-Wanderung auf den Schneeberg ein, dessen Gipfel aber nicht bei guter Laune war:

> Wenn ich oben übernachtet hätte, so wäre mir richtig am andern Morgen eine ganz schöne Aussicht geworden; doch ich that es nicht, zum Theil weil mich der Sonntag-Morgen genirte, sondern verzehrte nur verschiedenes Brod nebst Milch ꝛc. in einem reinlichen Holz-Wirthshäuschen das ziemlich oben ist, und eilte weiter, so daß ich noch um 10 Uhr Gloggnitz erreichte. Um ½3 [1]) fuhr ich dann auf der Eisenbahn nach Vöslau, nahm bei Sonnenaufgang ein Bad in dem köstlichen Teich und fuhr um ½7 weiter nach Wien zurück. Auf dem höchsten Berge habe ich sehr hübsche Pflanzen gefunden und lege Euch als Trophäen zwei in den Brief, eine kleine Genziane und eine wunderschöne kleine Nelke, sie hat nur schon die Farbe geändert, die in frischem Zustande sehr zart rosenfarb ist.

Thun hatte überhaupt von Jugend auf eine Liebhaberei für Blumen, besonders für Feld- und Alpenblumen, und hat sich diese Freude an der „scientia amabilis" bis in sein hohes Alter mit jugendlicher Frische bewahrt. Ich darf es vielleicht hier einschieben, daß auf einem Ausflug den er mit mir und meinem Freunde Habietinek an einem schönen Montag im ersten Frühling nach Mauerbach unternahm, er, damals schon ein Siebenziger, uns überall voraus war, steile Berghänge mit einer Sicherheit und Elasticität hinablief, daß wir um so viel jüngere uns nur verwundern konnten, und nur hie und da ein Ständchen machte, wo es am Wege oder abseits im Walde Blumen zu pflücken gab, von denen er einen ganzen Strauß zusammenbrachte, den er, wie damals vom Schneeberg, „als Trophäe" in den Waggon mitnahm, den wir zur Heimfahrt bei der Station St. Andrä bestiegen.

* * *

Seinen Bruder Fritz kümmerten in dieser Zeit weder die k. k. Haus-Hof- und Staatskanzlei, noch Partien auf den Schneeberg oder Schwimmübungen im Vöslauer Teich; er hatte den bessern Theil erwählt und hielt an dem was ihm durch ein günstiges Loos beschieden war. Fürst Metternich hatte ihm, mit der bestimmten Zusage ihm den ersten passenden selbständigen Posten zu verleihen, einen längern Urlaub verliehen, den Fritz theils in Kwassitz (Kvasice) bei der Mutter, theils in Pohořelec bei den ehrwürdigen mütterlichen Großeltern seiner Braut, Graf und

[1]) Sonntag am 10. August St. Laurentius.

Digitized by Google

Gräfin Leopold Sternberg zubrachte. „Leopoldine ist ein wahrer Engel", schrieb er an Leo, „jeden Tag lerne ich sie besser kennen, mehr lieben und hochschätzen"; die Braut fügt dem Briefe einige Worte „an unsern lieben Bruder Leo" hinzu. Am 15. September 1845 fand in Prag die Vermählung statt, Leo war Brautführer. Der Lebensbund war unter einem glücklichen Sterne geschlossen. Aus dem anspruchslosen Mädchen ist eine ausgezeichnete Frau geworden, ein Segen für ihren Gatten und für die ganze Familie. Überall wohin ihn sein Beruf führte, im In- und Auslande, und wo sie an seiner Seite weilte, hat sie sich die Zuneigung, die hohe Verehrung aller erworben die mit ihr in Berührung kamen.

9.

Anregend und auffrischend in vieler Hinsicht wirkten auf unsern Freund verschiedene Herrenkreise. Jenes bei Clemens Hügel ist wiederholt gedacht worden. Der jüngere Baron Sommaruga wohnte über den Sommer in Neuwaldegg: „seine Connexionen sind junge freisinnige geistreiche Beamte, zum Theil Freunde von Professor Exner, Bolzano u. a., namentlich ein junger Doctor Bach und Professor (Leopold) Neumann, polnischer Abkunft und slavischer Gesinnung". Die meisten waren Mitglieder des juridisch-politischen Lesevereines, dessen Errichtung und Bestand dem Grafen Sedlnitzky — von seinem Standpunkt, wie der spätere Erfolg zeigte, allerdings nicht ohne Grund — viel Kummer bei Tag und Nacht verursachte; Thun beschloß in diesen Verein einzutreten.

Noch eine andere Gesellschaft war für Sedlnitzky ein arger Stein des Anstoßes, die „Concordia"[1]). Es war kein Verein im gesetzlichen Sinne des Wortes, auch durfte er sich so nicht nennen und schreiben, sondern blos als „Kreis von Dichtern, Malern und Musikern"; wenn in irgend einem Journal-Berichte zufällig die Bezeichnung „Concordia" vorkam, strich es Sedlnitzky eigenhändig aus. Diese „Concordia", pardon dieser „Kreis von Dichtern, Malern und Musikern" nun bereitete dem Prager Dichter Karl Egon Ebert, der nach achtundzwanzig Jahren Wien wieder einmal besuchte, am 10. December 1845 im Gasthause „zur Kaiserin von Österreich" ein Festessen — eine Auszeichnung die bis dahin in Wien keiner literarischen Celebrität zutheil geworden war. Die große

[1]) Nicht zu verwechseln mit dem noch heute bestehenden, aber viel später entstandenen Journalisten- und Schriftsteller-Verein gleichen Namens.

Digitized by Google

Zahl von Theilnehmern, mehr als siebenzig, sprach für die freundliche Gunst, deren sich Böhmens vaterländischer Dichter in den geistigen Kreisen Wiens erfreute. Ein für Graf Leo charakteristischer Zug ist uns von diesem Mahle aufbehalten. Die Mitglieder der „Concordia", Siegfried Kapper, Otto Prechtler, Victor Hansgirg des Gefeierten Neffe, Eduard Habel ein Jugendfreund Ebert's, Eduard Bauernfeld, A. A. Schmidl und L. A. Frankl trugen jeder sein Scherflein zur allgemeinen Freude und Erheiterung bei. In erster Reihe der berühmte Dichter welchem das Fest galt, aber auch die beiden Gäste Leo Thun und Friedrich Hebbel wurden mit Toasten gefeiert, als Castelli einen Trinkspruch auf den Verfasser der „Wlasta" ausbrachte, den er mit der tactlosen Wendung einleitete: „Ich hör', daß hier die Leut' streiten, was für ein Landsmann der Ebert ist; die einen sagen: er ist ein Deutscher, die andern: er ist ein Böhm', die dritten: er ist ein Deutsch-Böhm', die vierten: er ist ein Böhm-Deutscher. Ich aber sag': er ist ein Böhm', denn er hat uns allen das Herz gestohlen". Natürlich folgte ein johlender Applaus auf diesen etwas wohlfeilen Witz; nur Thun nahm die Sache anders. Er erhob sich, antwortete in würdevoller Weise auf die freundlichen Worte mit denen man auch seiner gedacht hatte, betonte die Einheit im Wissen und Leben, wie verschiedenartig sie auch ihren Ausdruck wählen möge, und kam zuletzt auf den Trinkspruch Castelli's. „Es sei dies", das war in der Hauptsache der Sinn seiner Ansprache, „allerdings nur im Scherze gesagt worden; allein es zeige sich daraus doch, welche Meinung, welches häßliche Vorurtheil über seine Landsleute hier in der Reichshauptstadt verbreitet sei; er könne das doch nicht hinnehmen, ohne ein Wort darüber zu sagen" 2c. Es war begreiflich daß durch diese Mahnung die frohsinnige Stimmung etwas getrübt wurde und daß es eine Zeit brauchte, ehe das gesellige Gleichgewicht wieder hergestellt war; allein anderseits zeugt es doch für den Charakter Thun's, den die zweifellose Harmlosigkeit, in welcher der seichte Castelli seinen Ausfall vorgebracht hatte, nicht abhalten konnte, eine Lanze für das Land und das Volk zu brechen, welchem er mit der ganzen Wärme seines Herzens anzugehören sich fühlte[1]).

* * *

[1]) Ich habe diesen Zwischenfall, der mir in meiner Wiener Zeit von Bekannten erzählt wurde, aus meiner eigenen Erinnerung, welche L. A. Frankl als unmittelbarer Theilnehmer an jenem Feste mit freundlicher Bereitwilligkeit ergänzt und vervollständigt hat.

Digitized by Google

Denn Böhme war und blieb Thun auch in Wien, obwohl sich unverkennbar an dieser Stätte und in dieser Umgebung sein Blick erweiterte und ihn der österreichische Gedanke in anderer Weise zu beherrschen begann, als das in seinen bisher strengstens auf sein engeres Heimatsland eingeschränkten Verhältnissen der Fall gewesen. Er war Österreicher im besten Sinne des Wortes, aber er war dies als Böhme, und alles was ihm in der Reichshauptstadt begegnete und aufstieß, führte ihn auf diese seine Grundlage zurück. Als er eines Abends in Gesellschaft Heinrich Clam's im Leopoldstädter Theater „Stadt und Land" sah, schrieb er an seine Schwester, das Stück „wäre außerordentlich geeignet um böhmisch bearbeitet zu werden". Es gab in Wien unter den jungen strebsameren Böhmen und Mährern einen Kreis, in welchen Thun durch Anton Beck eingeführt wurde und zu welchem nebst mehreren anderen Dr. Mathias Kawka Erzieher des Prinzen Georg Lobkovic, Dr. Joseph Marek im gräflichen Hause Fünfkirchen, Dr. Wendelin Grünwald bei Harrach gehörten. Man interessirte sich lebhaft für alle Erscheinungen der böhmischen Literatur, man hatte sich einen Rüttlischwur geleistet alle neuen böhmischen Bücher zu kaufen und zu lesen, eine Veranstaltung die, wie wir uns erinnern, schon in Thun's Prager Zeit angeregt worden war[1]); in gemeinschaftlichen Zusammenkünften, die mindestens einmal im Monat abwechselnd bei den einzelnen Theilnehmern gehalten wurden, kam das gelesene zur Sprache und wurde darüber debattirt. Mit den Literaten in der böhmischen und mährischen Heimat unterhielt man einen lebhaften Briefwechsel, der neuen Stoff zu Besprechungen bot.

Aus Olmüz schrieb A. W. Sembera an Thun, und die Schilderung die er von den dortigen nationalen Zuständen entwarf klang nicht sehr tröstlich, namentlich aus Brünn. Der letzte Gouverneur Aloys Graf Ugarte war allem nationalen abhold gewesen; in Regierungskreisen war es ganz offen ausgesprochen worden, daß man gar nicht die Absicht hege der böhmischen Literatur aufzuhelfen; der Gebrauch der verbesserten böhmischen Schreibweise wofür beide Consistorien des Landes eingetreten waren, die Einführung des böhmisch-deutschen Sprachunterrichtes an den Hauptschulen hatten entschiedene Ablehnung erfahren; es war sogar davon gesprochen worden alle Landschulen auf deutschen Fuß zu stellen. Im Brünner Clericalseminar war letzter Zeit eine kleine böhmische Bibliothek entstanden,

[1]) Ö. Jb. 1891 S. 185.

Digitized by Google

sie hatte geschlossen werden müßen. Über Jos. Math. Thun's eben erschienene Brochure „Der Slavismus in Böhmen" (Prag Calve 1845) hatte Šembera eine kritische Anzeige geschrieben, sie war vom Censor zweimal verworfen worden, das Büchlein durfte in Mähren nicht genannt werden. Šembera hatte zu fürchten unter polizeiliche Aufsicht gestellt zu werden, wie es bei einzelnen Priestern, die sich eifrig in der nationalen Sache zeigten, thatsächlich der Fall war. Ungeachtet dieser Schwierigkeiten hatte Šembera versucht einen Fond zur Herausgabe böhmischer Bücher, besonders der schönen Literatur zu gründen; man wollte Klácel's „Bájky Bidpajovy", Vincenz Furch's Gedichte, Förchtgott's Viersänge erscheinen lassen, was zum Theil ausgeführt wurde; allein die geldlichen Beiträge flossen ebenso spärlich als die poetischen zu. Graf Ugarte war am 25. April 1845 gestorben, zu seinem Nachfolger Graf Rudolf Stadion, bis dahin überzähliger Hofrath bei der Vereinigten Hofkanzlei, ernannt. Von ihm erwarteten Šembera und seine Gesinnungsgenossen bessere Zeiten; auch versprach der neue Landeschef, als man sich in besonders ärgerlichen Sachen wie z. B. wegen der J. M. Thun'schen Brochure an ihn wendete, Abhilfe. Die größte Zuversicht aber setzten die mährischen Nationalen in Leo Thun, dessen Berufung nach Wien sie mit großer Freude begrüßten und an dessen Eintritt in einen Kreis von Männern, „von deren Wohlwollen und Klugheit das Gedeihen aller patriotischen Bemühungen am meisten abhängt", sie die schönsten Hoffnungen knüpften [1]).

Ähnlich war es in Prag, wo man sich von Thun's Verbindungen und Anregungen im Mittelpunkte des Reiches das beste versprach. Gerade um die Zeit seines Abgangs nach Wien waren beim Erzherzog Stephan von der Matice aus Schritte unternommen worden, „daß an der Prager Universität für die Hörer der Rechte Vorträge in böhmischer Sprache über Privatrecht und Gerichtsverfahren, wie dasselbe auf Grundlage der einheimischen Stadtrechte und der vernewerten Landesordnung bestanden, nebst praktischer Anleitung in böhmischer Geschäftssprache eingeführt würden" — ein Wunsch der, nebenbei bemerkt, erst nach dem politischen Umschwung durch die dem Landes-Advocaten Dr. Joseph Frič ertheilte Vortragsbefugnis wenigstens theilweise in Erfüllung gehen

[1]) . . . „w bliském okolí mužův, od jichž dobromyslnosti a wěhlasu zdar wšelikého konání wlastenského nejwice záwisí"; Šembera an Thun 12. Juli 1845.

Digitized by Google

sollte. Fast gleichzeitig, Mai 1845, war Palacký von einem längern Aufenthalte in Nizza nach Prag zurückgekehrt. Er hatte sich dort viel mit französischer Literatur abgegeben und war ganz eingenommen für sie, besonders für die französische Geschichtschreibung welcher er den höchsten Preis zuerkannte. Er schickte sich jetzt an, den ersten Theil seiner „Geschichte Böhmens" in seiner Muttersprache herauszugeben, über welche Nachricht im böhmischen Lager Wiens große Freude herrschte. Palacký hatte nur Sorge wegen der Censur; er klagte über die steigende Macht des „Ultramontanismus und Jesuitismus"; man wolle keine Volksbildung, man gehe darauf aus Buchhandlungen auf dem Lande als „ungesetzlich bestehend" aufzuheben: „die geistliche und die weltliche Macht geben sich die Hände um die zarte Pflanze der Nationalität in unserem Lande zu unterdrücken".

Und eben jetzt war die einheimische Literatur in so reichem Aufblühen! W. W. Tomek arbeitete an einer Geschichte der Prager Universität die zum fünfhundertjährigen Jubiläum derselben im Jahre 1848 erscheinen sollte. Eine neue Zeitschrift „Wlastimil" hatte die Erlaubnis erhalten wöchentlich einen Bogen stark zu erscheinen. Dem P. Wenzel Štulc hatte der Prager Fürst-Erzbischof zur Begründung einer katholischen Zeitschrift „Blahověst" Fürsprache und Unterstützung zugesagt. Bei allen diesen Unternehmungen und Versuchen dachte man an Thun, blickte auf ihn. „Wie Schade", schrieb ihm Palacký am 30. Mai, „daß wir Sie, lieber Herr Graf, nicht in unserer Mitte haben. Ihre Kraft wäre uns so nöthig! Doch so Gott will, geht uns in Wien Ihr Genius nicht verloren!"

* * *

In Wien hatte Thun Gelegenheit mit Männern anderer Slavenstämme theils persönlich theils durch schriftlichen Verkehr in Berührung zu treten, namentlich mit den beiden vielgenannten Ludwigen, dem Slovaken Ludevít Štúr und dem „Illyrier" Ljudevit Gaj.

Auf Gaj war Thun schon in den letzten Jahren aufmerksamer geworden. Von 21. September 1843 datirte ein Brief an Niclas von Vraničany in Karlstadt, worin sich Thun über Gaj's Entschluß seinem Stamm den Namen des „illyrischen" zu vindiciren und über die Stellung ausspricht, die muthmaßlich Šafařik zu dieser Neuerung nehmen würde. Denn auf das Urtheil des letztern legte er den aller-

Digitized by Google

größten Werth: „Zehn Männer von seinem Character, seiner Gelehrsamkeit und Gesinnung vertheilt in Böhmen, Mähren, Ungarn und Illyrien, und in zehn Jahren stünde es anders um alle slavischen Stämme! Indeſs, dem Himmel sei Dank, ist er nicht der einzige würdige Vertreter der Slaven, und ich zweifle nicht, daß in der That in zehn Jahren die Slaven in ihrer geistigen Entwicklung bedeutend vorgeschritten sein werden und daß demnach ihre Stellung eine günstigere sein wird. Dazu ist aber vor allem nöthig, daß sie nicht blindlings, sondern mit geistiger Freiheit, aber freudig dem Impuls folgen, den ihnen ihre ausgezeichneten Männer geben“ [1]). Im Jahre 1845 nun kam Ljudevit Gaj nach Wien und wurde ihm von den Stammverwandten daselbst ein Festessen veranstaltet; er erschien öfter in dem böhmisch-mährischen Kreise, wo Thun persönliche Berührungen mit ihm haben mochte.

Gaj's Bemühungen wurden von dieser Seite sympathisch begrüßt. Einigermaßen anders stand es dazumal mit Štúr. Dieser hatte eben damals nach schweren Mühen und langen Kämpfen die Erlaubnis zur Herausgabe einer slovakischen Zeitung „Slovenské Nowiny“ erhalten, in der er seine neue Orthographie einzuführen gedachte, was die Wiener Connationalen ebenso unangenehm berührte wie die in Prag. Štúr werde sich doch, meinte Thun, über diese Angelegenheit mit unseren Matadoren berathen haben: „denn mehr als je haben wir es nöthig nicht ohne ernste Gründe auseinanderzugehen. Ich habe die innerste Überzeugung daß die slovakischen Angelegenheiten ein allen Slaven gemeinschaftlicher Schatz sind, und daß es bei weitem wichtiger ist daß die Schriftsteller in jedem Sprachzweige zu erhalten trachten was gemeinschaftlichen Ursprunges ist und davon Zeugnis ablegen, als daß sie der Bequemlichkeit und dem Eigenwillen jeder Landschaft nachgeben, um gerade so zu schreiben, wie das Volk, aller literarischen Bildung baar, seit Jahrhunderten spricht“ [2]). Allein diese eindringlichen Mahnungen fruchteten vorderhand nichts. Es thue ihm leid, erwiederte Štúr am 29. Juli aus Presburg, doch müße er bei dem bleiben was er sich vorgesetzt: „es ist

[1]) Eben auch für Šafařík scheint es gewesen zu sein, daß sich Thun an seinen Freund George Ticknor in Boston wandte, der ihm Mai 1844 antwortet: es existire ein bulgarisches Neues Testament, 1840 in Smyrna gedruckt, doch habe er bis jetzt kein Exemplar davon auftreiben können.

[2]) Thun's Concept Wien am St. Annentag 1845, ohne Zweifel an Štúr, selbstverständlich böhmisch geschrieben.

Digitized by Google

dies, um so zu sagen, ein gezwungener Schritt und das Ergebnis mehrjährigen Nachdenkens darüber".

Wer war wohl, Erscheinungen solchen Charakters gegenüber, mehr in seinem Rechte: der Magyarismus wenn er das Schreckgespenst des Panslavismus an die Wand malte, oder der Sänger der „Slávy Dcera" wenn er klagend ausrief: „O ihr uneinigen Slaven!" In gewissen Wiener Regierungskreisen war ohne Frage die Gespensterfurcht vorherrschend, die unter anderm dem „reisenden Rubel" eine überaus große und gefährliche Bedeutung beimaß. Es sei gestattet, diesbezüglich einen Zwischenfall anzuführen, mit welchem dieser Aufsatz geschloßen sein möge.

In Wien weilte in jenen Jahren — ein genaueres Datum anzugeben bin ich leider nicht im Stande — Franz Cyrill Kampelík, genannt Libčanský, der erst in Brünn Theologie studiert hatte, dann aus dem Seminar ausgetreten war — ein „Pater Vyklouz" wie man es damals nannte — und in Wien die medicinische Laufbahn wählte. Er war ein unermüdlicher Vlastenec, dabei, wie so viele dieses Zeichens in der vormärzlichen Zeit, in der Politik ein gefahrloser Schwärmer, der sich z. B. mit der Frage unterhielt, was die österreichischen Slaven zu thun hätten um sich von dem Drucke zu befreien unter welchem sie seufzten? „In letzter Linie Aufstand!" war sein Bescheid, „Frankreich wird sofort ein paar Millionen hergeben". Dieser Mann nun wurde von der Wiener Polizei als „russischer Agent" ins Auge gefaßt und eingezogen — ein alberner Verdacht, da es geradezu als eine Schmach für den nordischen Koloß erscheinen mußte seine erkornen Werkzeuge am Hungertuche nagen zu lassen; denn Kampelík war ein armer Teufel der, um Geld zu bekommen, seine eigenen Brochuren colportirte. Auf diesem letztern Wege mochte ihn Dr. Anton Beck kennen gelernt haben; jedenfalls war Beck über Kampelík's Verhältnisse besser unterrichtet als dies in der Spänglergasse Nr. 564 der Fall war, und hielt sich, gutherzig und voll Mitgefühl, verpflichtet die Polizei über den völligen Ungrund ihres Argwohns aufzuklären. Allein da kam er vor die rechte Schmiede! Der amtirende Polizei-Commissär schnauzte ihn an: „Wir wissen was wir wissen. Sein's froh, daß S' nit selbst eing'sperrt wer'n!" Auf dieses ging Beck nach Hause, suchte seine böhmische Correspondenz, darunter Briefe von Palacký, von Leo Thun u. a. hervor und warf sie ins Feuer — ganz unnöthigerweise; denn selbstverständlich kam bei der Untersuchung des Kampelík nicht das geringste zum Vorschein und er wurde freigelassen.

Digitized by Google

Beck that seinen Schritt in der ersten, unter den damaligen Umständen sehr begreiflichen Aufregung, und hatte die vorschnelle Vertilgung so werthvoller Mittheilungen gar sehr zu bedauern. Was Thun selbst betrifft, so würde ihm dieser dazu gewiß nicht gerathen haben; Thun hatte nichts zu verhehlen oder, wenn es darauf ankam, der Öffentlichkeit zu entziehen. Als ihm im Juni 1843 aus Tetschen ein Brief des Fürsten Radziwill „durch eine Gelegenheit" zukam, sandte er seine Antwort in derselben Weise zurück und bemerkte dabei den Seinen, er thue dies weil er meine daß der Fürst es so wünsche: „Übrigens ist es ganz gegen meine Grundsätze die Post zu scheuen, da ich wirklich keine Art von Geheimnissen habe".

Digitized by Google

Anhang.

I.

Einzelnes aus Leo Thun's Correspondenz.

a)

Ich bin so spät zum Leben erwacht, habe so spät den Zusammenhang unseres Wissens mit den Thatsachen um uns her ahnen lernen!

b) Aus Briefen an seine Mutter 1839—1843.

Wenn auch nur der Glaube an Gott und die Überzeugung, daß Er uns Glück und Segen spendet, alles Unglück dagegen nur eine Wirkung unserer Fehler und Irrthümer ist, in einem Herzen, dessen Glaube an Glück erschüttert ist, feststünde, wie viel wäre gewonnen! Die Wahrheit ist doch die wichtigste von allen, und die Grundlage aller andern!

Der Mensch kann doch nur in jedem Augenblicke nach der Einsicht handeln, die er eben hat; erkennt er später Misgriffe gethan oder Gelegenheiten zu nützlicher Thätigkeit versäumt zu haben, so muß er dem Herrn danken, daß er ihn einen Fortschritt in der Weisheit habe machen lassen. Dazu sind wir ja auf dieser Welt, um uns durch Irrthum zur Wahrheit, durch die Finsternis zum Licht empor zu schwingen. Trost für die Leiden, denen wir auf diesem Wege nothwendig begegnen, dürfen wir ja in der Überzeugung finden, daß auch, was die Misgriffe der Menschen herbeiführen, in der Hand des Herren zu einem Mittel wird, das Heil nicht nur des Allgemeinen, sondern auch jedes einzelnen Menschen auf die ihm ersprießliche Weise zu gründen.

Sich gekränkt fühlen, scheint mir eine Schwäche zu sein, gegen die wir kämpfen sollen. Den reinen Geistern ist ein solches Gefühl fremd: sie

Digitized by Google

fühlen um eines erhabenen Motives willen die Schmerzen, um moralisches Unrecht, moralischen Schaden. Bei uns ist es anders, weil wir auf unserm beschränkt menschlichen Standpunkt solche Kränkungen persönlich menschlich, irdisch empfinden, wobei die Einwirkung der Nerven mitthut, deshalb Bekämpfung am Platze ist.

Bei schmerzlichen Constellationen, insbesondere bei Unruhe über den moralischen Zustand von Menschen die wir lieben, ist es besser, statt immer in Gedanken und Betrachtungen auf dasjenige zurückzukommen und festzuhalten was uns tadelnswerth oder bedauerlich erscheint, lieber das ins Auge zu fassen und an dem sich zu erfreuen, was gut und schön ist, um in der Hoffnung auf Besserung der Zustände sich zu beruhigen und zugleich Anknüpfungspunkte zu finden zu solcher Besserung beizutragen, soweit dies möglich.

Zur sittlichen Entwicklung, zum Fortschritte zur Vollkommenheit, nach der zu streben wir bestimmt sind, ist zwar der Glaube unentbehrlich; aber eben darum wird ihm auch die Gnade des Allerhöchsten, die allein denselben ertheilt, jedem gewähren — in welchem Zeitpunkt des Daseins wissen wir freilich nicht — der sich dessen durch sein Streben und Wirken nicht unwürdig macht, einzelne Fehler, von denen kein Mensch frei ist, gnädig vergebend; denn Frieden hat Er allen versprochen, die eines guten Willens sind.

c) Aus Briefen an seine Schwester Juža.

Es steht zwar (in Deinem Schreiben) eine ganze Menge von Dingen wieder einmal, die mich ganz schamröthlich machen, und die an sich sind es am Ende nicht was ich so gern lese; aber daß Du sie geschrieben hast, das freut mich doch. Wen man lieb hat, von dem hört man selbst die ärgsten Übertreibungen der Liebe gern und — ich hoffe ohne Schaden. Daß Du mir nicht widerstehen kannst, das ist gut und lieb von Dir, und ich kann es auch Dir nicht, und bin froh daß ich mich nicht zu geniren brauche. Übrigens, daß mir niemand widerstehen könne?! Mit Erlaubnis, what nonsense! Mit wahrem Dank gegen Gott erkenne ich es, daß mir viele Leute sehr gut sind, viel mehr als ich oft begreifen kann. Aber zu machen daß mir jemand gut werde, wo es nicht von selbst wird, ja nur daß sich jemand, den ich näher zu kennen wünsche, nur irgend mit mir einlasse, dazu ist gerade niemand ungeschickter als ich. Darüber habe ich gar keine Illusionen, und weiß auch recht gut, warum es so ist, daß es aus großen Mängeln hervorgeht — doch lassen wir das!

Digitized by Google

24. December 184?.

Auch freue ich mich zu hören, daß Du Dich der Tetschner Armen und ihrer Suppe wieder annimmst: sei überzeugt, daß Du damit mehr gutes wirkst, als Du sehen kannst. Es ist das allerdings ein Punkt, der in jedem guten Menschen schmerzliche Gedanken zu erregen geeignet ist, und zeigt, wie weit man auch in den gebildeten Staaten Europa's noch von einer zweckmäßigen Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft entfernt ist. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß die große Ungleichheit in der Vertheilung der Güter großentheils die Wirkung von Gesetzen und politischen Einrichtungen ist. Dies zu ändern, ohne durch ein plötzliches Umwerfen der bestehenden Ordnung noch viel größere Übel herbeizuführen, ist eine der größten Aufgaben der Politik in unserm Zeitalter, und das Bedürfnis darnach bringt eben die sonderbaren Erscheinungen hervor, die man zumal in Frankreich und auch in England beobachtet, z. B. den Saint-Simonismus und anderes. So viel ist aber sicher, daß sich nichts in der Beziehung ausrichten läßt, ehe nicht die Menschen im Ganzen besser und weiser werden, als sie es bis jetzt sind: die Armen christlich-gebildeter, und die Reichen mehr von der Betrübnis durchdrungen, so viel reicher zu sein als die große Menge. Persönliches Wirken vieler Einzelnen im Geiste christlicher Bruderliebe zu den Armen ist also ohne Zweifel die beste, die dringend nothwendige Vorbereitung für das Gelingen allgemeiner Maßregeln, die ein großer Staatsmann zur Hebung der niedern Volksclassen auszudenken von der Vorsehung berufen sein mag, oder vielmehr die von verschiedenen Personen nach und nach ausgedacht sich allmählich in den Gesetzgebungen Geltung verschaffen dürften. . . Rücksichtlich Eurer Meinungsverschiedenheit über Glück und Unglück möchte ich wohl einen Mittelweg einschlagen. Ich glaube wohl daß traurige Eindrücke mehr zur Selbstvervollkommnung führen als freudige, insofern man traurig sein kann ohne sich wirklich unglücklich zu fühlen. Sich aber unglücklich fühlen, das ist in Verhältnissen leben, die den innersten Wünschen und Gefühlen unseres Herzens viel mehr Zwang anlegen als Befriedigungen gewähren, ist nach meiner Überzeugung ein unser Fortschreiten in allem Guten sehr hemmender Zustand. Ich erinnere mich von der Kemble, die oft sehr glücklich ist treffende Worte zu wählen, einmal gehört zu haben: What health is to the body, happiness is to the soul — und die Überzeugung hievon wächst in mir mit jedem Jahre.

Digitized by Google

II.

Aus Vorträgen in dem Vereine zum Wohl entlassener Züchtlinge.

a) General-Versammlung am 26. April 1840.

... Diese Individuen befanden sich fast durchgehends in einer solchen Lage, daß nur die Unterstützung des Vereins ihnen die Aussicht auf die Möglichkeit eines redlichen Erwerbes wieder eröffnete. Einige, jedes anständigen Kleidungsstückes entbehrend, traten aus dem die geringen Verbrecher enthaltenden Straforte dieser Hauptstadt in einem Zustande, welcher jeden Versuch eine Beschäftigung zu finden vereiteln mußte. Andere hatten durch einen leichtsinnigen Fehltritt ihre frühere Stellung verloren und selbst der Verwendung des Vereines gelang es nur nach längerer Zeit ihnen eine neue Bahn zu eröffnen. Noch Andere endlich waren von ihrer Kindheit an so gänzlich verwahrloſt, daß es ihnen kaum je in den Sinn kommen konnte, ihre Kräfte irgend einer nützlichen Thätigkeit zu widmen.

Insbesondere verdient hier ein vierzehnjähriger Knabe Erwähnung, der vaterlos von seiner Mutter seit Jahren ganz sich selbst überlassen und zur Befriedigung seiner Lebensbedürfnisse auf das angewiesen war, was er von der Mildthätigkeit Anderer würde erlangen können. Er brachte den Tag auf offener Gasse zu, wo er sich so viel zusammenbettelte, als er bedurfte um Brod und eine Schüssel Suppe, wie sie an den Straßenecken bereitet wird, zu kaufen, und jeden Abend einen Groschen für eine Schlafstelle zu bezahlen. War so für die Bedürfnisse des Tages gesorgt, so pflegte er ruhig auf der Schwelle einer Hausthüre zu sitzen, selbst an den Unterhaltungen anderer Kinder keinen Antheil nehmend. Diese Lebensart konnte der Wachsamkeit der Polizei-Behörde nicht entgehen. Zu wiederholten Malen wurde er eingezogen, nach Ablauf der gesetzlichen Strafzeit mußte er aber seiner Mutter wieder ausgefolgt werden, es fehlte an einem Mittel seinem Leben eine andere Richtung zu geben. Eine ruhige Sinnesart bewahrte ihn vor bedeutenderen Vergehen; aber so sehr vernachläßigt war sein Geist, dem es nicht an einem mittelmäßigen Grade der Anlagen zu fehlen scheint, daß er nicht einmal das Gestirn zu nennen wußte, in dessen Strahlen er sich wärmte, keine Vorstellung davon hatte, daß das Brod welches ihn nährte aus Getreide bereitet werde, daß dieses in der Erde keime und wachse. Wie es um seine Begriffe von Gott und Pflicht, von Recht und Unrecht bestellt war, bedarf hiernach nicht erst einer Schilderung. Ohne nur jene Kenntnisse

Digitized by Google

und Erfahrungen zu sammeln, die der Mensch, wenn er allein steht in einem dem Verkehr entrückten Lande, dem Anblicke der Natur und einem regsamen Leben zu danken hat, wuchs er auf unter uns, mitten in dem Treiben der gebildeten Welt, um einst nach ihren Begriffen gerichtet zu werden.

Solche Übel die aus dem Zustande der menschlichen Gesellschaft unserer Zeit mit Nothwendigkeit hervorgehen, und daher in den größeren Städten aller Länder zu finden sind, können ihrer Natur nach nicht von den Behörden allein geheilt werden, sondern verlangen gebieterisch eine wohlwollende Mitwirkung von Seite der Staatsbürger. So oft es uns also vergönnt war, werthe Vereinsmitglieder, in ähnlichen Fällen Beistand zu leisten, erstarkte in uns das frohe Bewusstsein, daß wir ein gutes Werk begonnen haben, welches auch das Ergebnis unserer Bemühungen sein mag. Was immer der Mensch unternimmt — der Erfolg ist durch tausende von Umständen bedingt, die wir nicht zu überschauen vermögen, er liegt in Gottes Hand; aber an uns ist es, so viel wir können, dahin zu wirken, daß die Vermeidung einer Lebensweise, die der öffentlichen Ordnung und unserer Sicherheit wegen bestraft werden muß, niemandem unmöglich werde.

b) General-Versammlung vom 17. April 1842.

Die Betrachtung unserer Erfolge nach Zahlenverhältnissen ist für die Statistik nicht ohne Interesse, aber sie kann nie den wesentlichen Grund zur Entscheidung über die Zweckmäßigkeit der Maßregeln bilden. Zu was bedürfte es auch erst der Bestätigung solcher Erfahrung, was der schlichte Verstand jedes Unbefangenen für gut und nothwendig erkennt? Daß es in jeder Beziehung unverständig ist, den, der sein Verbrechen gebüßt hat, in eine Lage zu versetzen die ihm einen redlichen Erwerb beinahe unmöglich macht, und ihn dann ohne Leitung und Aufsicht sich selbst zu überlassen, das kann niemand in Zweifel ziehen. Wer es aber zugibt, dem bleibt nichts zu wählen übrig, als das Arcanum jener Dilettanten der Staatsweisheit, die da meinen, es sei das klügste, jeden Verbrecher ohne Unterschied an den Galgen zu hängen — oder ein Verfahren, das nie müde wird, auch in dem Tiefgesunkenen den Menschen zu ehren. Angenommen selbst es wäre wahr, daß die auf 99 entlassene Züchtlinge verwendeten Bemühungen erfolglos blieben, was könnte man mit dem Hundertsten anders beginnen, als auch ihm die Möglichkeit eines redlichen Erwerbes unter sorgsamer Aufsicht zu bereiten? Und gelingt es auch nicht, ihn von neuer Missethat für immer abzuhalten, war es darum ganz vergeblich, ihn vielleicht Wochen, Monate, Jahre lang aus dem Bunde der Verbrecher herausgerissen, zu einer nützlichen Beschäftigung

Digitized by Google

vermocht zu haben? Ja, ist es nicht wenigstens für die bürgerliche Gesellschaft von Nutzen, die Schritte des Unverbesserlichen zu überwachen? Ist es auch nicht der Mühe werth, die Strafe von der bittern Ironie zu befreien, in der sie jenem erscheinen muß, den nur eine sittliche Kraft vor neuem Verbrechen hätte bewahren können, wie sie unter allen Menschen selten ist, und von der ihm vielleicht nie jemand ein Beispiel gegeben hat? Gerechtigkeit kann nur da ihre moralische Wirkung äußern, wo sie mit Liebe gepaart ist. Und wenn auch unser Pflegling vernachlässigt in der Erziehung, abgestumpft durch die Schicksale seiner ganzen Jugend, mit frevelhaftem Leichtsinne forttaumelt, jedes Verbrechen nur für ein bequemes Geschäft oder für ein reizendes Wagnis, jede Strafe nur für eine unvermeidliche Unterbrechung seines armselig vergnügungssüchtigen Treibens ansehend — wer kann wissen, ob nicht wenigstens in der ernsten Stunde der letzten Krankheit die Erinnerung an die freundliche Hand, deren Wohlthat er durch Heuchelei erschlich und mit Undank lohnte, sein Gemüth zu wehmüthiger Reue stimmt und ihn den Unterschied von Gut und Schlecht erkennen läßt, so das große Räthsel eines Menschenlebens lösend!

III.

Aus einem Schreiben des Bischofs Augustin Bartholomäus Hille von Leitmeritz

vom 1. December 1840 an den Fürsten Camille Rohan.

(Zu S. 102.)

Die Idee für Realisirung eines Schullehrer-Seminars ist ebenso patriotisch als menschenfreundlich und zeugt von den hochherzigen Gesinnungen, von welchen Euer Hochgeboren für das Wohl der Kirche und des Staates beseelt sind. Ich verhehle nicht, daß sobald ich von dieser gefaßten Idee Kunde erhielt, sich in mir Bedenken zu regen anfingen — wegen der ungünstigen Resultate, welche anderwärts aus dergleichen Seminarien hervorgegangen waren. Ich wurde daher angenehm überrascht, daß Eure fürstliche Durchlaucht Selbst diese bedenklichen Resultate berühren, die Ursache jedoch in einer verfehlten Organisirung dieser Institute sowie im Mangel des religiösen Moments in denselben finden, daher mit Beseitigung dieser wesentlichen Mängel von einer zweckmäßigen Einrichtung unter der segenvollen Ägide unserer heiligen Religion das Gedeihen dieser beabsichtigten Anstalt erwarten.

Dieser Gesichtspunkt ist allerdings geeignet die Bedenklichkeiten zu zerstreuen; denn wenn das Lehrer-Seminar auf einer kirchlich-religiösen Basis

Digitized by Google

errichtet, dem Clerus die wesentliche Einwirkung, die Aufsicht und Leitung anvertraut wird, dann ruht das Gebäude auf festem Grunde, und hat seine natürliche ordnungsmäßige Lage, weil ja die Förderung der höheren Interessen der Menschen, die religiös-sittliche Bildung wesentlich in dem Berufe des Clerus liegt, und alles Wissen, alle Kenntnis, alle Geschicklichkeit durch Religion geheiligt, durch die religiöse Gesinnung der Menschen wahrhaft heilsam gemacht wird. Ich trage kein Bedenken zu behaupten, daß gerade unser Schulwesen deshalb einen Vorrang vor anderen Staaten behauptete und behauptet, weil nach Ausweis der politischen Schulverfassung, dieses vortrefflichen Schul-Codex, das religiöse Element den ganzen Organismus desselben durchdringt und dasselbe unter die unmittelbare Leitung und Aufsicht des Clerus gestellt ist, und der Staat also weise berücksichtigt hat, daß Schulen ursprünglich Kirchenanstalten sind, und von der Kirche nur ihre wahre Weihe zum Heile des Staates erhalten können.

Ich bin zwar einverstanden, daß man nach der über das Schulwesen bestehenden gesetzlichen Verfassung zu noch größeren Erwartungen berechtigt wäre; allein — ich halte mich auch schon für überzeugt, daß in vielen Fällen die Schuld nicht sowohl auf die Lehrer falle, als vielmehr in Ursachen, die außer dem Bereiche der Lehrer und selbst der Geistlichen liegen, zu suchen sei, und daß es, um mich kurz auszudrücken, um das Schulwesen noch viel besser stehen würde, wenn die allerdings weisen Gesetze und Verordnungen, die in der politischen Schulverfassung enthalten sind, allseitig und gewissenhaft exequirt werden möchten.

Ein anerkanntes Bedürfnis ist jedoch eine längere und vielseitigere Vorbildung künftiger Lehrer, indem die gesetzlich bestimmte Zeit, obgleich sie von 3 auf 6 Monate verlängert wurde, zu einer tüchtigen Vorbildung durchaus nicht hinreicht, sowie auch die Ueberprüfungszeit für die Lehrgehilfen zu früh angesetzt ist. Ein Seminar, welches eine längere und vielseitigere Vorbereitung und Vorbildung der Lehrer bezweckt, muß daher als eine große Wohlthat angesehen und anerkannt werden.

IV.

Thun's „Fehdebrief" an Pulszky und des letztern Antwort.

(Zu Seite 115.)

Schlan, den 24. December 1842.

Werther Herr von Pulszky!

Obgleich es wahr ist, dass ich durch den Eintritt in ein neues Dienstverhältnis verhindert bin, viel Zeit auf Correspondenzen zu wenden, so liegt

Digitized by Google

doch wohl der Grund, weshalb ich Ihr werthes Schreiben vom 13. September bisher mit keinem Worte erwiedert habe, mehr auf dem schmerzlichen Eindrucke, den es in mir hervorgebracht hat. Was mich veranlaſste mit Ihnen in Briefwechsel zu treten, war der Wunsch eine Discussion über diese Fragen hervorzurufen, die den offenkundigen Reibungen der Nationalitäten in Ungarn zum Grunde liegen, und zu erfahren, wie die hervorragenden Männer auf der ungarischen Seite die Bestrebungen ihrer Partei mit den auf die heiligsten Interessen gegründeten Ansprüchen der Slaven und mit den Gesammt-Interessen der österreichischen Monarchie in Einklang zu bringen gedenken. Ihr Brief stellt die Collisionen, deren Bestehen und Ursachen ich darzulegen gesucht habe, nicht in Abrede, erklärt aber: „sie kümmern mich nicht", und spottet fast der Zumuthung, zu ihrer Beurtheilung aus dem begränzten Gesichtskreise der einen Partei herauszutreten. Damit hat freilich unsere Discussion ein Ende; denn sie müßte vom Felde der Politik größtentheils auf das der Moral übertragen werden, und auf diesem ist nur der Freund, nicht aber jeder Fremde zu Unterredungen berechtigt. Mir bleibt sonach nur die betrübende Überzeugung, daſs auch die begabten Wortführer der ungarischen Partei sich dessen rühmen, nur für einen Theil der Bevölkerung ihres Vaterlandes ein Herz zu haben, und die nationalen Fragen, von deren Entscheidung die geistige Entwicklung von Millionen ihrer Landsleute abhängt, einseitig zu beurtheilen; daſs demnach eine Verständigung wirklich unmöglich ist, und den ungarischen Slaven nichts übrig bleibt, als sich zu beugen oder zu wehren!

In Beziehung auf Ihren zweiten Brief sei mir nur noch die Bemerkung erlaubt, daſs die Slavenstämme keinen andern wechselseitigen Einfluß in Anspruch nehmen, als einen literärischen, moralischen; wie dieser mit der politischen Einheit eines Staates von gemischter Bevölkerung keineswegs in Widerspruch stehe, glaube ich in meinem gedruckten Aufsatze gezeigt zu haben. Daſs die ungarischen Slaven (und natürlich ebenso die übrigen Volksstämme in Ungarn) die Entscheidung ihrer politischen Angelegenheiten nicht mehr von Pesth oder Preßburg (den Slaven daselbst auch ein Centrum geistigen (slavischen) Lebens zu bilden, wäre keineswegs unmöglich, wenn die Ungarn fähig wären es zu wollen) erwarten, daſs Ungarn ein politisches Ganze zu bilden, daſs seinen Völkern die Integrität des Reiches gleichgültig sein solle — das wird nicht verlangt. Ein Wohnplatz verschiedener Völker ist aber einmal Ungarn, und wer erklären wollte dieses nicht zu erlauben, der würde nur die gottlose Rede nachahmen, mit welcher Kaiser Nicolaus sich eingebildet hat die polnische Nationalität hinwegcommandiren zu können. Ob aber die Integrität eines Reiches dem Volke theuer bleiben könne, das man um ihrer willen seiner geistigen Freiheit zu berauben, dessen innigste Gefühle

Digitized by Google

man nach Gutdünken in eine widernatürliche Bahn zu drängen unternimmt, das ist eine andere Frage. Mir bleibt es unverständlich, wie man sich auf diesem Wege auf die herannahende Krisis vorbereiten will. Zwietracht säet man — und meint Einigkeit zu ärnten.

Daß ich (mit allen andern Freunden der Slaven) nach den aufrichtigen Geständnissen die Ihr Brief enthält, und nach den ebenso unzweideutigen Manifestationen des letzten Generalconventes von dem Untersuchungs-Comité dessen Sie erwähnen keine Gerechtigkeit erwarte, können Sie unmöglich verargen. Zu was kann es führen, mit der Aufsuchung von Thatsachen, über die wir als über schreiende Ungerechtigkeiten klagen, diejenigen zu beauftragen, die das Princip, das sich in jenen Thatsachen äußert, für das Ziel ihres Strebens erklären? Unter dem Vorwande: es werde nur die lateinische Sprache durch die ungarische ersetzt, nach Beseitigung jener Fessel freier Geistesentwicklung in dem neu aufkeimenden Leben jeder Nationalität nicht mehr Geltung zu gestatten als sie früher hatte, darin ist so ziemlich alles enthalten, worin ich eine schwere Verletzung von Menschenrechten erblicke. Durch die Mittel, die einer Regierung zum Heile ihrer Unterthanen anvertraut sind, unter einer Bevölkerung eine andere als ihre Sprache zum Organ des öffentlichen Unterrichtes machen, ist nach meinen Begriffen eine der sträflichsten Arten von Gewaltthat. Daß dies und anderes was Sie vorhaben bisher in fast allen Ländern geübt worden, daß erst in neuerer Zeit gewissenhaftere Ansichten über nationale Angelegenheiten sich zu verbreiten anfangen, ändert nichts an der Sache.

Gegen die Bestimmung, die Sie Ihrer neuerlichen Mittheilung gemäß unserer Correspondenz geben (mit Ausschluß dieses Briefes, der nicht für die Öffentlichkeit geeignet ist), habe ich nichts einzuwenden; für die deutsche Vierteljahrsschrift schien mir weder der Gegenstand noch die Form der Behandlung passend. Nur behalte ich mir das Befugnis von unsern Briefen einen öffentlichen Gebrauch zu machen ebenfalls noch vor, und ersuche deshalb möglichen Buchhändlerzänkereien wegen Nachdruck gütigst vorbeugen zu wollen. Es hängt nämlich von Umständen ab, ob ich mich entschließen werde, diese Briefe einer selbständigen Brochure einzuverleiben. Hier will ich ein mehreres über den Gegenstand nicht sagen, weil ich fühle daß die Bereitwilligkeit, mit der Sie meinem Wunsche einer zeitraubenden Correspondenz entgegengekommen sind, es mir zur Pflicht macht, alles zu vermeiden, was an diesem Orte als ein directer Tadel, als ein beleidigender Vorwurf erscheinen müßte. Was ich noch vorzubringen hätte, bleibe für den Fall aufgespart, als ich den offenen Kampfplatz betreten sollte; da nur entfallen persönliche Rücksichten, und es gilt die Sache im Auge zu behalten, deren

Digitized by Google

Vertheidigung man übernommen hat; kein Gebrauch ehrlicher Waffen kann da beleidigen.

Möge unser Versuch einer friedlichen Discussion Ihnen wenigstens die Überzeugung beigebracht haben, dass nicht jeder, der auf der Seite der Slaven steht, deshalb schon die Magyaren hasst; möchte die Erinnerung an unsere Correspondenz Sie — vielleicht in späteren Jahren — veranlaßen, die Grundsätze einer Prüfung zu unterziehen, welche Sie jetzt als Axiome die einer solchen gar nicht bedürfen zu betrachten scheinen.

Herzlich bedaure ich, dass dieser Briefwechsel uns nicht dahin geführt hat, uns als Freunde die Hand zu reichen. Muß ich vielmehr von Ihnen als Gegner scheiden, so soll doch dieser Umstand wenigstens der aufrichtigen Achtung keinen Eintrag thun, mit welcher ich verbleibe, wertheſter

Herr von Pulszky

Ihr . . . . .

Was Kollar anbelangt, so hat er nicht die Magyaren überhaupt und nur eben sie in die Hölle versetzt, sondern aus allen Nationen diejenigen Individuen, die die Rechte anderer Völker mit Füßen getreten haben.

Pest, den 12. Jänner 1843.

Hochgeborner Herr Graf!

Verzeihen Sie, daß ich trotz Ihrem Brief vom 24. December v. J. in dem Sie unsere Correspondenz für geschlossen erklären, dennoch es wage, Sie noch einmal zu belästigen. Ich kann aber nicht umhin, Ihnen mein Bedauern auszudrücken, dass Sie Ihr letztes Schreiben als nicht für die Publicität geeignet erklären, da gerade dieses ein Denkmal einer so humanen und liebenswürdigen Gesinnung ist, dass sie selbst Ihren heftigsten Gegnern Achtung und Wohlwollen abzwingt. Ebendaher biete ich Ihnen die Hand zum freundschaftlichen Druck an; denn wenn auch die Verhältnisse in einer Lebensfrage uns, oder eigentlich die Interessen an deren Vertheidigung wir beide gern unsere Manneskraft setzen, einander gegenübergestellt haben, so hindert dies doch nicht, dass wir vor dem Kampfe, wie einst Glaucus und Diomedes, uns freundlich die Hand reichen: ist doch der Hauptzweck, dem wir beide unser Leben weihen, bei beiden der gleiche, nämlich die moralische und politische Erhebung der Nation der wir angehören.

Sollte Sie der Zufall einst nach Ungarn führen, so betrachten Sie mich als Ihren Gastfreund im antiken Sinne des Wortes, und genehmigen

Digitized by Google

Sie zugleich den Ausdruck meiner ausgezeichneten Hochachtung mit der ich zeichne, Hochgeborner Herr Graf,

Ihr ergebenster Diener

F. Pulszky, m. p.

Meiner Ansicht nach gehört ein Briefwechsel sowohl dem Schreiber als dem Empfänger, der Herausgeber der „Vierteljahrsschrift von und für Ungarn" kennt diese meine Ansicht, und wird sicher Ihr Eigenthumsrecht zu achten wissen.

V.

Aus einem Schreiben des Fürsten Wilhelm Radziwill.

Berlin, 27. Mai 1843.

Mit der größten Theilnahme habe ich die Denkschrift gelesen, die Sie mir durch Westphalen geschickt, theurer Graf; sie ist in so vielem ein treues Bild dessen, was die Erfahrungen unbefangener Beobachter auch in Bezug auf die Zustände unserer slavischen Provinzen herausgestellt, dass sie mir in dreifacher Hinsicht interessant gewesen: als Ausdruck einer Gesinnung und Einsicht, die ich in Ihnen schon früher zu meiner herzlichen Freude als klar und bewusst erkannt; als ein Bild Ihrer innern Zustände; endlich als eine Bestätigung eigener und gleichgesinnter Ansichten über die praktischen Folgen, welche eine Vernachlässigung oder absichtliche Untergrabung nationaler Interessen und Rechte nach sich ziehen.

Dass solche Ansichten bei den faiseurs du jour bei Ihnen keinen Anklang finden, wundert mich nicht; c'est tout comme chez nous, mit dem Unterschiede, dass es bei uns selbst den Ansichten des Königs entgegen sich geltend macht, die bis jetzt nur wenig Verständnis gefunden. Bei Ihnen wie bei uns herrschen noch die Grundsätze der französischen Schule des 18. Jahrhunderts in den meisten hohen Beamten, der abstracte Begriff vom Staate und seiner Omnipotenz in seinen verschiedenen Nuancen; in ihm begegnen sich die Mehrzahl der Royalisten, Liberalen und Revolutionärs, die Verschiedenheit liegt in der Anwendung der Mittel zum Zwecke. Dass diese Basis die Stärke der Revolutionairs ausmacht, welche diese Allmacht dem Volke wollen zugute kommen lassen, sich dagegen auflehnen dass sie einer Kaste, einem Individuum in die Hand gegeben werde, wird von wenigen zugegeben. Es ist den Regierenden so bequem sich dieser in einem Grundsatze gerechtfertigten Machtvollkommenheit zu bedienen, der noch so allgemeine An-

Digitized by Google

erkennung findet, daſs man ſich über ſeine Gefahr wiſſentlich oder verblendet hinwegſetzt.

Ich hoffe indeſs, daſs die Anſichten, die Sie mit Talent in Ihrem Kreiſe vertreten, wenn auch langſam, im wachſen ſind; ich begegne doch mehr Sympathien als vor 15—20 Jahren. Daſs es moraliſche Rechte gibt, die über die materielle Wohlfahrt gehen, welche die Gewalt nicht ungeſtraft verkennen kann, ſie möge ſich droit divin oder salut public nennen; daſs ſeit Erfindung der Buchdruckerkunſt Nationen nicht wie zur Zeit der Völkerwanderung verſchlungen werden können; daſs es eine Auflehnung gegen Gottes Geſetz iſt, den Unterſchied untergraben oder unterdrücken zu wollen, den Sein allmächtiger Wille in Sitte und Sprache zwiſchen den Völkern der Erde hervorrief, ſind Wahrheiten, die ſo trivial ſcheinen, daſs man nicht begreift, wie ſie verkannt werden können. Ebenſo unbegreiflich die Verwirrung der Begriffe, die echt heidniſch den Staatenverband und die Verpflichtungen die er bedingt, von den nationalen und religiöſen Rechten der Unterthanen nicht zu trennen weiß. So weit gehen die praktiſchen Folgen falſcher Doctrinen! Ich hoffe indeſs, daſs die geſchichtlichen Wahrheiten im Kampfe mit ihnen ſich allmählig Bahn machen werden.

Daſs Grundſätze wie die leider noch zu ſehr herrſchenden in ihren praktiſchen Anwendungen bei dem großen Haufen Reactionen in demſelben Sinne hervorrufen iſt nur zu natürlich. Wir leiden alle an dieſen üblen Folgen und die Verblendung des Poſener Landtages iſt ein Beleg dazu, der mir ſchmerzlich aber nicht unerwartet geweſen.

Doch ich laſſe mich zu weit für die Gränzen eines Briefes hinreißen. Laſſen Sie mich mit der Hoffnung ſchließen, daſs wir einer beſſern Zeit entgegengehen! Wie gut ſich die beiden Regierungen denen wir dienen, in dem Ideengange verſtändigen könnten den Sie vertheidigen, laſſen Sie mich als ein günſtiges Symptom derſelben begrüßen.

Der Brochure die Sie mir ankündigen[1]) ſehe ich mit Intereſſe entgegen.

VI.

(Zu S. 130.)

Mit dem Abdruck des Thun-Pulszky'ſchen Briefwechſels in Henszlmann's Zeitſchrift und in Thun's Brochure war die leidige Angelegenheit keineswegs abgeſchloßen, die vielmehr in der A. A. Ztg. einen monatelangen Notenwechſel zur Folge hatte.

[1]) Ohne Zweifel die gegen Pulszky

Digitized by Google

In der Beilage zu Nr. 311 vom 7. bis Nr. 318 vom 9. November 1843 erschien ein längerer Aufsatz: „Deutschland und das österreichische Kaiserreich", wie es scheint von Franz Schuselka. Die Stellung der ungarischen Slovaken, hieß es darin, sei eine sehr mißliche; Österreich müße seinen Hauptgesichts- und Einigungspunkt im deutschen Elemente finden; die Grundlage seiner Staatseinrichtung sei deutsch, doch ohne auf Germanisirung auszugehen; man dürfe die andern Nationalitäten keineswegs unterdrücken, in deren Entwicklung hindern. Als Erwiderung folgte in der Beilage zu Nr. 339 f. vom 5. und 6. December ein Artikel: „Ist Österreich deutsch?" Als Verfasser galt allgemein Moriz Lukács, der die Populations-Verhältnisse in Ungarn und Siebenbürgen besprach und die statistischen Nachweise über die Verbreitung der deutschen Nationalität, namentlich in den ungarischen Städten, für unrichtig erklärte; er vertheidigte die Ungarn gegen den Vorwurf verfassungswidriger Angriffe auf die sächsische Nationalität, wollte die Behauptung nicht gelten lassen daß die Deutschen in Ungarn die durch Bildung vorherrschende Nation seien, und forderte zuletzt eine befriedigende Antwort auf die Frage: ob die slavische Sprache und Nationalität in den nicht-ungarischen Provinzen Rechte genießen, die den Slaven in Ungarn entzogen oder vorenthalten würden?

Das war eine directe Aufforderung an Thun, der eine Entgegnung beschloß und in diesem Vorsatze durch einen Brief Wilhelm Radziwill's, Berlin 19. December, nur bestärkt werden konnte. Der Fürst, der Thun's letzte Brochure durch Canitz erhalten hatte, unterrichtet ihn über ein neues Unternehmen der periodischen Presse in Posen, eine Monatschrift die mit Radziwill's materieller Unterstützung, redigirt von Herrn v. Kozmian, „einen talentvollen gediegenen und tief religiösen Mann", demnächst erscheinen solle. „Könnte", heißt es dann weiter, „diese Entwicklung dazu beitragen, beide Reiche zu einer innigeren Verständigung über die Grundsätze ihrer innern Politik zu führen, sie würde eine segensreiche Epoche für Europa bezeichnen."

Seinen Artikel, der eben auch in der A. A. Ztg. erscheinen sollte, mußte Thun selbstverständlich bei der Behörde einreichen; die Erledigung verzog sich bis Anfang Februar 1844, worüber er am 10. seiner Schwester schreibt:

> Meinen Aufsatz für die Allg. Ztg. habe ich gestern mit einer Zuschrift des E. H. St.[1]) erhalten, worin es heißt, daß er „mit Rücksicht auf die politische Bedeutsamkeit" wieder bis in die Staatskanzlei gewandert ist. Eine Stelle ist mir darin gestrichen worden, die ich zwar ungern vermisse, die aber gleichwohl nicht „die politische Bedeutsamkeit" bewährt. Wunderbar ist es nur wie zur selben Zeit, wo man die Darstellung der Grundsätze über

[1]) Erzherzogs Stephan.

Digitized by Google

das Verhältnis der Nationalitäten als so wichtig behandelt und, wie es scheint, die Grundsätze die ich diesmal bestimmter als je für Forderungen der Gerechtigkeit erkläre billigt, die gerade entgegengesetzte unselige Resolution in Preßburg erlassen wird!! Was nützt es auf Verbreitung vernünftiger Ansichten hinzuarbeiten, wenn von Seite der Regierung für ihre Geltendmachung bei uns nichts, und den lärmend anstürmenden übermüthigen Ungarn gegenüber das gerade Gegentheil geschieht, die Launen dieses Volkes zum Gesetz erhoben werden, das ohne Verletzung der Verfassung sofort nie mehr aufgehoben werden kann ohne die Zustimmung derer die es erschrien haben — es ist niederschlagend! Das habe ich wirklich nicht für möglich gehalten! Jetzt ist des Zankes für lange Zukunft kein Ende und die gerechte Sache zur Opposition gegen das Gesetz gestempelt! — Meinen Aufsatz habe ich noch gestern nach Augsburg abgehen lassen. Könnte er wenigstens für Böhmen anregen, was für Ungarn vorbei ist!

Der Aufsatz erschien in der Beilage zu Nr. 47 vom 16. Februar 1844, S. 371—373 unter dem Titel „Die Slaven in Böhmen und Ungarn" mit dem Datum „Königgrätz 9. Februar" und der Unterschrift „Graf Leo Thun".

Digitized by Google

Das älteste christliche Baudenkmal Oesterreichs.

Von Heinrich Penn.

Wie Feuerraketen ziſchen die Dampfwagen über das zerklüftete Revier des Karſtes und aus allen Fenſtern der Waggons lugen neugierige Menſchenaugen, und jubelnde Menſchenkehlen jauchzen plötzlich auf der Höhe von Občina: „Das Meer, Talatta, Talatta! Das Meer!“

Da liegt es unten gleich flüßigem Golde in der Morgenſonne leuchtend, am Ufer von weißen und rothen Fiſchersegeln durchſchnitten, während fernab der Dampfer ſeine Furchen zieht, daß es unter den Speichen blitzt und flimmert, wie eitel Demant und Karfunkel und der weiße Dampf aus dem Schlote melancholiſch darüber zieht.

Bei den meiſten jener Reiſenden nun, welche Trieſt entweder auf dem Landwege oder zu Schiff beſuchen, iſt die Meinung verbreitet, daß es lediglich ein Hafenplatz iſt, deſſen Zinnen über den Golf von Trieſt ragen, daß alſo nur dem Handel und Wandel Thor und Thür geöffnet, einzig der Speculation und dem ſpecifiſch kaufmänniſchen Weſen Raum gegönnt ſei, der Kunſtfreund, der Alterthumsforſcher, der Hiſtoriograph dagegen hier nur wenige der Beachtung würdige Objecte vorfinden dürfte.

Und doch iſt dieſe Meinung eine durchwegs irrige, denn ſchon das Alter Trieſt's, wie anderſeits die durch ſeine Lage begründete wechſelvolle Geſchichte bürgen dafür, daß manches intereſſante antike Denkmal der jetzigen Generation erhalten blieb, welches ſicher zur Stunde der Betrachtung werth iſt. War ja doch unſere Seeſtadt ſchon vor der im

Digitized by Google

Jahre 179 v. Chr. erfolgten Einnahme durch die Römer eine Stadt offenbar so wie Aemona, das heutige Laibach, thrakischen Ursprunges. Die Römer wandelten Triest in eine Festung um und auf dem Gipfel des Hügels, um welchen sich die alte Stadt bildete, dem heutigen Castellberge, stand das Capitol der römischen Colonie mit dem Tempel der capitolinischen Götter.

Und da befinden wir uns bereits auf classischem Boden, dort, wo wir alle Besucher des mächtig aufblühenden „Tergeste" hinweisen möchten. Wenn sie vom Hauptplatze durch die Volti des neuen Magistratsgebäudes abbiegen und die enge steil aufsteigende Via Catedrale emporschreiten, gelangen sie an der Jesuiten-Kirche vorbei, zuletzt über einige Stufen direct zu dem Platze, auf welchem sich der Dom von Triest erhebt.

Sie stehen zugleich vor einem der interessantesten Bauten Europas überhaupt und speciell vor dem ältesten christlichen Baudenkmale Oesterreichs. Die Kirche ist allerdings nicht durch Schönheit oder Großartigkeit auffallend, im Gegentheile bildet ihr Inneres sowohl wie ihr Aeußeres ein seltsames Gemisch der verschiedensten Style, aber sie ist von außerordentlichem Interesse durch ihr Alter.

Am auffallendsten gibt sich der breite stumpfe Thurm. Er war ursprünglich während der Herrschaft der Römer ein Bestandtheil des Tempels der capitolinischen Götter und fußen noch auf dem alten Platze fünf cannelirte Säulen, sowie prachtvolle Schäfte korinthischer Ordnung; namentlich sind die zwei durch eiserne Reifen zusammengehaltenen, auf tieferer Basis stehenden Säulen in den zwei vergitterten Räumen des Thurmes Gegenstand vielfacher Bewunderung. Außerdem existiren noch die Fundamente des Tempels, ein Theil der Zelle, die Architraven, der Fries und das Gesimse.

Als die Christen an die Gründung einer Basilica gingen, benützten sie diese Tempelreste als Porticus und errichteten auf den Säulen um das Jahr 100 einen Glockenthurm. (Im Jahre 50 n. Chr. wurde in Triest bereits das Christenthum gepredigt.)

Im IV. Jahrhunderte erhob sich an dieser Stelle schon eine Basilica, mit einem einzigen Altare, mit Vorhalle, nebst naheliegendem Taufstein und von dieser uralten Kirche bestehen zur Stunde noch das Hauptschiff, die Apsis, sowie der Taufstein.

Von größtem Werthe ist die in der Apsis befindliche Mosaik mit zweifacher Zeichnung. Die untere Zeichnung, das älteste derartige Kunst-

Digitized by Google

werk Oesterreichs, stellt die zwölf Apostel dar; Gestalten und Köpfe sind meist nach der Tradition gebildet, das Bild aus steinernen Würfeln zusammengesetzt. Die obere Mosaik — aus Glaswürfeln auf Goldgrund bestehend — stellt die heilige Jungfrau mit dem Jesuskinde dar.

Neben dieser ältesten Kirche errichtete man im VI. Jahrhunderte eine zweite, als Gruft für die vorzüglichsten Schutzheiligen und erschien dieselbe bereits mit Fresco-Malereien geschmückt. Sie war in Kreuzform gebaut und enthielt mehrere Räume. Auch von dieser Basilica ist noch das ganze Mittelschiff, ein Nebenschiff, die Apsis, sowie ein Theil des Kreuzes vorhanden.

Aus diesen beiden Theilen nun wurde im Jahre 1300 die jetzige Domkirche gebildet, indem man zwischen den bestehenden Hauptschiffen ein neues größeres Mittelschiff aufführte. Da schon die beiden Seitentheile aus verschiedenen Jahrhunderten stammten und das Mittelschiff noch viel später hinzugefügt wurde, so ist es erklärlich, daß die einzelnen Theile der alten Bauten nicht mit einander harmoniren können, und da weiters noch eine Anzahl von Privat-Capellen (so jene des Papstes Pius II. früher der heiligen Katharina, jetzt Sanct Karl gewidmet) in den verschiedensten Stylgattungen dazu kamen, so ist es zur Stunde ein gar seltsamer Gesammtbau, welcher sich dem Auge des Beschauers darbietet, nichts desto weniger für den Alterthumsfreund und Geschichtsforscher eine Quelle der Belehrung und des Studiums.

Mehr als zwei Jahrtausende sehen von diesen Giebeln herab. Dort der Thurm mit den Ueberresten des heidnischen Tempels, hier die neue Capelle — bilden die Gränzmarken der Jahrtausende. Und was für Wandlungen hatte die Stadt Triest selbst während dieser Zeit durchzumachen! Römer, Gothen, Byzantiner, Franken, Venetianer, Oesterreicher, Franzosen kämpften um ihren Besitz, bis sie endlich dauernd dem Hause Oesterreich blieb.

Im Dom zu Triest befindet sich die Ruhestätte vieler interessanten Personen; so fanden hier die königlichen Prinzessinen von Frankreich Adelheid und Victoria, die Tanten Ludwig XVI., eine zeitweilige Ruhestätte; in der Karls-Capelle liegt Don Carlos von Spanien, im Baptisterium Baron Rosetti, Gouverneur von Triest. Sein Marmor-Denkmal ist ein werthvolles Kunstwerk vom älteren Bosa. Im Innern der Kirche ruht der einst vielgenannte französische Polizeiminister Fouché.

Digitized by Google

Bemerkenswerth sind noch die Thürverkleidungen der Hauptpforte; man hat sie aus einem entzwei gespaltenen römischen Trauerdenkmale mit Inschrift gebildet. Die beiden Steine sind neuestens, vorzüglich wegen Erhaltung der Inschriften, von ihrer Stelle entfernt, dem städtischen Museum einverleibt und an Ort und Stelle durch andere Sockel ersetzt worden. Auch im Innern des Glockenthurmes wurde eine große Anzahl römischer Statuen, Denksteine, Basreliefs u. s. w. eingesetzt.

Nennenswerthe Kunstdenkmale im Dome sind, außer den genannten uralten Mosaik-Arbeiten und dem Denkmale Rosetti's, die neue Statue und die Basreliefs am Sanct Just-Altare von Ferrari, die aus dem XIV. Jahrhundert stammende aus Holz gefertigte vordere Altarbekleidung mit Figuren auf Goldgrund, ein Gemälde von Carpaccio auf einer Holztafel, ein sehr schönes Altarbild von Palma, zwei gelungene Figuren von Santi, ein Christus von Cignani, eine Freske aus dem XV. Jahrhundert welche die Apsis des Sanct Just-Altares ziert, weiters Fresken von Baroli, Santi. Von Giulio Quaglio von Laino ist die Joseph-Capelle gemalt; außerdem gibt es hier noch Pastellgemälde von Rosalbe und ein prachtvolles Ostensorium, welches Ludwig XVIII. dem Dome schenkte.

Ueberhaupt stehen wir hier auf einer Stätte der Erinnerungen an große geschichtliche Ereignisse, wie an bedeutende Personen. Nächst der Domkirche, auf einer die Stadt beherrschenden Anhöhe, liegt das Castell von Triest mit seiner reichen Geschichte. Und wenn wir vorn bis an die Brustwehr gerade gegenüber der Kirche treten, befinden wir uns unmittelbar vor dem alten Friedhofe und blicken auf das Denkmal des großen Schöpfers der Kunstgeschichte Johann Winckelmann, der am 8. Juni 1768 hier im Albergo grande von Arcangeli aus Habsucht ermordet wurde.

Im Schatten der Baumwipfel ragt dort das 1830 von Dr. Rosetti durch Beiträge, die aus ganz Europa zusammenfloßen, dem unsterblichen Forscher errichtete Denkmal empor, zu dem der ältere Bosa die Sculpturen, Labus die Inschrift lieferte. Dort liegt Winckelmann inmitten jener Denkmale des Alterthums, die er mit solcher Gelehrsamkeit erklärt; denn als der alte Friedhof aufgelassen wurde, schaffte man in denselben alle römischen Denkmale die im Gebiete der Stadt Triest aufgefunden wurden.

Zwei Stufen führen zu einem Fußgestell, über welchem sich ein schöner Sarkophag erhebt. Die Vorderseite des Fußgestelles ziert ein

Digitized by Google

geschmackvoll ausgeführtes Basrelief, welches symbolisch Winckelmann's Verdienste um die Kunstgeschichte andeutet: mit einer in der Linken emporgehobenen Fackel schreitet er über griechische und ägyptische Trümmer, auf die er mit der Rechten zeigt, während das Haupt in edler Haltung sich rückwärts wendet. Sechs bekleidete symbolische Personen, welche die Malerei, Plastik, Architektur, Geschichte, Kritik und Philosophie darstellen, folgen Hand in Hand dem Führer und die Archäologie zeichnet sitzend ihre Forschungen auf eine Tafel. Die Vorder- und Rückseite des auf dem Piedestal stehenden Sarkophages enthalten die Inschrift:

Joanni Winckelmanno
domo Stendelia
praef. monumentis Romae curandis egerundis
maxima politioris humanitatis laude florenti
adita Vindobona sedem honoris sui repetens
manu advenae proditoris hac in urbe peremptus est
VI id. Jun. an. MDCCLXVIII agens an. L m. V d. XXX
Tergestini
aere conlato fac. cur. an MDCCCXXXII
explanatori praestantissimo antiquitatis.

Und auf der Rückseite, die der nach der Kathedrale St. Just führenden Straße zugekehrt ist:

Imp. Caes. Francisco P. F. Aug.
benigne annuente
monumenta antiqua urbis et agri
sollerter collecta
municipes Tergestini
honori et memoriae
Joannis Winckelmanni
statuerunt et dedicaverunt
an. MDCCCXXXII.

Ueber dem Sarkophag stellt eine geflügelte Figur den jugendlichen Genius Winckelmann's dar, das rechte nur wenig gebogene Bein ausstreckend und auf das linke aufgehobene und zurückgezogene den linken Arm stützend, auf dessen Hand das Trauer verkündende Haupt ruht. Der rechte Arm des Genius ruht auf einem von einer Schlange umwundenen Medaillon mit dem Profilbildnisse Winckelmann's und daneben liegt eine umgekehrte Fackel . . .

In Rom, der ewigen Stadt, entfalteten sich bekanntlich die eigenthümliche Bildung Winckelmann's, sein wahrer Lebensberuf und sein Ruhm zu ihrer vollen Reife und Mittagshöhe.

Digitized by Google

Nachdem er bei dem heiligen Vater eine Audienz erhalten und den Zutritt zu der reichen Bibliothek des Cardinals Passionei erlangt hatte, konnte er sich mit Ausdauer und Lust dem Studium der ihm geöffneten neuen Kunstwelt hingeben, die ihm fortan alle Sinne bezauberte.

So wurde ihm Rom in kurzer Frist zu einem Paradies. Außer Rom war ihm fast nichts schönes in der Welt.

Von da aus machte er Reisen nach Neapel, Herculanum, Pompeji, Florenz.

Winckelmann's großes Lebenswerk, die Geschichte der Kunst des Alterthums, erschien nach langen Vorbereitungen und mancherlei Störungen endlich im Jahre 1764 im Druck, wozu einige Jahre später Ergänzungen und Zusätze vom Verfasser herausgegeben wurden.

Winckelmann's kunstwissenschaftliche Lebensthat steht in ihrer großen und weittragenden Bedeutung unverkümmert da, die unverrückbaren Grundlagen kunsthistorischer Betrachtungsweise sind durch seine Leistungen festgestellt worden und in die Tiefen des ahnungsvollen Verständnisses der Kunstwerke selbst, in die sein Geist gedrungen ist, mochten ihm mit gleichem glücklichen Meisterblick kaum wenige folgen. Von seinen Griechen aber hat jener sich die Kunst einer hellen und durchsichtigen, ohne Sparsamkeit doch kurzen scharfen und bestimmten, aus der schlichten Einfachheit sich nicht selten zu weihevollster Begeisterung erhebenden Darstellung angeeignet, die auch an sich trockenen Materien Geist und Leben einzuhauchen versteht und sich stets mit antiker Geschlossenheit, Sicherheit und Abrundung zusammenhält, so daß sein Styl mit Recht der classischen Prosa eines Lessing, Förster, Goethe an die Seite gestellt wird. Der belebende Reiz des Details aber macht, daß sich das Werk wie eine anmuthige und unterhaltende Erzählung liest, obgleich jede Zeile von gediegener Gelehrsamkeit getragen ist.

Auf der Höhe seiner Anerkennung und seines Glückes stehend, erfaßte unsern Winckelmann im Winter 1767—68 ein sehnliches Verlangen, nach zwölf Jahren rüstiger und erfolgreicher Lebensarbeit sein Vaterland einmal wiederzusehen. Im April 1768 trat er die Reise dahin an, die für ihn so verhängnisvoll werden sollte.

Trotz der Auszeichnung, womit er in München aufgenommen, trotz der kaiserlichen Ehre, die ihm von Maria Theresia in Wien angethan wurde, war er auf der Reise sowohl von körperlicher als von gemüthlicher Verstimmung gedrückt, von einer unüberwindlichen Sehnsucht nach

Digitized by Google

Rom, nach seinem Cardinal, nach seinen gewohnten Umgebungen und liebgewordenen Anschauungen befallen.

„Es ist für mich kein Mittel", so schrieb er, „mein Gemüth zu befriedigen und die Schwermuth zu verbannen, als nach Rom zurückzugehen. Ich bin überzeugt, daß für mich außer Rom kein wahres Vergnügen zu hoffen ist. Ich suche in wenigen Tagen mit der Landkutsche auf Triest und von da zu Wasser nach Ancona abzugehen."

In Triest, wo Winckelmann auf ein segelfertiges Schiff nach Ancona wartete, starb er am 8. Juni 1768 durch die Mörderhand eines abenteuerlichen Fremden, Franz Arcangeli, der einige Tage vor Winckelmann von Venedig her in Triest angekommen war und in demselben Gasthause ein kleines Zimmer neben Winckelmann bewohnte. Bei Tisch mit letzterem zusammengekommen, erbot er sich dem in der fremden Stadt Unbewanderten zu allerlei kleinen Gefälligkeiten, die von dem arglosen Gelehrten angenommen wurden. Daß die goldenen und silbernen Schaumünzen, womit Winckelmann in Wien von der Kaiserin beschenkt worden war und wovon derselbe mit Offenheit erzählt hatte, in dem Vagabunden den Plan zur Beraubung Winckelmann's weckten, ist nicht unwahrscheinlich. Als Arcangeli am 8. Juni Winckelmann in dessen Zimmer besuchte, warf er ihm eine Schlinge um den Hals und brachte dem sich zur Wehre Setzenden mehrere lebensgefährliche Stiche bei, bis er, durch den herbeigekommenen Kellner gestört, den Blutenden seinem Schicksal überließ und sich auf die Flucht begab. Nach einigen Tagen jedoch wurde er als verdächtiger Mensch aufgegriffen und, nachdem er seine That eingestanden, nach Triest zurückgebracht, wo am 20. Juli das Todesurtheil an ihm vollzogen wurde.

Man nennt den schattigen eigenthümlich trauten Raum, wo nun Winckelmann ruht, dem großen Todten zu Ehren, das Winckelmann-Museum.

Ueber diese Stätte der Vergangenheit hinweg schweift der Blick auf die Gebilde der Gegenwart, hinaus auf das spiegelglatte ruhige Meer, so nahe vor uns, daß wir schier mit der hohlen Hand daraus zu schöpfen vermeinen, lichtwogig und glanzumflossen, eine köstliche Perle ruhend in der Muschelschale des sie halbkreisförmig umschließenden von der Bora reingefegten, vom Regen blank gescheuerten Steingetäfels.

Dort zur Rechten zeigt sich Miramare, „das Schloß am Meere", eine steingewordene Thräne nach dem „Märtyrer auf dem Throne", in

Digitized by Google

den hohen Bogenfenstern spiegelnd das purpurne Gold der langsam untergehenden Sonne, darüber die Ausläufer des Karstes, durch den eisernen Schienenstrang wie mit Ketten gefesselt und dem menschlichen Geiste dienstbar gemacht, dort weiter hin Duino mit seiner pittoresken Felsenburg und die Uferstriche des grünen Görzerlandes.

Zur Linken die Bai von Muggia mit den Schiffswerften Tonelli's, gerade vor dem Auge jedoch die jenseits uferlose See, mit zahlreichen Segeln bedeckt; am Bassin des neuen Lazarethes, dem Hafen des Bahnhofes, an den Molos und dem Fanale, wie Ameisen wimmelnd, Tausende von Menschen längs des Ufers, Hunderte von Barken, jagenden Meervögeln gleich, im Wasser.

Da dröhnen die Kanonen vom Castell, ein russischer Kriegsdampfer ist im Hafen eingelaufen und gibt stolz und mit vornehmer Würde manövrirend seine Salutschüße ab. Lang, nachdem man den Blitz gesehen, folgt erst der Donner des Schußes.

Und jetzt unter jener rothgoldig umsäumten Wolkenbank hindurch kommt der Lloyd-Dampfer aus Capo d'Istria. Als das Schiff am Molo San Carlo anlegt, erfüllt das Gejauchze der Kommenden, das Grüßen der Erwartenden die Abendluft.

Der Lärm dringt bis zu dem Beschauer herauf, da mischt sich wie eine Erinnerung an die Vergangenheit in all' den Jubel der melancholische Ton der Abendglocke vom heidnischen Thurme des Domes.

Und der alte Bettler dort an der verwitterten Wand des Gottesackers entblößt sein schneeweißes Haupt und betet das Ave Maria . . .

Digitized by Google

Die slovenische Bewegung

im Frühjahr und Vorsommer 1848.

Von Joseph Apih.

I.

Nationale Organisation.

Vereinswesen — Farben — Journalistik.

Die definitive Constituirung der Wiener „Slovenija" erfolgte am 20. April mit der Wahl des Ausschußes, dessen Obmann Dr. Franz Miklosič wurde; Stellvertreter wurde Dr. Hladnik, Schriftführer Anton Globočnik. Ein Aufruf vom 20. April enthielt das Programm des Vereines: 1. Vereinigung der politisch zerrissenen Slovenen Krains, Steiermarks, Kärntens und des Küstenlandes in ein Königreich „Slovenien" mit eigenem Landtag. 2. Erlangung jener Rechte für die slovenische Sprache in Slovenien, welche die deutsche Sprache in deutschen Ländern besitzt. 3. „Unsere ‚Slovenija' sei ein integrirender Bestandtheil des österreichischen, nicht aber des deutschen Kaiserstaates."

Erwähnenswerth ist die Anschauung der Wiener „Slovenija" über die künftige Gestaltung des Gesammtreiches. Das Staatsinteresse verlange die Auflösung der veralteten Gliederung nach Kronländern und die Constituirung Oesterreichs als Nationalitätenstaat, Ersetzung der historisch-politischen Individualitäten durch nationale, somit auch Bildung einer Provinz „Slovenien". Die Nationalitäten entsenden ihre Abgeordneten zum Reichstag, der die gesetzgebende Instanz für das ganze Reich sein soll; die einzelnen nationalen Gruppen haben ihre besonderen Landtage;

Digitized by Google

die Reichsgesetze werden in alle Sprachen übersetzt, diese Uebersetzungen haben die Geltung des Urtextes; die Amtssprache in den Kronländern sei die nationale, die Verhandlungssprache des Reichstages sowie die Dienstsprache im Verkehre der Reichs- und Landes-Behörden untereinander bestimme die Reichsgesetzgebung.

Einer der ersten nationalen Vereine in Oesterreich und der erste constitutionelle Verein Steiermarks war die Grätzer „Slovenija". Sie entstand am 16. April und bezweckte „Hebung des nationalen Bewußtseins auf Grundlage der slovenischen Sprache und Pflege verwandter Sprachen als Vorbedingung einer engeren Verbindung mit den anderen slavischen Stämmen". Dementsprechend pflegte der Verein anfänglich literarische Zusammenkünfte, Sprachstudien 2c., betrat jedoch bald das politische Gebiet und kämpfte für die nationale Selbständigkeit der Slovenen und die Unabhängigkeit Oesterreichs. Die Seele des Vereins war Dr. Jos. Muršec, ein Mann aus der illyrischen Periode und nun der begeisterte Vorkämpfer für sein Volk. Besonderes Aufsehen erregend war eine Reihe von Artikeln, die er unter dem Pseudonym „Živkov" in der „Grazer Zeitung" vom 17., 18., 22. und 26. April veröffentlichte. Diese „theilweise Beleuchtung der drückenden Sprach- und damit verknüpften Lebens-Verhältnisse der Slovenen in Steiermark, Krain, Kärnten, Istrien, im Triester und Görzer Gebiete" schildert die Unnatur der entnationalisirenden, das slovenische Volk seiner hoffnungsvollsten Söhne beraubenden Volksschule jener Zeit.

> Jedes Volk hat ein angeborenes, durch die Natur geheiligtes Recht auf den freien Besitz und den gerechtesten Anspruch auf die ungehinderte Entwickelung seiner Muttersprache. Denn die Muttersprache sichert den Fortbestand der Nation, ist das naturgemäße Organ und ihre Ausbildung der zweckdienliche Hebel der intellectuellen Entwickelung, ist die Bedingung alles höheren Lebens, dieses Zieles der Völker. Eben darum hat, nach des Schöpfers höchstweiser Anordnung der Ton der Muttersprache für jedermann unaussprechlich süßen Reiz und Zauber, damit er, durch übersinnliche Bande an sie gezogen, desto heiliger an ihr halte als dem Bürgen seiner höchsten Lebensgüter.
>
> Dem Volke, das seine Söhne nur in und mit der fremden Sprache zu Wissenschaft, Amt und Würde gelangen, seine Vorgesetzten, geistliche wie weltliche, nur in dieser alle amtlichen Geschäfte und über Thunlichkeit auch die mündlichen versehen, sie in dieser allgemein unter sich conversiren, in der Muttersprache aber höchstens schwerfällig und unbehilflich einherstolpern und darin nie schreiben sieht, dem Volke dringt man dadurch absichtslos, wie anderseits durch unberufene Aeußerungen absichtlich, die widrige beschämende und niederschlagende Ueberzeugung auf,

Digitized by Google

dass seine Muttersprache zu arm, für den Herrn und dessen Leben unbrauchbar und zu niedrig und nur ein schwacher Nothbehelf sei.

Die Schule ist deutsch und doch lernt der Knabe kaum zwei Sätze einer Schrift richtig verstehen. Der slovenische Schüler besitzt keine Sprachlehre seiner Muttersprache, darum verhöhnt ihn ein deutscher Mitschüler: Ihr müßet wohl ein dummes Volk und Euere Sprache miserabel sein, da Ihr nicht einmal eine Sprache habet; das ist eine bittere, aber stets wiederkehrende und selten Einen verschonende Lebensscene beim ersten Schritt zur verdeutschten Stadt. Der Knabe lernt sein Volk verachten und schmähen, ein bitterer und schmerzlicher Eindruck; der scheinbar wahre Anwurf verschafft sich bei ihm Glauben, erfüllt ihn gegen sich selbst, gegen seine Sprache und sein Volk mit Mitleid und Wehmuth, schwächt die angeborene Achtung und Liebe zu seiner Sprache und seinem Volke und verwandelt sie allgemach in Gleichgiltigkeit, Kälte und unwillkürlich in Misachtung.

In der Kanzlei wird nur deutsch amtirt; auf fremde Aufforderung hin muß der Bauer Urkunden unterzeichnen, deren Sinn er nicht kennt; „den Taufschein in der Hand, weiß er nicht seinen Geburtstag zu entziffern". Will er Aufklärungen haben, so schilt man ihn „lästig" und „dumm". Halbe und ganze Misverständnisse fallen ihm zur Last und bringen ihm Verdruß, Schaden, Strafe und Processe. Die Städte haben sich dem eigenen Volke entfremdet, die Gebildeten wirken gegen ihr eigenes Volk. Der fremde Gutsherr trägt auch sein Theil bei; und „so ist unten und oben an jeden Lebensnerv der Nation durch das deutsche Princip das Todesmesser angesetzt". Das arme Volk hat nicht einmal den Trost der Geschichte; es hat sein Herzblut und seine Geisteskräfte geopfert für die Ehre des fremden Volkes, in dessen Geschichte es mit allen seinen Thaten und Edlen verschwindet. Deshalb strahlt ihm alles Deutsche in doppeltem Glanze, „natürlich, dort ist Ehre, persönliche und Standesachtung, ist Erleichterung, Fortkommen und Reichthum, ist Amt und Würde, sind Städte, Herren und Gelehrte".

Wenn zu einem großen mächtigen Baume ein noch junger, noch so edler zu nahe hingepflanzt wird, so kann er nicht gedeihen, wird gekrümmt, schwach, matt und muß verkümmern, weil ihn von oben die großen Aeste überschatten und von unten die weiten Wurzeln untersaugen und eine dumpfe Luft ihn erstickt. Wächst er dagegen in freier Luft auf gutem Boden und wäre es nahe, ganz nahe an einem gleich jungen Baume seiner Art, so wachsen beide kräftig empor, breiten weitaus ihre markvollen Aeste und verzweigen sich zu einem starken Doppelbaume, wechselseitig im Sturme sich zur Stütze, beide schön an Blüthe und reich an Früchten. Ersteres war bisher unser Los im Anschluß an das zu starke, uns fremde deutsche Element, letzteres wird die neue Stellung uns begründen. Des Kaisers Wort wird die Slovenen vereinen und aus Slovenen und Kroaten ein unüberwindliches Bollwerk des Kaiserthums im Süden schaffen. Wir sind kein schwacher Stamm, dem Kinde oder Greise gleich, sondern ein erstarkter Mann, welcher bisher durch schwere Fesseln allseitig gelähmt und gehemmt, seine Kraftfülle nie entfalten konnte. Bald aber werden wir zu neuem Leben erstehen, und werden sein, was wir

Digitized by Google

bisher noch nie gewesen, ein Volk, ein Land, ohne Zersplitterung und Schwächung, ein freies constitutionelles gleichberechtigtes Volk an der Seite freier Völker, dem fürderhin keine Geisteskraft, kein edles Geschlecht mehr entzogen, dessen Land nicht mehr von Jahr zu Jahr in kleinere Gränzen eingeengt wird. Mit der freudigsten Hoffnung darf daher der Slovene der Zukunft entgegenjubeln. Fassen wir das Glück, das wir um so vollkommener erreichen, je nationaler wir sind. Im eigenen Klima, im Schein der eigenen Sonne gedeiht jede Pflanze am besten."

Neben Dr. Mursec, aus dessen Feder die angeführten Bruchstücke der Slovenija-Artikel, war besonders Dr. Jos. Kranjec für das Programm der „Slovenija" thätig; der kurze Inhalt seiner Artikel war der Nachweis, dass die Existenz der Slovenen nur in Oesterreich gesichert sei und dass sie daher Oesterreicher bleiben müßen, um ihre Eigenart zu retten; denn das Frankfurter Programm enthalte für Oesterreich wie für die Slovenen das Todesurtheil.

Indem die steirische „Slovenija" in diesem Geiste und mit dem unerschrockenen Muthe der Ueberzeugung wirkte, durfte sie von sich rühmen, dass sie, unbeirrt von Insulten und Verdächtigungen, das Banner Oesterreichs in Grätz zu einer Zeit hochgehalten habe, „als Oesterreich selbst von seiner Regierung verlassen und es gefährlich war, laut den österreichischen Namen zu bekennen, ja diesen auch nur auszusprechen". Ein Gegner, Dr. Mor. Schreiner, bestätigt, dass die „Slovenija" in den deutschen Oesterreichern das österreichische Bewußtsein wieder geweckt hat, so dass sie sich von den Frankfurter Schleppträgern trennten, „die deutschen Farben ablegten und die österreichischen wieder anlegten". Lange bemühte sich der gegen die „Slovenija" gegründete „Deutsche Verein" vergeblich, den Einfluß des kraftvoll geleiteten Vereins zu paralysiren, während der „Demokratische Verein" eine Allianz mit der „Slovenija" plante, um nur zu einiger Geltung zu gelangen. Der „Slovenija" gelang es, hie und da slovenische Amtirung durchzusetzen, Lehrer zum Unterrichte der slovenischen Sprache zu bewegen u. s. w. Gewiß ist auf ihren Einfluß die Petition Pettaus um Schulen mit deutscher und slovenischer Sprache zurückzuführen.

In Cilli entstand, anscheinend unter der Aegide Vinc. Gurnik's ein „Verein für Pflege des Einverständnisses zwischen Deutschen und Slovenen", bestimmt alle extremen Richtungen zu bekämpfen; es war jedoch eine Todgeburt. In Pöltschach bildete sich eine Art Bauernverein, um für Aufklärung unter dem Landvolke zu wirken; allein dieses hatte [illegible] für die unentgeltliche Robotablösung Verständnis, und nach einer

Digitized by Google

stürmischen Versammlung, wo man über die in Aussicht gestellte Entschädigung in tumultuarischer Weise sich erging, ging der Verein ein.

Gegen Ende April ging man in Laibach an die Gründung des „Laibacher slovenischen Vereins"; die endgiltige Gestaltung erhielt derselbe nach dem Besuche der Wiener Deputation, mit welcher die Führer Berathungen über das Vorgehen bei den bevorstehenden Landtags- und Reichstagswahlen pflogen. Das Vereinsdiplom enthielt den Schlußpassus: „Des Vereins heiliger Schwur ist und bleibt: Alles für Glauben, Kaiser und Nationalität!" Schon am 25. Mai aber forderte der verstärkte Ausschuß der krainischen Stände das Gubernium zum Einschreiten gegen die „beunruhigenden Tendenzen" des Vereins auf; es möge besonders die Geistlichen und Beamten vor dem Vereine warnen, falls dieser die Gränzen „harmloser Liebhaberei für die Landessprache" überschreiten sollte; es stehe Beamten und Geistlichen überhaupt nicht an, einer Partei anzugehören. Die beruhigende Antwort des Guberniums, man habe bei aller Wachsamkeit an der Thätigkeit des Vereins und der Wiener Deputation nichts staatsgefährliches entdecken können, werde aber Wühlern entgegentreten, beweist die freiere Auffassung dieser Behörde.

Ein Einschreiten gegen den Verein war aber auch gänzlich überflüßig. Die von der ersten Vollversammlung am 6. Juni angenommenen Statuten bezeichneten als Zweck des Vereines „die Ausbildung und Ausbreitung des slovenischen Idioms mit allen möglichen und von der Verfassung erlaubten Mitteln". Freilich konnte er in so sturmbewegter Zeit diese Tugend der Selbstbeschränkung nicht üben und mußte auf die verschiedensten Gebiete hinübergreifen. Im ersten Ausschuß finden wir Dr. Bleiweis (Vorsitzender), Gubernialrath, Dr. Sporer (Stellvertreter), Dr. H. Martinak, Dr. Hradecký, Dr. Chrobat, Mat. Cigale, Dr. Burger, Graf Gustav Auersperg, Professor Martinak, v. Höffern-Saalfeld, v. Raab, Dr. Strupi u. A. Bleiweis bestimmte näher die unmittelbare Aufgabe des Vereines: Ausbildung der Sprache, Belehrung des Volkes, Erweckung wahrer Vaterlandsliebe, Herausgabe billiger belehrender Bücher. „Wir sind keineswegs Feinde der Deutschen; wir können auch nicht die Verdrängung der deutschen Sprache aus allen unseren Schulen wünschen, wir müßen jedoch die Einführung unseres Idioms in die Schule, in's Amt und in das tägliche Leben verlangen." Den Vorwurf russophiler Tendenzen und der

Digitized by Google

Losreißung eines „Königreichs" Slovenien von Oesterreich wies er mit Entrüstung zurück. Das erste Werk, an dessen Vollendung der Verein gehen mußte, war die Herausgabe eines Wörterbuches; zu diesem Zwecke wurden die Philologen zu eifriger Mitarbeit herangezogen; die Mitglieder wurden mit Büchern und Zeitungen versorgt, slovenische Theatervorstellungen und Concerte wurden arrangirt, und ein Kreis von Juristen ging an die Uebersetzung der Gesetzbücher in's Slovenische. Die Sammlung von Beiträgen für die Kroaten beanständete der Gouverneur Welsersheimb als statutenwidrig; allein Dr. Bleiweis wies nach, dass die Erhebung der Kroaten gegen die Magyaren ein Kampf zur Rettung des gesammten österreichischen Slaventhums sei, dass der Sieg der Magyaren auch die Existenz der Slovenen in Frage stellen würde, und dass es ein Gebot der Selbsterhaltung sei, alles aufzubieten, um die Nationalität, deren Pflege der Verein sich zur Aufgabe gestellt, zu sichern.

Neben dem Eingreifen in die Wahlbewegung bediente sich der Verein eifrig der Journalistik zur Bekämpfung der Gegner, die ihn so häufig illoyaler Tendenzen beschuldigten. Der rührigste Verfechter der Vereinsbestrebungen war Dr. Martinak.

Der Führer der Slovenen Kärntens Andreas Einspieler gründete in Klagenfurt im Sommer einen slovenischen Lesezirkel (Café Madner), aus welchem im Herbst der „Slovenische Verein" hervorging. Dessen Tendenz war „Pflege der slovenischen Nationalität mit gesetzlichen Mitteln"; als Vorbedingung gedeihlichen Fortschritts wurde die Vereinigung der Slovenen bezeichnet; eine Petition gab diesem Wunsche Ausdruck. Einspieler fiel die publicistische Vertretung des Vereines zu; er übernahm die Polemik mit jenen, welche an die Slovenen Kärntens die Zumuthung stellten, dem Umsichgreifen der deutschen Sprache in ihrem Lande nicht entgegenzutreten, sondern auch fürderhin „gute Oesterreicher, aber daneben gute Deutsche" zu bleiben. Einspieler wies auf die slovenische Vergangenheit des Landes, auf die Geltung der slovenischen Sprache bei der Huldigung auf dem Zollfelde hin und stellte den deutschen Landsleuten die Franzosen als Vorbilder nationaler Duldsamkeit vor Augen. „Die Kärntner bleiben gute Oesterreicher, daneben aber die Deutschen deutsch, die Slovenen slovenisch." Ein kräftiges Auftreten gestattete die nationale Lethargie der Slovenen Kärntens dem Vereine nicht; Vorsicht gebot auch die radicale und deutsche Strömung. Der Politik mußte er möglichst fernbleiben.

Digitized by Google

Aehnlich harmlos war der im Juni in's Leben gerufene „Slavische Lesevereiu" in Görz, der von allen seinen Zwecken nur die Pflege slavischer Sprachen eifriger betrieb und daneben der italienischen und deutschen Agitation entgegentrat; sein thätigstes Mitglied war Doljak. In der Stille existirten auch die Lesevereine in Flitsch und Solcano.

Das Slaventhum in Triest organisirte sich endlich ebenfalls, um Triest, auf welches Italiener und Deutsche begehrlich hinüberblickten, für Oesterreich zu retten. Während die Freiwilligen Lazarič's die Küste hüteten, bildete sich in Triest der „Slavische Verein". An Zahl der Mitglieder übertraf er alle anderen Vereine; der erste Obmann war der slovenische Dichter Jovan Vesel-Koseski. Seine Thätigkeit erstreckte sich bis nach Dalmatien hinab. Die Bestrebungen dieses Vereines fanden an den Deutschen unfreiwillige Beförderer: die Italiener reclamirten Triest sammt Istrien energisch für das zukünftige Italien, die Deutschen bekämpften diesen Anspruch mit dem Hinweis auf die statistisch erwiesene Thatsache der Ueberlegenheit des slavischen Elements im Küstenlande, freilich folgerten sie aus dieser Thatsache dann das „caeterum censeo": Istrien muß zum Deutschen Reiche geschlagen werden! —

* * *

Der Bedeutung, zu welcher im „Völkerfrühling" die Farben gediehen, wurde bereits gedacht: mit dem schwarz-goldenen [1]) Banner verbanden sich die slovenischen Nationalfarben weiß-blau-roth, welche ursprünglich Landesfarben Krains waren, dann aber zu Farben des slovenischen Volkes erhoben wurden. Nicht nur in Wien jedoch, sondern im slovenischen Kronlande Krain selbst mußte dieses Banner Kämpfe um seine Geltung bestehen.

Der Ausschuß der Laibacher Nationalgarde schrieb am 4. Mai jene slovenischen Farben als Abzeichen vor, da er sie nur als Landesfarben Krains betrachtete; kurz hierauf erklärte derselbe Ausschuß dieselben Farben als kroatische, die er der Nationalgarde nicht aufdringen wolle, darum vertauschte er das Weiß (Silber) mit Gelb (Gold). Damit entzündete er einen Kampf, in welchem die Gegensätze der politischen und nationalen Gesinnung die Gemüther erhitzten. Und doch war die Sache

[1]) Entweder sagt man „schwarz-roth-gold", dann muß es auch „schwarz-golden" heißen; oder man spricht von „schwarz-gelb", dann rede man auch von „schwarz-roth-gelb". Anmerkung der Redaction.

Digitized by Google

sehr klar. Kaiser Friedrich IV. hatte 1463 den Ständen Krains die Farben gold-blau-roth verliehen; 1836 aber waren gelegentlich der Neuordnung der Landeswappen für Krains Landeswappen weiß-blau-roth festgestellt worden. So lang das Land durch seine Stände vertreten wurde, mochte man sich die Farben der Stände gefallen lassen; als aber im März 1848 die Existenz der ersteren in Frage gestellt wurde, mußten auch die Farben der Stände ihren Platz den Farben des Landes, das sich nun selbst vertreten wollte, räumen:

„Der blaue Adler im silbernen Felde ist ein hehres Symbol, unser Kaiser hat es uns gegeben! Kühn wird der alte, nun freie Aar seinen Flug beginnen, kühn und todesmuthig wird ihm seiner Söhne Schaar folgen, so bald es heißt für Freiheit, Vaterland und das angestammte Herrscherhaus zu kämpfen; sie wird mit ihm siegen oder fallen. . . . Und diese Tricolore sollte das Banner eines Königreichs in partibus sein? Dieses Geschenk eines angebeteten Fürsten sollte keine Sympathien im Lande haben? Dann würden die armen Farben freilich, so wunderbar der Ausdruck klingt, zu sichtbaren Ori-Flammen einer andern unsichtbaren Vaterlandsliebe. Trete keiner einem Lande und der Gesinnung eines Volkes zu nahe, das in jeder Lage seit Jahrhunderten treu geblieben und für Habsburgs Thron geblutet hat, das an Oesterreichs Marken wie ein Fels im Sturme ausgedauert hat. Für diese seine Standhaftigkeit hat es nichts als ein goldenes Wappenschild mit seinem Blute erhandelt, zur bittern, zur tödtlichen Erinnerung an eine finstere, eine grauenvolle Zeit? — Weg daher mit dem Golde; unser Kaiser gab uns das Silber, das Weiß des Friedens"

. . . und darum

„Weiß, blau und roth,
bis in den Tod!"

So schrieb damals Höffern.

In der Laibacher Nationalgarde kam es durch den Farbenstreit zu einer förmlichen Revolution; das slovenische Element gewann die Oberhand und der neugewählte Ausschuß petitionirte um Beilegung des Farbenstreites im slovenischen Sinne. Gleichzeitig unterstützten die Stände das Begehren, es mögen ihre Farben als Landesfarben erklärt werden, mit zahlreichen Argumenten.

Frühzeitig bedienten sich der Farben weiß, blau und roth als nationaler Symbole auch die Slovenen außerhalb Krains. Große Wichtigkeit erlangte der Farbenstreit in Grätz, das an radicaler und deutscher Gesinnung der Residenz nicht nachstand, so dass auch in Grätz die schwarz-roth-goldene Tricolore alle anderen Fahnen, die schwarz-goldene in erster

Digitized by Google

Reihe, zu verdrängen suchte, und dass es zu Ausschreitungen der niederen Volksschichten kam, als slovenisch gesinnte Bürger (Frau Oblak und Dr. Zupan) von ihren Häusern die weiß-blau-rothe Tricolore wehen ließen. Wie in Wien verband man auch in Grätz mit den slovenischen Farben die schwarz-goldenen, und slovenische Patrioten, wie Dr. Kranjec, vertheidigten eifrig den hiedurch zum Ausdruck gebrachten nationalen und österreichischen Standpunkt der Slovenen. Der Kampf concentrirte sich in der Grätzer akademischen Legion, in welche auch die slavischen Studenten eingetreten waren. Die deutschen Mitglieder trugen ausschließlich die deutschen Farben; den slovenischen verbot man die weiß-blau-rothen Cocarden und Bänder; ja von gewisser Seite wollte man selbst die schwarz-goldenen Farben nicht dulden. Infolge dessen traten die slovenischen Studenten unter Führung Dr. Muršec und Dragonis aus der akademischen Legion aus und traten der Nationalgarde bei, welcher sie jedoch nur kurze Zeit angehörten; ihre Sammtmützen mit den nationalen Farben behielten sie bei.

Die Stadtvertretung von Grätz übernahm die Vermittelung; in einer Adresse, die Bürgermeister Wagner persönlich in die Versammlung der Legion brachte, wurden beide Parteien beschworen gegenseitig ihre Farben zu dulden; die Deutschen mögen die schwarz-roth-goldenen, die Slovenen die weiß-blau-rothen Abzeichen tragen; es sei auch die Freiheit nicht gefährdet, wenn neben deutschen Fahnen slovenische Banner in den Lüften flattern; die Liebe zur Wissenschaft und zum Vaterlande möge beide Theile mit festem Bande umschließen. Auf seinen Antrag wurde beschlossen, eine Deputation nach Wien zu entsenden, um sich über die dortigen Verhältnisse zu unterrichten; aber seitens der Slovenen wurde erklärt, man dürfe die Ordnung in dem ganz deutschen Wien nicht zum Muster für das gemischt-sprachige Grätz nehmen. Ein Antrag auf Bewilligung der slovenischen Farben für die Slovenen und der Annahme der schwarz-goldenen Fahne als gemeinsames Abzeichen, wurde abgelehnt und ein deutsch-slovenisches Comité mit der Schlichtung des Streites beauftragt. Dieser Ausschuß konnte sich nicht einigen. Die Slovenen schlugen die österreichischen Farben mit Ausschluß der nationalen als Corpsfarben vor; die Deutschen verlangten das ausschließliche Tragen der deutschen Farben. Schließlich machte ein Slovene den Vorschlag: den Slovenen gestatte man das Tragen ihrer nationalen Abzeichen, die gemeinschaftliche Fahne der Universität und der akademischen Legion sei hingegen

Digitized by Google

die Deutsche. Dem lauten Beifall der Deutschen folgte jedoch der Protest der Slovenen auf dem Fuße nach; damit war die Spaltung in der Legion besiegelt. Unter dem Zeichen der weiß-blau-rothen Fahne ging man an die Schaffung einer nationalen Organisation zu Schutz und Trutz im Kampf um die neuen Ideale.

* * *

Merkwürdig rasch bemächtigten sich die kaum erwachten Slovenen 1848 auch der Hilfe der Großmacht unseres Jahrhunderts, der Publicistik. Die erste slovenische Zeitung waren Vodnik's „Ljubljanske Novice" (1797—1800), später redigirte Kastelic die belletristische Zeitschrift „Kranjska Čebelica" („Krainische Biene", 1830—1833, 1848). Blaznik's Plan der Herausgabe eines ähnlichen Blattes („Zora", Morgenröthe) scheiterte an den damaligen (1838) Regierungsgrundsätzen und erst der Verwendung Erzherzog Johann's gelang es, der Censurbehörde für die krainische Landwirthschafts-Gesellschaft die Bewilligung zur Herausgabe der landwirthschaftlich-gewerblichen Wochenschrift „Novice" („Neuigkeiten") abzuringen. Am 5. Juli 1843 erschien die erste Numer dieser von allem Anfang an von Dr. Bleiweis geleiteten und für das slovenische Volk epochemachenden Zeitung. Beschränkt auf rein fachliche Mittheilungen, auf harmlose belletristische Beiträge u. s. w. bei strengster Ausschließung politischer Nachrichten, wurde das Blättchen sofort der literarische Mittelpunkt für alle Slovenen und trat der illyrischen Richtung, soweit diese es auf die Slovenen abgesehen, zu Gunsten einer panslovenischen Literatur entgegen. Von ihrem Erscheinen an von einer ungeahnt großen Abonnentenzahl unterstützt, wurden die „Novice" von ihrem die Bedürfnisse seines Volkes genau kennenden Redacteur in populärem Geiste geleitet.

Als nun die Märzstürme das Sedlnitzky'sche System über den Haufen geworfen, da erweiterte sofort Bleiweis den Wirkungskreis seines Blattes: er erkannte, dass jetzt dem Volke die Belehrung über die politischen Ereignisse, über „Verfassung", „Freiheit" u. s. w. dringender nöthig sei als „trockene Artikel über Bodenbau"; die Aufregung der Bauern angesichts der Lösung der vitalen Frage der Aufhebung der Unterthänigkeit erheischte eindringliche Mahnrufe zur Ordnung, Gesetzlichkeit und Besonnenheit, und in dieser Beziehung erwarben sich die „Novice" unsterbliche Verdienste. Natürlich trat Bleiweis auch mit Entschiedenheit für das slovenische Programm ein.

Digitized by Google

Dieses einzige Blatt genügte jedoch den Anforderungen der Zeit nicht; die versöhnliche Stimmung des Frühlings der Völker öffnete den slovenischen Publicisten bereitwillig die Spalten deutscher Blätter, namentlich der Laibacher, Klagenfurter und Grazer Zeitung, des Illyrischen Blattes, Lloyd, Herold, der Geißel, Carinthia u. A., deren Redacteure mitunter Slovenen (L. Korbeš, Hladnik) oder deutsche so freisinnig denkende Männer wie Vinc. Rizzi waren.

Erst der Sommer förderte größere slovenische Journale zu Tage. Am 4. Juli begann die von M. Cigale redigirte „Slovenija" zu erscheinen. Im Titel drückte sich ihr Programm aus, welches mit den Tendenzen der Vereine gleichen Namens identisch war; klarer als früher verfocht die Publicistik jetzt Oesterreichs Bündnis mit Deutschland unbeschadet der Souveränetät Oesterreichs. Majar und Einspieler ragen unter den Mitarbeitern besonders hervor; ihre Losung lautete: „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit und das einige Slovenien", eine Idee, „die man weder mit Gewehren noch mit Kanonen zusammenschießen kann".

Gleichzeitig begann Prof. Val. Konšek in Cilli die „Celjske slovenske novine" („Cillier slovenische Zeitung") herauszugeben, welche in Bezug auf die freiheitlichen Forderungen der Zeit mit den Wiener Radicalen und Demokraten sympathisirte, Trennung der Schule von der Kirche, Aufhebung der Klöster, Säcularisation des Kirchengutes, Priesterehe u. s. w. forderte und im Widerspruch mit andern slovenischen Blättern die Reise des Kaisers nach Innsbruck als das Werk einer reactionären Camarilla bezeichnete.

Für die Jugend begründete Ivan Navratil den „Vedež" („Der Wissende") und für die kirchlichen Interessen Dr. Joh. Pogačar den „Slovenski cerkveni časopis", der im zweiten Jahre den Titel „Zgodnja Danica" („Morgenstern") erhielt. Mit diesem und dem gleichzeitig begründeten deutschen „Kirchenblatte" suchte Pogačar der antikirchlichen Propaganda entgegenzuwirken.

Als Nachzügler sind noch zu erwähnen der „Jadranski Slavjan" („Der Adria-Slave") in Triest und Malavašič' „Pravi Slovenec" („Der wahre Slovene") in Laibach, die jedoch ebenso wie das von Polák in Rudolfswerth gegründete deutsche „Sloveniens Blatt" dem Winter angehören.

Digitized by Google

II.

Die Wahlen für die Frankfurter National-Versammlung.

Je klarer die Plane der „historischen" Nationen sich enthüllten, je deutlicher es den „unhistorischen" Völkern Oesterreichs wurde, dass man sie dazu bestimmt habe, an der Schöpfung nationaler staatlicher Gebilde, die man aus dem Leibe der alten Austria herausschneiden wollte, in der passiven Rolle eines „schätzbaren Materials" mitzuwirken, umso gebieterischer wurde für sie die Nothwendigkeit, zur Rettung der eigenen nationalen Existenz sich um die Fahne Oesterreichs zu schaaren. Wie gefährlich der mächtige radicale Nationalismus der Gegner geworden war, das lehrte die Thatsache, dass die österreichische Regierung dem Drucke desselben weichen und in Oesterreich, soweit es zum deutschen Bunde gehörte, die Vornahme der Wahlen zur National-Versammlung in Frankfurt anordnen musste, ohne die Ordnung des eigenen Gemeinwesens abgewartet zu haben. Oesterreich lief Gefahr von Frankfurt seine Neugestaltung dictirt zu erhalten, und dass man dort kein Verständnis besitzen werde für die Lebensinteressen des alten Donaureiches und seiner Völker nicht-deutscher Zunge, war zweifellos. Die Debatten im Vor-Parlament, die journalistischen Stimmen, die anwachsende Fluth der Flugschriften u. s. w. mussten die Besorgnis erregen, dass man in Frankfurt auf dem Standpunkt des „Delenda Austria" stehe.

Angesichts dieser Gefahr war es eine Kundgebung von mächtiger Wirkung, dass Palacký die Einladung zu den Verhandlungen des Fünfziger-Ausschusses mit einer bestimmten und ausführlich motivirten Ablehnung beantwortete (11. April). Die gewichtigen Gründe des berühmten Historikers schlugen ein, sie brachten frische Bewegung in die slavischen Kreise, sie gaben auch der Wiener Regierung den Muth zur Erklärung, dass sie die Anerkennung des von Frankfurt zu erwartenden Verfassungswerkes von einer eingehenden Erwägung der Oesterreich betreffenden Punkte abhängig mache. Und während Schmerling behauptete, der österreichische Soldat sei nur deutscher Soldat, verbot Latour der österreichischen Armee das Tragen deutscher Farben.

Freilich behielt noch lang die radicale Richtung Oberwasser; lang noch blieben die Blicke auf Frankfurt gerichtet, und dieser Richtung folgte sogar einer der Unterzeichner der Adresse der Wiener Slovenen (vom 29. März) an die Stände Krains. Dr. Anton Füster, der schon längst

Digitized by Google

mit dem positiven Christenthum gebrochen hatte, aber erst spät daraus die letzten Consequenzen zog, riss sich leichten Herzens von der kleinen Schaar seiner slovenischen Landsleute los; aufrichtige Ueberzeugung hat ihn ohnehin niemals mit jenen zusammengeführt, und als die Wiener Slovenen sich zusammenfanden um einen Verein zu bilden, da saß unter ihnen wohl auch Füster, aber der sonst so redefertige Mann sah finster vor sich hin und sprach kein Wort. Bald war er nach eigenem Geständnisse „blind und taub für's Deutschthum" und stand in den ersten Reihen der Vorkämpfer desselben.

Wir haben bereits erwähnt, dass die Slovenen, ohne auch nur im entferntesten von Haß gegen ihre deutschen Nachbarn eingenommen zu sein, durch die deutsche Agitation herausgefordert Stellung nehmen mußten. Der Ausgangspunkt der anti-Frankfurter Bewegung unter ihnen wurde ein „Aufruf an das Volk der Slovenen", den K. Dežman im Namen der „Slovenija" in Wien in deutscher Sprache verfaßte. Weil dieser „Aufruf" zu einer sehr interessanten Polemik Anlass gab, lassen wir ihn nachstehend im Wortlaut folgen:

Slovenische Brüder!

Eine große Gefahr bedroht die Existenz des österreichischen Kaiserstaates, die Souveränetät unseres Monarchen, die geistigen Interessen Euerer Nation. Deutschland will unter der Maske der Verbrüderung dem erwachenden Oesterreich den Todesstoß versetzen. Das an die Stelle des deutschen Bundes getretene deutsche Parlament zu Frankfurt a. M. hat das Wahlgesetz zur Vertretung des deutschen Volkes kundgemacht. Unsere Regierung hat, um mit den Wünschen des Volkes Hand in Hand zu gehen und gewiss im vollsten Vertrauen auf die Loyalität ihrer Unterthanen, die unverzügliche Ausführung der Wahl angeordnet. Auch an Euch, Slovenen, die ihr bisher zum Deutschen Bunde gezählt worden seid, wird die Aufforderung ergehen Euere Vertreter dahin zu entsenden.

Da jedoch leider eine von außen angeregte und künstlich unterhaltene Gährung in den Gemüthern vieler unserer Brüder das volle Bewusstsein von Oesterreichs künftiger Bestimmung nicht aufkommen läßt, so ist es, treue Slovenen, Euere Pflicht, den fremden Uebergriffen mit Muth und Energie entgegenzutreten. Es ist Euere Pflicht jede Wahl von Volksvertretern für Frankfurt abzulehnen, gegen die von Behörden zu diesem Zwecke an Euch ergehende Aufforderung zu protestiren und auf die amtliche Protokollirung des Protestes zu dringen. Denn das Wahlgesetz selbst redet nur von Deutschen, welche zur Volksvertretung wählbar sind. Ihr könnet daher ohne stillschweigende Verzichtleistung auf die unveräußerlichen Rechte Euerer Nationalität nicht die geringste Einleitung zur Realisirung dieser Wahl treffen. Sowie der deutsche Bund im Sinne des

Digitized by Google

gedachten Wahlgesetzes keine Garantien für Euere Nationalität ausgesprochen hat, noch Euch solche zu geben gedenkt, hat er nicht minder die offen ausgesprochene Absicht, die Souveränetät Oesterreichs zu vernichten und über dessen achtunggebietende Streitkräfte nach eigenem Ermessen zu verfügen.

Die Geschichte Oesterreichs liefert die besten Beweise, welche Vortheile uns die Verbindung mit Deutschland gebracht hat; die jetzige schmachvolle Lethargie Deutschlands beim Heldenkampfe seiner schleswig-holsteinischen Brüder sei für die Zukunft unsere Lehre, wieviel Deutschland verspricht, wie wenig es halten könne. Die Euch von Deutschland verheißenen Segnungen der Intelligenz und der Wohlfahrt werden Euch auch beim innigen Festhalten an Oesterreich nicht entgehen.

Hoch unser constitutionelles Oesterreich, dem anzugehören unser Stolz sein soll! Hoch unser Ferdinand, dessen Krone wir mit unserm Gut und Blut beschützen wollen! Hoch die Slovenen und die übrigen österreichischen Brüder, in deren treuer und warmfühlender Brust hochtönende und hohle Ideen keinen Anklang finden!

Vom Verein „Slovenija" in Wien.

(Ohne Datum.)

Palacký's Absagebrief und dieser Aufruf der „Slovenija" wurden aufs eifrigste unter den Slovenen verbreitet; besonders rührig war die Grätzer „Slovenija", unterstützt von ihren Vertrauensmännern im südlichen Theile der Steiermark. Ein ganzer Chor zustimmender und tadelnder Aeußerungen anwortete jenem Aufruf; Deutsche, Slovenen und Philo-Slovenen bemühten sich den Aufruf wirkungslos zu machen; man warf der „Slovenija" Separatismus vor, warnte die Slovenen vor Kroaten und Russen. Baron Andrian suchte ihnen zu beweisen, dass sie im Deutschen Reiche „unbedingte Gleichberechtigung, Verbrüderung und wechselseitiges Vertrauen" finden, getrennt aber von jenem der Anarchie zum Opfer fallen würden; Triest müße deutsch werden und darum müße auch das slovenische Hinterland zu Dentschland kommen. Slovenische Stimmen kämpften für den Anschluß an Deutschland, welches den Slovenen volle Freiheit nationaler Vervollkommnung einräumen müße. Ein Feind höhnte die Slovenen als „Wölfe, aber nicht im Schafspelz, sondern geschmückt mit den Federn des Kaiseradlers". Man versprach ihnen, die „deutsche Nation" werde die Sünden, welche „deutsche Fürsten" gegen die Slovenen begangen, sühnen. Außer anderen stellte auch Schuselka ein föderatives Deutschland als einzige Rettung der Slovenen vor asiatischer Despotie hin; der Dichter und Publicist Vinc. Rizzi predigte den Slovenen, die politische Nothwendigkeit gebiete die Einverleibung Triests

Digitized by Google

in's Deutsche Reich trotz der begreiflichen Antipathien der Slovenen; und Rizzi war kein Deutsch-Nationaler. Während in Frankfurt auf Titus Marek's Antrag den Slovenen alles garantirt wurde „was Natur und Geschichte den Slovenen zugesteht", candidirten Männer von zweifellos slovenischer Gesinnung um die auf slovenische Bezirke entfallenden Frankfurter Mandate. Dr. J. Ahačič dachte sich den zu bildenden neuen Staat als bloßen Staatenbund ohne monarchische Spitze; Val. Železnik (Scheließnigg) stellte sich entschieden auf den Boden des §. 4 der April-Verfassung, dabei seine slovenische Abstammung betonend. Der Bezirks-Commissär Preželj beschwor seine Landsleute, ja nicht nach einem „Slovenien" und nach Einführung ihrer Sprache in die Schule zu streben; die Deutschen garantiren ihnen ja die Nationalität, sie mögen dann zeigen, dass sie „ein edles Volk" seien das seine Wünsche auf eine gelegenere Zeit verschieben könne; wer anders rathe, dem möge man nicht trauen, denn „vox asini non attingit atria coeli". Gubernialrath v. Kreizberg erklärte seine Uebereinstimmung mit den Principien der „Slovenija", aber aus Gründen der Opportunität mögen die Slovenen doch Abgeordnete nach Frankfurt wählen, um der Opposition patriotisch-österreichischer Deputirten größeren Nachdruck zu verleihen. Der Führer der süd-steirischen Slovenen, der geniale, aber unverläßliche Cillier Postmeister Vinc. Gurnik, tadelte die ultraslovenische so gut wie die ultradeutsche Richtung; letztere wolle durch Terrorismus Oesterreich in Deutschland untergehen lassen, und

„der Geschichte in dem Augenblicke den ehernen Griffel aus der Hand winden, in welchem sie ein neues Buch, ein reines unbeflecktes Blatt aufgeschlagen hat, um die Thaten der neugebornen constitutionellen Austria mit unaustilgbaren Lettern einzuzeichnen. Diese Partei will die alten Bande, die den österreichischen Staatsbürger, gleichviel welcher Nationalität er angehört, umschließen, lockern oder wohl gar zerreißen. Wir Slovenen der Steiermark bekennen offen, dass wir zum Kaiserreich Oesterreich gehören, seine Souveränetät und Integrität aufrecht erhalten sehen wollen, im innigen freundschaftlichen Bunde mit Deutschland; dass wir unsere Nationalität geachtet und garantirt haben wollen und uns in letzterer Beziehung an die Constitution halten."

Unter diesen Voraussetzungen biete man die Hand den Deutschen; andere Bedingungen anzunehmen verbiete „unsere Ehre, unsere Ueberzeugung und unsere Liebe zu Kaiser und Vaterland". Später einmal desavouirt er die deutschnationalen Reden seines Landsmannes Doctor Smrekar (Smreker) in der Wiener Aula und fordert zunächst die sichere

Digitized by Google

Begründung „eines einigen und constitutionellen Oesterreichs", hierauf erst könne an dessen Verbindung mit Deutschland gedacht werden; diesem Deutschland wollen dann die Südslaven als „Morgengabe" darbringen, „hochzeitlich geschmückt, ihre unverdorbene und ungeschwächte Kraft, ihre ehrliche und mannhafte Gesinnung".

Für die Beschickung der Frankfurter National-Versammlung seitens der Slovenen legte kein geringerer als Anastasius Grün eine Lanze ein. Ebenso aufrichtig deutsch-national wie beseelt von dem Geiste der Völkerverbrüderung unternahm er es, seine Landsleute, deren größter Dichter Franz Presiren sein von ihm gefeierter Lehrer gewesen, zur Entsendung von Vertretern nach Frankfurt zu bewegen. Am 26. April schrieb er „An meine slovenischen Brüder. Ein Wort zur Verständigung." Grün polemisirt mit dem Aufrufe der Wiener Slovenen, will unter den Deutschen alle „Staatsangehörigen" verstehen, denen allen Gleichberechtigung zugesichert sei „auf dem Boden der Freiheit, Gegenseitigkeit, Brüderlichkeit und Humanität"; gleichberechtigt neben der deutschen Nationalität werde jede andere bestehen. Die Politik gegenüber den Elbe-Herzogthümern sei

„ein letztes Todeszucken des alten gestürzten Systems ... Man fordert Euch auf, und mit vollem Rechte, treu an Oesterreich zu halten, zugleich aber beschwört man Euch, dieses Oesterreich beim ersten entscheidenden Schritt den es thut zu verlassen und zu verläugnen. Oesterreich schließt sich an Deutschland an, Ihr sollet Euch von Deutschland lossagen; Oesterreich schickt Vertreter nach Frankfurt, Ihr sollet gegen eine solche Vertretung protestiren und doch sollt Ihr dabei immer treu an Oesterreich halten — welche Widersprüche!" Die Slovenen mögen sich erinnern, „wie in den Tagen unserer gemeinsamen Schmach das nun gestürzte Regierungssystem die verschiedenen Stämme zu trennen wußte, auf daß es sie vereinzelt besser zu knechten vermöge"; das würde sich wiederholen, wenn die Slovenen sich von Deutschland trennen; dies wäre zugleich eine Trennung von Oesterreich. „Seid Ihr aber gerüstet und vorbereitet, seid Ihr einig genug, Eurem Lande eine selbständige slovenisch-nationale Verwaltung zu geben und zu erhalten? Wahrlich, in diesem Augenblicke seid Ihr es nicht." Dazu führe sie die Entfernung von Deutschland in Rußlands Arme. Sie mögen nicht leichtsinnig darauf verzichten, durch zwanzig Abgeordnete mitzuwirken „daß die zu schaffende Verfassung auch Euerer nationalen Entwickelung zum Schutz und Schirm werde. Wenn Ihr wirklich die Existenz des österreichischen Kaiserstaates, die Souveränetät unseres Kaisers, die heiligsten Interessen Euerer Nation bedroht glaubet, wohlan, im Parlament zu Frankfurt ist ein würdiger Kampfplatz, diese heiligen Güter zu vertheidigen. Oesterreichische Abgeordnete, wenn auch nicht alle, werden dort für die Euch als gefährdet geschilderten Güter kämpfen."

Digitized by Google

Bleibt dieser Kampf, „was Gott verhüte", erfolglos, dann „ist dort erst der rechte Platz, der feierliche Moment, Eueren Protest angesichts Europas auszusprechen, ja sogar Eueren Austritt mit Würde und Nachdruck zu bewerkstelligen. Oesterreichs Anschluß an Deutschland ist unabweisbar, ist feierlich ausgesprochen;" aber Oesterreich muß das volle Gewicht seines Einflußes in die Wagschale legen, darum mögen auch die Slovenen in den „Rath der deutschen Völker treten. Entsendet Euere freisinnigsten unabhängigsten vaterlandsliebenden und erleuchteten Männer zum großen Tage nach Frankfurt.... Hoch die Slovenen und die übrigen österreichischen Brüder... Oesterreich im einigen Bunde mit dem einigen Deutschland!"

Am 30. April erfolgte die von Dr. Mat. Dolenec in Wien verfaßte Replik der „Slovenija" auf diesen Brief Grün's.

„Sie, Herr Graf, suchen Oesterreichs Größe und Macht außer Oesterreich, der Verein ‚Slovenija' sucht und findet sie nur in Oesterreich selbst... Weitentfernt uns dem edlen deutschen Volke außerhalb Oesterreichs feindlich entgegenstellen, uns vom materiellen und geistigen Verkehr mit demselben ausschließen zu wollen, wünschen wir vielmehr selbst, daſs der freundnachbarliche Verkehr nicht nur wie bisher fortbestehe, sondern daſs er noch intensiver und für beide Theile segensreicher werde. Insoweit wünschen wir auch einen innigen Anschluß an Deutschland, aber nicht in politischen Dingen, das wäre Verrath am Vaterlande; Oesterreich wäre eine Provinz, der Kaiser ein Gouverneur der Frankfurter Regierung. Ob in Frankfurt Staatenbund oder Bundesstaat beschlossen wird, ist einerlei, hierin liegt die augenscheinlichste Gefahr und für uns Oesterreicher der vollgiltige Grund, diesen Frankfurter Volkstag nicht zu beschicken, denn damit würde man dessen Competenz anerkennen." 190 Oesterreicher würden gegen circa 400 andere keinen Erfolg erzielen. „Gegen diesen Volkstag müßte der Kaiser und der Reichstag verstummen; Oesterreich müßte seine Truppen hergeben, am Rhein Festungen mitbauen, die Rheingränze gegen Frankreich vertheidigen, statt sein Geld zur Befestigung der russisch-polnischen Gränze und zur Gründung einer Marine zu verwenden." Humanität finden die Slovenen nur auf „dem Boden der Nationalität" und nur in Oesterreich. „Im deutschen Reiche wären die Slovenen ohne ausreichende Garantien, die Deutschen würden mit ihrer überwiegenden Nationalität über uns den Stab brechen und uns nöthigen, das zu sein, was wir nach Erfahrung mehrerer Jahrhunderte wider Willen werden mußten, nämlich ein Zwittergeschlecht, weder deutsch noch slavisch, ein Gegenstand des Spottes für den Slaven und Deutschen... Sie, Herr Graf, scheinen die Russen zu fürchten, sowie die wackern Deutschen welche sich auf Kosten unseres Kaiserreiches gern ein Königreich Polen aufbauen möchten, um nach ihrem unseligen Wahn und nach den verschmitzten Versicherungen des kampflustigen polnischen Adels eine Vormauer gegen Rußland, die sie schußsicher machte, in der That aber um statt eines Feindes zwei zu haben. Wir Slovenen dürfen uns vor den Russen nicht fürchten; im Vereine mit allen unseren österreichischen Brudervölkern glauben wir... auch mit den Russen ohne Deutschland den Strauß

Digitized by Google

mit Ehren bestehen zu können, und sollte Ihre Beihilfe nöthig werden, so kann man sich ihrer mit voller Aufrechthaltung der Selbständigkeit Oesterreichs durch ein Schutz- und Trutzbündnis versichern. Sie irren sehr, Herr Graf, wenn Sie meinen, wir wollen uns von Deutschland trennen, um uns Rußland zu nähern. Unsere Tendenz ist ein großes, durchaus unabhängiges und mächtiges Kaiserthum Oesterreich."

Anastasius Grün's Duplik vom 6. Mai wiederholt die Ueberzeugung, dass „in jedem Conflicte den deutschen und slovenischen Interessen innerhalb der zum deutschen Bund gehörigen Länder unserer Monarchie" eine große Gefahr für Gesammt-Oesterreich, die größte drohende Gefahr aber für die Slaven selbst, insbesondere für „mein Heimatland Krain" liege; er erklärt, der Zweck seiner mahnenden Stimme sei „die Lösung der Wahlfrage im deutschen, im österreichischen Sinne" durch Vornahme der ausgeschriebenen Wahl. Er legt dann ausführlich sein politisches Glaubensbekenntnis ab; auf den betreffenden Vorwurf der Replik der „Slovenija" reflectirend erklärt er: allerdings suche er Oesterreichs alte Macht und politische Größe außerhalb Oesterreichs, nämlich bereits in der Geschichte der Vergangenheit; diese aber

„ist gefallen mit jenen Männern, durch jene Männer, welche Oesterreichs Völker wie ein dürres lebloses Ruthenbündel zur Züchtigung für Andere zusammengeschnürt hielten, statt sie als frische lebendige Zweige Eines großen Baumes an der freien Gottesluft sprießen zu lassen; das Band zerbarst, das Bündel zerfiel; Oesterreichs alte Macht ist zerfallen und zerfällt noch immer. Nicht Oesterreichs Größe, Oesterreichs Rettung suche ich in und außer Oesterreich, in und mit Deutschland, Rettung jener Theile, die noch für Oesterreich zu retten sind, und als einziges Rettungsmittel deren compacten Anschluß an das große verbrüderte Deutschland." Ungarn, Italien und Galizien sind auf die Dauer unhaltbar, der Rest müße in Deutschland aufgehen; dazu sei erforderlich „die feste staatliche Einigung, da heißt es nur: gar nicht oder ganz". Dahin ziehe die Mehrzahl der Oesterreicher nicht allein der mächtige Selbsterhaltungstrieb, vielmehr sei dieser Weg „Gottlob, zugleich der schöner wahrhaft aufopferungsfähiger Liebe, die dem Zuge des Herzens folgt."

Grün gibt somit Oesterreich auf, und nur den Rest, die deutsch-slavischen Westländer will er als Glied des deutschen Reiches „gerettet" wissen. Aber zu klarer Vorstellung von der neuen „sicheren staatlichen Einigung" ist er noch lang nicht gekommen; die Entscheidung über die Grundfrage, ob Bundesstaat oder Staatenbund, die doch für das neue Deutsche Reich nicht minder wichtig war als für die Erhaltung jenes verstümmelten Oesterreichs mit einem größeren oder geringeren Rechte auf die Bezeichnung eines „Staates", will er ausschließlich der National-

Digitized by Google

Versammlung überlassen wissen; beide Formen der Verbindung der deutschen Staaten seien denkbar; er seinerseits sei „für den innigst möglichen Anschluß" zur „Rettung und Kräftigung Oesterreichs", also für den Bundesstaat mit dem Grundsatz der Gleichberechtigung der Nationen, aber er will „beim Mangel positiver Anhaltspunkte durch die voreilige Ausrufung eines Schlagwortes nicht gebunden und an der Möglichkeit gehindert sein, meine Ansicht durch die weiteren Darlegungen und Debatten zu berichtigen und festzustellen". Von der freien Gemeinde-Verfassung erhofft er ausgiebigen Schutz für die nationale Eigenart der Slaven wie der einzelnen deutschen Stämme; an den letzteren werden die Oesterreicher treue Verbündete im Kampfe „für jene echten und unvertilgbaren Sonder-Interessen finden, welche unabweisbar im tiefinnersten Leben der Völker wurzeln".

Durch Vornahme der Wahl verpflichten sich die Slovenen, meint Auersperg, zu nichts; sie sprechen damit lediglich ihre Bereitwilligkeit aus dem Bunde beizutreten, sie „vindiciren sich aber dadurch", dass sie die Competenz der National-Versammlung zur Entscheidung über die Verfassung Deutschlands anerkennen, „das Recht der Mitwirkung und allfälligen Einsprache, kurz, sie begeben sich in das Verhältnis eines Individuums, das einem Gesellschaftsvertrage beitreten will. Die Mitberathung der Grundbedingungen verpflichtet nicht zur unbedingten Annahme"; dem Einzelnen stehe vielmehr „das Recht zu, den Beitritt zum ganzen Vertrage abzulehnen". Erst der definitive Beitritt verpflichte zur unbedingten Unterordnung unter die Beschlüße, die aus dem Gesellschaftsvertrage hervorgehen. Die Unterordnung des österreichischen Parlaments unter das deutsche sähe er nur als eine relative auf bestimmte Geschäftssphären beschränkte „schöne naturgemäße Gliederung" an und hofft, dass dies österreichische Parlament nur aus Vertretern der österreichisch-deutschen Bundesländer, also ohne die galizischen und lombardo-venetianischen bestehen werde.

Der constitutionelle Kaiser wird, hofft Grün, auch weitere Zugeständnisse nicht fürchten, wenn sie zum Wohl des Volkes nothwendig sind;

aber die Völker werden die Würde ihrer Fürsten zu achten wissen und nöthigenfalls werde eine Bundes-Execution gegen Oesterreichs Kaiser auch „kein Unglück" sein; „denn, ist Deutschlands grundgesetzliche Vereinigung einmal geschaffen, dann muß sie auch von jedermann geachtet werden, dann steht das allgemeine Recht höher als die besonderen Wünsche einzelner Fürsten oder Völker. Hätte der alte Bundestag durch das gelinde

Digitized by Google

Mittel der Bundes-Execution widerstrebende Fürsten, darunter die höchsten solchen Majestäten von Oesterreich und Preußen an ihre Bundes- und Herrscherpflichten, an die Erfüllung ihrer Versprechungen gemahnt, so wäre deren Erben das schärfere Mittel der Mahnung durch die Revolution vielleicht erspart worden ... Ich kann es nur für eine Bürgschaft der allgemeinen Rechtssicherheit und Wohlfahrt ansehen, wenn die gewaltige Germania mit sicherem Arme über Fürsten und Völker das Schwert der Gerechtigkeit erhoben hält, dessen Inschrift unermüdlich mahnen soll: Discite justitiam!"

Nachdem Grün die Bundes-Execution auch gegen eventuelle „besondere Wünsche einzelner Völker" als berechtigt hingestellt und damit den Slaven keine tröstliche Perspective eröffnet, vertheidigt er die Verstümmelung Oesterreichs durch Wegfall aller östlichen und der italienischen Provinzen; die Gründung Polens wäre eine „unabweisbare moralische Sühne, die das freie Oesterreich sich selbst und den Polen schuldet"; diese Gründung müße freilich vorläufig nur eine „Idee" bleiben. Die Erhebung der Lombarden bezeichnet Grün als die „Wiederkehr desselben Ringens eines großen Volkes nach Einheit und Selbständigkeit", zu welchem sich Deutschland 1812 erhoben: „Ich kann dort nicht unbedingt verdammen, was mich in der Heimat begeistert". Diese „Heimat" ist natürlich das zukünftige Deutschland; so tief hatte er sich bereits in die geträumte neue politische Gestaltung hineingelebt, so sehr hatte er sich vertraut gemacht mit dem Gedanken, daſs Oesterreich mit dem Anspruche auf die „deutsche Mission" nach Osten brechen und mit Aufgebung seiner geschichtlichen Großmachtstellung sich wie die letzte Habe, eines bankerotten Adelsgeschlechtes, der Wappenschild, in einen stillen Winkel, in ein politisches Ausgedinge zurückziehen müße.

Indem er diesen dem Lebensinteresse der Slovenen diametral entgegengesetzten Standpunkt vertrat, hielt er jenen die Verdienste vor, welche Deutsche, Italiener und Magyaren um die Freiheit auch der Slovenen sich erworben und sucht ihre Furcht vor der Germanisirung mit der Behauptung zu bannen, daſs das „neuere Deutschland niemals mit Waffengewalt, sondern überall nur durch geistige und sittliche Kraft germanisire" und „diesen ehrenvollen Wettkampf sollten wir eher suchen als fliehen; er wäre gewinnbringend für Sieger und Besiegte". Wenn die Slovenen entgegen den anderen Völkern, ja selbst entgegen Böhmen, „welches sich freudig und fest an Deutschland schließt" (?), in ihrem Widerstreben verharren, so verursachen sie einen großen Riſs durch die österreichisch-deutschen Bundesländer, der bei den Mischungsverhältnissen

Digitized by Google

der Bevölkerung, bei dem Mangel eines für alle Slaven verständlichen Idioms als Verständigungsmittel nach unten sich fortsetzen müßte; die Auflösung in Atome wäre die nothwendige Folge, während ein compacter Beitritt der ganzen Ländermasse zum Deutschen Reiche allmälig vielleicht anziehend auf die Lombarden, Ungarn und Galizier wirken würde. Es habe Ferdinand die deutsche Fahne nicht als Erzherzog, sondern als Kaiser geschwungen und damit den Beitritt ganz Oesterreichs zum Deutschen Bunde ausgedrückt. Grün erinnert die Slovenen an die Hilfe, welche deutsche Heere ihnen seit Karl dem Großen geleistet, und an die Keime der Cultur, welche Deutsche ihnen gebracht; dann sagt er:

„Auch ich glaube an eine schöne große Zukunft des slavischen Namens; auch ich begleite das slovenische Volk auf seinem Bildungsgange mit dem wärmsten Herzensantheil; möge Slovenija noch eine Weile am Arme ihrer älteren Schwester Austria wandeln, dieser Leitung darf sie sich nicht schämen; sie ist zwar keine minderbegabte, aber doch die jüngere. Wenn sie einstens die Tage ihrer vollständigen Reife erreicht hat, dann wird auch die Trennung natürlich und darum nicht minder schmerzhaft sein". Und die kommenden Ereignisse vorahnend, fürchtet er die Russen, „aber nicht als Feinde Deutschlands, sondern nur als Freunde Oesterreichs und der österreichischen Slaven, ... als herbeigerufene Retter der österreichischen Regierung aus jener furchtbaren Drangsal innerer Zerwürfnisse, welche Ihre Lossagung von Deutschland über unser schönes Vaterland heraufzubeschwören droht, denn das größte Unglück, das Oesterreich treffen könnte, wäre russische Hilfe". Aber er fügt hinzu: „Niemals beschuldigte ich Sie einer absichtlichen Annäherung an Rußland; aber gegen Ihren Willen werden Sie durch die jetzige Trennung von Deutschland unaufhaltsam in Rußlands Arme gerissen."

Er schließt mit den poetisch empfundenen Worten:

„Und nun zum Abschied, meine verehrten Landsleute, weisen Sie meine herzlich dargebotene Hand, mein herzliches Lebewohl nicht zurück. Unsere Bahnen trennen sich zu meinem innigen Bedauern und doch ist unser Ziel ein gemeinsames: das Wohl unseres Vaterlandes. Darum hoffe ich, dass sich unsere Bahnen am Ziele wieder vereinigen, aber ich fürchte auch, im Gedränge der Parteikämpfe und Ereignisse von Ihrer edlen Schaar abgeschnitten werden zu können. Mein Standpunkt ist bei der deutschen Fahne, nicht nur aus alter Liebe und Dankbarkeit, sondern auch in der festesten Ueberzeugung, dass die mir theueren Interessen meines slavischen Geburtslandes Krain unter dem Schirm dieses Banners gesichert sind."

Wir haben keinen Grund an der Aufrichtigkeit der in Anastasius Grün's polemischen Schreiben niedergelegten Gesinnungen und Versicherungen zu zweifeln. Seine Haltung bewies, dass es ihm ging wie allen ehrlichen Ideologen jener Zeit, mochten sie auf deutschem oder slavischem

Digitized by Google

Standpunkt stehen: sie alle tröfteten sich über die realen Verhältnisse mit der Hoffnung hinweg, mit dem Feuer der eigenen begeisterten Ueberzeugung auch den Gegner hinzureißen; sie übersahen aber, dass es zwischen diametral entgegengesetzten Zielen kein Pactiren über Nebendinge und Bedingungen geben konnte, die dem einen wie dem andern als Verrath an der eigenen heiligen Sache erscheinen musste. Dass aber gerade ein Mann von seiner Bedeutung die kleine Nation eines anderen zu überzeugen unternahm, ist ein Zeugnis für die Wichtigkeit, die Grün der von der Wiener „Slovenija" ausgehenden Bewegung beimaß.

Die letztere fand immer zahlreichere Vertreter in der Publicistik; Bučar, Peter Hicinger, Dragoni-Krenovsky u. A. vertheidigten sie. Die heillose Planlosigkeit in den Regierungskreisen angesichts der Frankfurter Wahlen spiegelu die damaligen amtlichen Blätter wieder; während ein Artikel zur Vornahme der Wahl aufforderte, bekämpfte sie der nächste; häufig stammten die Artikel letzterer Art aus der Feder von Staatsbeamten, wie z. B. des slovenischen Dichters und Finanzbeamten Jovan Vasel-Koseski in Triest. Der endliche Erfolg hing einzig und allein von der Agitation der an diesen Wahlen betheiligten Parteien ab.

Im Ganzen und Großen wurden die Wahlen wirklich vollzogen, allein zumeist bei einer so minimalen Betheiligung der Wähler, dass sie wohl einen factischen, aber keineswegs einen moralischen Erfolg der Frankfurter Partei bedeuten.

Für Triest, Sessana, Capodistria und Dolina wählte eine Handvoll Stimmberechtigter Dr. Burger und Karl v. Bruck, als Ersatzmann Hagenauer; das alt österreichische Istrien wählte Dr. Kandler als Abgeordneten und Dr. Jenny als Stellvertreter. Zahlreicher war die Betheiligung in Görz, wo der Tolmeiner Bezirks-Commissär Stein und Graf Mich. Coroninі gewählt wurden. Den küstenländischen Deputirten gab das Triester Wahl-Comité eine Instruction mit auf den Weg: sie sollen für das Verbleiben Triest bei Oesterreich wirken; diesem müße volle „Souveränetät und Integrität" selbst für den Fall des Beitritts zum deutschen Reiche gewahrt bleiben, einschließlich der im §. 4 der April-Verfassung garantirten Gleichberechtigung aller Nationalitäten.

In Krain, wo selbst „Slovenen" für die Wahl nach Frankfurt wirkten und Candidaten, darunter den Grafen Ant. Auersperg, vorschlugen, während das Amtsblatt unter anderen den Baron Andrian und Dr. Mühlfeld empfahl, nahm die Wahlbewegnng folgenden Ausgang:

Digitized by Google

In Laibach wurden von 96 Wählern gewählt Anton Auersperg (63 Stimmen) und zum Ersatzmann Lamb. Lukman mit 74 Stimmen. Beide nahmen das Mandat an und Grün gelobte das Mandat niederzulegen, sobald er sich überzeugen würde, dass die Mehrzahl seiner Wähler keine Verbindung mit Deutschland wolle. In der That war er einer der ersten, welche in Frankfurt von ihrer Ideologie geheilt, der National-Versammlung den Rücken kehrten.

In Stein erhielt Bar. Andrian (der Verfasser von „Oesterreich und seine Zukunft") von 29 Stimmen 15 und der Fiscalamts-Adjunct Dr. Edl. v. Ulepič 21; aber die Wähler hatten sich vergebens bemüht, denn Andrian optirte für Wr.-Neustadt und Ulepič ging nicht nach Frankfurt.

In Gottschee wählte man den Appellationsgerichts-Präsidenten Dr. Schrott mit 64 (von 88) und Dr. Ulepič mit 57 Stimmen; ersteren zum Deputirten, letzteren zum Ersatzmann.

Adelsberg bot das größte Wähler-Contingent auf, 147 Mann; Commissär Dr. Edl. v. Gold wurde mit 120 Stimmen zum Abgeordneten, Dr. Ulepič mit 67 zum Ersatzmann gewählt.

Eine wahre Farce war die Wahl des Commissärs Anton Laschan in Rudolfswerth: er bekam 7 Stimmen (von 9 Wählenden), nahm jedoch das Mandat trotzdem an, während sein Ersatzmann Doctor Franz Zupančič es ablehnte.

In Krainburg (Wahlbezirk Krainburg-Laack-Radmannsdorf-Kronau) erschienen 94 Wähler; von diesen protestirten 65 gegen die Vornahme der Wahl, die übrigen 29 konnten sich über keinen Candidaten einigen. Eine Wahl kam also nicht zustande und das Ministerium zog hieraus den Schluß, dass dieser Bezirk in Frankfurt nicht vertreten sein wolle, und erklärte zugleich, zur Wahl dürfe niemand gezwungen werden.

Im Bezirke Neudegg lehnten die meisten Gemeinden die Wahl mit der Begründung ab, sie wollen keine Gesetze aus Frankfurt, sondern nur aus Wien erhalten. Der Rest von 70 Wählern erkor den Nationalen Santo Treo mit 36 Stimmen zum Abgeordneten und den Commissär v. Raab zum Ersatzmann mit 35 Stimmen. Beide blieben jedoch zu Hause.

Ohnmächtig war der Widerstand der Slovenen Kärntens; gewählt wurden dort: Dr. Stieger in Klagenfurt, Ersatzmann der Slovene Železnik (Scheließnigg); in St. Veit Dr. Knapitsch, resp. Železnik.

Digitized by Google

in Villach Dr. Buzzi, resp. Aichelburg, in allen drei Orten erst in dritter Wahl; in St. Andrä General Graf Thurn, resp. Gritzner. Bald wurden Ersatzwahlen nothwendig, in Folge von Mandatsniederlegungen; neugewählt wurden hiebei Dr. Burger in St. Andrä, Dr. Löschnigg in Klagenfurt, Dr. Kanitsch in St. Veit und der „Slovene" Preželj in Spittal. Vergeblich bemühten sich Andreas Einspieler und Mat. Majar die Vornahme der Wahl in den slovenischen Bezirken zu vereiteln. Hinter dem in's Rosenthal reisenden Einspieler wurde ein Steckbrief erlassen; nur in Villach wollten einige Gemeinden des slovenischen Theiles des Gailthales nicht wählen; hiezu wurden sie von dem gerade in sein Exil auf dem Luschariberg wandernden Majar bewogen.

Lebhafter ging es in Unter-Steier zu. In Marburg siegte mit Hilfe slovenischer Wähler Prof. Mally, in Gleinitz Dr. Pattai aus Grätz, in Gonobitz Dr. Bouvier aus Grätz, in Lichtenwald der Grätzer Sollicitator Titus Marek, derselbe, welcher später in Frankfurt den Antrag stellte: sämmtliche Fürsten Deutschlands zur Abdankung aufzufordern, sie hiefür mit dem Danke ganz Deutschlands zu belohnen und dann an die Spitze der demokratischen Monarchie ein Oberhaupt zu wählen. In Cilli gab es stürmische Auftritte; viele Gemeinden wollten nicht wählen; man insultirte den Kreis-Commissär; in Tüffer mußte der Wahl-Commissär die Flucht ergreifen, der Pfarrer auf den Zehent verzichten; eine Deputation wurde nach Wien entsendet; schließlich erfolgte eine Minoritätswahl zu Gunsten des Feistritzer Advocaten Dr. Mulley. In Pettau erklärten 130 Wähler nicht zu wählen. Nur 60 Wähler gaben ihre Stimmen ab und es entfielen 44 auf den Bürgermeister Raisp, der aber sammt seinem Ersatzmann Kudler das Mandat ablehnte. Später agitirte Dr. Waser zu Gunsten einer neuen Wahl, aber mit schlechtem Erfolg.

Die Grätzer „Slovenija" durfte mit diesem Erfolge zufrieden sein; neuerdings forderte sie aber die Slovenen auf, den österreichischen und slovenischen Standpunkt mit aller Entschiedenheit zu vertheidigen, die bereits vollzogenen Wahlen aber als rechtlich ungiltig zu betrachten. Thatsächlich entbehrten die Mandatare des moralischen Rückhaltes, den eine auch in der numerischen Betheiligung der Wähler zum Ausdruck gelangende lebendige Uebereinstimmung zwischen den Wählern als Vertretern des Volkes und dem Gewählten verleiht.

Digitized by Google

III.

Das slovenische Programm und die provisorischen Landtage.

Vom 10. bis 11. April pflogen die Vertreter der Stände der „deutschen" Erbländer in Wien Berathungen über die Grundlagen der neuen staatlichen Ordnung; einstimmig verlangten sie für den kräftigen aus zwei Kammern bestehenden Reichstag die Eigenschaft einer constituirenden Versammlung, Ausschluß Ungarns und Lombardo-Venetiens, aber eventuelle Zulassung Galiziens; man wünschte für die neuen aus allgemeinem Wahlrecht hervorgehenden Landtage nur die Administration ohne gesetzgebende Gewalt, Emancipation der Juden, Beruhigung der Bauern durch Befreiung von Roboten und Zehenten (was auch sogleich durch kaiserliche Patente geschah); die Mehrzahl erhob Bedenken gegen die Ausführung des Patents vom 8. April und wies unter Zustimmung Pillersdorff's auf die Wahrscheinlichkeit hin, dass zwischen der Reichsgewalt und einer zu mächtigen böhmischen Landesregierung Conflicte entstehen würden. Pillersdorff beruhigte die Versammlung mit Vertröstungen, welche dem April-Patente wenig günstige Aussichten eröffneten, und dies zu einer Zeit, als Dr. Bleiweis die Föderation als zukünftige Staatsform verlangte, in welcher nur die gemeinsamen Angelegenheiten der Centralgewalt belassen, alle anderen jedoch den Mitgliedern der Föderation, den nationalen Einheiten übertragen werden sollen.

Auf Grund der Wiener Conferenzen wurden provisorische aus gewählten Vertretern der ständischen Großgrundbesitzer, der nichtadeligen Gutsbesitzer, der Städte, der Intelligenz und der bisher unterthänigen Bauern bestehende Landtage einberufen, denen die alten Stände die Ausarbeitung der Entwürfe der neuen Landesordnung, der Gemeindeordnung und der Grundentlastung überließen; diese Entwürfe waren bestimmt, das Substrat für die Arbeiten des constituirenden Reichstages zu liefern.

Der provisorische Landtag Krains zählte 18 Vertreter der alten Stände, der nicht-adeligen Gutsbesitzer und des Clerus, 14 Vertreter der Städte und Märkte (6 für Laibach, je 1 für Krainburg, Rudolfswert, Stein und Neumarktel), der Intelligenz und der Montanindustrie und 18 Vertreter der Landgemeinden. Die Entwürfe arbeitete ein besonderer Ausschuß mit Hinzuziehung bäuerlicher Vertrauensmänner

Digitized by Google

aus. In der Frage der Robotaufhebung wurde übereinstimmend mit den Nachbarländern das Princip der Entschädigung adoptirt; doch zeigte der Widerspruch bäuerlicher Mitglieder und ihre Forderung, die Leistung der Entschädigung nach dem Vorbilde Ungarns Kroatiens und Galiziens auf den Staat zu überwälzen, dass speciell dieser Gegenstand zu ernsten Schwierigkeiten führen werde. Schon gelegentlich der Landtagswahlen zeigten sich Symptome einer Gährung unter dem Landvolke, das übrigens durch die in rascher Aufeinanderfolge vollzogenen Wahlen für Frankfurt, für die Landtage und bald auch für den Reichstag etwas verwirrt wurde. Einzelne Bezirke verweigerten die Wahl, so St. Veit in Inner-Krain, Moräutsch, Umgebung Laibach, Laak und Adelsberg. Die einen wollten die Entscheidung in der Robotfrage nur dem Reichstag überlassen wissen, die Anderen wollten für jeden Bezirk so viele Abgeordnete entsenden als es Wahlmänner gab. Interessant ist der Standpunkt, den ein Vertreter der alten Stände Anton Graf Auersperg (Anastasius Grün) gegenüber der Zusammensetzung und den Aufgaben des provisorischen Landtages einnahm. Er lehnte das ihm zugefallene Mandat mit der Begründung ab, dieser Landtag sei keine wirkliche Vertretung des Landes und Volkes und könne kein Vertrauen in so wichtigen Dingen, wie es Gemeindeordnung und Aufhebung der Feudallasten für alle Landesangehörigen seien, beanspruchen; in seiner Zuschrift an die Verordneten erklärt er diese Fragen erst dann für spruchreif, wenn der constituirende Reichstag im Einvernehmen mit der Frankfurter National-Versammlung die leitenden Grundsätze aufgestellt haben werde; nach diesen müßten die Kronländer jene Angelegenheiten regeln. Diese Anschauung Auersperg's liefert einen werthvollen Commentar zu seinen polemischen Schreiben gegen die „Slovenija". Wenn ihm die Zusammensetzung des krainischen Landtages zu wenig liberal erschien, so hätte ihm der Kärntner Landtag übrigens noch mehr Grund zur Klage geben müßen, wo man den bäuerlichen Vertretern anfänglich keine Stimme im Landtage einräumen wollte, bis die ständischen Mitglieder von den krainischen ständischen Verordneten belehrt wurden, dass der alte Landtag die Zusammensetzung des provisorischen Landtages gebilligt und vorbehaltlos den Vertretern der unterthänigen Grundbesitzer gleiche Rechte mit den Vertretern der übrigen Curien eingeräumt habe. Wohl aber wies das krainische Verordneten-Collegium nach einem Referate des Grafen Karl Hohenwart die Beschwerde jener bisher landtagsfähigen Städte zurück,

Digitized by Google

denen für den provisorischen Landtag keine Virilstimme zugestanden worden war; maßgebend war hiebei der vorwiegend agricole Charakter dieser Städte, nämlich Möttlings, Laas' und Tschernembls.

Der provisorische Landtag wurde am 6. Juni vom Grafen Welsersheimb eröffnet, der unter anderem die bevorstehende Steuererleichterung für Unter-Krain mittheilte und das Bedauern aussprach, dass die Regierung die Remuneration für die slovenischen Translatoren der Gesetze und Verordnungen noch nicht bewilligt habe und dass in Folge dessen der Wunsch nach Veröffentlichung amtlicher Erlasse in slovenischer Sprache noch unerfüllt geblieben sei. Diese deutsche Rede verdolmetschte der Abgeordnete Ambrož den zahlreichen slovenischen Deputirten, damit die des Deutschen Unkundigen kein Mistrauen schöpften; dasselbe that er mit dem hierauf folgenden Vortrage Karl Hohenwart's über die Zusammensetzung des provisorischen Landtages und dessen Bestimmung; bis zur Entscheidung des Reichstages über die definitive Landesverfassung, beantragte der Referent, möge der provisorische Landtag in seiner augenblicklichen Gestalt sich permanent erklären.

Sofort aber brach der befürchtete Sturm los. Im Namen der bäuerlichen Bevölkerung ergriff der Deputirte Kreishauptmann v. Laufenstein das Wort und kritisirte in scharfem Tone die Zusammensetzung des Landtages, von welchem man „eine den heutigen Anforderungen entsprechende vollkommene Vertretung aller provincialen Interessen nicht erwarten könne";

denn die Zusammenberufung und Wahl der Deputirten sei eine übereilte gewesen, die Anzahl der Vertreter des Bauernstandes sei im Verhältnis zu den übrigen Ständen zu gering, und die Städte Unter-Krains seien mit Ausnahme Rudolfswerts (Neustadtls) gar nicht vertreten. Dieses Misverhältnis müße aufhören, dem Reichthume der Großgrundbesitzer durch eine größere Anzahl ländlicher Deputirter ein Gegengewicht geschaffen werden; so verlange es der Geist der Verfassung. Er bekämpfte die Vertretung der alten Stände als solcher im provisorischen Landtage. „Entweder bestehen die früheren Stände noch oder sie bestehen nicht mehr. Bestehen sie noch, so mögen sie ihre Berathungen abhalten; bestehen sie aber nicht, warum dann eine Zusammenberufung zu einem Landtage? Jeder möge seine Vorstellungen und Wünsche selbst vor den Thron oder den Reichstag bringen, denn das Petitionsrecht ist frei; wenn aber diese Wünsche gemeinschaftlich vorgebracht werden sollen, so soll zwischen den Vertretern ein besseres Verhältnis statthaben" und zwar nach Maßgabe des „Katastral-Reinertrages der Grundstücke, in Laibach nach der Gewerbsteuer". Hundert Deputirte wären nicht zu viel. Er beantragte Auflösung des jetzigen Landtags und Neuwahlen.

Digitized by Google

Mit den demokratischen Ansichten Laufenstein's stimmten mehrere überein; so verlangte jemand für die Bauern fünfmal soviel Vertreter als die „Herren" hätten. Hingegen gab Dr. Sporer zu bedenken, dass bei einer solchen Zusammensetzung der „dritte Stand" ein erdrückendes Uebergewicht besitzen und das Princip der Interessenvertretung ad absurdum geführt werden müßte.

Angesichts des Lärms in den Reihen des zahlreichen Auditoriums das sogar in die Debatte selbst eingriff, und angesichts der Erregung die sich einzelner Deputirten zu bemächtigen begann, beantragte Graf Karl Hohenwart die Vertagung der Berathungen, damit die bäuerlichen Vertreter sich mit „Verständigeren" berathen und dann vorbereitet wieder erscheinen. Graf Andreas Hohenwart (des Vorgenannten Vater) vertheidigte das neue System der Vertretung der Interessengruppen und ermahnte zur Besonnenheit, um die bisherige Ruhe des Landes zu erhalten. Ambrož sieht das beste Mittel hiezu in der Vermehrung der bäuerlichen Deputirten, „damit sich dieselben überzeugen, dass man nach ihren Wünschen handle". Ambrož erläutert abermals slovenisch die bisherigen Debatten mit dem Beisatze, „man möge in die Herren nur Vertrauen haben, sie seien keine Feinde des Landvolkes und wissen was sie demselben zu verdanken haben", und erklärt, die Stimmung des Volkes sei diese: Keiner wolle zu entrichten sich weigern, was der Reichstag bestimmen werde; heuer aber werde man keine Robot, keinen Zehent leisten, wolle aber dafür zahlen, was künftig bestimmt werden wird. Grašič stellte für den Fall der Zehenteintreibung Gewaltthätigkeiten in Aussicht. Jeretina wollte, „der Kaiser und die Minister mögen die Ablösung bezahlen".

Es wurde nun auf des Grafen Andreas Hohenwart Antrag ein Ausschuß gewählt, um mit den bäuerlichen Abgeordneten zu einem Einverständnis zu gelangen; letztere wollten jedoch vom Landtage überhaupt nichts mehr wissen, sondern ihre Vorschläge unmittelbar dem Reichstag vorlegen und seiner Entscheidung sich unterwerfen. Der provisorische Landtag löste sich daher bald auf, ohne in die meritorische Behandlung der bekannten Entwürfe eingegangen zu sein.

Der die autonomen Geschäfte leitende verstärkte ständische Ausschuß hatte einigemal Gelegenheit, zu den slovenischen Forderungen Stellung zu nehmen. Er sprach sich z. B. zustimmend über das Project einer Universität in Laibach aus, bedauerte jedoch keinen Beitrag leisten zu können.

Digitized by Google

Der provisorische Landtag für Kärnten wurde im Juni gewählt; bereits die Wahlbewegung, noch mehr aber die Discussion im Landtage selbst wurde von der nationalen Frage beeinflußt. Von deutscher Seite verlangte man dringend die Trennung Kärntens von Krain; Moro begründete im Landtage diese Forderung mit dem Hinweis auf die slovenische Strömung in Krain: dem „deutschen Charakter" Kärntens drohe eine ernste Gefahr, so lang dieses mit Krain zu der Provinz Illyrien verbunden sei. Eine kärntnische Deputation war am kaiserlichen Hoflager in Innsbruck gewesen; dort war ihr gesagt worden: „Die Regierung wird separatistische Tendenzen nicht dulden". Mit einer merkwürdigen Umkehrung der factischen Tendenzen wurde diese Antwort auf die slovenische Bewegung angewendet und daher eifrig colportirt. Von slovenischer Seite wurde auf die den Slovenen günstigere Haltung der Stände Krains und Steiermarks hingewiesen und die Durchführung des §. 4 der octroyirten Verfassung gefordert; als Vorbedingung der Verwirklichung der nationalen Gleichberechtigung wurde die nationale Zweitheilung des Landes zunächst bei der Bildung der Gerichtsbezirke als nothwendig bezeichnet; allein der für diesen Gegenstand der Slovenen sehr günstig gesinnte Referent Jakomini nahm auf die Sprachgränze keine Rücksicht.

Für die Untheilbarkeit Kärntens und dessen provinzielle Autonomie erhob der Landtag gegen zwei von entgegengesetzten Seiten ausgehende Verfassungsvorschläge Einsprache. Gegen Dr. Kavčič (Kautschitsch), der im Constitutions-Ausschusse des Reichstags noch vor Palacký die nationale Föderation für Oesterreich in Vorschlag brachte, und gegen v. Löhner's Project der Auftheilung der Kronländer in Kreise mit Vernichtung der alten Kronlands-Autonomie und Einführung des Systems strenger Centralisation nach französischem Muster, stellte der Landtag im §. 1 des Entwurfes der neuen Landesverfassung die „Untheilbarkeit Kärntens" als oberste Forderung auf. Jakomini wollte diese „kärntnerische Nationalität" erhalten wissen und erklärte Kärntens Theilung nach Nationalitäten für eine Unmöglichkeit. Für die zukünftige Landes-Autonomie nahm er in seinem Entwurfe unter anderm das Recht der Einsprache gegen Reichsrathsbeschlüße in Anspruch.

Obwohl also dieser Landtag gegen das slovenische Programm entschieden Front machte, verschloß er sich keineswegs der Erkenntnis der praktischen Wichtigkeit der slovenischen Sprache. Ausdrücklich verlangten die Deputirten Dr. Rulic und Milonik die Einführung der slovenischen Sprache in die Schulen Kärntens; dieser Sprache sollen künftighin

Digitized by Google

auch alle Beamten Kärntens kundig sein. Mit allen Stimmen gegen jene zweier Deutscher und eines „Slovenen" wurde der Beschluß gefaßt, in Klagenfurt die Anstellung eines Lehrers der slovenischen Sprache zu beantragen, und fast einstimmig wurde ausgesprochen, daſs für die Deutschen das Studium jener Sprache beinahe nothwendiger sei als für die Slovenen. Ultradeutsche slovenenfeindliche Anträge bewogen sogar den sehr deutschfreundlichen und radicalen Milonik zu dem Ausdrucke: „Wer will uns verwehren hier windisch zu sprechen? Sind wir vielleicht keine Landeskinder?" Nach Schluß des Landtags verfaſste der Landesausschuß die Petition an die Regierung um Errichtung einer slovenischen Lehrkanzel und machte zu Gunsten derselben u. a. geltend, daſs nach der neuen Gerichtsordnung für die Collegial-Gerichte in Klagenfurt und Villach, sowie für mehrere in slovenischen oder gemischten Bezirken befindliche Gerichte eine gewisse Anzahl des Slovenischen kundiger Beamter erforderlich sein werde.[1])

* * *

Von größerm Interesse sind die Verhandlungen des provisorischen Landtages für Steiermark. In seiner Zusammensetzung unterschied er sich nicht von den Landtagen der Nachbar-Provinzen; nur waren die Herren und Geistlichen der alten Stände nicht so leicht wie anderswo zur Verzichtleistung auf ihre verbrieften Rechte zu Gunsten des provisorischen Landtags zu bewegen gewesen. Die Wahlen wurden in aller Ordnung vollzogen; nur einige Bezirke des Gonobizer Landwahlbezirkes erachteten die Wahl zweier Vertreter für den gesammten Wahlbezirk als ungenügend und wählten je zwei Deputirte für jeden Gerichtsbezirk, ja einige Pfarrsprengel schickten sogar auf eigene Faust Vertrauensmänner nach Grätz, die jedoch ebensowenig wie jene Deputirten zugelassen wurden.

Unter den Deputirten befand sich eine ziemliche Anzahl slovenischer Abgeordneten; allein es fehlte ihnen jedes gemeinsame Programm sowohl in nationalen wie in wirthschaftlichen Fragen, ja es ging ihnen mitunter jedes Verständnis für die Tragweite wichtiger Anträge und Beschlüße ab. So stimmten sie ohne Ausnahme für Kaiserfeld's Antrag, daſs in der Petition an den Reichstag um Beilegung des nationalen Zwiespalts auch der Wunsch nach Vereinigung Oesterreichs mit Deutschland aus-

[1]) Als Curiosum mag hier Milonik's Antrag im Ausschuß (22. April 1849) erwähnt werden: es mögen die Gesetze und Verordnungen für die Slovenen Kärntens im „Kärntner Dialekte" herausgegeben werden, weil der Dialekt der Krainer jenen größtentheils unverständlich sei.

Digitized by Google

gedrückt werde. Wir haben bereits erzählt, dass in der Grundentlastungsfrage der Landtag sich für die Entschädigung der Bezugsberechtigten ausgesprochen und dass dieser Beschluß einigen slovenischen Deputirten daheim mancherlei Unannehmlichkeiten bereitet hat. Am kräftigsten trat für das Princip der Entschädigung der slovenische Deputirte Dr. Foregger auf, dessen Rechtsgefühl sich energisch gegen jeden Versuch einer Verletzung wohlerworbener Rechte auflehnte.

Den Entwurf der Landesverfassung begrüßten die slovenischen Deputirten mit aufrichtiger Freude. Gurnik rühmte demselben nach, er habe die Interessen beider Nationen in Einklang gebracht; er hoffte, dass durch die Kreisvertretungen die Gleichberechtigung der Slovenen genügenden Schutz finden werde. „Die Slovenen werden den Tag, an welchem dieser Entwurf zum Gesetze erhoben werden wird, als den glücklichsten preisen, den sie im Laufe eines Jahrtausends erlebt." Ihm stimmten Ulm, Ropotar und Foregger bei, welch letzterer noch besonders hervorhob, dass für den zukünftigen Landtag ausschließlich die Bevölkerungszahl maßgebend sein werde; dies sei die gerechteste Grundlage, sie vereinige alle Interessen in sich.

In der Specialdebatte wurde der von Gurnik zu §. 1 „Steiermark bildet ein einiges und untheilbares Herzogthum" beantragte Zusatz: „auf Grundlage der Gleichberechtigung beider Nationalitäten" abgelehnt; dafür wurde im §. 3 einstimmig erklärt: „Allen Steiermärkern deutschen und slovenischen Stammes sind gewährleistet: die Gleichstellung ihrer Nationalität, die Gleichheit vor dem Gesetze" u. s. w.

Hitzig wurde die Berathung bei §. 12, welcher bestimmte: „Die Verhandlungen auf dem Landtage und die Geschäfte bei den Landes-Central-Behörden werden in der deutschen Sprache geführt. Eingaben von Privaten an den Landtag und obige Behörden können auch in slovenischer Sprache abgefasst werden." Jedoch nicht slovenische Deputirte erhoben zuerst Einsprache, sondern diese ging von einem deutschen Deputirten, dem Bezirks-Commissär Knaffl aus: er verwarf jede Bevorzugung einer Sprache. Er verwies auf den Tact, mit welchem der Reichstag die gefährliche Sprachenfrage gleich im Beginn gegenstandslos gemacht, wo auch die Polen deutsch sprechen zu wollen erklärt hatten, nur müße man es von ihnen nicht als Princip fordern; ebenso müße man sich im Landtage mit der Bereitwilligkeit der Slovenen begnügen, die ohne Anwendung eines Zwanges deutsch sprechen. „Obwohl ich kein Slovene, sondern ein Deutscher bin und meine Muttersprache hochachte, eben deswegen achte

Digitized by Google

ich auch jede Nationalität. Für den gegenwärtigen Landtag ist der Gebrauch der deutschen Sprache eine vollendete Thatsache, was brauchen wir mehr?" Er „bürgte" dafür, „daß die Slovenen deutsche Deputirte schicken werden, wenn wir Deutschen es ihnen nicht als Gesetz vorschreiben." Das Attribut der Nationalität liege weit mehr in der Sprache als in der Abstammung. „Warum einer Nation gleichsam den Fehdehandschuh hinwerfen? Dieser Paragraph in der neuen Landtagsverfassung kommt mir ebenso störend vor, wie wenn in einem Ehevertrage schon über die Ehescheidung eine Bestimmung aufgenommen erscheint."

Ihm secundirte auf slovenischer Seite der bäuerliche Deputirte Kreft, der hier bei seiner allerdings feurigen nationalen Begeisterung einen sehr ungleichen Kampf mit ebenso nationalstolzen als überlegenen Gegnern aufnahm. Er berief sich auf die Constitution. Wasserfall's Aeußerung: „Sie können schön slavisch reden, aber wir geben Ihnen keine Antwort," nannte er eine Beleidigung der Slovenen, die man überdies beschimpft habe, weil „sie nicht gut deutsch können". Wasserfall wollte nur mittels der Kreisräthe mit den Slovenen slovenisch correspondiren; die Geschäftssprache müße sonst ausschließlich die deutsche sein, und wenn die Slovenen „windische" Deputirte in den Landtag wählen, dann müßen sie diesen gleich Dolmetscher mitgeben, damit sie verstanden würden. Die deutsche Majorität gebiete im Landtage und die anderen müßen sich darnach einrichten. Wasserfall fand mehrfache Zustimmung seitens seiner deutschen Collegen. Kreft aber stand beinahe vereinsamt da, ja selbst der eigentliche Führer der steirischen Slovenen trat gegen ihn auf. Vinc. Gurnik war ein ebenso begabter als biegsamer Politiker, der in seiner Scheu vor jeder extrem scheinenden Tendenz sich im national-politischen Kampfe Schritt für Schritt zurückdrängen ließ, bis er schließlich alle wesentlichen Punkte des slovenischen Programms der Friedensliebe und Versöhnlichkeit zum Opfer gebracht. Gurnik genügte die im §. 1 gewährleistete Gleichberechtigung und die im §. 81 vorgesehene Vereinigung der steirischen Slovenen in dem Marburger Kreise; nur beantragte er zu §. 12 den Zusatz, dass slovenische Eingaben vom Landtage nicht allein angenommen, sondern auch slovenisch erledigt werden sollen. Gurnik's Zusatz findet Zustimmung theilweise auch auf deutscher Seite; Dr. Emperger z. B. bezeichnet das Gegentheil als eine „Unnatürlichkeit". Kreft hingegen findet dieses Zugeständnis zu gering, kündigt einen Protest an und verlangt dessen Protokollirung, damit der Reichstag über denselben entscheide. Um die Befürchtungen Kreft's zu

Digitized by Google

zerstreuen, schlägt Gurnik unter Zustimmung deutscher Deputirter die sofortige Berathung der §. 81 und 82 vor. „Dadurch ist allem abgeholfen." Kreft: „Dadurch ist nicht abgeholfen; hier muß in slovenischer Sprache gesprochen werden." (Diesen Wortlaut kann übrigens die Rede Kreft's nicht gehabt haben; er kann nur Anwendung der slovenischen Sprache neben der deutschen auf dem Landtage verlangt haben.) Den Gebrauch der ersteren auf dem Kreistage Südsteiermarks findet auch Kuttulinsky selbstverständlich; er setzt mit Dr. Foregger voraus, dass jeder Kreisrath seine Verhandlungssprache selbst bestimmen werde, derselbe Grundsatz müße aber auch auf den in der Majorität deutschen Landtag Anwendung finden.

§. 12 mit Gurnik's Zusatzantrag wird sodann mit großer Mehrheit angenommen. Kreft verliest nun seinen Protest,[1]) allein dieser bezog sich nicht auf den §. 12, sondern auf §. 1, der einhellig angenommen worden war; mit Berufung auf eine an den Reichstag abgeschickte Petition um Gründung der Provinz Slovenien erklärte Kreft: „Wir Slovenen wollen eine eigene Provinz bilden, die Theilung Steiermarks ist keine Unmöglichkeit, denn Südsteier wurde erst vor 400 Jahren mit dem Herzogthum Steiermark verbunden". Kreft beging entschieden eine Ungeschicklichkeit und veranlaßte Gurnik und Ropotar die Uebereinstimmung mit Kreft's Ideen in Abrede zu stellen, Gurnik erhob sogar Protest gegen Kreft's Protest; dasselbe that Dr. Foregger; beide waren Gegner jeder Zerreißung Steiermarks und erklärten laut, Kreft stehe mit seiner Ansicht isolirt da. Die Protokollirung des Protestes wurde abgelehnt.

§. 81 theilte Steiermark in drei Kreise und wies die slovenischen Gebiete dem Marburger Kreise zu, hierüber herrschte fast volle Uebereinstimmung. Gurnik sprach sich dafür besonders warm aus, indem er die Sprachgränze als die „natürliche" bezeichnete. Den Gemeinden längs der Sprachgränze wurde es freigestellt, dem Grätzer oder Marburger Kreise beizutreten. Foregger erblickte in dieser sprachlichen Gliederung des Landes den Vorläufer der politischen Sonderung und Haßler folgerte aus jener die Unmöglichkeit, künftighin des Slovenischen unkundige Beamte im südlichen Steiermark anzustellen.

Entschieden forderte bei §. 83 Gurnik für den Kreisrath des Marburger Kreises die slovenische als ausschließliche Verhandlungssprache,

---

[1]) Diesen erfährt man aber nicht aus dem Protokolle, in das er nicht aufgenommen wurde, sondern aus der Grazer Ztg. 19. Aug. 1848.

Digitized by Google

weil nur auf diesem Wege der Kreisrath das Vertrauen des Volkes sich erwerben, eine wirkliche und ausgiebige Vertretung des Volkes und zugleich eine Schule der Aufklärung und politischen Bildung desselben werden könne. Dem Deputirten List, welcher behauptete, es werde kein slovenisches Protokoll geschrieben werden können, traten Gurnik und der Deutsche Dr. Gottweiß mit dem Hinweise auf die baldige Bildung der Sprache entgegen; und als List die seitdem so oft gehörte Aeußerung that, dass die Slaven Steiermarks nicht slovenisch, sondern höchstens „windisch" verstünden und dass sie sich auch dieses Idioms nur beim Einkauf von Kälbern, Kühen, Ochsen und Pferden bedienen, dass sie aber in dieser Sprache geführte Verhandlungen gar nicht verstehen würden, entgegnete Gurnik, dass List die slovenische Sprache wohl völlig fremd sein müße, lenkte aber ein und gab zu, dass auch der ausnahmsweise Gebrauch der deutschen Sprache auf dem Kreistage gestattet werde; bald wich er noch um einen Schritt zurück und beantragte die Feststellung der slovenischen Sprache nur für den Fall, wenn sich nicht zwei Drittel der Kreisräthe für die deutsche Sprache entscheiden. Dieser Vorschlag fiel jedoch und Deputirter Tappeiner beantragte für den Kreisrath die deutsche als Verhandlungssprache, wenn die einfache Majorität desselben dies wünsche. Die Majorität billigte diesen Vorschlag. Und sieh' da, sofort debutirte Gurnik mit einem neuen Antrag: „Die Verhandlungssprache ist in der Regel die slovenische"; unmittelbar darauf aber accomodirte er sich dem Antrage Wasserfalls, der Gurnik's früheren Vorschlag aufnahm, demgemäß slovenisch verhandelt werden solle, wenn nicht eine Zweidrittelmehrheit die deutsche Verhandlungssprache beschließe. Allein auch dieser Antrag fiel durch, und im §. 84 wurde auf Tappeiner's Vorschlag den Kreisräthen als erster Punkt ihrer Tagesordnung die Feststellung der Verhandlungssprache vorgeschrieben.

Die Haltung der Landtags-Majorität finden wir auch bei dem vom Landtag eingesetzten Landesausschuße, der nach Schluß der Session gewisse Geschäfte fortführte.

Digitized by Google

Gedichte

von

Alma Friedland.

Morgengebet.

Sieh' es weicht dem jungen Tage
Langſam ſchon die dunkle Nacht
Und die gold'ne Sonne hebet
Sieghaft ſich in hehrer Pracht.
Schüchtern tönt, erſt leiſ' und zagend,
Vögleins Lied im grünen Wald,
Doch gar bald aus tauſend Kehlen
Schmettert's, daſs es jubelnd ſchallt.

Alle preiſen Gottes Güte,
Die ſie ſorgend hat bewacht,
Die den Himmel und die Erde
Wald und Flur ſo ſchön gemacht.
Und ſo preiſe denn der Menſch auch
Gottes Liebe, die ihn ſchirmt,
Ob die liebe Sonne ſcheinet,
Oder ob es ſchneit und ſtürmt.

Vater, Du, der alle Weſen
Führ'ſt an Deiner treuen Hand,
Unſere Geſchicke lenkeſt
An der Liebe heil'gem Band,

Digitized by Google

Führe mich auch Du durch's Leben,
Sei mein Hort in Glück und Schmerz,
Leite ſtets auf eb'nen Wegen
Meine Seele himmelwärts!

Sollt' ich ſtraucheln, lieber Vater,
O dann reiche mir die Hand —
Führe über Fels und Klippen
Liebend mich in's Heimatland!
Lehre mich im Lichte wandeln
Und das Rechte, Gute thun;
Dann werd' ich gewiß im Alter
Froh auf meinen Thaten ruh'n.

Frühlingsahnen.

Endlich iſt der Schnee zerſchmolzen
Und die warme milde Luft
Weckt die Blumen und die Gräſer
Aus der Erde dunklen Gruft.

Lieblich blüh'n am Waldesſaume
Silberglöcklein zart und fein,
Und die gelben Primeln ſchimmern
Goldig hell im Sonnenſchein.

Seid gegrüßt Ihr holden Boten
Als des Lenzes Unterpfand!
Bald, ſo ruft Ihr zu den Menſchen,
Steht in Blüthen rings das Land!

Dann wird auch die Sorge weichen,
Die das Herz ſo lang' bedrückt,
Und wir werden wieder jubeln
Mit den Lerchen hochentzückt.

Digitized by Google

Wenn im weiten Erdenkreiſe
Lachend die Natur erwacht,
Preiſt das Herz in ſel'ger Freude
Laut des Schöpfers ew'ge Macht.

Freudig werden wir dann ſingen
Wieder aus der vollen Bruſt:
Sei willkommen Lenzesfriede,
Frohe gold'ne Frühlungsluft!

Oſterſtimmen.

Es klingen im Walde die Glöcklein ſo hell,
Es ſprudelt vom Eiſe befreiet der Quell;
Es ſprießen die Gräſer, die Blumen hervor,
Es jubeln und ſingen die Vöglein im Chor!

Und all' dieſer Jubel, das Keimen und Blüh'n,
Das Singen und Klingen, das Leuchten und Glüh'n,
Es iſt uns ein Zeichen der göttlichen Huld,
Daſs Gott ſeinen Kindern vergeben die Schuld.

Und dankbar erheben die Hände wir heut',
Zu preiſen den Heiland, deſſ' Tod uns befreit.
Es klingen die Glocken, ſie rufen zum Feſt
Des Mittlers, der niemand auf Erden verläßt!

Digitized by Google

Zuſpruch.

Laß es niemals Dich verdrießen,
Wenn nicht ſtets das Glück Dir lacht,
Denke nur, daſs ſelbſt an Thronen
Oft die bleiche Sorge wacht!
Daſs der Menſch, zum Kampf geboren,
Dann ſich nur das Glück erringt,
Wenn in allen Lebenslagen
Siegreich er ſein Herz bezwingt!

Wenn er liebend und vertrauend
Auf zu ſeinem Schöpfer ſchaut
Und in jedem Sturm des Daſeins,
Hoffend, auf ſich ſelbſt vertraut.
Nur nicht zagen und nicht bangen,
Gott verläßt ſein Kind ja nicht;
Aus dem tiefſten Dunkel führet
Dich des Glaubens heil'ges Licht!

Lobe den Tag nicht vor dem Abend.

Steiget Deines Glückes Sonne
Noch ſo hell und glänzend auf,
Sollſt Du nicht frohlocken, jubeln,
Eh' vollendet iſt ihr Lauf.
Denn die unheilſchwangern Wolken
Kommen oft um Mittag ſchon —
Und des Morgens gold'ner Hoffnung
Sprechen ſie nicht ſelten Hohn.

Und ſelbſt dann, wenn bis zum Abend
Leuchtend Dir die Sonne blieb,
Wird ganz plötzlich, eh' ſie ſcheidet,
Noch der Himmel grau und trüb.
D'rum ſollſt Du den Tag nicht loben,
Eh' herniederſinkt die Nacht
Und des Himmels gold'ne Sterne
Flammen auf in gold'ner Pracht.

Digitized by Google

Sylvesternacht.

Das alte Jahr, es wankt zu Grabe,
Das neue naht mit leisem Schritt
Und bringt in dicht verhüllter Urne
Die Gaben für uns Menschen mit.
Es schaut hinauf zum Sternenhimmel
Mit forschend ernstem Seherblick,
Als sollt' von dort ihm Kunde werden,
Ob Unglück zieh'n es soll, ob Glück.

Und langsam hebt's die dunkle Hülle,
Greift tief hinein, und streuet aus:
Hier Blumen, Gold, dort reiche Perlen
Ob jeder Hütte, jedem Haus.
Die Blumen sind der Jugend Träume,
Die schnell verwelken und verblüh'n,
Doch spät, am Himmel der Erinn'rung
Als lieblich schöne Sterne glüh'n.

Das Gold, es ist der Schatz des Wissens,
Der Segen bringt für alle Zeit,
Dem, der die Tage seines Lebens
Der Wissenschaft und Arbeit weiht.
Die Perlen aber sind die Thränen,
Die Glück sowohl, als Unglück weint,
In denen sich die höchste Freude,
Sowie der tiefste Schmerz vereint.

Noch weiß ich nicht, was mir gefallen,
Ob Blumen, Perlen oder Gold;
Doch will ich alles freudig nehmen
Und hoffen, daſs mein Gott mir hold.
Er weiß allein, was wir bedürfen,
Was unserm Glück und Heile frommt —
D'rum wollen wir in Demuth danken
Für alles, was von ihm uns kommt.

Digitized by Google

Er iſt die Liebe und das Leben!
Wer ihm vertraut, der wanket nicht:
Er ſendet uns zum neuen Jahre
Der Hoffnung gold'nes Himmelslicht,
Nimmt uns die Binde von den Augen,
Auf daſs wir ſehen hell und klar —
D'rum ſei gegrüßt in heil'ger Stunde
Du junges neugebor'nes Jahr!

Gib, daſs wir nie im Finſtern wandeln,
Kein Irrthum mehr das Herz umſtrickt,
Daſs frei und offen jede Seele
Zum ewigen Sternenhimmel blickt!
Laß uns das Gute und das Wahre
Erkennen und das Böſe ſcheu'n —
Dann werden wir für's ganze Leben
Zufrieden, froh und glücklich ſein!

Digitized by Google

König Mathias (Corvinus) in Wien.

Von Prof. Dr. J. H. Schwicker,
Mitglied des ungarischen Reichstages.

Am Palmsonntage des Jahres 1490 (4. April) herrschte in der Wiener Hofburg eine ungeheure Aufregung, welche die Gemüther umsomehr erfasste, als die Ursache derselben unerwartet gekommen war und die Folgen des eingetretenen Ereignisses sich gar nicht erfassen ließen. Aus dem Innern der Hofburg ertönten laute Weherufe; Schmerzensschreie gleich dem Brüllen des tödtlich verwundeten Löwen drangen hinaus bis an die Ohren des bänglich und erwartungsvoll horchenden Publicums; denn mit Blitzesschnelle war die Kunde von der Katastrophe im Schoße des altehrwürdigen Palastes der Habsburger bis in die entferntesten Theile von Wien gedrungen, hier Trauer und Schrecken, dort Freude und Hoffnung, überall aber das lebhafteste Interesse erweckend.

Drinnen in der Hofburg der Habsburger rang ein stolzer gewaltiger Mann und König mit dem Tode, dem er so oft furchtlos inmitten blutigen Schlachtgewühls in's Auge geschaut und der ihn jetzt heimtückisch und unvermuthet auf der Höhe seines Ruhmes und in der Kraftfülle des Mannesalters überfallen und niedergeworfen hatte. Der ungarische König Mathias Hunyadi, genannt „Corvinus", war es, der an der Stätte seines Triumphes, in der besiegten Wiener Stadt, im Besitze der habsburgischen Residenz und Burg und als Beherrscher des österreichischen Stammlandes mit dem Tode kämpfte.

Die Herrschaft dieses Königs (1458—1490) bildet eine der ereignisreichsten anziehendsten und bedeutungsvollsten Abschnitte nicht blos in der

Digitized by Google

Geschichte Ungarns, sondern auch in der Vergangenheit der mittleren und unteren Donauländer überhaupt, ja man begegnet ihren Spuren und Nachwirkungen selbst in der Geschichte von ganz Europa.

Die unmittelbar benachbarten Staaten und Länder hatten die Macht und ruhelose Thätigkeit des Corviners auf dem Throne Ungarns ganz besonders zu empfinden. Sein stets kampfbereites Schwert trug er in blutiger Kriegsfehde ebenso oft nach dem Süden und Südosten zur Bekämpfung des „Erbfeindes christlichen Namens", der Türken, die das ungarische Königreich mit der größten Gefahr bedrohten, wie nach dem Westen und Norden, wohin weitausgreifende staatsgestaltende Ideen und hochfliegender persönlicher Ehrgeiz den thatenlustigen Träger der ungarischen St. Stephans-Krone immer wieder zu Kampf und Streit antrieben.

Oesterreichs Hauptstadt, das schon damals gepriesene Wien, sah den König Mathias zu verschiedenen Zeiten in ebenso verschiedenen Eigenschaften innerhalb seiner Mauern, und zwar: als Gefangenen, als Gast, als Eroberer und als Herrscher. Wie dieser Wechsel in dem Geschicke des außerordentlichen Mannes gekommen, das sei auf Grund der neuesten geschichtlichen Forschungen im Nachstehenden kurz erzählt.

König Mathias Corvinus war der zweite Sohn des berühmten Türkenbekämpfers Johann Hunyadi, des Gubernators von Ungarn während der Minderjährigkeit des Königs Ladislaus V., des zweiten ungarischen Königs aus dem Herrschergeschlechte der Habsburger. Die Familie der Hunyadi war rumänischer Herkunft und hatte sich erst unter Regierung des Kaisers und Königs Sigismund in die Reihen des höhern Adels emporgeschwungen. Die Mutter des spätern Königs Mathias stammte aus dem bosnischen Geschlechte der Szilágyi, welche ursprünglich zu Gorázda an der Drina zu Hause waren und von da her auch den Namen „Garázda" geführt hatten. Die Garázda-Szilágyi kamen ebenfalls erst zu Anfang des 15. Jahrhunderts empor. Aus der ehelichen Verbindung der Sprößlinge dieser rumänisch-bosnischen Geschlechter ging Ungarns gefeierter Nationalkönig Mathias hervor. Die Zeit seiner Geburt bildet noch immer den Gegenstand gelehrten Streites; nach den Untersuchungen seines jüngsten Biographen, des bekannten ungarischen Historikers Bischof Dr. Wilhelm Fraknói, dem wir auch sonst in dieser Skizze folgen, wurde Mathias am 23. Februar 1440 zu Klausenburg, in dem noch vorhandenen Hause eines Siebenbürger Sachsen, geboren. Das einfache einstöckige Haus, welchem der spätere König unter dem

Digitized by Google

28. August 1467 einen Freibrief verliehen hatte, wurde vierhundert Jahre später, im Jahre 1888, mit einer Gedenktafel versehen, nachdem den unscheinbaren Bau der jetzt ruhmvoll regierende Träger der St. Stephans-Krone Franz Joseph der Erste, kurz vorher in Augenschein genommen hatte.

Noch kaum zum Jüngling gereift, wird der jugendliche Hunyadi aus seiner stillen Beschäftigung mit ernsten wissenschaftlichen Studien, denen er erstlich unter Leitung und Führung des polnischen Humanisten Gregor Sanocki, spätern Erzbischofs von Lemberg, dann unter einem unbekannten ungarischen Lehrer eifrig und erfolgreich oblag, durch die erschütternden Ereignisse im Schoße seiner Familie, sowie durch die damit in Zusammenhang stehenden rasch wechselnden politischen Vorgänge herausgerissen und unvermuthet auf die Höhe des Lebens gestellt, wo seiner eine lange Reihe schwieriger Herrscheraufgaben harren.

Der Gubernator Johann Hunyadi hatte soeben den Schlüßel Ungarns, die hartbedrängte Gränzfestung Belgrad, im Vereine mit seinem Freunde und Kampfgenossen, dem einfachen Franciscaner Johannes Capistranus, von der Türkengefahr befreit und das Heer der Ungläubigen siegreich in die Flucht geschlagen, als er (11. August 1456) vom unerbittlichen Tode hinweggerafft wurde. Die Söhne umstanden das Sterbelager des Vaters und waren Zeugen seines Hinscheidens, würdig eines Helden und Heiligen.

Bald erschütterte ein anderer Todesfall das Gemüth des reifenden Jünglings. Der ältere Bruder Graf Ladislaus erbte mit den Gütern und der Lebensaufgabe des Vaters zugleich den Neid und Hass der zahlreichen Feinde des glänzenden Hauses Hunyadi. An der Spitze dieser offenen und geheimen Gegner stand des jungen Königs Ladislaus V. Oheim, der stolze und ehrgeizige Graf Ulrich von Cilly, der letzte männliche Sprosse eines zu ansehnlicher Größe emporgekommenen südsteirischen Adelsgeschlechtes. Graf Ladislaus Hunyadi besaß wohl den Muth, aber nicht die Klugheit und Besonnenheit des Vaters und so ließ er sich zur Ermordung seines ärgsten Feindes, des Grafen Ulrich, hinreißen. König Ladislaus verzieh äußerlich die Gewaltthat; aber er vergaß sie nicht und so gelang es den nimmerruhenden rachedurstigen Gegnern der Familie Hunyadi gar leicht, den wankelmüthigen Sinn des jungen Herrschers zu bestimmen, dass er, unter Nichtbeachtung des zu Temesvár vor dem Altare Gottes auf die h. Hostie geleisteten feierlichen Eides,

Digitized by Google

ihren Einflüsterungen Anklagen und Beschuldigungen Gehör schenkte und am 14. März 1457 die nichts ahnenden Brüder Hunyadi verhaften ließ. Dieses Schicksal theilten mit ihnen noch mehrere ihrer Freunde und Anhänger. Ohne die Vertheidigung der Angeklagten zuzulassen, verurtheilten die Ankläger beide Brüder als Hochverräther zum Tode und zum Verluste ihrer Güter, weil sie „von der Begierde nach Erwerbung des Thrones angetrieben, den schon in der Seele ihres Vaters gekeimten Plan zu verwirklichen suchten und dem Könige und dessen Räthen nach dem Leben strebten."

Der junge König genehmigte jedoch nur die Hinrichtung des Grafen Ladislaus, in welchem er einen Rivalen und den Anführer der behaupteten Verschwörung erblickte. Am 16. März 1457, also zwei Tage nach der Verhaftung, fiel das Haupt des ritterlichen Ladislaus unter den wiederholten Streichen des Henkers. Dieses unschuldig vergossene Blut schrie um Rache. Es brachte dem unglücklich berathenen Könige harte Noth und frühen Tod.

Sofort erhob sich die tiefgekränkte Mutter, die Witwe nach dem Helden Johann Hunyadi, und stellte sich mit ihrem Bruder Michael Szilágyi an die Spitze einer rasch um sich greifenden mächtigen Bewegung, die den König und dessen Rathgeber mit Furcht und Schrecken erfüllte. Die Königsburg zu Ofen bot keine ausreichende Sicherheit mehr; denn in der Hauptstadt selbst hatte die Hinrichtung des jungen Hunyadi eine bedenkliche Gährung unter der Bevölkerung hervorgerufen und so floh im Monate Juni 1457 der König Ladislaus nach Wien.

Ihm mußte auch der gefangene Mathias Hunyadi folgen, gleichsam als Schutzwehr und Geißel gegen die angebahnten Gewaltmaßregeln der rächenden Mutter und ihrer Freunde. Der Gefangene wurde übrigens seit der Einsprache des päpstlichen Legaten in strenger, doch mehr anständiger Haft gehalten. Man hatte ihm auch die schweren eisernen Fesseln abgenommen. Inzwischen reifte in Ungarn der Bürgerkrieg heran; doch ehe er noch vollends zum Ausbruche kam, bewog das Mutterherz die Witwe Johann Hunyadi zu einem Ausgleichsversuche. Als sie den einzigen Sohn in Gefangenschaft außer Landes gebracht sah, da siegte die mütterliche Liebe über den Hass gegen ihre Feinde. Sie war zu großen Opfern bereit, wenn sie dem Sohne die Freiheit wieder verschaffen konnte. Allein die erneuten Verhandlungen zerschlugen sich, Mathias blieb als Gefangener des Königs in Wien.

Digitized by Google

Die rasch aufeinanderfolgenden herben Schicksalsschläge reiften des Jünglings Geist vor der Zeit und kräftigten in ihm jenes hohe Maß von Selbstgefühl und Selbständigkeit, durch welches er gar bald Freund und Feind in Ueberraschung und Erstaunen versetzte. Als seine Wächter im Wiener Gefängnisse ihn spottweise den „König von Ungarn" nannten, da brauste er einst in heftigem Zorne auf und rief den Spöttern zu: „Wartet nur, ich werde einstens auch noch Euer König sein."

Fünf Monate dauerte die Gefangenschaft des jungen Hunyadi in Wien. Mittlerweile breitete sich in Ungarn und Siebenbürgen der Bürgerkrieg immer weiter aus. König Ladislaus V., der im September 1457 sich nach Prag begeben hatte, um daselbst seine Braut zu erwarten, ließ, geschreckt durch diese drohende Bewegung, den Staatsgefangenen Hunyadi von Wien nach Prag bringen, wo letzterer gerade an dem Tage (23. November 1457) eintraf, als der König nach kurzem Unwohlsein unvermuthet aus dem Leben schied.

Mit diesem Todesfalle trat für die innere und äußere Entwickelung der unter dem Scepter des jugendlichen Habsburgers vereinigt gewesenen Länder Oesterreich, Ungarn und Böhmen neuerdings eine bedeutsame Wendung ein. An der Bahre des Königs Ladislaus reichten einander die Hände der böhmische Gubernator Georg von Podiebrad und der ungarische Jüngling Mathias Hunyadi, welche sich in die Kronen des Habsburgers theilten.

Mathias Hunyadi wurde mit Einem Schlage aus dem streng bewachten, vom Tode umdrohten Gefangenen zum geehrten Gastfreunde und künftigen Eidam des klugen Statthalters und Thronwerbers Podiebrad, der zudem seinen Vortheil auch darin zu wahren wußte, dass er nicht nur den demnächstigen König Ungarns bis zu dessen entschiedener Wahl unter seiner Obhut behielt, sondern überdies ein Lösegeld von 50.000 ungarischen Goldgulden sich ausbedang.

Den Bemühungen, Versprechungen, Androhungen und Abmachungen der Partei Hunyadi, an deren Spitze die Mutter und der Oheim des jungen Mathias standen, war es endlich gelungen, den Widerstand einer mächtigen Magnatenpartei zu besiegen; die große Masse des Kleinadels stand ohnehin vom Anbeginn auf Seiten des jungen Mathias. Bei diesen wirkte unter anderem auch ganz besonders die nachdrückliche Betonung des Nationalitätsprincips, womit Michael Szilágyi seinen Neffen als tauglichsten Throncandidaten empfahl. In seiner Erklärung an den

Digitized by Google

Adel hob er hervor, „es sei im Interesse der Ehre des magyarischen Stammes gelegen, dass ein Ungar auf den Thron erhoben werden möge.“ Und auch nach der erfolgten Wahl des Mathias Hunyadi wird dieser Act vor allem als ein Sieg des magyarischen Volksstammes, der magyarischen Nationalität und Sprache von den ungarischen Zeitgenossen in Wort und Schrift gepriesen. Das ist zugleich ein Beweis von der durchwegs irrthümlichen Anschauung, als ob das Nationalitätsprincip und dessen mächtiger Einfluß im Leben der Staaten und Völker erst ein Product unserer Zeit wäre.

Am 24. Januar 1458 wurde Mathias Hunyadi zum Könige von Ungarn ausgerufen; vierzigtausend Edelleute warteten stundenlang auf der Eisdecke der Donau zu Pest auf die zögernde Entscheidung der in Ofen versammelten Magnaten und schon gab sich drohende Ungeduld kund. Nun beschleunigten die Magnaten ihre Berathungen und beschlossen, den Sohn des Johann Hunyadi den Edelleuten zum Könige zu empfehlen. „Es lebe König Mathias“ hallte es aus der Kehle der harrenden Tausende zurück. Ungarn hatte nun wieder einen „nationalen“ König.

Allein noch waren für den jugendlichen Nachfolger auf dem Throne des h. Stephan viele ernste Schwierigkeiten und Hindernisse zu besiegen. Doch er bezwang und überwand sie alle durch die überraschende Klugheit und Schärfe seines Geistes, durch seine rücksichtslose Energie und durch seinen männlichen Muth, der selbst den besten Freund und Wohlthäter nicht schonte, sobald dieser seinem persönlichen Ehrgeize oder seinen politischen Absichten und Plänen hindernd in den Weg trat. Von dieser Selbständigkeit gab König Mathias gleich nach seiner Thronbesteigung deutliche Beweise. Seiner Jugend wegen war sein Oheim Michael Szilágyi, der Bruder seiner Mutter, dem Mathias großentheils die Krone zu danken hatte, für die nächsten fünf Jahre zum Landes-Gubernator gewählt worden. Der machtlüsterne Mann hatte gehofft, mindestens während dieser Zeit über seinen königlichen Neffen und über das Land die Herrschaft führen zu können. Wie bitter wurde er enttäuscht! König Mathias beließ ihn zwar äußerlich in seiner hohen Würde, überhäufte ihn mit Schenkungen von Land und Leuten und erging sich in den überschwenglichsten Ausdrücken des Dankes gegen ihn. Aber er gestattete seinem Oheim weder die weitere Ausübung einer wirklichen Regierungsgewalt, noch fragte er ihn um Rath; sondern er schickte den rauhen Kriegsmann, dessen Heimat das Lager war, nach Süd-Ungarn zur Bekämpfung der

Digitized by Google

stets gefährlicher werdenden Türken. Erst jetzt erkannte Szilágyi, dass die eigentliche Macht seiner Hand entglitten sei und der leidenschaftliche und eitle Mann ließ sich in seinem Zorn wiederholt zur Verschwörung gegen seinen König und Neffen hinreißen. Dieser aber kannte keine Schonung, nachdem er beim ersten Versuche der Untreue Milde hatte walten lassen. Jetzt (8. October 1458) wurde der hochstrebende Magnat, der Serbiens Krone erlangen wollte, in Belgrad verhaftet, zum Tode verurtheilt und nur auf Fürbitte des päpstlichen Legaten zur Gefangenschaft begnadigt, die er in dem festen Schloß von Világos verbüßen sollte.

Mathias befestigte dadurch wohl im Innern seinen Thron, aber weder konnte er die oligarchischen Gelüste und Bestrebungen völlig ersticken, noch die Anerkennung seiner Stellung bei den meisten seiner Nachbarfürsten erzwingen. Unter diesen war für Mathias der wichtigste der römische König und Beherrscher von Nieder- und Inner-Oesterreich Friedrich III., der als früherer Vormund des minderjährigen Königs Ladislaus V. sich im Besitze der ungarischen Krone befand. Diese Krone zu erlangen mußte für Mathias ein Hauptbemühen sein; denn erst dann, wenn er als „gekrönter" König die Herrschaft führte, konnte er hoffen, auch im Innern des Landes die Häupter der Oligarchie zu besiegen, die dem nur „erwählten" Könige leichter den Gehorsam versagten.

König Friedrich war nicht abgeneigt gegen ein beträchtliches Lösegeld die Krone Ungarns auszufolgen, und schon war in der zweiten Hälfte des November 1458 die Vereinbarung getroffen worden, an welchem Tage die Boten des Königs Mathias den kostbaren Ersatz in Grätz übernehmen sollten. Da waren es wieder ungarische Magnaten, die im Hass gegen den „Emporkömmling" Mathias den sonst wenig ehrgeizigen Friedrich dazu bewogen, dass er selber als Thron-Prätendent auftrete, was um so leichter wäre, da (wie man ihm versicherte) König Mathias selber gegen Zusicherung einer „anständigen Pension" zur Abdankung geneigt sei.

Es liegt nicht in der Absicht dieser Zeilen, die in Folge dieser Ansprüche Friedrich's eingetretenen diplomatischen und kriegerischen Ereignisse zu schildern. Es genüge hier anzuführen, dass erst am 19. Juli 1463 zu Wiener-Neustadt die Friedensurkunde unterzeichnet ward, der zufolge am 24. desselben Monats die ungarische Gesandtschaft die Krone des h. Stephan in Grätz in Empfang nehmen konnte. Doch erst am 29. März

Digitized by Google

des Jahres 1464 fand zu Stuhlweißenburg die feierliche Krönung statt. Mathias führte das königliche Scepter und das oft siegreiche Königsschwert schon über sechs Jahre, bevor er die in Ungarns Staatsverfassung vorgeschriebene Bedingung zur völlig legitimen Herrschaft zu erfüllen vermochte.

Inzwischen hatte der junge König durch eine Reihe kühner Kriegsfahrten und siegreicher Schlachten, Eroberung fester Plätze in Serbien und Bosnien nicht nur seinen Feldherrn- und Heldenruhm begründet, sondern auch den gefährlichsten Feind seines Landes, die Türken, von weiterer Ausbreitung ihrer verheerenden Macht zurückgehalten. Dass dem ungarischen Könige nicht mehr gelungen war, daran lag die Schuld einmal in seiner unzureichenden Kriegsstärke und dann in dem Mangel an Unterstützung und Hilfe von Seiten der westeuropäischen christlichen Fürsten. Nur die Päpste allein erkannten die große Gefahr, sandten wiederholt Subsidien und suchten die anderen Fürsten zum vereinigten Handeln gegen den „Erbfeind christlichen Namens" zu bestimmen. Leider meist ohne Erfolg.

Damals (1465) entstand in der Seele des ungarischen Königs Mathias ein kühner weitausgreifender Gedanke. Er hatte erkannt, dass Ungarns Macht allein zur Bekämpfung und Abwehr der Türkengefahr nicht hinreiche und dass die anderen Fürsten keine Hilfe und Unterstützung bieten: darum wollte er seine Macht durch Eroberungen im Westen vergrößern, um dadurch die Mittel zur kräftigern Kriegsführung gegen die Türken zu gewinnen.

Mathias hatte nichts geringeres im Sinne, als sich auf den „ersten Thron der Christenhut" emporzuschwingen, d. h. die römisch-deutsche Königs- und Kaiserkrone zu erwerben. Sein Plan war, sich noch bei Lebzeiten des Kaisers Friedrich III. zum „römischen Könige" wählen zu lassen, wobei er neben dem energielosen Kaiser hoffen konnte, die noch immer bedeutende „kaiserliche" Gewalt ganz nach seinem Sinn und Willen benützen zu können. König Mathias suchte sich deshalb dem Kaiser in jeder Weise zu nähern und dessen Gunst zu erlangen. In dieser Absicht warb er auch um die Hand einer österreichischen Prinzessin, nachdem seine erste Gemahlin, die Tochter des böhmischen Königs Podiebrad, zu Anfang des Jahres 1464 im Kindbette gestorben war.

Der Kaiser zeigte sich den Wünschen des Königs Mathias mindestens äußerlich nicht abgeneigt, ja er machte ihm Hoffnung auf die

Digitized by Google

Erlangung der römischen Königswürde. Es geschah dies unter dem Eindrucke der Besorgnis vor dem kriegerischen Einfall der Böhmen nach Oesterreich. Gegen sie rief der Kaiser die Hilfe des ungarischen Königs an und dieser war um so eher bereit, dem Rufe zu folgen, als er dadurch nicht nur dem Kaiser einen Dienst leisten, sondern zugleich ein dringliches Ansuchen des Papstes erfüllen konnte. Schon im Jahre 1466 hatte Mathias dem Papste seine unbedingte Willfährigkeit gegen „Czechen oder Türken" zu kämpfen, ausgedrückt. Als nun König Georg Podiebrad wegen seiner Hinneigung zum Husitenthum mit dem Banne belegt wurde und der Papst den ungarischen König zur Bekämpfung des „Ketzers" aufforderte, da erklärte (31. März 1468) Mathias als Bundesgenosse des Kaisers und als Beschützer der böhmischen Katholiken dem König Georg von Böhmen den Krieg und rückte unmittelbar darauf durch Oesterreich, wo er sich mit den Truppen des Kaisers vereinigte, gegen Znaim vor.

Die Erzählung der nun folgenden Kriegsereignisse liegt außerhalb der Absicht dieser Zeilen. Wir führen nur an, dass König Mathias von Ungarn am 3. Mai 1469 von dem katholischen Theil des böhmischen Adels feierlich zum Könige von Böhmen gewählt wurde und sich dann in Mähren, Schlesien und der Lausitz die Huldigung leisten ließ. Der Krieg gegen Böhmen dauerte mit einigen Unterbrechungen über zehn Jahre und fand seinen Abschluß erst durch den Friedensschluß zu Olmüz (21. Juli 1479), bei einer persönlichen Zusammenkunft des Königs Mathias mit dem böhmischen Könige Wladislaw, dem Nachfolger des 1471 verstorbenen Königs Georg.

Nach diesem Olmüzer Friedensvertrage verblieben dem ungarischen Könige außer dem Titel eines Königs von Böhmen noch die Länder Mähren, Schlesien und die Lausitz, also ein ansehnlicher Besitz, der die Macht und das Ansehen Mathias' bedeutend erhöhte und ihn auf der Bahn nach der Erreichung seines hochstrebenden politischen Endzieles einen namhaften Schritt weiter nach vorwärts brachte. Die Begründung eines großen mitteleuropäischen Donaureiches war damit abermals in das Bereich der nahen Möglichkeit getreten.

Allein gerade diese ungemeine Machterweiterung führte zwischen Mathias und dem Kaiser Friedrich neuerdings allerlei Trübungen, Mishelligkeiten und endlich offene Feindseligkeiten herbei. Wie intim die Beziehungen der beiden Herrscher gewesen, das bezeugt die Thatsache,

Digitized by Google

dass Kaiser Friedrich im Herbste 1468, ehe er seine Reise nach Italien antrat, dem ungarischen König für ein Jahr alle Einkünfte von Oesterreich unter und ob der Enns verschrieben hatte, wogegen Mathias versprach, während dieser Zeit Oesterreich gegen alle Feinde von außen und im Innern zu schützen. Als nun während der Abwesenheit des Kaisers in Steiermark und Oesterreich eine Empörung des Adels gegen den Kaiser sich erhob, und Mathias diesen Aufstand nicht sofort mit Gewalt unterdrückte: so gerieth er bei dem mistrauischen Kaiser in den Verdacht der Gemeinschaft mit den Empörern, um in dauernden Besitz Oesterreichs und seiner Einkünfte zu bleiben. Es kam zu scharfen Auseinandersetzungen zwischen Kaiser und König, welch letzterer unter anderen Forderungen auch das beleidigende Verlangen stellte, wenn er (König Mathias) nach Wien käme, so sollten ihm zwei Thore der Stadt eingeräumt und diese mit ungarischen Truppen besetzt werden; ebenso solle der König mit 500 Bewaffneten in die Stadt einziehen dürfen.

Der Kaiser lehnte diese Forderungen entschieden ab und schon war der völlige Abbruch der freundschaftlichen Beziehungen nahe, als man doch noch die Verabredung traf, der König möge unter sicherem Geleite des Kaisers nach Wien kommen, damit hier durch die Räthe beider Fürsten eine Vereinbarung zu Stande gebracht werde.

Für König Mathias war die friedliche Verständigung mit dem Kaiser zur Nothwendigkeit geworden, angesichts der erhöhten Gefahren, welche ihm von Böhmen und Polen, aber auch von Süden her und im Innern seines Landes drohten. Um also des Kaisers Mistrauen in die Aufrichtigkeit seiner freundschaftlichen Gesinnung völlig zu zerstreuen, bewarb sich König Mathias um die Hand der Prinzessin Kunigunde, Tochter des Kaisers Friedrich, und kam dann in Begleitung geistlicher und weltlicher Magnaten zu Anfang des Jahres 1470 nach Wien. Allerdings hatte Kaiser Friedrich ihm vorerst eine feierliche Urkunde (9. Februar 1470) ausstellen müßen, dass „dem König und seinen Begleitern kein Leid zugefügt werde" und Mathias mußte die Verpflichtung eingehen, er werde sich „freundschaftlich und herzlich" benehmen.

Am 11. Februar 1470 hielt sodann König Mathias als des Kaisers Gast und Freund seinen feierlichen Einzug in Wien. Wie ganz anders kam er jetzt in die alte Kaiserstadt! Vor kaum zwölf Jahren hatte er sie in strenger Gefangenschaft betreten, ohne Aussicht auf baldige Rettung und Freiheit; heute ritt er an der Spitze von anderthalb tausend reich-

Digitized by Google

geschmückten Reitern durch die Thore Wiens. An seiner Seite befanden sich drei Bischöfe und eine große Anzahl ungarischer und böhmischer Magnaten. Es war augenscheinlich, dass Mathias durch diesen entfalteten Glanz und Pomp nicht blos den Unterschied im Wechsel der Zeitumstände darstellen, sondern auch seinen Reichthum gegenüber der ärmlichen Bescheidenheit des kaiserlichen Hofhaltes zur Anschauung bringen wollte. Diese Absicht bewog den König auch dazu, seinen aus Florenz zurückkehrenden Gesandten in Wien zu empfangen und die ihm von der florentinischen Republik als Ehrengeschenk gesendeten Löwen hier in Empfang zu nehmen.

Gleichzeitig suchte aber der kluge König auch durch ehrerbietige Zuvorkommenheit, durch kindliche Zärtlichkeit und zwanglose Heiterkeit das Herz des Kaisers zu gewinnen. Er zeigte in den ritterlichen Spielen seine körperliche Gewandtheit, er führte vor dem Kaiser ungarische Tänze auf, machte mit ihm Schlittenfahrten durch die schneebedeckten Straßen von Wien und bemühte sich in aller Weise, den Kaiser zu unterhalten. Dasselbe Bestreben bekundete auch der letztere, so dass die Umgebung bei diesen gegenseitigen Aufmerksamkeiten, bei diesen öffentlichen Umarmungen und Küßen ein spöttisches Lächeln nicht unterdrücken konnte, und ein Augenzeuge berichtet, Kaiser und König hätten sich benommen, „als ob sie ein Liebespaar gewesen wären".

Einen nicht minder günstigen Verlauf nahmen die diplomatischen Verhandlungen. Der Kaiser zeigte sich geneigt, sein einziges Töchterlein dem Könige Mathias zur Gemahlin zu geben, doch mit der Bedingung, dass die eheliche Verbindung erst nach zehn Jahren geschehen soll; zählte ja doch die Prinzessin nur fünf Jahre! Weiters sicherte er für den Fall, als sein Sohn Maximilian ohne Thronerben sterben sollte, dem ungarischen Könige zu, dass alle seine Länder ihm zufallen sollten.

Demgemäß kam zwischen den beiden Fürsten eine Vereinbarung zu Stande, wonach im Monate Juni beide im deutschen Reichstage erscheinen werden, um für die Wahl des römischen Königs und in Angelegenheiten der Kriege gegen Böhmen und die Türken die nöthigen Verfügungen zu treffen.

So waren alle Fragen gereinigt, alle bestehenden Differenzen beigelegt und König Mathias schwelgte in großer Freude, die er keineswegs verheimlichte. Dem Gesandten von Mailand gegenüber äußerte er sich, dass er „nunmehr mit dem Kaiser ein Herz und eine Seele" sei. Der

Digitized by Google

venetianische Gesandte hatte von seiner Signoria bereits die Weisung erhalten, zur Verlobung des Königs mit der Kaiserstochter die Glückwünsche darzubringen.

Aller all' das war nur äußerlicher Schein. Trotz des auffällig freundschaftlichsten Verkehrs dauerte zwischen den beiden langjährigen Gegnern das alte Mistrauen fort. Der Kaiser zögerte von einem Tage zum andern mit der Bestätigung und der feierlichen Veröffentlichung der gefaßten Beschlüße. König Mathias wurde ungeduldig, er drang auf Beschleunigung der Entscheidung und drohte mit dem völligen Abbruche der Verhandlungen, ja er begab sich zum Kaiser, um von demselben Abschied zu nehmen. Doch dieser ließ ihn nicht fort, bat um Nachsicht und bewog ihn, den Graner Erzbischof Johann Vitéz als Friedensstifter zwischen Beiden anzunehmen. Durch dessen Vermittelung wurde Mathias wieder versöhnt.

Schon dauerte der Aufenthalt des ungarischen Königs in Wien einen Monat und noch hatte er außer schönen Redensarten, Schmeicheleien, Lustbarkeiten und äußeren Ehrungen von Seiten des Kaisers nichts erreicht. Zu der natürlichen Ungeduld des heißblütigen stolzen Mannes kamen die Einflüsterungen und Intriguen Anderer hinzu, die des Königs Argwohn steigerten. So schenkte er denn auch den Zuträgereien eines Wiener Bürgers Glauben, dass ein Attentat auf sein Leben geplant werde, und voll Zorn begab er sich in die Versammlung der Räthe des Kaisers, wo er erklärte, er lasse nicht länger mit sich ein Spiel treiben, sondern werde abreisen. Und in der That; ohne vom Kaiser Abschied zu nehmen, verließ er am 11. März die Stadt und fuhr auf einem bereitstehenden Schiffe donauabwärts nach Preßburg.

Auf die Nachricht hievon erschrack der Kaiser und setzte sich zu Pferde, um den König einzuholen und ihn zur Rückkehr zu bewegen; allein bei dem hohen Wasserstande konnte das galoppirende Roß am Ufer das rasch dahingleitende Schiff nicht erreichen.

Und so scheiterten die Projecte hinsichtlich der Verehelichung des Königs Mathias mit der Kaiserstochter und seiner Nachfolgerschaft im deutschen Reiche. Wohl wurden noch verschiedene Versuche gemacht, den abgerissenen Faden wieder anzuknüpfen; allein vergebens. Es trat der frühere mistrauische feindselige Zustand wieder ein, ja er nahm einen schärferen Charakter an. Zwischen Friedrich III. und König Mathias gab es fernerhin noch zeitweise Waffenstillstände, aber keinen dauernden

Digitized by Google

Frieden mehr. Es war ein Kampf und Krieg ohne Ende, der über die Nachbarländer, namentlich über Nieder-Oesterreich unsäglichen Jammer und großes Elend brachte.

Der Kaiser sah die Rache des Königs voraus und darum suchte er Bündnisse gegen ihn abzuschließen. Es kam eine Coalition zwischen Kaiser Friedrich und den Königen von Böhmen und Polen zu Stande, desgleichen wurden die deutschen Fürsten von Mathias abgelenkt und man suchte auch den Papst zur Stellungnahme gegen den Ungarn-König zu bewegen.

Während Mathias auf diese Weise nach außen hin in eine völlig isolirte Position gerieth, bedrohte im Innern selbst eine neue Empörung seinen Thron. Obwohl er bereits zwölf Jahre mit Kraft Umsicht und Erfolg regiert hatte, so erneuerten sich dennoch immer wieder die Aufstandsgelüste einer unbotmäßigen Oligarchie und suchten ihn der Krone zu berauben. Des Königs gränzenloses Selbstvertrauen, die Rücksichtslosigkeit bei Befolgung seiner Ziele, die oft gewaltthätige gesetzwidrige Herbeischaffung der hiezu erforderlichen Mittel entfremdeten ihm seine bisher vertrautesten Freunde und Rathgeber und die Verschwörung vom Jahre 1471, an deren Spitze kein geringerer als der Graner Erzbischof und dessen Neffe, der Bischof von Fünfkirchen, standen, bedeutete für Mathias eine ganz besondere Gefahr.

Allein gerade in dieser doppelt bedenklichen Lage zeigte sich die überlegene geistige Größe des ungarischen Königs; durch rasche Entschlossenheit und energisches Handeln machte er die Anschläge seiner misvergnügten Unterthanen zu nichte und beugte sie unter seine kraftvolle Hand; durch kluges Vorgehen zerstörte er die gegen ihn gerichtete Coalition der Fürsten und befestigte den bedrohten Länderbesitz, ja schloß seinerseits mit den Gegnern Friedens- und Freundschafts-Bündnisse ab.

Nur mit dem Kaiser dauerte das gespannte Verhältnis fort, und so kam es im Juni 1477 abermals zum offenen Krieg. König Mathias drang mit seinem Heere fast ohne Widerstand in Oesterreich ein, eroberte die festen Plätze Hainburg und Petersdorf und war bald im Besitze des ganzen Gebietes zwischen Wien und Wiener-Neustadt. Nachdem die mittlerweile gepflogenen Friedensunterhandlungen zu Krems, bei denen die Gesandten des ungarischen Königs auch dessen Kostenrechnung für seinen Wiener Aufenthalt und das Reugeld für die Vorenthaltung der kaiserlichen Prinzessin dem Kaiser überreicht hatten, zu keinem Erfolg führten, ent-

Digitized by Google

schloß sich König Mathias zur Einschließung und Belagerung Wiens. Die umliegenden kleineren Befestigungen und Orte brachte er leicht in seine Gewalt. Auf diesem seinem Kriegszuge begleiteten ihn auch seine junge Gemahlin Beatrix und deren Mutter, die Zeugen seiner Triumphe sein sollten. „Einen solchen Krieg", schreibt der Erlauer Bischof, „habe ich noch niemals gesehen; man könnte ihn eher für eine Hochzeitsreise halten."

Um die österreichische Hauptstadt von allen Seiten einzuschließen, suchte Mathias auch auf dem linken Ufer der Donau festen Fuß zu fassen. Dies gelang ihm durch List. Während er nämlich am 23. August den größten Theil seines Heeres gegen die Orte Matzleinsdorf und Margarethen führte und diese mit Stein- und Eisenkugeln überschüttete, wodurch er die ganze Aufmerksamkeit der Besatzung hierherlenkte: gelangte ein mit Bewaffneten besetztes Schiff, gedeckt durch die Auen der Donau, unbemerkt zur Brücke unterhalb Wien und nahm die beiden Brückenköpfe in Besitz.

Wiens Bevölkerung und Besatzung war nun von allen Seiten umringt und den Gefahren der Hungersnoth ausgesetzt. König Mathias aber setzte seine Eroberungen fort. In den Monaten September und October brachte er eine ganze Reihe von österreichischen Städten und Burgen in seine Gewalt. Bruck, Marchegg, Baden, Korneuburg, Tulln, St. Pölten und andere mußten ihm huldigen und seine Schaaren streiften bis nach Linz, dem Aufenthaltsorte des bedrängten Kaisers. Nur die Hauptstadt Wien unter der Leitung des Grafen Hans von Werberberg und die Schwesterstädte Krems und Stein leisteten tapferen Widerstand; hier erlitten die Ungarn empfindliche Verluste.

In seiner Bedrängnis mußte Kaiser Friedrich die harten Bedingnisse seines siegreichen Gegners annehmen; doch gerade deshalb war der am 1. December 1477 geschlossene Friede ebenfalls von keiner Dauer. Schon im Sommer 1480 verheerten ungarische Kriegsschaaren neuerdings Nieder-Oesterreich und Steiermark und kaum hatte König Mathias sich zur Noth neuer Anstürme der türkischen Renner und Brenner erwehrt, als er im Mai 1482 wieder ein Kriegsheer persönlich nach Oesterreich führte. Hier fiel nach mehrmonatlicher tapferer Vertheidigung die Feste Hainburg und der König rückte mit seinem Heere abermals gegen Wien vor. Auf dem Wege besetzte er die Orte St. Veit, Baden und Enzersdorf, wodurch die Zufuhr nach Wien sehr erschwert wurde. Um nicht hier eingeschlossen zu

Digitized by Google

werden, verließ der Kaiser Anfangs April 1483 die Stadt und zog sich nach Grätz zurück. Wenige Tage darauf ergaben sich auch die Bürger von Klosterneuburg dem ungarischen Könige.

Dieser erneuerte im Jahre 1484 den Kampf mit verstärkter Heftigkeit; der Kaiser konnte ihm nur wenige Truppen entgegenstellen und nur die tapfere Vertheidigung einiger österreichischen Städte hemmte das siegreiche Vordringen der Ungarn. Nach dem Falle von Korneuburg, welches eine siebenmonatliche Belagerung ausgestanden hatte, wendete König Mathias seine volle Aufmerksamkeit der Eroberung von Wien zu. Den Ungarn kam auch die im Winter von 1484 auf 1485 herrschende große Kälte sehr zu Statten. Sie überschritten die festgefrorne Donau, besetzten den Prater und nahmen die Verschanzungen, welche die Brücken deckten, hinweg. Die Donau war durch dreifache Ketten und versenkte Fässer abgesperrt.

Der Kaiser hatte sich schon im October von Grätz nach Linz begeben, um mit seinen geringen Kräften dem bedrängten Wien Hilfe zu leisten. Er sendete ein Ersatz-Corps, das aber von dem ungarischen Heerführer Davidházi zurückgeschlagen wurde. König Mathias verlegte sein Lager nach Währing und am 29. Januar 1485, Mittags zwölf Uhr, begann die Beschießung der Stadt Wien.

Allein die Belagerung zog sich sehr in die Länge. Wien war nämlich eine stark befestigte Stadt. Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts waren die Ringmauern verstärkt und mit gedeckten Wallgängen versehen, die Stadtgräben vertieft und die Vorstädte durch Zäune, Gräben und Bollwerke in Vertheidigungsstand versetzt worden. Die eingeschlossene Besatzung hielt sich wacker, ja sie unternahm wiederholte Ausfälle und fügte den Belagerern großen Schaden bei.

König Mathias soll den in seinem Lager verbreiteten Gerüchten zufolge wiederholt selber auf Kundschaft in Wien gewesen sein. Um sich über den Zustand der Stadt und über die Stimmung der Bevölkerung genaue Kenntnis zu verschaffen, soll er einmal als Bauer verkleidet, Eier und Butter feilbietend in der Stadt gewesen sein, ein andermal habe er sich als Wagnergeselle, ein Rad vor sich her treibend, in die Stadt eingeschlichen und davon überzeugt, dass die Tage des Widerstandes gezählt seien.

Es herrschte in der Stadt große Noth und Theuerung; die Bürger begannen unruhig zu werden und drangen auf Einleitung von Unterhandlungen mit dem Könige. Die kaiserlichen Capitäne schoben die Er-

Digitized by Google

füllung dieses Begehrens von Tag zu Tag hinaus und suchten die Verzagenden dadurch aufzurichten, dass sie versicherten, des Kaisers Sohn Erzherzog Maximilian sei mit deutschen und burgundischen Kriegsschaaren unterwegs und der Entsatz der Stadt stehe nahe bevor. Als sich jedoch diese Vertröstungen als grundlos erwiesen, nahm die Aufregung unter den Bürgern solche Dimensionen an, dass die Uebergabsverhandlungen nicht länger verzögert werden konnten. Die Noth wurde noch dadurch gesteigert, dass, wie es heißt, einzelne reiche Bürger viele Lebensmittel aufgespeichert hatten und zu Wucherpreisen verkauften.

Infolgedessen nahmen die untern Volksclassen eine drohende Haltung an und so beschloß der Rath, in welchem übrigens König Mathias schon seit längerer Zeit mehrere Anhänger hatte, die Einleitung von Unterhandlungen. Es wurden die Professoren der berühmten Wiener Universität an den wissenschaftfreundlichen König in's Lager gesendet und diese erwirkten am 14. Mai vorläufig einen siebentägigen Waffenstillstand. Sodann wurde festgesetzt, dass, wenn bis zum 1. Juni kein Entsatzheer eintreffe, die Stadt übergeben werde; die Besatzung erhalte mit ihren Pferden, Waffen und Gepäck freien Abzug.

Das Entsatzheer erschien nicht und so erfolgte die Uebergabe der Stadt Wien. Der siegreiche Ungarn-König hielt am festgesetzten 1. Juni an der Spitze von 8000 Bewaffneten seinen feierlichen Einzug in die Residenz der Habsburger, wo er vom Rathe der Stadt, von der Geistlichkeit und der Universität feierlichst begrüßt wurde. Einen noch feierlicheren Empfang bereitete man fünf Tage später der einziehenden Königin. Im Dom zu St. Stephan wurde das Tedeum abgehalten und bei dieser Gelegenheit nahm das ungarische Herrscherpaar die schmeichlerische Begrüßungsrede des Professors Nicolaus Kreuznach entgegen. Sodann zog König Mathias und seine Gemahlin in die alte erzherzogliche Burg ein, die er in gewohnter Weise prunkvoll ausschmücken ließ und überdies durch die Errichtung hängender Gärten verschönerte.

Diese Burg blieb fortan sein Lieblingsaufenthalt, obgleich er außerdem noch einen glänzenden Palast an der Ecke der Kärntnerstraße erbaut hatte; von dem Habsburger Sitze aus datirte Mathias gern seine Urkunden, und wenn er zeichnete „aus der Burg" oder „aus dem Schlosse unserer Stadt Wien", da erfüllte des Königs Seele ein stolzes Selbstbewusstsein.

Denn Mathias betrachtete sich kraft des Eroberungsrechtes als den rechtmäßigen Herrscher von Oesterreich. Er nahm den Titel eines „Herzogs

Digitized by Google

von Oesterreich" an, verlangte vom Wiener Stadtrathe den Eid der Treue, berief die Landstände ein und nahm deren Huldigung entgegen. Auch griff er mit kräftiger Hand in die Regierung des Landes ein. Er ließ ein neues Steuersystem ausarbeiten, machte Güterverleihungen an seine ungarischen Getreuen, ja er besetzte auch das Wiener Bisthum mit einem Ungarn Urban Dóczi u. s. w.

Zu Beginn des Krieges (meint Dr. Fraknói) sei nur des Königs Absicht gewesen sich am Kaiser zu rächen, ihn zu demüthigen und ihn im Interesse der Sicherung seiner eigenen Macht zum Abschluße einer Vereinbarung zu zwingen. Unter dem Eindrucke der kriegerischen Erfolge reiften jedoch kühnere weitergreifende Pläne in der Seele des Königs. Er hoffte, die Erbprovinzen der Habsburger dauernd der ungarischen Krone unterwerfen zu können; im Besitze deutschen Landes konnte er dann auch mit größerer Aussicht auf die Gewinnung des deutschen Thrones rechnen. Dieses Endziel schwebte dem ehrgeizigen Könige unablässig vor Augen und die gelehrten und poetisirenden Schmeichler in seiner Umgebung sorgten dafür, diese Gefühle wach zu erhalten und das Verlangen nach der „Imperatorswürde" möglichst zu steigern.

Allein diese Träumereien wurden durch die Wirklichkeit gar bald zerstört. Nicht nur, dass die deutschen Kurfürsten am 16. Februar 1486 den Erzherzog Maximilian, des Kaisers Sohn, zum römisch-deutschen Könige erwählten und der deutsche Reichstag dem Kaiser ein Hilfsheer von 34.000 Mann gegen König Mathias bewilligte: sondern es erhoben sich auch in Ungarn selbst, dann in dessen Beziehungen zu den benachbarten Mächten, namentlich zur Republik Venedig, allerlei Schwierigkeiten und Störungen; die größte Gefahr blieben aber dauernd die Türken, deren fortschreitende Angriffe und Eroberungen das ungarische Reich zumeist bedrohten.

Man hat dem Könige Mathias schon bei seinen Lebzeiten und noch mehr nachmals den Vorwurf gemacht, dass er aus Ehrgeiz, Ländersucht und Herrschbegierde sich weit mehr mit der Erweiterung seiner Macht und Herrschaft im Westen als mit der Abwehr und Bewältigung der Gefahr im Süden seines Reiches beschäftigt habe. Dieser Vorwurf mag bis zu einem gewissen Grade seine Berechtigung haben; denn Eitelkeit und Ehrsucht waren bei König Mathias unstreitig einflußreiche Factoren in seiner auswärtigen Politik, welche auch der phantastischen Abenteuerlichkeit nicht völlig entbehrte. Allein im Ganzen wird man denn doch zugeben, dass

Digitized by Google

bei diesen oft getadelten Kriegs- und Eroberungszügen des Corviners die Erwerbung der Machtmittel zur erfolgreicheren Bekämpfung der Ungläubigen eine wesentliche Triebfeder gebildet hat.

Die Jahre 1486 und 1487 setzten den König allmählich in den Besitz von ganz Nieder-Oesterreich, wo nur vier Städte und einige Schlösser sich den Ungarn gegenüber behaupteten, und von einzelnen Theilen Ober-Oesterreichs, Steiermarks und Kärntens. Als Mathias nach drittehalbjährigem Aufenthalte in Wien und Oesterreich zu Anfang des Jahres 1489 nach Ofen zurückkehrte, da befand er sich auf der Höhe seiner Macht und stand an der Spitze des mächtigsten Reiches im östlichen Europa.

Auf dem Gipfel dieses Glückes konnte Mathias dennoch dasselbe nicht genießen. Der Kummer und die Sorge nagten an der Seele, schmerzvolle Krankheit peinigte den Körper des stolzen Königs. Seine beiden Ehen waren kinderlos geblieben; der aufgerichtete Hunyadenthron hatte keinen legitimen Erben und drohte nach dem Hinscheiden seines siegreichen Gründers in sich selbst zusammenzustürzen. Des Königs letzte Lebensjahre wurden erfüllt von seinen nimmerruhenden Bemühungen, einem unehelichen Sohne Johann Corvin die Krone des h. Stephan zu sichern. Unter diesen Bestrebungen stand die endliche Beilegung des langjährigen Streites mit Kaiser Friedrich III. im Vordergrunde. Des Kaisers Sohn, der römische König Maximilian, wäre zum Frieden bereit gewesen; ja in den Friedensverhandlungen vom Juni 1489 hatte er sogar die Abtretung von ganz Nieder-Oesterreich an den ungarischen König angenommen. Aber der Kaiser verweigerte die Genehmigung des Vertrages und so kam der Friede nicht zu Stande. Wie es heißt, soll der Kaiser seine Zustimmung hauptsächlich deshalb nicht gegeben haben, weil er den Voraussagungen seiner Astrologen Glauben schenkte, die ihm den baldigen Tod des ungarischen Königs prophezeiten.

Diese Vorhersagung hatte allerdings ihre gute Begründung. König Mathias befand sich bis zum Jahre 1487 in dem Vollbesitze männlicher Kraft; allein der damalige Feldzug in Oesterreich und die damit verbundenen Strapazen untergruben seine Gesundheit. Er bekam heftige Gichtanfälle, welche sich derart steigerten, dass er vom März des Jahres 1489 nicht mehr gehen konnte, sondern sich eines Tragsessels bedienen mußte. Im Sommer 1489 wurde sein Zustand besser, so dass er weitere Ausflüge unternehmen konnte. Allein mit Eintritt des Herbstes nahm die Krankheit eine bedrohliche Wendung an. Die Knie und Füße schwollen

Digitized by Google

und heftige Fieber durchwühlten den Leib. Der König war nicht im Stande, die gewünschte Fahrt nach Wien anzutreten; zudem hatten seine Hof-Astrologen ihn vor den Monaten November und December gewarnt: sie würden ihm Gefahr bringen.

Endlich, in den ersten Tagen des Jänner 1490, besserte sich des Königs Gesundheitszustand und die Sterndeuter gestatteten die Reise. Schon am 8. Januar verließ der König sammt seiner Gemahlin und seinem Sohne Herzog Johann Corvin die ungarische Hauptstadt Ofen, um das Hoflager nach dem geliebten Wien zu verlegen. Der äußerliche Grund dieser Winterreise des schwerkranken Königs war das geplante Zusammentreffen mit dem römischen Könige Maximilian; der Gesandte von Mailand am ungarischen Hofe berichtet jedoch, der eigentliche Grund sei des Königs Mathias Verlangen nach Wien gewesen. Auf der Hinfahrt besuchte er noch das Königsschloß Vyšegrad, das er zum „irdischen Paradiese" umgestaltet hatte, zog dann über Gran, Komorn, Totis und Preßburg nach der Hauptstadt Oesterreichs. Auf dieser Fahrt war es des Königs Hauptbemühen, die festen Schlösser in die Hand seines Sohnes zu überantworten, die Besatzung der Schlösser auf diesen Herzog Johann Corvin zu vereidigen und die geistlichen und weltlichen Magnaten zur feierlichen Anerkennung dieses Herzogs als königlichen Thronerben zu erwirken.

Wien war für König Mathias nicht nur der Zeuge seines stolzesten Triumphes, sondern die Stadt selbst und ihre Bevölkerung gefielen dem kunstfreundlichen geselligen Könige weit mehr, als das abseits gelegene weit stillere und einfachere Ofen. Aus den gleichzeitigen Schilderungen weiß man, dass Wien schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts eine ebenso schöne als lebensfrohe Stadt gewesen. Das war in den Tagen der Herrschaft des Königs Mathias nicht minder der Fall. Nach Albrecht von Bonstetter's Schilderung vom Jahre 1491 konnte es keine schöneren Bürgerhäuser geben. Sie waren hoch und stark gebaut und reich verziert, von innen und außen bemalt, die weiten Säle mit Glasfenstern und köstlichem Hausgeräth geschmückt: „Wo Du in ein Haus gehst, meinst Du in eines Fürsten Haus zu sein." Die Weinkeller lagen so tief und waren so ausgedehnt, dass man sagte: „Wien sei nicht minder auf als unter der Erde erbaut." Die Straßen waren gepflastert, weithin ragten die Burg, der St. Stephansdom, die Kirche zu St. Michael,

Digitized by Google

bei diesen oft getadelten Kriegs- und Eroberungszügen des Corviners die Erwerbung der Machtmittel zur erfolgreicheren Bekämpfung der Ungläubigen eine wesentliche Triebfeder gebildet hat.

Die Jahre 1486 und 1487 setzten den König allmählich in den Besitz von ganz Nieder-Oesterreich, wo nur vier Städte und einige Schlösser sich den Ungarn gegenüber behaupteten, und von einzelnen Theilen Ober-Oesterreichs, Steiermarks und Kärntens. Als Mathias nach drittehalbjährigem Aufenthalte in Wien und Oesterreich zu Anfang des Jahres 1489 nach Ofen zurückkehrte, da befand er sich auf der Höhe seiner Macht und stand an der Spitze des mächtigsten Reiches im östlichen Europa.

Auf dem Gipfel dieses Glückes konnte Mathias dennoch dasselbe nicht genießen. Der Kummer und die Sorge nagten an der Seele, schmerzvolle Krankheit peinigte den Körper des stolzen Königs. Seine beiden Ehen waren kinderlos geblieben; der aufgerichtete Hunyadenthron hatte keinen legitimen Erben und drohte nach dem Hinscheiden seines siegreichen Gründers in sich selbst zusammenzustürzen. Des Königs letzte Lebensjahre wurden erfüllt von seinen nimmerruhenden Bemühungen, einem unehelichen Sohne Johann Corvin die Krone des h. Stephan zu sichern. Unter diesen Bestrebungen stand die endliche Beilegung des langjährigen Streites mit Kaiser Friedrich III. im Vordergrunde. Des Kaisers Sohn, der römische König Maximilian, wäre zum Frieden bereit gewesen; ja in den Friedensverhandlungen vom Juni 1489 hatte er sogar die Abtretung von ganz Nieder-Oesterreich an den ungarischen König angenommen. Aber der Kaiser verweigerte die Genehmigung des Vertrages und so kam der Friede nicht zu Stande. Wie es heißt, soll der Kaiser seine Zustimmung hauptsächlich deshalb nicht gegeben haben, weil er den Voraussagungen seiner Astrologen Glauben schenkte, die ihm den baldigen Tod des ungarischen Königs prophezeiten.

Diese Vorhersagung hatte allerdings ihre gute Begründung. König Mathias befand sich bis zum Jahre 1487 in dem Vollbesitze männlicher Kraft; allein der damalige Feldzug in Oesterreich und die damit verbundenen Strapazen untergruben seine Gesundheit. Er bekam heftige Gichtanfälle, welche sich derart steigerten, dass er vom März des Jahres 1489 nicht mehr gehen konnte, sondern sich eines Tragsessels bedienen mußte. Im Sommer 1489 wurde sein Zustand besser, so dass er weitere Ausflüge unternehmen konnte. Allein mit Eintritt des Herbstes nahm die Krankheit eine bedrohliche Wendung an. Die Knie und Füße schwollen

Digitized by Google

und heftige Fieber durchwühlten den Leib. Der König war nicht im Stande, die gewünschte Fahrt nach Wien anzutreten; zudem hatten seine Hof-Astrologen ihn vor den Monaten November und December gewarnt: sie würden ihm Gefahr bringen.

Endlich, in den ersten Tagen des Jänner 1490, besserte sich des Königs Gesundheitszustand und die Sterndeuter gestatteten die Reise. Schon am 8. Januar verließ der König sammt seiner Gemahlin und seinem Sohne Herzog Johann Corvin die ungarische Hauptstadt Ofen, um das Hoflager nach dem geliebten Wien zu verlegen. Der äußerliche Grund dieser Winterreise des schwerkranken Königs war das geplante Zusammentreffen mit dem römischen Könige Maximilian; der Gesandte von Mailand am ungarischen Hofe berichtet jedoch, der eigentliche Grund sei des Königs Mathias Verlangen nach Wien gewesen. Auf der Hinfahrt besuchte er noch das Königsschloß Vyšegrad, das er zum „irdischen Paradiese" umgestaltet hatte, zog dann über Gran, Komorn, Totis und Preßburg nach der Hauptstadt Oesterreichs. Auf dieser Fahrt war es des Königs Hauptbemühen, die festen Schlösser in die Hand seines Sohnes zu überantworten, die Besatzung der Schlösser auf diesen Herzog Johann Corvin zu vereidigen und die geistlichen und weltlichen Magnaten zur feierlichen Anerkennung dieses Herzogs als königlichen Thronerben zu erwirken.

Wien war für König Mathias nicht nur der Zeuge seines stolzesten Triumphes, sondern die Stadt selbst und ihre Bevölkerung gefielen dem kunstfreundlichen geselligen Könige weit mehr, als das abseits gelegene weit stillere und einfachere Ofen. Aus den gleichzeitigen Schilderungen weiß man, dass Wien schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts eine ebenso schöne als lebensfrohe Stadt gewesen. Das war in den Tagen der Herrschaft des Königs Mathias nicht minder der Fall. Nach Albrecht von Bonstetter's Schilderung vom Jahre 1491 konnte es keine schöneren Bürgerhäuser geben. Sie waren hoch und stark gebaut und reich verziert, von innen und außen bemalt, die weiten Säle mit Glasfenstern und köstlichem Hausgeräth geschmückt: „Wo Du in ein Haus gehst, meinst Du in eines Fürsten Haus zu sein." Die Weinkeller lagen so tief und waren so ausgedehnt, dass man sagte: „Wien sei nicht minder auf als unter der Erde erbaut." Die Straßen waren gepflastert, weithin ragten die Burg, der St. Stephansdom, die Kirche zu St. Michael,

Digitized by Google

die der Minoriten, der Augustiner, der Dominicaner und die Thürme der steinernen Höfe des Adels und der Klöster empor. Lebhafter Handel und Verkehr hatte den Hauptstapelplatz Wien an der Donau zum Sitz des großen Reichthums erhoben, wo ein kräftiges Gemeinwesen und ein tüchtiges Bürgerthum in Arbeit und Fleiß, aber auch in des Lebens Heiterkeit und Frohgenuß blühte.

Hier fühlte König Mathias sich wohl und hierher verlangte es ihn zurück. Es war freilich kein so fröhlicher Einzug wie im Jahre 1470, da vor zwanzig Jahren der ritterliche Ungarn-König als des Kaisers Gast nach Wien gekommen war; ebenso war es kein solch stolzer Triumphzug wie vor fünf Jahren, als die Thore Wiens dem siegreichen Eroberer sich öffnen mußten: jetzt im Januar 1490 trug man einen gebrochenen todkranken Mann in die Räume der habsburgischen Hofburg zu Wien. Und dennoch schien auch diesmal der Aufenthalt daselbst die Lebensgeister des Königs neu zu stärken. Am 25. Februar 1490 feierte er sein Namensfest mit großem Gepränge und beschenkte dabei seine Gemahlin Beatrix mit Geschmeide im Preise von 8000 Goldgulden. Auch betrieb der König mit erhöhtem Eifer die Friedensunterhandlungen mit dem Kaiser und verfolgte den Gedanken, seinen Sohn zum Könige von Böhmen ausrufen zu lassen. Er übergab demselben eine Reihe fester Orte in Oesterreich, Steiermark, Kärnten, Krain, Mähren und Schlesien, und stand in Begriff gleich nach Ostern ihm zu Breslau die Regierung von Mähren Schlesien und der Lausitz in feierlicher Weise zu übertragen. Zu demselben Zwecke berief er die Stände Ungarns nach Ofen.

Inmitten dieser Pläne und Verhandlungen ereilte den König der Tod. Die Katastrophe führte folgender Anlass herbei: Am Palmsonntage des Jahres 1490 (4. April) wollte der König nach der Sitte jener Zeit dem heimkehrenden venetianischen Gesandten öffentlich den Ritterschlag ertheilen. Um nicht in den Stephansdom gehen zu müssen, ließ Mathias im Hofe der Burg eine Capelle aufrichten und diese rasch auszieren. Hier erschien er zur Messe in Begleitung seiner Gemahlin und seines Sohnes. Der Hof, geistliche und weltliche Magnaten sowie ausländische Gesandte wohnten der Feier bei. Nachdem die kirchliche Function beendigt war, berief der König den Venetianer Dominik Bollani vor den Thron und ertheilte ihm in üblicher Weise den Ritterschlag.

Digitized by Google

Von der doppelten Feierlichkeit kehrte der kranke König erschöpft in den Palast zurück. Da die Königin noch einige Kirchen besuchen wollte, war das Mittagsmahl auf eine spätere Stunde verlegt worden. Der König aber empfand Hunger und verlangte Feigen zur Stillung desselben. Als er jedoch ein Stück derselben kostete und sie angefault und somit ungenießbar fand, entbrannte er in heftigsten Zorn, welchen die mittlerweile heimgekehrte Königin vergebens zu stillen versuchte. Sie bot ihm nun verschiedene Gerichte an, aber er wies alles zurück. Mit einem Male erfasste ihn ein Schwindel und es ward ihm dunkel vor den Augen. Man brachte ihn in sein Schlafgemach und hier zeigten sich gegen Abend sechs Uhr die Erscheinungen eines Schlaganfalles. Er verlor das Bewusstsein, wurde von großen Schmerzen gepeinigt, die sich durch laute Weh- und Klagerufe aus den krankhaft zusammengepressten Lippen Luft machten. Dabei erfüllte zunehmende Unruhe den ganzen Körper.

Den rasch herbeigeeilten Herren und Hofleuten bot sich ein erschütternder Anblick; die Aerzte hatten den Kopf verloren, unthätig standen sie an der Lagerstätte des leidenden Königs. Nur die Königin suchte in fieberhafter Hast den Gemahl zu fassen; sie öffnete ihm gewaltsam den Mund, um ihm Arzenei einzuflößen; sie hob die fallenden Augenlider empor und rief dem Sterbenden ermuthigende Worte in's Ohr.

Alles vergebens. Mit der hereinbrechenden Nacht steigerten sich des Königs Schmerzen; er schrie aus voller Kraft und seine Rufe drangen weit über die Mauern der Hofburg hinaus. Gegen Morgen schlief er ein; aber schon nach wenigen Stunden weckten ihn neue Schmerzen, welche endlich die Kraft des Körpers brachen. Im träumerischen Halbschlummer siechte er dahin, zuweilen wachte er auf und starrte seine Umgebung an. Das Bewusstsein war auf Momente zurückgekehrt; da machte er große Anstrengungen zum Sprechen. Die gelähmte Zunge versagte den Dienst und die Bitte der Königin, ihr seine Wünsche und Befehle mittheilen zu wollen, hatten keinen Erfolg. Die ehedem so beredten Lippen öffneten sich nicht wieder.

Am dritten Tage des Todeskampfes, am 6. April 1490 Morgens zwischen sieben und acht Uhr hauchte der König seine Seele aus. Die Leiche wurde in einem Saale der Burg aufgebahrt und deren allgemeine Besichtigung gestattet. Hierauf brachte man die entseelte Hülle in den St. Stephans-Dom, wo der Trauergottesdienst gehalten wurde, und setzte

Digitized by Google

sie dann auf ein schwarz ausgeschlagenes Schiff. So kehrte Ungarns stolzer berühmter König in seine Hauptstadt nach Ofen zurück, um bald nachher in der Königsgruft zu Stuhlweißenburg zur ewigen Ruhe bestattet zu werden.

Der Tod des Königs Mathias war bedeutsam nicht nur für die Geschicke Ungarns, sondern er übte auf die gesammte europäische Politik jener Zeit einen folgenreichen Einfluß aus. Diesen zu schildern liegt jedoch nicht in der Absicht dieser Zeilen.

Der große weitausgreifende Plan des Königs, ein mächtiges Reich an der Donau zu gründen und dieses in gesicherter Gestalt seinem Sohn als Erbe zu hinterlassen, ging nicht in Erfüllung. Die Herrschaft des Königs Mathias zerfiel mit seinem Tode und den Thron Ungarns bestieg nicht Johann Corvin, sondern des Vaters langjähriger Rivale und Gegner, der Böhmen-König Wladislaw, der schon am 15. Juli 1490 zum Könige ausgerufen und am 18. September desselben zu Stuhlweißenburg gekrönt wurde. Die ungarische Oligarchie, welche des Corviners starke Faust mit offenem und geheimem Widerstreben erdulden mußte, hatte nun einen König, den sie „am Schopfe" halten konnte.

Die Eroberungen des Königs Mathias in Mähren, Schlesien und Oesterreich gingen für Ungarn wieder verloren. Vor dem Heere des römischen Königs Maximilian öffneten die Bürger von Wiener-Neustadt schon am 17. August 1490 die Thore und nöthigten die ungarische Besatzung, sich in die Burg zurückzuziehen. In Wien hatte Mathias den von ihm emporgehobenen Stephan Zápolya zum Statthalter eingesetzt. Dieser verließ jedoch die Stadt schon bei Annäherung des Königs Maximilian. Die Bürger von Wien ließen bereits Anfangs Juli eine Schaar von dessen Landsknechten in die Stadt und am 19. August hielt Maximilian selber unter dem Jubel der Bevölkerung seinen Einzug. Die zurückgebliebene ungarische Besatzung war auf die Burg beschränkt; doch auch hier konnte sie sich nicht lange halten; am 29. August ergab sich die Burg, als die Mauern durch das schwere Geschütz theilweise zusammengeschossen waren und Maximilian alles für den Sturm vorbereitet hatte. Wien und seine Burg befanden sich wieder in der Gewalt ihres rechtmäßigen Herrschers.

Wenn aber auch der große Gedanke des ungarischen Königs keine durchgreifende und dauernde Verwirklichung finden konnte, so war dieser

Digitized by Google

Versuch des klugen und weitblickenden Mathias dennoch kein ergebnisloser. Er stärkte und belebte in epochaler Weise jene staatsgestaltende Idee, welche seit Jahrhunderten unter den verschiedensten Formen Bestrebungen und Unternehmungen nach lebensvoller Verwirklichung rang. Es war die Idee, dass an dem Mittellaufe des Donaustromes unter politischer Zusammenfassung der Alpen-, der Sudeten- und der Karpathenländer, ein in seinem Innern mannigfaltiges, nach außen hin einheitlich waltendes großes Staatswesen geschaffen werde, wohl geeignet, um den hier wohnenden verschiedenartigen Völkerschaften und Nationen eine gesicherte Heimstätte friedlicher Culturentwicklung zu bieten und deren Interessen gegenüber den Nachbarn mit mächtiger Hand zu schirmen und zu vertheidigen, sowie die Interessen der christlichen Civilisation im Osten und Süden Europas erfolgreich zu vertreten.

Dem König Mathias, der solches gedacht und angestrebt hatte und es der Verwirklichung nahe glaubte, als er in der habsburgischen Hofburg zu Wien seinen Herrensitz aufgeschlagen, — dem König Mathias ist dieses Werk nicht gelungen. Doch nur etwas über ein Menschenalter später rang die Idee sich siegreich hindurch. Mit der Wahl des Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich zum König von Böhmen und Ungarn war der einigende Mittelpunkt gefunden. Unter Habsburgs glorreichem Scepter wurde jene Großmacht aufgerichtet, die im Innern ihren Völkern ein Hort des Rechtes und des Friedens, nach außen hin eine mächtige Schutzwehr gegen alle feindlichen Anschläge ist und unter deren Schirm die Völker Oesterreich-Ungarns sich einig und zusammengehörig fühlen, trotz aller bestehenden politischen nationalen confessionalen und culturellen Verschiedenheiten und ungeachtet mancher Parteibestrebungen diese mehr denn dreihundertjährigen festen Bande zu lockern. Die habsburgische Monarchie ist und bleibt „untheilbar und unzertrennlich". Zu jeder Zeit namentlich aber in der Stunde der Gefahr hat dieses Gemeinbewußtsein noch stets den Sieg errungen.

Und so erscheint im Lichte der ruhig prüfenden Geschichte auch die fünfjährige Fremdherrschaft des Ungarn-Königs Mathias „des Gerechten" in der Wiener Hofburg nur als ein förderndes Moment in jenem historischen Processe, dessen glückliches Resultat die von uns Allen hochgehaltene „an Ehren und an Siegen reiche" österreich-ungarische Großmacht ist. Und gleichwie der erhabene Herrscher dieses Reiches vor wenigen

Digitized by Google

Jahren (1888) in edlem Beispiel es gethan, so mag jeder Angehörige dieser Monarchie ohne Groll, mit dankend-anerkennender Erinnerung jenes unscheinbare Sachsenhaus in Klausenburg besuchen, wo vor fünfthalbhundert Jahren einer der bedeutendsten Männer Ungarns, der Enkel eines einfachen Edelmannes rumänischer Abkunft, der würdige Sohn eines schlachtenberühmten Vaters, ein großer thatenreicher König das Licht der Welt erblickt hat.

Digitized by Google

Mila.

Erzählung aus den Tagen des Prinzen Eugenius.

Von Hedwig Wolf.

I.

Der 8. August des Jahres 1716 war ein Tag des Jubels und der Freude für die Stadt Wien. Unter dem Schalle der Posthörner war Graf Khevenhüller in den Thorweg der Favorita geritten und Kaiser Karl VI. war, alle Etiquette bei Seite setzend, die er sonst so streng beobachtete, ihm entgegengeeilt. Der Graf brachte ja die Nachricht von dem herrlichen Siege, den die österreichische Armee unter ihrem berühmten Feldherrn Prinz Eugen am 5. August bei Peterwardein über die Türken errungen. Nie hatte sich des Prinzen Feldherrngenie glänzender gezeigt als bei dieser Schlacht. Zu Anfang waren die Türken, begünstigt durch einen Orcan, der den Uebergang der kaiserlichen Truppentheile, die noch auf dem linken Donauufer waren, verzögerte, im Vortheile, da ließ Prinz Eugen seine Eisenreiter in geschlossenen Reihen vorrücken und diese mit unwiderstehlicher Gewalt vordringende Phalanx warf unter die Hufe der Pferde, was der Schärfe des Schwertes entging. Vergebens stellte sich der Großvezier, den Säbel in der Hand, der Flucht der Seinen entgegen; er konnte sie nicht hemmen, in wilder regelloser Hast fand der Rückzug der Türken nach der Save und Belgrad statt. Noch ehe die Sonne ihren Zenith erreicht hatte, bemächtigte sich Eugen des ganzen feindlichen Lagers und eine unermeßlich reiche Beute fiel dem Heere zu.

Unzähligemal mußte Graf Khevenhüller in einer Stunde der sich an ihn drängenden Menge den Siegesbericht wiederholen; alle Straßen waren mit Schaaren von Menschen besetzt, jeder suchte so nahe als möglich an den Grafen zu gelangen und aus seinem Munde, die jeden Oesterreicher so beglückende Nachricht zu vernehmen. Das stolze Vertrauen, das man auf

Digitized by Google

den Sieger von Zenta, Turin und Hochstädt gesetzt hatte, war nicht getäuscht, ein neues unverwelkliches Lorbeerblatt zu dem Kranze, der des Helden Stirn schmückte, gefügt worden. Der Uebermuth der Türken, die es gewagt hatten den Karlowitzer Frieden zu brechen, war bestraft und voll Zuversicht hoffte man, daß es endlich gelingen werde den grausamen Feind, der seit fast zwei Jahrhunderten halb Europa im Schreckensbanne hielt, ganz aus Ungarn zu vertreiben.

War das ein Gewühle und Gedränge in der alten Kaiserstadt! Und hätte es statt der damaligen engen Gassen schon eine breite Ringstraße gegeben, die Menschen würden sich gleichwohl gestaut haben; denn alles was gehen konnte eilte hinaus zur Favorita um den Siegesboten zu sehen. Eine blasse, zart und leidend aussehende Frau war mehr als einmal in Gefahr, von den schonungslos Drängenden und Stoßenden zu Boden geworfen zu werden, aber sie setzte ihre ganze Willenskraft ein, um Schritt vor Schritt vorwärts zu kommen, bis sie endlich zu dem Grafen gelangte. Als sie nun das so heiß ersehnte Ziel erreicht hatte und vor ihm stand — da schwanden ihr die Sinne, und sie wäre zu Boden gesunken, wenn nicht Einer der neben ihr Stehenden sie in seinen Armen aufgefangen hätte. Fast war es ein Wunder, daß die arme Frau in dem Gedränge nicht zu ernstem Schaden kam; allein der starke große Mann, der sie vom Sturze bewahrt hatte und für den sie eine leichte Bürde sein mußte, trug sie, sich einen Weg durch die Menge bahnend, unversehrt aus dem Gewühle. Da man sich glücklicherweise in der Nähe des Glacis befand, wurde es dem hilfreichen Manne nicht schwer, ein Plätzchen zu finden wo er die Ohnmächtige in Sicherheit bringen konnte. Er ließ sie auf den Rasen nieder und lehnte sie an einen Baum, denn zum Unterschiede von jetzt gab es damals wohl viele Bäume, aber wenige Bänke in der Nähe der Stadt. Der Kleidung nach zu urtheilen, gehörte die Frau nicht dem niederen Stande, wie ihr Beschützer, sondern dem Mittelstand an, denn auch darin war die damalige Zeit von der unserigen verschieden, daß eine gewisse Kleiderordnung herrschte und nicht jeder und jede sich nach Belieben kleiden durfte. Allerdings war ihr Anzug einfach, aber Stoff und Schnitt verriethen daß sie keine Handwerkersfrau war, und während ihr Gefährte, diese Bemerkung machend, denselben mit prüfendem Blick musterte, gewahrte er ein kleines Riechfläschchen, das sie an einer Schnur um den Hals trug. Kaum war er desselben gewahr geworden, als er darnach griff und die Bewußtlose labte, die bald darauf die Augen aufschlug; zuerst sah sie mit starren Blicken umher, als sie aber wieder bei vollem Bewußtsein war, sagte sie, sich aufrichtend: „Wo ist Graf Khevenhüller? lassen Sie mich zu ihm.“ — „Nein, meine liebe Frau“, versetzte der Mann, „in das Gedränge dürfen Sie sich kein zweitesmal wagen,

Digitized by Google

ich bin froh, daß ich Sie aus demselben glücklich herausgebracht habe, denn Sie waren in Gefahr erdrückt zu werden."

„Und was hat der Graf gesagt?" forschte die Frau weiter.

„Daß Prinz Eugen bei Peterwardein die Türken geschlagen und in die Flucht gejagt hat," versetzte er.

„Und sind Viele gefallen?" fragte sie mit ängstlicher Spannung.

„Ei freilich, soll es doch eine der blutigsten Schlachten gewesen sein," versetzte er. „Selbst der Großvezier ist gefallen."

„Ich meine, ob viele von den Unseren gefallen sind," sagte die Frau und die Zähne schlugen ihr dabei wie im Fieberfrost aneinander, während ihre Augen sich mit angstvollem Blick auf ihren Gefährten hefteten.

„Leider sind auch Viele von den Unseren gefallen," sagte dieser, „doch weiß man darüber noch nichts näheres."

„Mein Sohn, mein armer Sohn, ist auch er gefallen?" stammelte die blasse Frau.

„Das kann Euch jetzt niemand sagen," erwiderte der Mann, „und es wird noch eine Weile dauern, bis Berichte mit den Listen der Gefallenen und Verwundeten kommen, aber quält Euch nicht mit so trüben Gedanken," setzte er im tröstenden Tone hinzu, als er den Ausdruck der schmerzlichsten Angst in der Miene der armen Mutter gewahrte, „Euer Sohn wird von keiner feindlichen Kugel getroffen worden sein. Denkt nur, in wie vielen Schlachten war Prinz Eugen, ja wie oft ist er verwundet worden, und doch hat ihn Gott unter allen Gefahren die ihn umgaben uns erhalten, während inzwischen so mancher daheim in seinem Siechbette gestorben ist. Der Tod findet Einen überall, wenn Gott ihn uns schicken will, und Ihr sollt euch vielmehr freuen, daß Euer Sohn bei einer so ruhmvollen Action dabei war. Wären meine Buben nur erst erwachsen, ich hätt' sie mit Freuden gegen die Türken ziehen lassen."

„Ach, glaubt nicht, ich hätte mein Vaterland nicht lieb, weil ich in die allgemeine Siegesfreude nicht einstimmen kann," sagte die Frau seufzend, „aber wenn Ihr wüßtet wie schon einmal ein in der Geschichte Oesterreichs roth verzeichneter Tag zu einem Trauertage für mich wurde, so möchtet Ihr die Angst, mit der ich einer Nachricht von meinem Sohne entgegenharre, nur zu gut begreifen."

„Und so Gott will, sollt Ihr auch bald etwas gutes über ihn hören," sagte ihr Gefährte, der in seiner freudigen Stimmung niemand traurig sehen wollte.

Die blasse Frau schüttelte aber das Haupt, als könne sie seine Zuversicht nicht theilen. „Laß't Euch durch mich nicht länger zurückhalten," sagte sie, „ich bin stark und wohl genug, um allein den Rückweg anzutreten und

Digitized by Google

trage, nachdem was ihr mir gesagt, auch kein Verlangen mehr, von dem Grafen Khevenhüller selbst die Siegesnachricht zu erfahren; denn ich sehe ein", setzte sie mit einem Seufzer hinzu, „es war von mir recht thöricht zu meinen, ich könne etwas über meinen Sohn von ihm erfahren."

„So lebt denn wohl", sagte ihr Beschützer ihr die Hand reichend, „und wenn Ihr Euch in Eurer Betrübnis durch den Anblick von etwas recht Schönem erheitern wollt, so besucht mich und meine Frau und wir wollen Euch dann in den prächtigen Garten führen, der zu des Prinzen Eugen Sommerschloß, dem Belvedere gehört, denn ich Franz Schmid, bin als Gärtner bei Seiner Durchlaucht dem Prinzen angestellt."

Der schlichte Mann sagte diese Worte mit einer so stolzen Miene, als hätte er sein bescheidenes Incognito abstreifend, sich als vornehmer Herr entlarvt. Der Name seines erlauchten Dienstherrn hatte aber auch nicht verfehlt einen großen Eindruck auf die Frau zu machen, eine Bewegung, die ebensowohl von einer freudigen wie von einer schmerzlichen Erregung herrühren konnte, malte sich in ihrer Miene. „Wenn Ihr erlaubt," sagte sie, „so komme ich nächstens Euch für die Güte, mit der Ihr Euch meiner angenommen habt, zu danken, und sicher wird es mich freuen, alle die Herrlichkeiten von denen ich so oft erzählen hörte, zu sehen. Aber nun lebt wohl, Ihr werdet in das frohe Getümmel zurückkehren wollen, ich aber werde mich in die Stephanskirche begeben, um für meinen Sohn zu beten; denn", fügte sie mit Thränen in den Augen hinzu, „des Gebetes einer Mutter wird er immer bedürfen, ob er unter den Lebenden oder unter den Todten weilt."

II.

Einige Tage nach dem in den Annalen der Stadt Wien so glänzend verzeichneten 8. August schlug Frau Maier, so hieß die Frau, die an jenen Tag im Gedräng ohnmächtig geworden war, den Weg nach des Prinzen Eugen Sommerschloß ein, um der freundlichen Aufforderung des Gärtners Folge zu leisten. Den Traurigen und Bekümmerten gewährt es ja Erleichterung, wenn sie ihre Sorgen einer theilnehmenden Seele mittheilen können, und daß der Gärtner Schmid eine solche war wußte sie; aber es gab auch noch ein anderes Motiv, das sie bewog, diesen Gang sobald anzutreten. Der Name des Feldherrn, der in diesen Tagen auf Aller Lippen war und von dessen Ruhm und Preis Alle erfüllt waren, zog sie mit unwiderstehlicher Gewalt an, und was zu ihm in einer Beziehung stand, war für sie von größtem Interesse.

Obgleich der Weg von der Stadt, wo Frau Maier wohnte, bis zum Belvedere nicht weit war, legte sie ihn doch nicht ohne Anstrengung zurück,

Digitized by Google

denn die in Sorge und Aufregung verlebten Wochen hatten ihre Gesundheit angegriffen.

Die zur Zeit der Türkenbelagerung abgebrannten Vorstädte waren in weiterer Entfernung von der Stadt als früher wieder aufgebaut worden, und zwischen den Gärten und Feldern erhoben sich die schönen Sommerpaläste des Prinzen Eugen, der Fürsten Schwarzenberg und Liechtenstein, die noch heute mit ihren herrlichen Parks eine Zierde Wiens bilden. Unter Kaiser Karl VI. war überhaupt sowie jetzt eine Periode, in welcher großartige Bauten in der Kaiserstadt errichtet wurden, wodurch diese ein ganz verändertes Aussehen gewann. Frau Maier hatte noch immer keine Kunde von dem Sohn erhalten, allerdings war dies nicht befremdend, da die Nachrichten nicht so schnell von fernem Kriegsschauplatze kamen, aber die bekümmerte Mutter wurde doch von Tag zu Tag immer unruhiger.

Die aufrichtige Freude, mit welcher der Gärtner sie empfing und sie seiner Frau vorstellte, verfehlte nicht einen angenehmen Eindruck auf sie zu machen. Zuerst gab es so viel zu sehen, dass sie darüber fast gar nicht zum sprechen kamen. Der schöne Garten mit seinen vielen exotischen Blumen, mit seinen Statuen und Bassins, die Menagerie mit den fremdartigen Thieren, das Schloß mit seinen großen Sälen — das alles mußte Frau Maier bewundern. Dann führte sie der Gärtner in seine bescheidene Behausung, seine nicht minder gastfreundliche Gattin hatte den Tisch im Gärtchen schon gedeckt und brachte nun die Jause herbei. Diese bestand aus zwei Dingen, die nun längst zu ganz alltäglichen Genußmitteln geworden sind, damals aber noch den Reiz der Neuheit für sich hatten — aus Kaffee und Kipfeln. Beides stammt aus der Zeit der zweiten Türkenbelagerung; durch den reichen Vorrath an Kaffee, den die flüchtigen Türken in ihren Zelten zurückgelassen hatten, waren die Wiener mit diesem köstlichen Getränk bekannt geworden, und der Bäckermeister Wendler hatte einer neuen Art von Gebäck die Form des türkischen Halbmondes gegeben, das unter dem Namen Kipfel eine Specialität Wiens geworden ist.

Frau Maier machte aber nach der Meinung der Gärtnerin, die ihre Gäste gern zum Essen nöthigte, ihrer Jause wenig Ehre.

„Laff't Euch die Sorge nicht so sehr am Herzen nagen," sagte Herr Schmid, „denkt, auch ich bin Soldat gewesen, und in mehr als einer Schlacht haben feindliche Kugeln um mich geschwirrt, ohne dass mich eine getroffen, und so wird es wohl auch Eurem Sohne ergangen sein. Malt Euch lieber aus, dass er sich ausgezeichnet hat und reich an Ehren zu Euch heimkehrt."

„Ich habe nur zu traurige Erfahrungen gemacht um solchen Gedanken Raum zu geben," versetzte Frau Maier, „und wenn es Euch nicht

Digitized by Google

peinlich ist, meine kummervolle Geschichte zu hören, so will ich sie Euch erzählen."

Die Gärtnersleute baten sie dies zu thun und sie begann darauf mit folgenden Worten: „Ich bin nicht hier in Wien geboren, sondern im nördlichen Böhmen, wo meine Kindheit und Jugend still und friedlich, gehütet von treuer Elternliebe, verfloßen. In meinem neunzehnten Jahre wurde ich die Braut eines Officiers, die glühendste Liebe hatte unsern Bund geschlossen, zu welchem meine Eltern nur widerstrebend ihre Einwilligung gaben, da es sie mit Sorge erfüllte, mich in diesen unruhigen Kriegszeiten einem Officier anzuvertrauen. Wie sehr sie mit dieser Besorgnis im Rechte waren, sollte ich nur zu bald erkennen. Noch war kein Jahr nach unserer Trauung verflossen, als mein Gatte mich verlassen mußte, um gegen die Türken zu ziehen. Ach! wie bang und traurig verbrachte ich getrennt von ihm in steter Sorge die Zeit und wie schrecklich mahnt mich die Gegenwart an die Vergangenheit. Meine Eltern hatten mich zu sich nach Hause genommen, um mich nicht allein meiner Bekümmernis zu überlassen. Obgleich unsere Waffen fast immer siegreich waren, wollte der Feldzug doch kein Ende nehmen. So wie jetzt drangen auch damals nur spärliche Nachrichten von dem Entfernten zu mir, und kaum hatte ich mich über einen Brief meines Gatten gefreut, der mir die Nachricht von seinem Wohlbefinden brachte, so begann die Sorge auf's neue, denn bis der Brief in meine Hände gelangt war, konnte längst eine feindliche Kugel sein theures Haupt getroffen haben. Und sie traf ihn auch. In der Schlacht von Mohács, wo die Unseren einen herrlichen Sieg über die Türken erfochten, da fiel mein Albert.

Ich aber war an diesem Tage mit einem Knaben niedergekommen, welchem ich nach dem Vater den Namen Albert gab, und auch ich war dem Tode nahe gewesen — mein Leben sollte jedoch erhalten bleiben, während Albert das seine einbüßte. Mit ihm war mein ganzes Glück begraben. Anfangs meinte ich, ihn nicht überleben zu können, selbst der Anblick meines Kindes, das nun eine vaterlose Waise war, regte mich nur schmerzlich auf. Allmälig lernte ich freilich meinen Kummer mit mehr Ergebung tragen und später wurde mein Kind erst mein Trost, dann meine Freude.

Ich blieb bei meinen Eltern in Böhmen und auch später, als der Tod mir Beide entriss, verließ ich meine Heimat nicht. Der stille Ort, der abseits vom Weltgetümmel lag und zu dem nur selten eine Kunde von außen drang, war mir aus doppelten Gründen lieb; erstens war mir die Einsamkeit erwünscht und dann meinte ich auch dort meinen Sohn besser vor Gefahren schützen und an meine Seite fesseln zu können.

Thörichtes Hoffen! Als ob die Jugend nicht mit Allgewalt in's stürmische Leben hinausdrängte! Auch in Albert regte sich, wie er nur erst den

Digitized by Google

Knabenjahren entwachsen war, der Wunsch, die Welt kennen zu lernen — oder vielmehr sich selbst draußen unter der Leitung eines geschickten Meisters auszubilden, denn er zeigte schon frühzeitig eine große Begabung zum Zeichnen. Ohne dass ihn jemand darin unterrichtet hätte, zeichnete er Menschen und Thiere, dass alle die es sahen erstaunt waren, und jeder billigte seinen Vorsatz nach Wien zu reisen um sich dort zum Maler auszubilden. War ja doch unter Kaiser Leopold eine Kunst-Akademie dort gegründet worden, deren Director Freiherr Strudl von Strudenhof ein Freund meiner Eltern gewesen war. Ich mußte dem Wunsche meines Sohnes willfahren, da ich keinen andern Grund dagegen anführen hätte können, als den, dass ich eine Scheu empfand, meine stille Heimat mit dem bewegten Leben in der Residenz zu vertauschen. Ja, ich wagte diese nicht einmal zu bekennen, da Albert sich sonst geweigert hätte meine Begleitung anzunehmen, und ihn allein fortziehen zu sehen wäre mir doch das allerschrecklichste gewesen. So kamen wir vor zehn Jahren nach Wien; der Eindruck, den die Stadt auf uns machte, war ein ganz verschiedener, denn während Albert entzückt von all' dem Schönen war, das er hier sah, war ich wie betäubt von dem unruhigen Treiben der Stadt. Dass es eine bewegte Zeit war, wisset Ihr wohl selbst; erst gab es Festlichkeiten aller Art, dann brach die fürchterliche Pest aus, die hier so schrecklich gewüthet hat. Alle Schulen und Lehranstalten waren geschlossen und mein Sohn konnte seine Studien in der Kunst-Akademie nicht fortsetzen, aber auch als die Pest endlich erloschen und alles zur gewohnten Ordnung zurückgekehrt war, arbeitete Albert nicht mehr mit der frühern Lust. Andere Gedanken erfüllten ihn, die Berichte von den großen Siegen des Prinzen Eugenius, von den Schlachten bei Hochstädt, Turin und Malplaquet hatten ihn mit enthusiastischer Bewunderung für den großen Feldherrn erfüllt und in ihm den Wunsch wachgerufen, auch in den Kampf zu ziehen. Obgleich ich diese Sinneswandlung bemerkt hatte, erschütterte es mich doch tief, als Albert mir eines Tages erklärte, er könne in dieser kriegerischen Zeit nicht ruhig bei seiner Palette ausharren, er wolle unter dem Prinzen Eugenius dienen und mit hinaus in den Kampf ziehen. Dieselbe Begeisterung, die ich einst aus einem andern theuren Augenpaar leuchten gesehen, glänzte nun aus dem seinen und in begeisterten Worten pries er den Helden, der, oft mit so ungenügenden Mitteln ausgestattet, so herrliche Erfolge errungen hatte. Ach! Prinz Eugenius, der mir den Gatten geraubt, riss mir nun auch den Sohn von der Seite. Was vermögen die Bitten und Thränen einer armen geängstigten Mutter gegen die unwiderstehliche Macht, die das Genie auf einen jungen Mann ausübt. Als nun der Krieg mit den Türken ausbrach, da zog Albert mit hinaus in den grausamen Krieg, mich allein mit meiner Angst und Sorge in der volkreichen Stadt zurücklassend. Wie damals haben auch jetzt unsere Waffen

Digitized by Google

gesiegt — ob mein Sohn, so wie einst mein Gatte, auf dem Schlachtfelde geblieben ist, noch weiß ich es nicht, aber wie schrecklich diese Ungewissheit auf mir lastet, könnt Ihr, die Ihr ja selbst zwei liebe Knaben habt, Euch wohl vorstellen."

„Freilich können wir das", meinte der Gärtner, „aber deshalb müßt Ihr nicht den Prinzen anklagen, er hat Euch sowenig den Gatten wie den Sohn von der Seite gerufen. Die Zeiten sind eben ernst und da ist's ein Glück, dass der Prinz an der Spitze des Heeres steht, denn er ist nicht nur ein großes Feldherrntalent, sondern auch ein gar gerechter menschlicher Herr, dessen Herz der Krieg nicht verhärtet hat. Er duldet unter seinen Soldaten keine Grausamkeit und seine Gerechtigkeit läßt niemanden zu Schaden kommen. Das habe ich an mir erfahren. Ich besaß bei Schwechat Haus und Garten mit Blumen- und Obstzucht; letztere warf mir ein hübsches Erträgnis ab, das zu dem Unterhalt für mich und meine Frau, Kinder hatten wir damals noch keine, genügte. Da brachen im Jahre 1704 die wilden Schaaren der Kuruzzen ein, so nannte man die ungarischen Malcontenten, und verheerten das Flachland, bis in die Nähe Wiens vordringend. Auch mein kleines Besitzthum fiel ihnen zum Opfer, mein Häuschen legten sie in Asche und meinen schön gepflegten Garten verwandelten sie in eine Wüstenei. Da wurden nach dem Plane des Prinzen Eugen die Linienwälle zum Schutze der Vorstädte errichtet und voll Eifer gingen die Bürger an die Arbeit, die in eilf Wochen vollendet war. Auch ich hatte mich an derselben betheiligt und zwar mit Geschick. Eines Tages kam Prinz Eugen, in Begleitung des Bürgermeisters Franz von Pickhart, hinausgeritten, um die Arbeit zu inspiciren; da machte ihn der Bürgermeister auf mich aufmerksam und sagte ihm, dass ich einst in seinem Regimente gedient und nun durch die Kurruzzen um Hab und Gut gekommen sei. Der Prinz sprach mich darauf an und fragte mich, ob ich verheiratet sei, und als er erfuhr dass mein Weib mir in wenigen Tagen ein Kind schenken sollte, für das wir kein Obdach hatten, schien dem edlen Herrn mein hartes Schicksal zu dauern. Er sagte, er wolle sehen, ob sich nichts für mich thun ließe und einige Tage später erhielt ich schon ein Schreiben seines Haushofmeisters, in welchem dieser mich zu sich berief und mir ankündigte, dass ich als Gehilfe dem Gärtner im Belvedere zugetheilt werden sollte. Das war ein großes Glück für mich und mein Weib, und hatte mich schon früher die Gärtnerei gefreut, so arbeitete ich nun mit doppelter Lust, da es galt des Prinzen Besitzthum zu verschönern. Ihr solltet sehen, welches Interesse der hohe Herr an seinen Blumen nimmt; wenn er in seinem Garten auf- und niedergeht, sieht man ihn bald vor einem Blumenbeet, bald vor einem blühenden Strauch stehen bleiben und von allen Pflanzen weiß er die Namen, als hätte er sein Lebtag nichts anderes gethan, als sich mit

Digitized by Google

Blumen beschäftigt, statt Schlachten geschlagen zu haben. Ja, ich sag' es Euch, einem solchen Herrn zu dienen, ist eine Freude und ein Stolz, das wird Euch Euer Sohn auch sagen, und gebt Acht, der Prinz Eugen treibt die Türken noch ganz aus Ungarn hinaus."

Die Worte des Gärtners erfüllten sich in der That; zwei Monate später traf schon die Nachricht ein, dass die Festung Temesvár, die anderthalbhundert Jahre im Besitze der Türken gewesen, sich ergeben hatte und das Banat von den Türken geräumt war. Frau Maier's Ahnung hatte sich aber glücklicherweise nicht erfüllt, ihr Sohn war von keiner feindlichen Kugel bei Peterwardein getroffen worden und sie hatte zu ihrer unaussprechlichen Freude einen Brief von ihm erhalten.

III.

Es war ein blutiges Gefecht, das im Frühling 1714 zwischen einem österreichischen Corps und den Türken in der Nähe von Ujpalanka stattfand. Nach den großen Erfolgen, welche die kaiserlichen Waffen nach der Einnahme von Temesvár errungen, waren österreichische Streifcorps in die türkischen Gränzländer eingefallen und fast überall, in Bosnien, in der Moldau und Walachei trugen sie den Sieg davon. Der kleine, aber heftige Kampf bei Ujpalanka gestaltete sich jedoch ungünstig für die Oesterreicher, die von den Türken in einen Hinterhalt gelockt, sich nur mit Mühe durchschlugen. Von so geringer Bedeutung im Ganzen dieser von den Muselmännern errungene Vortheil war, den Christen, die sich in Ujpalanka befanden, bereitete er eine schmerzliche Enttäuschung. Wenn die Oesterreicher gesiegt hätten, so würden sie, wie die Christen in den anderen türkischen Gränzländern, sich den kaiserlichen Truppen angeschlossen haben, um unter deren Schutz über die Gränze nach Ungarn zu ziehen. Wie es aber nun gekommen, war der schöne heitere Maitag zu einem recht traurigen Tag für die christliche Bevölkerung von Ujpalanka geworden.

Auch im Hause des Dr. Gregorowitsch herrschte eine bange gedrückte Stimmung. Mit froher Hoffnung hatte der Arzt die Nachricht von dem Einfall des österreichischen Streifcorps begrüßt, heimlich schon alle Anstalten zur Flucht getroffen; denn schwerer noch als sonst lastete das Joch auf den armen Christen, denen die Türken ihren Unmuth über die in Ungarn erlittenen Niederlagen fühlen ließen. In banger Erwartung saß der Doctor mit seiner Tochter Mila daheim und wie sehnsuchtsvoll sie nach ihren Befreiern ausschauten, es wollten sich keine sehen lassen.

Mila hatte sich trotz der Warnungen des Vaters ein paarmal auf die Straße geschlichen, um zu forschen, ob sie nichts über den Kampf erfahren könne, aber was sie vernahm, klang so wenig gut, dass sie meist

Digitized by Google

noch betrübter zurückkam. Und bald zogen auch die Türken triumphirend heim und ängstlich flüchtete sich nun das vorwitzige Mädchen in das Haus und wagte nur verstohlen hinter dem Vorhange des Fensters hinauszuschauen.

Seufzend verwahrte der Doctor wieder seine Barschaft. „So ist denn keine Hoffnung für uns, dass wir vom türkischen Joche befreit werden", sagte er, „und wir werden nur das Elend und den Jammer des Krieges in unserer nächsten Nähe sehen. Wer weiß", fuhr er fort, „wie es meiner armen Schwester Irene ergangen ist, die so abseits vom Orte wohnt; in ihrer Nähe muß der Kampf stattgefunden haben und sie wurde vielleicht gezwungen türkische Verwundete bei sich aufzunehmen. Der Schrecken und die Angst können der ohnedies kranken Frau ernsten Schaden gebracht haben."

Mila begab sich am folgenden Tag zu früher Morgenstunde auf den Weg, um nach der Tante zu sehen; sie war ein muthiges Mädchen, das sich durch keine ängstliche Vorsicht von der Erfüllung einer Pflicht abhalten ließ. Sie traf die Tante wohlbehalten und nach kurzem Verweilen bei ihr trat sie den Rückweg an.

Nachdem sie durch einen Eichenwald gegangen, gelangte sie auf eine Wiese, die in so üppig reichem Blüthenschmuck prangte, dass Mila sich einen duftigen Strauß zu pflücken begann, und indem sie bald am Ufer des Baches, bald hinter Sträuchen und Büschen eine herrliche Blume erspähte, ließ sie sich von ihrem Wege ablocken. Während ihr ganzes Sinnen nur nach Blumen stand, bot sich ihr plötzlich ein Anblick, der sie mit Entsetzen erfüllte. Ein Mann in der Uniform eines österreichischen Officiers lag, eine klaffende blutige Wunde am Haupte, blass und starr wie ein Todter, vor ihr auf dem Boden. Blumen suchend war Mila in die Nähe des gestrigen Kampfplatzes gekommen; ein Ausruf des Schreckens entfloh ihren Lippen, der duftige Blumenstrauß entsank ihrer zitternden Hand und glitt auf die Stirne des Kriegers. Im ersten Moment hatte Mila davon eilen wollen, aber ehe sie noch den Gedanken zur That werden ließ, hatte sie es anders beschlossen. Sah der Mann auch bleich und starr wie eine Leiche aus, so konnte vielleicht doch noch Leben in ihm sein und sie durfte ihn nicht hilflos zurücklassen. Die Scheu überwindend, die sie vor dem von der blutigen Wunde so grausig Entstellten empfand, kniete sie an seiner Seite nieder und legte ihre Hand auf sein Herz. Freudig bewegt fühlte sie dessen Pochen, rasch eilte sie zum nahen Bache, tauchte ihr Taschentuch in dasselbe, kehrte wieder zu dem Bewusstlosen zurück, befeuchtete ihm die Schläfen und legte das Tuch auf seine Wunde. Dann bemühte sie sich aus Zweigen ein Kissen für ihn zu richten, damit sein Haupt nicht so tief herabsänke. Ein tiefer Seufzer hob jetzt die Brust des Verwundeten und er schlug die Augen auf — wunderbar

Digitized by Google

schöne blaue Augen, die sich mit starrem Blick auf das Mädchen hafteten und auf dessen Wangen ein hohes Roth riefen.

„Gott sei Dank!“ sagte Mila aufathmend und sich über den Verwundeten beugend, fragte sie ihn im besorgten Tone, ob er Schmerzen fühle. Der Officier erhob den Arm und wies nach der Wunde am Kopfe, er schien zu schwach um sprechen zu können.

„Sie dürfen nicht hier bleiben“, sagte Mila, „ich will den Vater, der ein Arzt ist, bitten, dass er Sie in sein Haus bringe, und dann will ich Sie pflegen, damit Sie recht bald genesen.“

Nachdem sie noch so viel, als in ihren Kräften stand, gethan hatte, um die Lage des Verwundeten zu erleichtern, eilte sie fort und athemlos vom raschen Gang und der innern Erregung langte sie zu Hause an. Der Vater erschrak bei ihrem Anblick und meinte, sie habe ihm eine schlimme Botschaft von der Schwester zu bringen.

Und als sie ihm nun mit sich überstürzenden Worten erzählte, dass ein verwundeter kaiserlicher Officier draußen läge, den er in sein Haus tragen sollte, um ihn zu heilen, da brauste Gregorowitsch anfangs auf und schalt sie ein thörichtes Ding, da sie ihn und sich eines Fremden willen großer Gefahr aussetzen wolle; denn die Türken würden, wie sie wohl wisse, es nicht dulden, dass er einen Oesterreicher bei sich beherberge.

„Die sollen's auch nicht erfahren“, sagte Mila, „Georg, unser Knecht, ist treu und verschwiegen und hasst die Türken. Er wird uns helfen, den Verwundeten hereinzubringen, aber nun komme schnell, Vater, sonst vergeht der arme Mann draußen vor Schwäche.“

Der Widerstand des Vaters wich wie gewöhnlich dem energischen Drängen seiner Tochter, der er nicht leicht etwas verweigern konnte. Auch war Mila ein kluges Mädchen und hatte schon ausgesonnen, wo man den Verwundeten sicher vor Entdeckung unterbringen könne. Hinter dem Hause des Doctors erstreckte sich ein langer Garten, an dessen Ende sich ein kleines Sommerhäuschen befand, das leer und unbenützt war, dorthin sollte der Verwundete gebracht werden und mit Hilfe des treuen Georg wollte Mila für seine Pflege sorgen. Da in den Garten nie jemand Fremder kam, war man vor Entdeckung sicher. Diesem Plane stimmte Gregorowitsch bei, erklärte aber den Verwundeten erst abends, wenn es dunkelte, in sein Haus aufnehmen zu wollen, gestattete jedoch, dass Mila ihm Nahrung hinausbringe und so gut sie könne, etwas für seine Erleichterung thue.

Das energische Mädchen machte sich bald darnach, versehen mit Lebensmitteln und Verbandzeug auf den Weg. Wie eine jener Schwestern der Barmherzigkeit, welche Kranke und Verwundete in Spitälern und auf den Schlachtfeldern pflegen, übte das serbische Mädchen ein samaritanisches Liebes-

Digitized by Google

werk an dem Officier. Trotz ihrer Jugend war sie nicht unerfahren in solchen Dingen; denn es fehlte nicht an Kämpfen und blutigen Fehden und sie als die Tochter eines Arztes hatte dann oft mit der Pflege der Verwundeten zu schaffen und ihre geschickte Hand machte sie dazu besonders geeignet. Mila hatte einen langen dunklen Mantel des Vaters mitgenommen und breitete diesen nun über die Uniform des Oesterreichers. Dann labte sie ihn mit stärkenden Tropfen; als er die Augen aufschlug reichte sie ihm die mitgebrachte Flasche Wein und er that auf ihren Wunsch einen Schluck aus derselben. Das sorgliche Walten des lieblichen Mädchens schien des Verwundeten Leiden gemildert zu haben, denn seine Augen hefteten sich nicht mehr mit starrem sondern mit freundlichem Blick auf sie.

Eine üppig blühende Natur umgab sie, Vögel sangen, Insecten schwirrten und süßer Friede herrschte ringsum, als hätte nicht in nächster Nähe vor kurzem ein blutiger Kampf gewüthet. Erquickender Schlummer schloß des Verwundeten Augen und in täuschenden Traumbildern verschmolz ihm die Gegenwart mit der Vergangenheit, die Fremde mit der Heimat, das blühende serbische Mädchen mit der blassen Mutter.

Mila hatte sich in einiger Entfernung von ihm auf einen Baumstrunk niedergelassen — sie wollte ebensowenig an seiner Seite bleiben als ihn verlassen; solang er todtenbleich vor ihr gelegen, war es ihr nicht in den Sinn gekommen, wie seltsam es sei, so ganz allein bei dem fremden Manne zu weilen; jetzt aber, da in seine starren Züge neues Leben gekehrt war, machte es sie befangen.

Ab und zu stand sie auf und schlich an seine Seite um nachzusehen, ob er nichts bedürfe. Ein Säbelhieb war mitten durch das weiche braune Haar gedrungen und hatte dasselbe mit Blut befleckt. Nun erst, da sie den Schlummernden betrachtete, fiel ihr auf, dass seine Züge von seltener Schönheit waren. Mit steigendem Mitgefühl hefteten sich ihre Blicke auf ihn, während zugleich ihr Herz voll Bangigkeit schlug — sie meinte, es wäre die Angst vor den Türken, die es so laut und ungestüm pochen machte. Sehnsüchtig wünschte sie den Vater herbei und schrack doch zusammen, als dessen wohlbekannter Pfiff ihr endlich seine Nähe ankündigte. Gregorovitsch kam, wie er gesagt, bei einbrechender Dämmerung mit dem Knecht Georg, um den Verwundeten in sein Haus zu bringen.

Zu Mila's großer Freude erklärte der Doctor die Wunde für ungefährlich und wirklich trat schon nach wenigen Tagen eine Besserung im Befinden des Verwundeten ein. Er erwachte aus dem Zustande der Betäubung, in welche ihn seine Schwäche versetzt hatte, und mit Hilfe der ungarischen Sprache, deren sowohl der Officier wie der Serbe und dessen Tochter mächtig waren, konnten sie sich miteinander verständigen. Und wie einst

Digitized by Google

Desdemona voll Spannung Othello's Schilderungen des Kriegslebens gelauscht, so lauschte nun Mila, wenn ihr der junge Mann, von den Kämpfen von Peterwardein und Temesvár erzählte; aber nicht nur vom Kriege, auch von der fernen Heimat, von Wien, von der Mutter, die dort in banger Sorge um ihn weilte, sprach er. Und mit noch größerer Theilnahme lauschte dann Mila, nicht müde wurde sie nach der schönen Kaiserstadt zu fragen, die sie so sehr zu sehen wünschte und nach der lieben Mutter zu forschen; Thränen traten in ihre Augen, als ihr Albert Maier, denn dieser war der verwundete Officier, erzählte, dass seine Mutter den Gatten bei der Schlacht von Mohács verloren, ehe er geboren wurde, und wie sie nun niemand auf der Welt mehr habe außer ihm. Ja Mila schalt ihn wohl gar, dass er der Mutter das Herzeleid angethan und in den Krieg gezogen war. In ein solches Gespräch vertieft hatte sie eines Tages länger als sonst bei Albert, dem sie das Mittagsmahl gebracht, verweilt, als plötzlich Gregorowitsch erschien. Seine Miene verrieth, dass er etwas wichtiges mitzutheilen habe und voll Spannung blickten die Beiden zu ihm auf.

„Große Dinge bereiten sich vor", begann der Arzt, „Prinz Eugen rückt mit seinem Heere gegen Pancsova heran, und die Türken machen gewaltige Rüstungen; der Großvezier hat Adrianopel mit einem ungeheueren Heer verlassen um gegen Nissa zu ziehen, und alles deutet darauf hin, dass es nächstens zu einer großen Schlacht kommen wird."

„Dann darf ich nicht länger hier weilen!" rief Albert, „meine Wunde ist geheilt, ich bin stark genug, um mich auf den Weg zu machen und zu den Meinen zu stoßen."

Vergebens stellte ihm der Arzt vor, dass er sich noch nicht neuen Strapatzen aussetzen dürfe, umsonst bat ihn Mila im Namen der Mutter und mit Thränen in den Augen sich noch zu schonen — Albert ließ sich nicht umstimmen. „Es ist meine Pflicht zurückzukehren", sagte er, „die Aufregung würde mich, müßte ich hier unthätig verweilen, verzehren." Da alle Vorstellungen vergeblich waren, beschloßen der Arzt und seine Tochter, alles was in ihren Kräften stand zu thun, um ihm bei seiner Rückkehr behilflich zu sein, denn sie wußten wohl, dass diese mit Gefahren verbunden war. Er sollte, als Serbe verkleidet im Wagen des Doctors bis in die Nähe der ungarischen Gränze gebracht werden und der treue Georg ihn dorthin fahren.

Zwei Tage nach dem eben geschilderten Gespräch fand die Abreise des Officiers statt. Mit herzlichen Dankesworten schied er von dem guten serbischen Arzt. „Ach! dass ich Euch und Euere Tochter nicht mit mir nehmen kann, dass ich, statt als Euer Befreier in das Land gekommen zu sein, wie ein Flüchtling von hier scheiden muß", klagte er.

Digitized by Google

„So Gott will, fügt sich alles zum besten", beruhigte ihn Gregorowitsch, „die Anstrengungen, die man in Oesterreich für den Krieg macht, sind ungeheuer und Prinz Eugen, der sieggewohnte Held, steht an der Spitze des Heeres."

„Ja, Ihr habt Recht mich daran zu erinnern", versetzte Albert, „hoffentlich wird dann auch Euer Land vom türkischen Joche befreit werden."

Dann reichte er dem Mädchen die Hand zum Abschied und wollte ihr, die eigentlich seine Retterin gewesen, in warmen Worten danken, aber die innere Bewegung ließ nur wenige Worte über seine Lippen kommen. „Nie werde ich vergessen, was Sie an mir gethan", war alles was er hervorbrachte.

Erstaunt blickte ihn der Arzt an, Mila aber faltete die Hände wie zum Gebet und Thränen entrangen sich ihren Augen.

Albert hatte im Wagen Platz genommen, Georg ergriff die Zügel der als Serbe verkleidete Officier winkte dem Doctor und seiner Tochter ein letztes Lebewohl zu und dann rollte der Wagen davon.

IV.

„Wo ist Mila? Rettet das arme Mädchen, die Türken wollen sie fortschleppen, lass't mich zu ihr."

Unzähligemal hatte Albert Maier, der schwer verwundet im Spitale zu Belgrad darniederlag, diese Worte wiederholt. Mehr als einmal hatte er es auch in seinen Fieber-Paroxysmen versucht sich zu erheben, aber jedesmal war dieser Versuch an der schweren Fußwunde gescheitert, die ihn seit Wochen schon an sein Schmerzensbett fesselte.

Albert hatte nicht ohne Gefahren unter Mühen und Anstrengungen die ungarische Gränze erreicht und war dann zu den kaiserlichen Truppen zurückgekehrt. Die große Kriegsaction, von der Gregorowitsch gesprochen, ließ nicht lang auf sich warten und im August nahmen die Oesterreicher unter der Führung des Prinzen Eugen Belgrad ein. Vor den Mauern dieser Festung war Albert, der sich durch seine Tapferkeit auszeichnete, so schwer verwundet worden, dass sein Zustand durch Wochen ein hoffnungsloser schien. Endlich siegte die Jugendkraft, das Fieber ließ nach und der Heilungsproceß schritt vorwärts.

Es war im October, einige Monate nach der Einnahme von Belgrad, dass Prinz Eugen, bevor er seine Rückreise nach Wien antrat, die Verwundeten besuchte. Der große Feldherr meinte in seiner Bescheidenheit nur eine Pflicht zu erfüllen, wenn er den tapferen Kriegern, die unter seiner Anführung so muthig gekämpft, selbst seine Anerkennung aussprach. Auf

Digitized by Google

manches von Schmerz verzerrte Antlitz hatte die Erscheinung des Prinzen einen Strahl der Freude hervorgerufen und als der Feldherr nun, begleitet von seinem Adjutanten an Maier's Lager trat, flammte auf Albert's blassen Wangen ein hohes Roth empor — er wollte sich aufrichten, sank aber mit einem unterdrückten Seufzer wieder in die Kissen zurück.

„Bleiben Sie ruhig", ermahnte ihn der Prinz, „ich weiß, Sie haben sich nicht nur durch Ihre Tapferkeit vor Belgrad ausgezeichnet, sondern erhielten auch eine schwere Wunde dabei. Die gerechte Anerkennung für die erstere soll Ihnen nicht vorenthalten werden, damit aber Ihre Heilung bald stattfinde, müßen Sie sich streng an die Vorschrift des Arztes halten."

„Der Wille Euer Durchlaucht soll mir Befehl sein", versetzte Albert und seine vor Aufregung vibrirende Stimme verrieth, daſs diese Worte aus einem wirklich tiefbewegten Herzen kamen.

„Leben Ihre Eltern noch", frug ihn der Prinz.

„Meine Mutter lebt und weilt in Wien, wo sie jetzt in banger Sorge um mich sein wird", versetzte Albert, „mein Vater aber fiel bei Mohács, an dem Tage meiner Geburt."

„Ihr Vater fiel bei Mohács!" rief der Prinz mit Lebhaftigkeit, „so sind Sie der Sohn jenes Maier, der in meinem Regimente diente und — setzte er mit bewegter Stimme hinzu — mir das Leben rettete."

Sprachlos vor Erstaunen starrte Albert den Prinzen an. Daß sein Vater bei der Schlacht von Mohács gefallen und in dem Dragoner-Regimente des Prinzen Eugen gedient, hatte er seine Mutter unzähligemal sagen gehört, nie aber hatte sie erwähnt, daß er der Lebensretter des Prinzen gewesen sei. Unwillkürlich meinte der kaum vom Fieber Genesene seinen Sinnen nicht trauen zu dürfen, er fuhr mit der Hand über die Stirne, als wolle er eine Wahnvorstellung von sich weisen, dann sagte er kopfschüttelnd:

„Das ist ein Irrthum, Durchlaucht, meine Mutter hat mit mir nie davon gesprochen und sicher würde sie mir nicht verschwiegen haben, was mich und sie so stolz und glücklich gemacht hätte."

„Und wie hätte sie davon erfahren sollen", versetzte der Prinz, „da ihr Gatte in derselben Schlacht, in welcher sein Arm den Todesstoß von mir abgewendet, von einer feindlichen Kugel getroffen den Tod fand. Ich aber wußte nicht, daß Lieutenant Maier eine Gattin zurückgelassen habe, an deren Sohn ich einst den Dank, den ich dem Vater schuldete, abstatten könnte. Als man mir den Namen Maier in der Liste jener nannte, die sich vor Belgrad ausgezeichnet hatten, frappirte mich zuerst nur der Name, später fiel mir jedoch bei, es könne ein Verwandter von jenem Manne sein der bei Mohács gefallen, und ich beschloß daher, nähere Erkundigungen einzuziehen. Als eine glückliche Fügung muß ich es preisen, daß ich nach so vielen Jahren dem

Digitized by Google

Sohne jenes wackeren Officiers begegnet bin und ihn seines Vaters so würdig finde."

Prinz Eugen, zu dessen schönen Eigenschaften es zählte, einen ihm erwiesenen Dienst nie zu vergessen, hatte mit großer Wärme gesprochen und reichte nun, als er schwieg, mit sichtlicher Bewegung dem jungen Manne die Hand, die dieser mit ehrfuchtsvoller Zärtlichkeit an die Lippen führte, während aus seinen Augen Thränen auf dieselbe niederglitten.

Eine tiefe Rührung hatte sich aller Anwesenden bemächtigt, der Gedanke, wie ganz anders es um Oesterreich stünde, wenn der toddrohende Streich nicht von dem Haupte des geliebten Feldherrn abgewendet worden wäre, erfüllte alle mit Dank gegen Gott, der so gnädig dieses kostbare Leben und damit zugleich das theure Vaterland beschirmt hatte.

Der Prinz, welcher befürchtete, die Aufregung dürfte dem Verwundeten schon geschadet haben, entzog ihm sanft die Hand, indem er sagte:

„In Wien sehen wir uns wieder, dorthin kehre ich jetzt zurück und sobald Ihr Zustand es erlaubt, soll man Sorge tragen, Sie auch dahin zu Ihrer Mutter zu geleiten, der ich Kunde von Ihnen zukommen lassen werde. Schonen Sie sich vor allem, ich werde nicht vergessen, daſs Sie Anspruch auf meine Dankbarkeit haben."

Mit diesen viel verheißenden Worten schied der Prinz von dem Verwundeten, dessen Pulse heute von neuem wie im Fieber flogen.

Befolgte er auch treulich den Rath des Prinzen sich zu schonen, so vermochte er doch der inneren Aufregung nicht Herr zu werden, die, wie er wohl wußte, seine Genesung verzögerte. Unablässig beschäftigte ihn der Gedanke an Mila und immer lebhafter wurde seine Sehnsucht nach ihr. Wie in seinen Fieberphantasien ihr Bild immer vor seinen Augen geschwebt und er sie von tausend Gefahren bedroht gesehen hatte, so dachte er auch jetzt voll banger Sorge an sie. Wohl war Ujpalanka in den Händen der Oesterreicher, aber was konnte sich nicht alles seit seiner Abreise in jener blutigen bewegten Zeit, die darauf folgte, dort ereignet haben! Daſs er hier unthätig liegen mußte, statt sich Gewiſsheit verschaffen zu können, regte ihn auf das peinlichste auf.

Wieder war er eines Tages in diese quälenden Gedanken versunken, als sich die Thüre des Krankensaales öffnete und Gregorowitsch auf der Schwelle erschien. Ein Ausruf der Freude entfuhr den Lippen Alfred's und der serbische Arzt, der nur mit Mühe seine schmerzliche Bewegung bei dem Anblick des Schwerverwundeten beherrschen konnte, eilte an sein Lager und schloß ihn mit der Zärtlichkeit eines Vaters in die Arme.

Gregorowitsch war, wie er nun erzählte, mit seiner Tochter Mila zu [illegible]wandten nach Belgrad gereist und, kaum dort angelangt, hatten beide

Digitized by Google

voll Eifer nach Maier geforſcht und erfahren, daſs er ſchwer verwundet im Spital darniederliege. Mila ließ ihm darauf keine Ruhe, er mußte ihn gleich aufſuchen, und er that es auch gern, da er ihn ja ſelbſt ſehr lieb gewonnen hatte. So ſprach der treuherzige Serbe und voll inneren Jubels erkannte Albert aus dieſen Worten, daſs auch Mila mit warmem Gefühle ſeiner gedachte. Zugleich war ihm die beglückende Gewiſsheit geworden, daſs dem holden Mädchen kein Leid widerfahren.

Gregorowitſch hatte in ſeiner langen ärztlichen Praxis nie mit ſeinen Recepten eine ſo günſtige und raſche Wendung im Befinden eines Kranken erzielt, als heute durch ſeinen Beſuch bei Albert. Und die ſchöne Mila, die einſt den öſterreichiſchen Officier aus ſtarrer Betäubung zum Leben geweckt, brachte auch jetzt lindernden Balſam für ſeine Wunden. Nun ſich zu der äußeren Ruhe die innere geſellte, ſchritt die Geneſung Albert's raſcher vorwärts und hoben ſich ſeine geſunkenen Kräfte, ſo daſs er bald ſein Lager verlaſſen durfte.

V.

Zu Bellyn bei Eſſegg, im Schloſſe des Prinzen Eugen ging es heute, am Jahrestag der Einnahme von Belgrad gar feſtlich zu. Vor einigen Wochen war der Paſſarovicer Friede geſchloſſen worden, der Ungarn von der Herrſchaft der Türken befreite.

Der Schloßverwalter, der vor kurzem mit der ihm eben angetrauten Gattin in Bellyn eingezogen war, hatte bei der Schlacht vor Belgrad mitgekämpft und Wunden und Orden davongetragen. Zwang ihn auch ſeine Wunde den activen Soldatendienſt aufzugeben, ſo war doch in Belgrad der Grundſtein zu ſeinem Glück gelegt worden; denn dort war Albert Maier, der Schloßverwalter, durch die Huld des Prinzen Eugen ausgezeichnet worden und dort hatte er ſich mit Mila dem ſchönen Serbenmädchen verlobt. Zum Hauptmann avancirt, mit aller Anerkennung die ſeinen Verdienſten gebührte ausgezeichnet, hatte ihn Prinz Eugen zur Entſchädigung dafür, daſs er aus dem activen Dienſte der Armee hatte ſcheiden müßen, einen Poſten anvertraut, der ebenſoſehr an ſeine ſoldatiſchen wie an ſeine künſtleriſchen Fähigkeiten appellirte. Schloß Bellyn war zum Schutze gegen etwaige Einfälle der Türken mit Wällen und Gräben und einer militäriſchen Mannſchaft verſehen und bedurfte daher auch eines Commandanten, den es an dem kriegskundigen Officier erhielt. Dem Maler aber fiel die Aufgabe zu, die Säle des Schloſſes mit ſchönen Gemälden zu ſchmücken, denn alle Beſitzungen des Prinzen waren zugleich Heimſtätten der Künſte und Wiſſenſchaften.

Albert war, ſobald ſein Geſundheitszuſtand die Beſchwerde der Reiſe vertrug, mit Doctor Gregorovitſch und Mila ſeiner Braut nach Wien

Digitized by Google

zu seiner Mutter gereist. Dort fand nach seiner Herstellung die Hochzeit statt und frohe Tage folgten nun für die vier Menschen, die so schwer geprüft worden waren.

Prinz Eugen übersandte der Braut ein Brillantkreuz — ein gar sinniges Geschenk von der Hand des Helden kommend, der das heilige Zeichen des Kreuzes dort wieder aufgerichtet hatte, wo es durch den Halbmond verdrängt worden war.

Auch der Gärtner Schmid hatte sich mit einem schönen Blumenstrauß vom Belvedere am Hochzeitsmorgen eingestellt und mit triumphirender Miene Frau Maier gefragt, ob sie jetzt nicht auch erkennen gelernt, was für ein Glück es sei einem so edlen Herrn wie dem Prinzen Eugen zu dienen. Frau Maier stimmte ihm aus vollem Herzen bei, die Beweise der Huld und Güte, die sie und ihr Sohn von dem Prinzen empfangen, rührten sie nicht nur tief, sondern der Gedanke, daß ihr Gatte das Leben des verehrten Helden von dem Todesstreich bewahrt hatte, erfüllte sie mit Stolz.

Gleich nach der Hochzeit reiste das junge Paar nach seinem neuen Bestimmungsort ab. Frau Maier, die ungleich so mancher anderen Schwiegermutter, der Gattin ihres Sohnes wahrhaft mütterliche Gefühle entgegenbrachte, begleitete sie, um in ihrer Mitte zu leben.

Bellyn bot mit seinem imposanten Schloß und seinem herrlichen Park der Familie Maier einen reizenden Aufenthalt, während sich zugleich für Albert ein weites Feld zur Entwickelung der vielseitigsten Thätigkeit darbot. In der ersten Zeit war er seines leidenden Fußes wegen noch viel an das Zimmer gefesselt gewesen und diese Zeit hatte er zur Vollendung eines großen Gemäldes benützt. Dieses stellte die Schlacht von Belgrad dar; eben hebt sich der Nebel und Prinz Eugen führt, die Gefahr erkennend die den Seinen droht, durch das kühne Eingreifen seiner Reiter den Sieg herbei.

Dieses Bild war heute, am Jahrestage der Einnahme von Belgrad mit Blumengewinden und Kränzen geschmückt, im großen Schloßsaal aufgehangen worden.

Nach dem Dankgottesdienste der in der Schloß-Capelle stattgefunden, begab sich die Mannschaft, ihren Commandanten an der Spitze, nach dem Saale, stellte sich dort in Reih und Glied auf und stimmte im Chor das Lied vom Prinzen Eugenius an, das Lied, das in einfach schlichten Versen des Feldherrn große That also getreulich geschildert:

„Prinz Eugenius, der edle Ritter,
Wollt' dem Kaiser wied'rum kriegen
Stadt und Festung Belgarad.
Er ließ schlagen eine Brucken
Daß man kunnt' hinüberrucken
Mit d'r Armee wohl für die Stadt.

Digitized by Google

Als die Brucken nun war geſchlagen,
Daß man kunnt' mit Stuck und Wagen
Frei paſſiren den Donaufluß:
Bei Semlin ſchlug man das Lager,
Alle Türken zu verjagen,
Ihn'n zum Spott und zum Verdruß.

Am einundzwanzigſten Auguſt, ſo eben
Kam ein Spion bei Sturm und Regen,
Schwur's dem Prinzen und zeigt's ihm an,
Daß die Türken futragiren,
So viel, als man kunnt' verſpüren,
An die dreimalhunderttauſend Mann.

Als Prinz Eugenius dies vernommen,
Ließ er gleich zuſammenkommen
Sein' General und Feldmarſchall;
Er thät' ſie recht inſtrugiren,
Wie man ſollt' die Truppen führen
Und den Feind recht greifen an.

Bei der Parole thät' er befehlen,
Daß man ſollt' die Zwölfe zählen
Bei der Uhr um Mitternacht;
Da ſollt' all's zu Pferd' auffitzen,
Mit dem Feind zu ſcharmomützen,
Was zum Streit nur hätte Kraft.

Alles ſaß auch gleich zu Pferde,
Jeder griff nach ſeinem Schwerte,
Ganz ſtill ruckt man aus der Schanz;
Die Musquetier' wie auch die Reiter
Thäten alle tapfer ſtreiten:
S'war fürwahr ein ſchöner Tanz!

Ihr Conſtabler auf der Schanze
Spielet auf zu dieſem Tanze,
Mit Karthaunen groß und klein;
Mit den großen, mit den kleinen
Auf die Türken, auf die Haiden,
Daß ſie laufen alle davon!

Prinz Eugenius wohl auf der Rechten
Thät' als wie ein Löwe fechten,
Als General und Feldmarſchall.
Prinz Ludowig ritt auf und nieder;
„Halt's euch brav, ihr deutſchen Brüder,
Greift den Feind nur herzhaft an!“

Digitized by Google

Prinz Ludowig, der mußt aufgeben
Seinen Geist und sein junges Leben
Ward getroffen von dem Blei.
Prinz Eugen ward sehr betrübet,
Weil er ihn so sehr geliebet;
Ließ ihn bringen nach Peterwardein."

Ernst und feierlich erhoben sich die Stimmen der Männer und mit Thränen in den Augen lauschten Albert's Mutter und Gattin dem ergreifenden Gesang. Waren sie bei dem Anblick des Schlachtengemäldes, bei dem Gedanken an die Gefahr die ihrem Liebling gedroht, erst schaudernd erbebt, so erfüllte es sie mit stolzer Freude, daſs dieselbe Hand, die dieses Bild zur Erinnerung für kommende Geschlechter geschaffen, die Waffe geführt und den großen Sieg miterfechten geholfen hatte.

Digitized by Google

Ein vaterländiſcher Schriftſteller-Veteran.

Von Dr. Hans Maria Truxa.

1.

„Das iſt ein drängend Wogen,
Im weiten Weltenbogen
  Geſtaltend alles webt;
Und nur wer ſtets ſich mühet,
Daſs Geiſt und Herz erblühet,
  Iſt werth auch, daſs er lebt.

Wie dort die Wolken ſchweben,
So zieh'n wir durch dies Leben
  In hocherhob'nem Flug;
Wir ſtrahlen Gluthen wieder,
Wir gießen Segen nieder
  In ewig flücht'gem Zug.

So ſchweben wir mit Blinken
Gleich Wolken hin und ſinken
  Zuletzt zum Mutterſchoß.
Der Schoß, dem wir entſtiegen,
Wird ſanft in Ruh' uns wiegen —
  Von allem Leide los!

Dieſe Dichterworte des heimatlichen Poeten Hermann Rollet ſind wie angepaſst auf den Lebenslauf unſeres Proſchko.

Dort wo im ſüdlichen Böhmerwalde der Weg nach Ober-Oeſterreich hinführt, liegt am rechten Abhange des Moldauthales, inmitten blühender Gärten und üppiger Fluren, das induſtriereiche Städtchen Hohenfurth „die Perle des Böhmerwaldes", allwo ſich das altehrwürdige, 1259 von

Digitized by Google

Peter v. Rosenberg gegründete Cistercienser-Stift befindet. Hier stand die Wiege Franz Isidor Proschko's, welcher am 2. April 1816 als Sohn des Justitiärs und Amtsdirectors des dortigen Cistercienser-Stiftes Franz de Paula Proschko und dessen Gattin Clara, gebornen Neubauer, das Licht der Welt erblickte und zuerst die Normalschule seines Heimatsortes besuchte. Im zarten Knabenalter von sieben Jahren verlor er 1823 seine Mutter und wenige Jahre später 1828 seinen Vater durch den Tod und stand somit verwaist in der Welt. 1828 bezog Proschko das Gymnasium zu Budweis, woselbst er bei der Mutter

des seinerzeit vielgenannten Publicisten und Reichstags-Abgeordneten Franz Schuselka wohnte, Jahre lang dessen Zimmergenosse war, und die Gymnasialstudien zurücklegte. Von hier aus begab er sich an die Universität nach Prag, um sich den rechts- und staatswissenschaftlichen Studien zu widmen. 1840 legte er die Civil- und Criminal-Richteramts-prüfungen und später aus besonderer Vorliebe für das Lehrfach die Gymnasialprüfung für deutsche Literatur und Naturgeschichte ab. Nachdem Proschko mit dem Linzer Polizei-Director Adalbert Ritter v. Graff, einem Freunde des Dichterfürsten Goethe, zufällig bekannt geworden war, trat er über Initiative des Genannten am 13. April 1842 als Concepts-

Digitized by Google

Praktikant bei der k. k. Polizei-Direction in Linz ein und wußte sich dessen Werthschätzung in so hohem Grade zu erwerben, dass der im Dienste ergraute Vorgesetzte ihn in unzähligen Privatbriefen nie anders als mit den traulichen Worten „verehrter und bewährter Freund" titulirte — ein für die damaligen Zeitverhältnisse gewiss bemerkenswerthes Moment. Am 1. Februar 1847 wurde Proschko zum Commissär befördert. Im sturmbewegten Jahre 1848 war er während der Bewegung zu Linz eines der thätigsten Mitglieder der conservativen Vereine, in Wort und Schrift für die Aufrechterhaltung der Ordnung thätig und war deshalb von den Aufständischen mit dem Tode bedroht, erhielt auch als Angehöriger der Nationalgarde beim November-Aufstande (1848) einen Bajonnetstich in die linke Schläfe.

1850 trat Proschko als Concipist in die Dienste der k. k. oberösterreichischen Statthalterei über, wobei er auch in Unterrichtsangelegenheiten arbeitete. Dies weckte seine alte Vorliebe für das Lehramt in ihm, dass er eine Professur am Linzer Staatsgymnasium für Literatur und Naturgeschichte supplirte, welche Stellung er durch ein Jahr bekleidete, worauf er wieder zur Dienstleistung bei der k. k. Polizei-Direction in Linz einberufen wurde. Auch während dieses seines amtlichen Berufswirkens verstand es Proschko, die ihm zu Gebote stehende, wenn auch noch so knapp zugemessene freie Zeit so erfolgreich auszunützen, dass er auf vielfachen Gebieten eine ersprießliche Thätigkeit entfaltete, und sich überdies mit gründlichen philosophischen, geschichtlichen und literarhistorischen Studien beschäftigte. In Folge dessen wurde ihm 1852 von der großherzoglich hessischen Ludwigs-Universität in Gießen durch den berühmten Chemiker Dr. Justus Freiherrn von Liebig als Promotor das Diplom eines Doctors der Philosophie zu Theil. Daneben vertiefte er sich fortwährend in seinen Berufswissenschaften, so dass er 1857 an der Wiener Universität zum Doctor der Rechte promovirt wurde. Auch bei dieser Gelegenheit gab Proschko einen der vielen Beweise für seine eminent monarchische und streng kirchliche Gesinnung, da er unter den bei solchen Anlässen üblichen Vertheidigungssätzen[1]) aus dem „natürlichen

[1]) Sätze zur öffentlichen Vertheidigung aus allen Zweigen der Rechts- und Staatswissenschaften, welcher sich nach abgelegten vier strengen Prüfungen zur Erlangung der juridischen Doctorswürde an der k. k. Universität in Wien Franz Isidor Proschko aus Hohenfurth in Böhmen am 4. December um 12 Uhr mittags unterziehen wird. Wien, Druck von U. Klopf sen. & Alex. Eurich.

Digitized by Google

Peter v. Rosenberg gegründete Cistercienser-Stift befindet. Hier stand die Wiege Franz Isidor Proschko's, welcher am 2. April 1816 als Sohn des Justitiärs und Amtsdirectors des dortigen Cistercienser-Stiftes Franz de Paula Proschko und dessen Gattin Clara, gebornen Neubauer, das Licht der Welt erblickte und zuerst die Normalschule seines Heimatsortes besuchte. Im zarten Knabenalter von sieben Jahren verlor er 1823 seine Mutter und wenige Jahre später 1828 seinen Vater durch den Tod und stand somit verwaist in der Welt. 1828 bezog Proschko das Gymnasium zu Budweis, woselbst er bei der Mutter

des seinerzeit vielgenannten Publicisten und Reichstags-Abgeordneten Franz Schuselka wohnte, Jahre lang dessen Zimmergenosse war, und die Gymnasialstudien zurücklegte. Von hier aus begab er sich an die Universität nach Prag, um sich den rechts- und staatswissenschaftlichen Studien zu widmen. 1840 legte er die Civil- und Criminal-Richteramts-prüfungen und später aus besonderer Vorliebe für das Lehrfach die Gymnasialprüfung für deutsche Literatur und Naturgeschichte ab. Nachdem Proschko mit dem Linzer Polizei-Director Adalbert Ritter v. Graff, einem Freunde des Dichterfürsten Goethe, zufällig bekannt geworden war, trat er über Initiative des Genannten am 13. April 1842 als Concepts-

Digitized by Google

Praktikant bei der k. k. Polizei-Direction in Linz ein und wußte sich dessen Werthschätzung in so hohem Grade zu erwerben, dass der im Dienste ergraute Vorgesetzte ihn in unzähligen Privatbriefen nie anders als mit den traulichen Worten „verehrter und bewährter Freund" titulirte — ein für die damaligen Zeitverhältnisse gewiss bemerkenswerthes Moment. Am 1. Februar 1847 wurde Proschko zum Commissär befördert. Im sturmbewegten Jahre 1848 war er während der Bewegung zu Linz eines der thätigsten Mitglieder der conservativen Vereine, in Wort und Schrift für die Aufrechterhaltung der Ordnung thätig und war deshalb von den Aufständischen mit dem Tode bedroht, erhielt auch als Angehöriger der Nationalgarde beim November-Aufstande (1848) einen Bajonnetstich in die linke Schläfe.

1850 trat Proschko als Concipist in die Dienste der k. k. oberösterreichischen Statthalterei über, wobei er auch in Unterrichtsangelegenheiten arbeitete. Dies weckte seine alte Vorliebe für das Lehramt in ihm, dass er eine Professur am Linzer Staatsgymnasium für Literatur und Naturgeschichte supplirte, welche Stellung er durch ein Jahr bekleidete, worauf er wieder zur Dienstleistung bei der k. k. Polizei-Direction in Linz einberufen wurde. Auch während dieses seines amtlichen Berufswirkens verstand es Proschko, die ihm zu Gebote stehende, wenn auch noch so knapp zugemessene freie Zeit so erfolgreich auszunützen, dass er auf vielfachen Gebieten eine ersprießliche Thätigkeit entfaltete, und sich überdies mit gründlichen philosophischen, geschichtlichen und literarhistorischen Studien beschäftigte. In Folge dessen wurde ihm 1852 von der großherzoglich hessischen Ludwigs-Universität in Gießen durch den berühmten Chemiker Dr. Justus Freiherrn von Liebig als Promotor das Diplom eines Doctors der Philosophie zu Theil. Daneben vertiefte er sich fortwährend in seinen Berufswissenschaften, so dass er 1857 an der Wiener Universität zum Doctor der Rechte promovirt wurde. Auch bei dieser Gelegenheit gab Proschko einen der vielen Beweise für seine eminent monarchische und streng kirchliche Gesinnung, da er unter den bei solchen Anlässen üblichen Vertheidigungssätzen[1]) aus dem „natürlichen

[1]) Sätze zur öffentlichen Vertheidigung aus allen Zweigen der Rechts- und Staatswissenschaften, welcher sich nach abgelegten vier strengen Prüfungen zur Erlangung der juridischen Doctorswürde an der k. k. Universität in Wien Franz Isidor Proschko aus Hohenfurth in Böhmen am 4. December um 12 Uhr mittags unterziehen wird. Wien, Druck von U. Klopf sen. & Alex. Eurich.

Digitized by Google

öffentlichen Rechte" die These vertrat: „Die Monarchie ist die den Principien des Vernunftrechtes am meisten angemessene Regierungsform", und aus dem Kirchenrechte den Satz: „Das österreichische Concordat ist ein zeitgemäßes und erfolgreiches Ergebnis der neuen österreichischen Regierungsmaßnahmen".

Trotzdem Proschko nunmehr Doctor zweier Facultäten war und seine Berufspflichten jederzeit in der gewissenhaftesten Weise erfüllte, mußte er auf die gewiss bescheidene Stelle eines Ober-Commissärs bis 1861 warten. Als er dann 1865 nach Grätz versetzt wurde, sah die Linzer Bevölkerung nur mit aufrichtigstem Bedauern einen Mann aus ihrer Mitte scheiden, der durch sein Wissen, sein redliches Wollen und Wirken, seine Bescheidenheit und entgegenkommende Herzlichkeit keineswegs den oft gefürchteten Anstrich eines strengen Polizeibeamten hatte, vielmehr der treue Freund und Berather Vieler war. Bei seinem Scheiden aus Linz erhielt deshalb Proschko zahlreiche Beweise öffentlicher und privater Sympathien.[1]) Sein damaliger Chef, Polizei-Director Wagner Ritter v. Kremsthal, welcher Proschko zuerst von seiner Versetzung benachrichtigte, schrieb an ihn die bezeichnenden Worte: „Gratulire Ihnen, bedauere mich".

Nach der 1867 erfolgten Auflösung der Grätzer Polizei-Direction kam Proschko in gleicher Diensteigenschaft nach Wien, wo er 1878 zum Polizeirath befördert und bis zur Vollendung seiner 41jährigen Dienstzeit als Bezirksleiter des großen 75.000 Seelen zählenden Commissariates Neubau mit allgemein auerkanntem Erfolge thätig war. Am 12. Juli 1882 beging Proschko sein vierzigjähriges Dienstjubiläum, worüber sich die Tagesblätter folgendermaßen äußerten:

„Heute waren es 40 Jahre, dass der als Staatsbeamter wie als Schriftsteller gleich hochgeachtete Bezirksleiter des Commissariates Neubau, k. k. Polizeirath Dr. Isidor Proschko als Concepts-Practikant bei der k. k. Polizei-Direction in Linz beeidet ward. Dr. Proschko ist auch ein großer Wohlthäter der Armen und hat so manche Thräne der ohne Verschulden in's Unglück Gerathenen getrocknet. Sein leutseliges humanes und gerechtes Benehmen gegen jedermann haben ihm die vollen Sympathien der Bewohner des siebenten Bezirkes entgegengebracht. Selbstverständlich haben es die Beamten des Polizei-Commissariates Neubau, die Mitglieder der Gemeindevorstehung, die zahlreichen Verehrer und Freunde Proschko's nicht verabsäumt, dem Jubilar zu seinem Ehrentage Beweise der vollsten Hochachtung und Werthschätzung zu erbringen."

[1]) Siehe den „Nachruf" im „Linzer Wochen-Bulletin" Nr. 31 ddo. 5. Aug. 1865.

Digitized by Google

Seit seiner Uebersiedlung nach Wien gehörte Proschko dem österreichischen Volksschriftenvereine erst als Mitglied, dann als langjähriger Ausschuß, zuletzt als Vicepräsident an, zählte somit zu den ältesten, treuesten und hervorragendsten Mitgliedern dieses Vereines, dessen Jahrbücher er fast alljährlich mit einem größern oder kleinern Aufsatze, theils in Prosa theils in Vers und Reim, beschenkte.

Im Herbste 1883 trat Proschko in den Ruhestand und wurde ihm bei seinem Scheiden aus der amtlichen Wirksamkeit in den meisten Journalen Wiens die größte Achtung des Publicums gezollt und durch eine besondere Deputation der Bürgerschaft des Bezirkes an die Statthalterei und an das Ministerium des Innern eine auch von den Neubauer Gemeinderäthen unterzeichnete schriftliche Petition überreicht, worin der Wunsch seines weiteren Verbleibens im Amte ausgesprochen war. Wenige Monate später wurde der Jubilar von Sr. Majestät mit dem Titel und Charakter eines k. k. Regierungsrathes ausgezeichnet.

Auch nach Abschluß seines dienstlichen Wirkens gönnte sich Proschko keine Ruhe, sondern verwendete seine Zeit nunmehr ausschließlich dazu, eine fruchtbare und erfolgreiche literarische und charitative Thätigkeit zu entfalten, wobei ihm seine Verwendung in der Allerhöchsten Privat- und Familien-Fideicommiss-Bibliothek Sr. Majestät des Kaisers sehr zu statten kam.

2.

Die Naturschönheiten der heimatlichen Gefilde Proschko's haben unstreitig auf das Gemüthsleben des Dichters einen mächtigen Einfluß ausgeübt, der sich in vielen seiner Werke wiederspiegelt. Mit jugendlichem Feuereifer trat Proschko schon 1842 im Alter von 26 Jahren in der „Warte an der Donau" und in „Medau's Erinnerungen" (Prag) in zahlreichen kleineren Aufsätzen als Schriftsteller auf.

Das erste bedeutendere poetische Lorbeerreis erwarb sich jedoch Proschko erst während der Revolutionsstürme von 1848, wo er mit mehrfachen hochpatriotischen Erzeugnissen seiner Muse vor die Oeffentlichkeit trat. Als besonders bemerkenswerthes Product dieser Zeitepoche sei das Gedicht „Der Traum von Freiheit" [1]) erwähnt, welches die herrliche Schlußstrophe enthält:

[1]) Oesterreichisches Volksblatt für Verstand, Herz und gute Laune; Linz. 30. Jahrgang Nr. 158 ddo. 4. October 1848.

Digitized by Google

Da ward es mir klar, da rief ich es laut:
Wo sucht Ihr die Freiheit? Zum Sternendom schaut:
Nur wo Millionen in ruhiger Bahn,
Da kündet die göttliche Freiheit sich an,
Nur wo ein Gesetz die Ordnung erhält,
Krönt wahre Freiheit die Menschenwelt!

Im Laufe des Jahres 1849 erschien Proschko's erstes größeres Werk „Fels und Aster" (Wien bei Schmidt und Leo, Leipzig bei Barth und Schulze), enthaltend Dichtungen epischen und lyrischen Inhalts, worüber sich Erzherzog Maximilian d'Este in einem Schreiben an den Dichter mit huldvoller Anerkennung aussprach.

Als der jugendliche Kaiser Franz Joseph in den ersten Novembertagen 1849 als constitutioneller Monarch in Linz einzog, trat der Dichter mit zwei wohlgelungenen poetischen Huldigungsgedichten [1]) an die Stufen des Thrones, woraus wir folgende Stellen hervorheben:

— — — — — — — — — — — —

So sanft, so schön wie Gottes Friedensbogen
Der nach der Sturmesflut der Welt gelacht,
So kommst Du, Fürst des Friedens hergezogen
Und Volksliebe, Herr, ist Deine Macht!
Du Heiland unserer langverjährten Wunden
Dir glauben wir — und werden d'rum gesunden!

Dir glauben wir! — Du nahmst die Dornenkrone,
Du wußtest's ja! Die Rosen bringen wir; —
Dir glauben wir, Du stiegst voll Muth zum Throne
Und sprachst: „Mein Volk das geht mit mir!"
Dir glauben wir! — Du Hoffnung uns'rer Zeiten!
Die Liebe Deines Volks wird Dich geleiten.

— — — — — — — — — — — —

Es kehrt die Ruh' — o laßt uns Hütten bauen,
Herr! Liebe wird ihr starkes Fundament,
Ihr kannst Du Deinen Thron o Fürst vertrauen,
So weit Dein Volk sich stolz von Oest'reich nennt!
Dies Herr! dies wollt' ich Dir zum Gruße sagen;
Daß alle Dich in ihrem Herzen tragen.

[1]) Bisher ungedruckt.

Digitized by Google

Die Jugend von Linz

vor Seiner Majestät dem Kaiser Franz Joseph I.

— — — — — — — — — — — — — — —

Doch sieh! o Stern von Oest'reich! hier steht sie, Deine Zeit,
Sieh hier des Landes Söhne, die sich zum Gruß gereiht.
Sieh hier die frischen Blätter an Oest'reichs frischem Stamm,
Sieh hier des Landes Jugend, die Dich zu grüßen kam.

Das ist die Schaar der Deinen, die Herr! mit Dir wird geh'n,
Die Deine Strahlentage, die Deinen Glanz wird seh'n,
Die ihre Kraft Dir weihet, ihr Leben und ihr Gut,
Die für Dich steht und streitet, zum letzten Tropfen Blut.

Die jetzt im Strahl der Jugend, Dich, hoher Herr! umsteh'n,
Sie werden einst als Männer mit Dir durch's Leben geh'n,
Sie werden einst als Greise nach manchem frohen Jahr
Voll Liebe noch entblößen vor Dir ihr graues Haar.

Denn Deine Zeit ist ihre! — und sie sind Deine Macht!
Wird mit vereinten Kräften einst herrliches vollbracht,
Dann ist's die Jugend Oest'reichs, die jetzt Dich froh umringt,
Die einst den Strahlenlorbeer um's Fürstenhaupt Dir schlingt.

D'rum lass' kein ernstes Sinnen das Auge trüben Dir,
Die alten Herzen scheiden — die jungen bringen wir!
Wir bringen junge Treue, sie ist der alten gleich,
Dich grüßt statt des ergrauten — ein junges Oesterreich.

Bei den mannigfachsten ernsten und freudigen Anlässen zeigte sich Proschko's gemüthvolles und poesiereiches Talent; insbesondere wenn es sich darum handelte verdienstvollen Staats- oder Kirchenmännern ein Ehrendenkmal zu setzen, verstand er es, in die Saiten seiner Leier zu greifen und denselben tief zu Herzen sprechende Töne zu entlocken. Aus den vielen diesbezüglichen Arbeiten[1]) sei hier als Beispiel jener Nachruf angeführt, welchen er den Manen des um Oesterreich hochverdienten Anton Ritter von Spaun[2]) mit folgenden Worten widmete:

[1]) Siehe unter anderm Proschko's Gedicht an die verstorbene Mutter des Verfassers dieser Zeilen im „Österr. Jahrbuch" 13. Jahrgang 1889 S. 340.

[2]) Anton Ritter v. Spaun, geboren 1790 zu Linz, wurde 1821 Stadt- und Landrath, 1839 ständischer Syndicus von Ober-Oesterreich, und starb 26. Juni 1849 zu Kremsmünster. Er veröffentlichte: „Muthmaßungen über Heinrich v. Ofterdingen und sein Geschlecht". — „Die Nibelungenklage" . . . Das Gedicht Proschko's bis jetzt ungedruckt.

Digitized by Google

Ein Wurm kam an den Baum gekrochen,
Der noch im Alter Blüthe trug,
Es hat die Zeit ein Herz gebrochen,
Das nur für hohes, edles schlug.

Ein Edler ist von uns geschieden
Von Wenigen genug gekannt —
Die Thräne uns, und Ihm den Frieden,
Er lebte für sein Vaterland.

D'rum will ich's auf sein Grabmal schreiben:
Sein Name wird sein Monument
Bis in die spät'sten Tage bleiben,
Wenn uns kein leiser Laut mehr nennt.

Das eben ist der Fluch des Lebens:
Man baut Vergangenem den Altar —
Die Nachwelt ehrt den Mann des Strebens,
Die Mitwelt ist oft undankbar.

Durch die am 22. October 1853 erfolgte Ernennung Proschko's zum Secretär des ober-österreichischen Museums Francisco-Carolinum erhielt seine bisherige literarische Thätigkeit eine neue Wendung und waren seine „Streifzüge im Gebiete der Geschichte und Sage des Landes Oesterreich ob der Enns" (Leipzig 1854, bei Gottlieb Liebeskind) das erste größere auf gründlichen Forschungen beruhende Werk. Dasselbe enthält unter anderen die im Museum Francisco-Carolinum erliegenden Original-Urkunden von der Hand des berühmten Astronomen Johannes Kepler, sowie Mittheilungen aus der Geschichte des ober-österreichischen Bauernkrieges.

Das größte Verdienst um die vaterländische Geschichtsforschung hat sich jedoch Proschko durch ein bis jetzt noch ungedrucktes Manuscript erworben, welches sich nur in zwei Exemplaren, in der k. u. k. Hofbibliothek und in der Bibliothek des k. k. Ministeriums des Innern, befindet. Dieses ausschließlich von der Hand Proschko's herrührende Manuscript trägt die Ueberschrift:

„Darstellung der Geschichte des Jahres 1848 im Lande Oesterreich ob der Enns; auf Originalquellen und eigene Anschauung begründet, mit zahlreichen Original-Portraits und einer Sammlung von Plakaten und Sitzungs-Protokollen der damaligen Landes-Ausschüße Ober-Oesterreichs",

Folioband von 400 Bogen — ein für eine zukünftige Darstellung des Antheiles Ober-Oesterreichs an der Wiener Bewegung im Jahre 1848 unentbehrliches, ungemein reiches und vielleicht vollständigstes Materiale.

Digitized by Google

Das am 1. September 1856 in Salzburg mit großem Prunke gefeierte hundertjährige Geburtsfest Mozart's führte auch unsern Dichter in die alte Bischofstadt. Als die Kaiserin-Mutter Karolina Augusta Kenntnis erhielt, dass Proschko in Salzburg sei, beschied sie denselben mit dem ehrenvollen Auftrage zu sich, ihr eine Reihe seiner Dichtungen vorzulesen. Auch weiterhin hatte Proschko wiederholt Anlass, sich dem Allerhöchsten Kaiserhause nähern zu dürfen, indem die Kaiserin-Mutter die Widmnng der 1867 erschienenen Jugendschrift des Autors „Perlen aus dem Leben Kaiser Franz I." der allergnädigsten Annahme würdigte, nachdem bereits vorher die 1858 erschienene Jugendschrift des Autors „Jahrbuch für die deutsche Jugend" von Ihrer Majestät der Kaiserin Elisabeth und die „Kronperlen aus der österreichischen Geschichte" vom leutseligen Erzherzog Franz Karl durch Widmungsannahmen ausgezeichnet worden waren. Nahezu sämmtliche Schriften Proschko's wurden auch der Allerhöchsten Privat- und Familien-Fideicommiss-Bibliothek des Kaisers einverleibt.

Neben dem Griffel der Klio ruhten auch die Pegasusflügel unseres Meisters nicht. Ein aus dem Jahre 1862 stammendes, unter den hinterlassenen Papieren befindliches Manuscript „Recht und Gewalt", historisches Drama aus der Geschichte der Rosenberge, wurde auf der Linzer Bühne wiederholt mit Beifall dargestellt.[1]) Durch die mancherlei Auswüchse der sogenannten „modernen Zeit" wurde der fromme und patriotische Dichter zu folgenden Versen unter der Ueberschrift: „In der elften Stunde" (1864) angeregt, welche die damalige Zeitrichtung treffend charakterisirte

Ein neuer Harfenschläger
Im sternenhellen Kleid
Ein neuer Bannerträger
Steht da: die neue Zeit.

Doch welch' ein thöricht Jagen!
Und welch' ein tolles Spiel
In unsern trüben Tagen
Nach einem dunkeln Ziel!

Es ist im Kreis der Schatten
Ein Hin- und Wiederzieh'n,
Hier will die Kraft ermatten,
Dort will der Muth entflieh'n.

Es rüttelt an dem Alten
Ein trotziges Geschlecht,
Und neue Zeit will walten
Nach neu erfund'nem Recht.

Es lauert hinter'm Schilde,
Die Fackel in der Hand,
Tisiphone, die wilde,
Zu schüren neuen Brand.

Vom Rhein mit seinen Reben,
Vom Belt zum Donaustrand
Regt sich ein neues Leben
Und löst sich Band um Band.

[1]) Siehe die günstige Recension im „Linzer Abendboten" Nr. 250, ddo. 29. October 1862.

Digitized by Google

Den alten Schlummerkaiser
In seines Berges Nacht,
Den Schläfer im Kyffhäuser,
Den rufen sie mit Macht.

Doch werden sie bereiten
Den Thron nach alter Art?
Und werden sie nicht streiten
Nur um des Kaisers Bart?

Wie lauten doch verschieden
Vom alten Wort des Rechts
Die Lieder für den Frieden
Des jetzigen Geschlechts?

Was sich der Zeit-Titane
Ertrotzt mit wilder Kraft,
Nennt er im stolzen Wahne
Heut: die Errungenschaft.

Was sich die freche Bande
Mit übermüthigem Hohn
Heut raubt im fremden Lande,
Nennt sie: Annexion.

Was den Altar begeifert,
Den Gott der Herr geweiht,
Was gegen Sitte eifert,
Nennt sie: den Geist der Zeit.

So war's nach Romas Falle,
Als Geld und Lust zumal
Statt altem Schwerterschalle
Geherrscht am Quirinal.

Doch tauchte da die Flamme
Des Christenthums herauf,
Und von des Kreuzes Stamme
Stieg neues Leben auf.

Was aber jetzt? — Ihr blinden
Titanen unsr'er Zeit!
Wo wollt Ihr denn nun finden
Die Friedensflamme heut?

Ihr wollt das Licht uns rauben,
Wohlan so fragen wir:
Ihr nehmet uns den Glauben,
Was gebt Ihr uns dafür? — —

So hör' in eilfter Stunde
Mein großes Vaterland!
„Mit Gott allein im Bunde
Hältst du dem Feinde Stand".

Läßt Du das Licht Dir rauben,
Das einzige dieser Welt,
Den alten heiligen Glauben,
Der alles, alles hält.

So wirst Du Simson gleichen,
Der blind die Mauer faßt,
Bis daß die Säulen weichen,
Und ihn erdrückt die Last...

So hör' in eilfter Stunde
Mein deutsches Vaterland:
Das Recht mit Gott im Bunde
Ist Deine feste Wand.

So lang die gold'nen Worte,
Die Deines Kaisers Hand
Einst schrieb an seine Pforte[1]),
Nicht Wahrheit sind im Land —

So lang im Phrasenkleide
Die Lüge zieht einher,
So lang geschworne Eide
Dem Volk nicht gelten mehr —

So lang nicht dies Geschlechte
An seine Brüste schlägt
Und wieder vor dem Rechte
Die alte Achtung hegt —

So lang das Wort das freie
In Frechheit sich ergeht
Und ohne alle Scheue
Vor'm Kreuze höhnend steht,

Und lästern darf den Einen
Der unser einzig Licht,
So lange will's mir scheinen
Tagt bess'rer Morgen nicht! —

---

[1]) Justitia regnorum fundamentum.

Digitized by Google

Der Dichter ließ es bei den eben angeführten tief empfundenen Versen nicht bewenden, sondern verfaßte zur Hebung der Religiosität, selbst „Den Tempel der Andacht" ein für gebildete Kreise berechnetes Gebetbuch in Poesie und Prosa (Linz 1865 bei Joseph Schmidt), welches mehrfache Auflagen erlebte.

Als Oesterreich in den Doppelkrieg von 1866 verwickelt wurde, verfaßte Proschko folgenden von mannhaftem Gottvertrauen und Kaisertreue glühenden Aufruf: „In den Tagen der Gefahr" welchen wir wortgetreu wiedergeben wollen, da dieses Schriftstück heute wohl selten mehr zu finden sein dürfte.

Es ist ein trauriges Zeichen der Zeit, daß in unsern Tagen die Welt mehr als je nach dem Erfolge urtheilt. Wer das Glück hat, hat ihren Beifall. Der Grund hievon liegt zunächst in dem eben in unsern Tagen so fühlbaren Mangel der Achtung des Rechtes, in dem Verfalle der Sittlichkeit, in dem Mangel des religiösen Bewußtseins. Wer nur gewinnen und genießen will, der schlägt sich immer auf jene Seite, wo es zu gewinnen und zu genießen gibt. Der wahre Patriot bleibt sich zu allen Zeiten gleich — doch nein: er wird noch höheren Patriotismus entfalten, wenn Fürst und Vaterland im Unglücke sind.

So war es im Kaiserstaate Oesterreich zu allen Zeiten.

Als Anno 1805 die Drei-Kaiserschlacht bei Austerlitz geschlagen war und der gallische Brennus als Sieger im Herzen Oesterreichs stand, als Kaiser Franz I. besiegt am 16. Januar 1806 in Wien einzog, da erlebte der edle vielgeprüfte Fürst den schönsten Tag seines Lebens: denn obgleich besiegt, kehrte er als Sieger zu seinem Volke zurück und die Vaterlandsgeschichte verzeichnet, was nun geschah, auf einem strahlenden Blatte. Die treuen Bürger Wiens zogen hochgeschmückt ihrem Kaiser und Herrn entgegen, der hohe St. Stephansdom prangte im Feierschmucke, mit Kränzen und Blumen war jedes Dorf, war jedes Haus geschmückt; jedes Haus, jedes Fenster ward zum Festaltar, auf welchem man dem heimkehrenden Fürsten den Gruß der Liebe und des ungeschwächten Vertrauens brachte. Die Edlen des Landes standen als Ehrenwache da, um den Kaiser zu empfangen, man drängte sich in den Straßen der Hauptstadt, den edlen Fürsten zu begrüßen und ihm zu zeigen: daß Oesterreich seinen angestammten Kaiser und Herrn auch im Unglücke ehre und liebe. Dem Kaiser aber, als er sich von seinem treuen Volke so empfangen sah, rollten die hellen Thränenperlen von den Augen.

So handelte und liebte das Volk in Alt-Oesterreich.

Als am 18. August des Jahres 1858, am Geburtstage unseres hocherlauchten Kaisers Franz Joseph I., die von ihm ausgesandte Weltumseglerin, die Fregatte Novara in den Gewässern Chinas fuhr und das hohe Geburtsfest des geliebten Monarchen auch auf dem weiten Meere feierlich begehen wollte, da wälzte sich das furchtbare Ungethüm einer Wolken-Cyclone heran; ein sogenannter Teifun war im Anzuge, ein Kreis-Sturm, einer jener entsetzlichen Orkane, während denen sich die Luft um

Digitized by Google

einen Punkt dreht, der jedoch nicht stille steht, sondern in kreisender Bewegung fortschreitet, während innerhalb vollkommene Windstille herrscht. Der tausendjährige Kalender der Sinesen hatte ihn für den 10. August angesagt. Bald lag finstere Nacht auf dem weiten Meere, in welchem es wie in einem ungeheuren Kessel schäumte und Woge um Woge sich zu einer undurchdringlichen Masse vermengte; das Barometer fiel unaufhörlich, der Sturm tobte mit jeder Minute heftiger, der Wind blies der Cyclone entgegen, welche, bergehoch und meilenweit dem Schiffe entgegenrollte, während dieses Segel auf Segel aufhisste, um dem Wolken-Ungethüm zu entgehen, dessen Rand zu durchschneiden und Rettung im ruhigen Gewässer zu finden....

Aber während nun oben der entsetzliche Meeressturm tobte und der Untergang des Schiffes unvermeidlich schien, während der furchtbare Orkan das Schiff wie eine Nußschale herumwarf und in einen Wasserstaub hüllte, dass der Steuermann am Hintertheile den Vordertheil der Fregatte nicht mehr wahrnehmen konnte; während das Geheul des Sturmes in fast metallisch klingenden Tönen über die schäumende See schallte, während die hochgespannten Segeln unter den ermattenden Händen der Schiffsmannschaft zu reißen drohten — in diesem furchtbaren Augenblicke stand, o erhabenes Bild! im Schiffsraume der Priester des Herrn und sandte fromme Gebete für den erlauchten Kaiser, dessen Geburtsfest das gesammte Schiffsvolk feierte, zum Himmel; — und als draußen der Sturm am höchsten tobte und alles verloren schien, ließ die muthige Schiffsmannschaft begeisterte Vivats für den Kaiser und Herrn, dem der Festtag galt, auch im Sturme erschallen — und als der Orkan von der Festtafel alles, was darauf stand, herabriss und alles im Schiffe zu wanken begann und zu bersten schien, da schallten durch das Brausen und Toben des Orkans die heimatlichen Klänge der — Volkshymne!

Nun aber ist für Oesterreich abermals eine Zeit des Unglückes hereingebrochen. Das Staatsschiff wird von einer Sturmeswolke umhüllt, deren Mittelpunkt in Berlin liegt und welche gefahrdräuend uns näher rückt.

Nun ist aber auch, in diesen Tagen der Gefahr, der rechte Moment, in welchem sich der wahre Patriotismus bewähren muß.

In den Tagen des reinen Sonnenscheins, in den Zeiten, wenn Friede und Freude den Thron des Monarchen umschweben, wenn Glück und Glanz im Hause walten und der Doppelaar seine Fittige strahlend ausbreitet, da ist es leicht Volkshymnen zu singen, Lebehoch-Rufe in die Lüfte schallen zu lassen und Triumphpforten zu errichten — nun aber, da dem Doppelaar die Flügel zu sinken scheinen und Gewitterwolken um denselben sich aufthürmen, nun gilt es zu zeigen, dass Oesterreichs Volk seinen edlen angestammten Herrscher mit aller Treue liebt und ihm und dem allerhöchsten Kaiserhause treu ergeben ist und bleibt, so lang noch ein Blutstropfen in österreichischen Adern rinnt.

Schmach über jene, die ihrer Mutter in's Gesicht zu schlagen vermöchten, weil sie unglücklich ist; Schmach über jene Eigensüchtigen, welche den Mantel nach jenem Winde kehren, welcher ihnen der wärmste zu sein scheint — die Geschichte wird ihre Gesinnungslosigkeit richten!

Wort und Feder müßen nun einstehen für das Vaterland, für den Kaiser, für das Kaiserhaus!

Digitized by Google

Es ist unedel und Verrath am Vaterlande, es ist Feigheit und Niederträchtigkeit, wenn Männer, die Einfluß auf das Volk haben, diesen nicht benützen, um Trost, Beruhigung, Vertrauen zu predigen; wenn sie statt dessen Mistrauen, Furcht nähren und in der Phantasie des leicht erregbaren Volkes Gespenster hervorrufen würden, die nicht bestehen.

Noch ist der Kaiserstaat Oesterreich so lebenskräftig und stark, dass er mit seinem Feinde auch ohne fremde Hilfe fertig werden kann. Blicket hin, Ihr Kleingläubigen, auf die ehernen Tafeln unserer Vaterlandsgeschichte: waren nicht die Tage der Invasion Oesterreichs zur Zeit der großen Maria Theresia, welche nicht mehr wusste, wohin sie ihr gekröntes Haupt legen sollte; zur Zeit der französischen Invasionen, als Attila-Napoleon in Schönbrunn stand, viel trauriger und gefahrdrohender?!

Haben unsere Vorfahren verzagt in jenen Tagen, als um den Schloßberg von Grätz französische Milizen wimmelten und die Kirche von St. Leonhard von französischen Kugeln umsaust wurde?!

Was antwortete der tapfere Major Franz Hackher zu Hart vom Genie-Corps, welcher unsern alten Schloßberg vertheidigte, als am 1. Juni 1809 der französische Parlamentär in Begleitung des Bürger-Obersten Dobler und dessen Adjutanten, des Bürger-Cavallerie-Oberlieutenants Gadolla, vor ihm erschien und die Uebergabe des Castells verlangte? „So lang ich einen Mann habe," entgegnete er, „werde ich mich vertheidigen!"

Und er vertheidigte sich, obwohl in einer Stunde 90 Kanonenschüße abgefeuert wurden, durch sieben Tage und Nächte, und das Theresienkreuz schmückte später die Brust dieses Ehrenmannes.

Was antwortete der ritterliche Fürst Paul Esterhazy, als Kaiser Napoleon Ungarn von Oesterreich lossagen wollte und ihm die Macht im Lande antrug? Er begab sich zum Kaiser Franz nach Totis in's österreichische Feldlager und trug sich seinem angestammten Herrn und Kaiser zum Kriegsdienste an.

Also denkt auch in unseren Tagen jeder wahre Patriot und treue Unterthan Seiner Majestät unseres angestammten Herrn und Kaisers!

Mit Gut und Blut, mit Athem und Leben wollen wir für unsern Herrn und Kaiser und das erlauchte Kaiserhaus einstehen, und in diesem Augenblicke der Gefahr den heiligen Schwur erneuern: dass, je größer die Gefahr werden und je trauriger sich unsere Lage gestalten sollte, desto lauter der Ruf zum Throne unseres erlauchten Monarchen schallen werde: Alles für unsern hochgeliebten Kaiser Franz Joseph und das ganze Kaiserhaus!

Dr. F. J. Proschko.

Es gab fast keinen Zweig der Literatur, in welchem Proschko nicht eine größere Anzahl wohlgelungener Werke aufzuweisen hätte. Mannigfache Gedichte, Jugendschriften, historische Werke, Romane, kleinere und größere Erzählungen und Novellen, Andachtsbücher, Biographien geben ein buntes vielsagendes Bild von Proschko's Gesammtthätigkeit als Schrift-

Digitized by Google

steller. Die alleinige Aufzählung seiner sämmtlichen Schriften würde mehrere Druckseiten in Anspruch nehmen.

Eine treffende Charakteristik über Proschko's Schriften lieferte der Linzer Schriftsteller Ferdinand Zöhrer 1882 mit folgenden Worten:

„Proschko ist der poetische Vertreter der österreichischen Geschichten und Sagen. Schon als Knabe stand er an der „Teufelsmauer" in der brausenden Moldau und löste von dem feuchten Gestein den immergrünen Epheu der „Vaterländischen Sagen". Sinnend wanderte er als Jüngling in der burgenreichen Umgebung seiner Vaterstadt herum und von dem Gemäuer der alten Veste Rosenberg las er die Geschichte des „Letzten der Rosenberge" herab und setzte in dieser seiner interessanten Erzählung dem berühmten Geschlechte ein Denkmal. Als Proschko dann in der Geschichte seines engeren Vaterlandes Böhmen blätterte, da tauchten Gestalten vor ihm auf, wie „Der böhmische Student", „Der Jesuit", jener treffliche Professor an der Prager Hochschule Georg Plachy, der 1648 die Prager Studenten zu Heldenthaten begeisterte. Als Proschko später in Linz weilte, zeigte er sich im wahrsten Sinne des Wortes als „oberösterreichischer Jugendfreund". Den Alten aber, die nicht mehr nach seinen „Leuchtkäferchen" — einer Sammlung sinniger Fabeln und Parabeln — greifen mochten, erzählte er, wie ihre Vorfahren im „großen Bauernkriege 1625" gefehlt und gebüßt haben.

Wo immer Proschko bei seinen „Streifzügen im Gebiete der österreichischen Geschichten und Sagen" auf edle Gestalten stößt, da versteht er es auch, den oft längst Entschafenen, oft längst Vergessenen frisches poetisches Leben einzuhauchen.

In der Hauptstadt Wien, dem Mittelpunkte des völkerreichen Kaiserstaates, arbeitet Proschko an seinen „Volks- und Jugendschriften zur Hebung der Vaterlandsliebe", einer getreuen Kunde von Land und Leuten aller Gebiete Oesterreichs, einer Portraitgalerie berühmter und verdienter Persönlichkeiten des Vaterlandes. Gegen den Hader, der die Nationen zu entzweien sucht, schrieb Proschko sein patriotisches Werkchen „Mein Oesterreich".

Proschko war Mitarbeiter zahlreicher Journale des In- und Auslandes. Für den belletristischen Theil des Wiener „Neuigkeits-Weltblattes" schrieb er viele Jahre hindurch unter dem Pseudonym „Franz von Hohenfurth" oder „C. Wittendorf" zahlreiche populäre Novellen und Erzählungen, daher auch die Redaction der genannten Zeitung nach dem Hinscheiden Proschko's der literarischen Wirksamkeit desselben folgendes Lob spendete:

„Alles, was Proschko schrieb, ist von dem Hauche des reinsten Patriotismus und echtester Religiosität, lebendigen katholischen Geistes durchweht, und wenn jemals ein sorgender Familienvater seinem Sohne oder

Digitized by Google

seiner Tochter ein Buch mit vollster Beruhigung in die Hand geben konnte, so ist dies bei den Werken Proschko's der Fall. Abgesehen von dem moralischen Werthe, welcher den Schriften dieses begnadeten Literaten innewohnt, besitzen dieselben den Vorzug, dass sie meist auf historischem Grunde aufgebaut, dem Leser in angenehmer und fesselnder Weise zahlreiche Einzelheiten aus der ruhmvollen Geschichte unseres Vaterlandes darbieten und so außerordentlich lehrreich wirken. Wenn wir noch hinzufügen, dass allen Werken Proschko's der Reiz frischer Darstellung und lebensvoller Unmittelbarkeit anhaftet, haben wir wohl alles gesagt, dem literarischen Wirken des verdienstvollen Mannes volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen."

Proschko's vielseitige Schriften fanden nicht nur im Heimatlande entsprechende Würdigung, sondern wurden sogar einige der bedeutenderen Werke in's Französische und Italienische übersetzt. Auch aus überseeischen Ländern wo deutsche Sprache und Gesittung eine Stätte besitzt, insbesondere Nord-America wurden Proschko's Werke häufig verlangt und gern gelesen. Wird die durchschnittliche Auflage eines Werkes mit 1000 Exemplaren gerechnet, so erscheinen Proschko's sämmtliche Schriften wohl in Hunderttausenden verbreitet. Allein im Entgegenhalte zu manchen sogenannten Lieblings-Schriftstellern des „Volkes", deren Namen der Schreiber dieser Zeilen an dieser Stelle lieber unterlassen will, um nicht polemisch zu werden, welche Religion und Moral nur allzu häufig misachten, um dem Götzen des Tages ein Weihrauchkörnchen zu opfern und deren einzelne fragwürdige Producte nicht selten in 20—30.000 Exemplaren gedruckt und von herumziehenden Agenten mitunter bis in die entlegensten Gebirgshütten getragen werden, ist die Verbreitung der Schriften Isidor Proschko's bis jetzt eine noch viel zu geringe zu nennen, und dieselben in die breiten Massen des Volkes bis jetzt leider noch nicht hinlänglich eingedrungen. Es wäre daher zu wünschen, dass die Zukunft sühne, was die Vergangenheit unterlassen, und hoffentlich wird eine von der Hand seiner Tochter Hermine gesichtete und mit Illustrationen von der Künstlerhand Emilie Proschko's gezierte neue Ausgabe der gesammelten Schriften des Vaters jene Ausbreitung finden, welche dieselben vermöge ihrer darin niedergelegten trefflichen patriotischen, ethischen und herzveredelnden Grundsätze verdienen, wie dies von jedem wahren Vaterlandsfreunde nur wärmstens gewünscht werden kann!

Wiewohl Proschko bei allen Arbeiten in erster Linie nur Gottes Ehre und nicht irdischen Lohn im Auge hatte, so konnte doch eine so ersprießliche literarische Thätigkeit nicht vollkommen unbelohnt bleiben. 1854 wurde er von Sr. Majestät dem Kaiser Franz Joseph mit dem

Digitized by Google

goldenen Verdienstkreuze mit der Krone, 1868 mit der goldenen Medaille für Wissenschaft und Kunst ausgezeichnet und 1871 zum kaiserlichen Rathe ernannt, während ihm 1860 Papst Pius IX. das Ritterkreuz des päpstlichen Gregor-Ordens verlieh. Großherzog Ludwig von Hessen übersandte ihm den Orden Philipp des Großmüthigen, König Max von Bayern richtete an ihn ein die edle Tendenz seiner Dichtungen huldvoll anerkennendes Handschreiben. Außerdem erwählten ihn zahlreiche wissenschaftliche und humanitäre Vereine zu ihrem Ehrenmitgliede.

3.

Proschko verstand es, mit geistverwandten Männern trauten und innigen Umgang zu hegen und zu pflegen. Aus den im Anhange beigefügten Stammbuchblättern des Verewigten geht hervor, dass derselbe mit Johann Gabriel Seidl, Karl Egon Ebert, Johann Nep. Vogl, Uffo Horn, Joseph Sigmund Ebersberg, Ludwig Bowitsch u. A. m. im vertrautesten Verkehre stand.

Zu den intimsten Freunden Proschko's zählte dessen berühmter Landsmann, der „Dichter des Böhmerwaldes" Adalbert Stifter. Mit ihm traf er in den Fünfziger-Jahren in Linz zusammen, in dessen reizender Umgebung man gar oft auf einsamen Wegen dem Dioskurenpaare begegnen konnte. Stifter verkörperte in seinem Charakter, wie sich Zöhrer so schön ausdrückt, die ruhige Plastik der Natur, Proschko die lebensvolle Geschichte seines engeren und weiteren Vaterlandes. Stifter war nicht nur Proschko's vertrauter Gesinnungsgenosse, sondern auch treuer Hausfreund, der an allen Leiden und Freuden der Familie innigen Antheil nahm und im Hause Proschko vielfach verkehrte. Auch nach ihrer Trennung stand das Schriftstellerpaar in stetem Verkehr, wovon zahlreiche Briefe und Poesien Stifter's im Nachlasse Proschko's Zeugnis geben, gleichwie dieser seinen 1858 erschienenen historischen Roman „Die Nadel" (aus der englisch-französischen Geschichte) Adalbert Stifter gewidmet hatte.

Ein besonders herzliches Freundschaftsband knüpfte Proschko Jahrzehnte lang an den altwienerischen Poeten Ignaz Castelli, der die Gewohnheit hatte, zu seinem eigenen Geburtstage alljährlich seinen Freunden eine Erinnerungsgabe in poetischer Form zuzusenden. So hatte er zu seinem 82. Geburtsfeste (6. März 1862) das folgende, bisher wohl weiteren Kreisen unbekannt gebliebene Gedicht vorbereitet:

Digitized by Google

Da mir mein Geburtstag in jedem Jahr
Der Stoff zu einem Gedichte war,
  Das ich an meine Freunde gesandt,
  Und ihnen sagte, was ich empfand;
So will ich's auch heut' nicht versäumen,
Dies Brieflein zu schreiben in Reimen.

Das Alter drückt mich schon allzuschwer,
Die Füße wollen nicht gehen mehr,
  Es doctert ein ganzes Consilium
  Geschickter Aerzte an mir herum —
Doch will sich trotz all' ihrem Leimen
Gesundheit auf Achtzig nicht reimen.

Auch geht's mit dem Dichten nicht vorwärts mehr,
Was früher mir Spiel, wird jetzt Arbeit schwer,
  Mein Pegasus ist schon ein lahmes Pferd,
  Vergebens brauche ich Sporen und Gärt',
Er pflegt sich nur immer zu bäumen,
Es fehlt mir an Stoffen und Reimen.

Die hübschen Mädchen seh' ich noch gern,
Sie sind auch recht freundlich mit mir altem Herrn,
  Doch bild' ich mir nicht etwa gar noch ein,
  Sie könnten in mich auch verliebet sein,
Nichts lass' ich von Liebe mir träumen,
Sie lässt sich auf Achtzig nicht reimen.

Nur in einem fröhlichen Freundeskreis
Da bin ich kein trüber mürrischer Greis;
  Wo frei das Wort aus dem Herzen klingt
  Und der frohe Sinn seine Flügel schwingt,
In den Gläsern die Weintropfen schäumen,
Da kann ich noch dichten und reimen.

Der Freiheit Wort erscholl von dem Thron,
O möchte doch jeder Vaterlandssohn
  Nun stehen für's große Gesammtreich ein,
  Nicht wollen nur Böhm' oder Ungar sein,
Da könnte die Kaisersaat keimen
Und Glück auf Oest'reich sich reimen.

Als Proschko von der ihm zugekommenen Sendung die von Castelli's eigener Hand beschriebene Adressschleife [1]) loslöste, fand er dabei zu seinem Entsetzen die Todesanzeige Castelli's beigeschlossen. Castelli hatte nämlich

[1]) Die Adressschleife wird im Proschko'schen Familien-Archive aufbewahrt.

Digitized by Google

das Gedicht einige Tage vorher zur Absendung an Proschko fertiggestellt; sein plötzliches Ableben, 5. Februar 1862, gab seinen Hinterbliebenen Veranlassung, das Gedicht gleichzeitig mit der Todesanzeige abzusenden.

Recht heitere Tage verbrachte Proschko mit dem gemüthlichen oberösterreichischen Dialectdichter Franz Stelzhamer, mit welchem er oft stundenlang in freundschaftlichem Gespräche literarische Ereignisse traulich zu besprechen pflegte. Auch in Wien besuchte Stelzhamer häufig Proschko, und so oft letzterer ein neues Werk veröffentlichte und damit seinen Freund beschenkte, erwiderte Stelzhamer: „Ja, das Schriftstellern versteht der Isidor".

Ein äußerst inniges Freundschaftsband schloß Proschko mit dem berühmten Missionsbischof Athanasius Zuber[1]), der für die christliche Cultur und Gesittung im fernen Ostindien in den Jahren 1854—1858 thätig war, aus dessen Correspondenz Proschko das interessante Lebensbild „Ein Wiener in Ostindien" verfaßte.

Der ausgezeichnete Psychologe und Seelsorger an der Wiener Landes-Irrenanstalt Phil. Dr. Bruno Schön[2]) ehrte Proschko in zahlreichen Briefen als Vater der Armen und Unglücklichen. Aus diesen Briefen seien folgende Stellen angeführt:

Wien, 17. Juli 1856.

Hochverehrter Herr Doctor!

Ihren Brief und die demselben beigeschlossene poetische Spende habe ich erhalten und gelesen. Als ich damit zu Ende war, dachte ich nicht mehr darüber nach, nein, sondern angehaucht durch diese echt religiöse Poesie, ich fühlte darüber nach.

Ich war eben so hocherfreut als tief erbaut, und das will viel, sehr viel sagen, weil ich keine poetische Natur bin, sondern mein ganzes Leben in der speculativen Philosophie zubrachte, so wie es immer nur mein Beruf zuließ.

Meinem Urtheile nicht trauend, ging ich zu meinem Recensenten, auf dessen Urtheil ich bauen kann und der mir Producte von den gefeiertsten Schriftstellern ebenso ruhig und sicher verwirft, als er von ganz Namenlosen sie erhebt, wenn das Product darnach ist, und der so sicher trifft, dass jede deutsche Zunge sich darauf verlassen kann.

---

[1]) Athanasius Zuber, geb. zu Wien am 2. Januar 1824 als Sohn eines Kaufmanns, † zu Gmunden am 14. Mai 1872. Siehe Oesterr. Jahrbuch, 4. Jahrgang 1880 S. 133—172.

[2]) Bruno Schön, geb. zu Ober-Sandau bei Marienbad in Böhmen, absolvirte 1826 die Universitätsstudien in Wien und trat in den Minoriten-Orden. Er war ein sehr geschätzter psychologischer Schriftsteller und veröffentlichte unter anderm: „Mittheilungen aus dem Leben Geistesgestörter" (Wien 1859) und „Briefe über Geistesgestörte" (Wien 1861), † zu Wien 1875.

Digitized by Google

Dieser mein Freund hatte Augenweh und konnte Ihre Gedichte nicht lesen, daher las ich sie ihm vor, und zwar zuerst: „Das Johanniswürmchen". In Mitte des Lesens war er gespannt, am Ende bejahte er mit dem Haupte und sprach: „Sehr schön, sehr schön". Hierauf den „Bildhauer". Am Schluße sagte er: „Auch gut, recht belehrend und erbauend".

Zuletzt: „Das Gräberhaus." In Mitte lauschend, dann immer eingenommener, und als ich zu der Stelle kam: „Sie deckten, was wir lieben", stand eine Thräne in seinem geistvollen Auge und am Ende sprach er: „Wo ist dieser Dichter? Der muß ein edler Mensch sein."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ihr „alter Geselle" wurde in den Gesellenvereinen (es sind schon zwei Filial-Abtheilungen) und anderwärts viel und mit großem Beifall vorgelesen; Dr. Gruscha[1]) sprach sich gestern sehr erfreut darüber aus.

Indem ich mich Ihnen auf's beste empfehle und für die Spende nochmals mein herzlichstes „Vergelt's Gott" sage, bin ich mit der innigsten Verehrung

Ihr dankschuldiger

P. Bruno Schön.

Aus einem andern Briefe Schön's vom 5. November 1860 sei folgende Stelle angeführt:

„Beith[2]) ist mein inniger Freund und ein Schriftsteller, den ich auch sehr verehre; aber an Tiefe des Gemüths steht niemand so groß da, als Dr. Proschko, hierin scheinen Sie keinen Nebenbuhler zu haben. Ja, das muß gegeben sein und läßt sich nicht erlernen. Das warme Heraushauchen aus der Erzählung läßt sich durch keine Kunst ersetzen, am wenigsten das keusche religiöse Heraushauchen. Was ist z. B. das „Barfüßele" von Berthold Auerbach für ein widerliches Naturgefühlswesen, mag die ganze Welt sagen und loben, wie sie will, gegen Ihre schlichten einfachen Naturcharaktere! — — — — — — — — — — — — — —

Wie freut es mich, wenn ich von Ihnen höre. So erzählte mir neulich eine kranke Frau von Ihnen, dass Leute dort herum zu Ihnen um Rath kommen, wie Kinder zum Vater. So wurde ich erbaut, als ich im Linzer Karmeliterkloster im Sprachzimmer ein Gedicht von Ihnen als Gebet angeschlagen gefunden habe. Der liebe Gott segne Sie dafür hier schon, dort oben ist Ihnen der Lohn gewiss, ja, der liebe Gott segne Sie reichlich für das Almosen, das Ihr reicher Geist meinen armen Irren versprochen."

---

[1]) Nunmehr Cardinal-Fürsterzbischof, welcher auch als Oberhirt der Wiener Erzdiöcese das Amt eines Centralpräses der katholischen Gesellenvereine beibehalten hat.

[2]) Joh. Em. Beith, geb. 1788 zu Kuttenplan in Böhmen, war Medicinae, Philosophiae und Theologiae-Doctor, zählte zu den berühmtesten Kanzelrednern Wiens und wurde von Cardinal Rauscher als der größte Stylist seiner Zeit bezeichnet.

Digitized by Google

Auch mit Bischof Rudigier stand Proschko in stetem Contact. Wenige Monate vor seinem Tode richtete der Bischof nachstehendes Schreiben an Proschko:

„Wohlgeborener hochgeehrter Herr kaiserlicher Rath!

Empfangen Euer Wohlgeboren meinen aufrichtigsten Dank für die Aufmerksamkeit, mit welcher Sie unter dem 6. d. M. meines Geburtstages gedachten; meines 70. Geburtstages! Helfen Sie mir beten, dass ich mich für die Ewigkeit umso besser vorbereite, je näher mein Schritt in dieselbe ist.

Auch für die besondere Güte, mit der Sie mir zwei neue Schriften Ihrer edlen Muse spendeten, empfangen Euer Wohlgeboren meinen herzlichsten Dank. Möge Ihre Feder noch lange thätig sein, für die Wahrheit und Gerechtigkeit, sowie für das heilige Vergnügen! „Utile dulci!"

Mit diesem Wunsch und allen anderen Segenswünschen und mit der wahrsten Hochachtung verharre ich

Euer Wohlgeboren ergebenster Diener

Franz Joseph Rudigier,
Bischof.

Linz, 14. April 1880.

4.

Wie bei allen wahrhaft frommen Männern Leben und Lehre im harmonischen Einklange stehen muß, so bethätigte Proschko die Grundsätze der Religion und der christlichen Charitas von frühester Jugend bis zu seinem Lebensabend durch Spendung mannigfacher und reicher Wohlthaten — jedoch zumeist im Stillen, ohne dieselben der Oeffentlichkeit preiszugeben. Es war ihm Lebens- und Herzensbedürfnis manch' still geweinte Thräne zu trocknen und, wo er konnte und durfte, Armen und Unglücklichen mit Rath und That zu helfen und beizustehen nach dem Spruche des Dichters:

Willst Du wirklich glücklich sein,
Trage bei zu Anderer Glück;
Denn die Freude, die Du spendest,
Kehrt in's eigene Herz zurück.

Insbesondere war Proschko in den Kriegsjahren 1859 und 1866 eifrig bemüht, den in den ober-österreichischen Spitälern darniederliegenden verwundeten Kriegern ihr schweres Los zu lindern. So spendete er dem ober-österreichischen Hilfs-Comité zur Pflege verwundeter Soldaten viele hundert Exemplare seiner „Geschichtsbilder" als herzerhebende Lectüre und stellte das bedeutende Erträgnis mehrerer seiner Werke dem obigen Zwecke

Digitized by Google

zur Verfügung. Als am 27. April 1865 das herrlich gelegene Benedictinerstift Admont ein Raub der Flammen wurde, widmete Proschko das Reinerträgnis seines historischen Romans „Der Jesuit" dem Wiederaufbaue der Stiftskirche, wofür er vom Stifte einen silbernen Pocal mit sinnvoller Inschrift erhielt. Beim katholischen Gesellenvereine zu Wien finden wir den Verewigten von 1880—1888 als Lehrer der Geschichte und vaterländischen Literatur. Dem Hernalser Officierstöchter-Institute, den Vincentius-Vereinen zu Wien und Linz, dem ober-österreichischen Blinden-Institute und der St. Josephs-Votivkirche zu Weinhaus widmete Proschko zu wiederholten Malen bedeutende Bücher- und Geldspenden, oder hielt zu Gunsten dieser segensreich wirkenden Anstalten verschiedene Vorträge, und bekleidete 1887 auch das Amt eines Secretärs des Frauen-Wohlthätigkeits-Vereins für Wien und Umgebung.

Mannigfache Hilfsbedürftige und Nothleidende pflegten sich in allen Lebenslagen bei Proschko einzufinden, um seinen Beistand zu erbitten, besonders wenn es galt, bei den Behörden oder an den Stufen des Thrones Gnaden zu erflehen. Proschko wurde nicht müde, Gesuche und Eingaben für die Bittsteller selbst zu verfassen und mit seinem Fürworte betreffenden Ortes vorzulegen. Pertransiit benefaciendo.

* * *

Nach dem Sprüchworte „Jung gefreit, hat niemand gereut" vermälte sich Proschko 1844 im Alter von 28 Jahren mit der ihm an Sinn und Geist verwandten Officierstochter Emilie Burggraf, aus welcher Ehe drei Kinder: Emilie, Cornelius und Hermine hervorgingen. Sein Familienverhältnis war das innigst zärtlichste, geradezu von einem poetischen Hauche durchweht. Es gab keinen fürsorglicheren Gatten und Vater als unsern Dichter. Kein Miston trübte die 47 Jahre seines ehelichen Lebens; zwischen Gatten und Kindern herrschte die tiefste Seelenharmonie in allen Lebensfragen. Die Familienglieder genügten sich selbst und traten nur selten auf den offenen Markt der Welt. An Proschko's Kindern bewährte es sich, dass der Apfel nicht weit vom Stamme fällt. So ist des Verewigten Schriftsteller-Talent im vollsten Umfange auf seine Tochter Hermine übergegangen, die sich als Herausgeberin der von ihr redigirten „Jugendheimat" und Verfasserin verschiedener zartsinniger Novellen und Erzählungen in der österreichischen Literatur bereits einen ehrenvollen Namen errungen hat, während die zweite Tochter

Digitized by Google

Emilie eine in der heimatlichen Kunstwelt sehr geschätzte Malerin und Zeichnerin ist, und die Illustrationen zu der eben erwähnten „Jugendheimat" liefert.

Die schöne Jahreszeit pflegte Proschko mit seiner Familie in den Bergen oder an Seen zuzubringen, um nicht nur Geist und Gemüth an den Naturschönheiten der Heimat zu erwärmen, sondern auch neuen Stoff zu seinen geographischen Schilderungen und geschichtlichen Charakterbildern zu gewinnen. Mürzzuschlag, Maria-Zell, Payerbach, Puchberg am Schneeberg, Waidhofen a. d. Ybbs, Gaming, Gmunden und Admont waren die Lieblingsaufenthalte unseres Dichters im Kreise seiner Familie.

Allein nicht nur wonniges Familienglück sollte unser Dichter genießen, auch tiefes und bitteres Leid war ihm nicht erspart. 1889 wurde sein zu den schönsten Hoffnungen berechtigender einziger Sohn Cornelius, k. k. Realschul-Professor, im jugendlichen Alter von 38 Jahren nach langwieriger Krankheit vom Tode hinweggerafft und wiederholt klagte der untröstliche Vater über die schwere ihm von Gott auferlegte Prüfung, dass ihm der „Stammhalter" seiner Familie entrissen sei. Einer seiner Lieblingsaussprüche lautete: „Alles im Leben ist ersetzbar, nur verstorbene brave Kinder und verlorene Ehre nicht!" [1]) Gewiss wahr gesprochen!

* * *

Am 2. April 1886 feierte Proschko still und bescheiden, wie er gelebt, im engsten Familien- und Freundeskreise sein 70. Wiegenfest, und wenig nur drang davon in die Oeffentlichkeit, wiewohl heutzutage oft die unbedeutendsten „Jubiläen" übermäßig gefeiert zu werden pflegen. Eine kurze Notiz kam durch den Verfasser dieser Zeilen in das Wiener „Vaterland" (3. April 1885) und Panholzer's „christlich-pädagogische Blätter" gedachten der Feier in sympathischer Weise mit folgenden zutreffenden Schlußworten: „Andere streben nach Ehren und Reichthümern, er hat das selige Bewusstsein in seiner Brust Gutes und Großes im Verborgenen gewirkt zu haben, darum scheint er noch weit erhabener."

---

[1]) Schreiber dieses möchte nur hinzufügen: — und eine Mutter ist unersetzbar! —

Digitized by Google

Zu denjenigen vertrauten Freunden, die sich an diesem Gedenktage des Dichtergreises liebevoll erinnerten, zählte Sebastian Brunner, der an den Jubilar nachstehendes Schreiben richtete:

Wien, 6. April 1886.

Die besten Wünsche zu Hochdero 70. Geburtstag. Möge Gott Sie noch recht lang in Ihrer erfolgreichen Thätigkeit und zur Freude Ihrer hochachtbaren Familie erhalten. Sie können mit innerlicher Befriedigung auf die Zeit Ihres im Staatsdienste hingebrachten Lebens zurückschauen und das schöne Bewusstsein, weit über die geforderte Pflichterfüllung hinaus dem Vaterlande gedient zu haben, mag Ihnen ein Trost sein für die mindere Anerkennung, die Ihnen hie und da zutheil geworden ist.

Sie haben eben mit dem Patriotismus keinen Erwerb gemacht und kein lucratives Geschäft betrieben und mögen sich mit der Anerkennung in weiteren Lebenskreisen trösten für die Vorenthaltung in den amtlich (wie es öfter vorkommt) begränzten Lebensquadraten.

Mit aller Hochachtung und Verehrung
Herrn Regierungsrath ergebenster Freund und Diener
Seb. Brunner.

5.

„Mein Oesterreich".

Ihr Berge, grüne Berge! Du schöner Donaustrand
Ihr hochbelaubten Triften, Du theuces Vaterland!
Ihr Wälder, dunkle Wälder, an Duft und Blüthen reich,
Euch nenn' ich hochbegeistert: mein schönes Oesterreich!

Du Land des Rechts, der Sitte, wo Treue gilt und Schwur,
Du Land mit tausend Blüthen, gekrönt von der Natur,
In Dir will ich verleben mein Dasein friedensreich,
O Land der holden Blüthe, mein schönes Oesterreich!

In Deinen Wäldern lauschen, auf Deinen Triften geh'n,
Auf Deinen Bergen jubeln und steh'n an Deinen See'n,
In Deiner Erde ruhen, gebettet lind und weich,
Im Leben und im Tode bist Du mein Oesterreich!

„In Deiner Erde ruhen, gebettet lind und weich" — diese im Vorgefühle der Todesahnung der Dichterbrust entsprungenen Verse sollten nur allzubald ihre Verwirklichung finden.

* * *

Den Sommer und Herbst des Jahres 1890 brachte Proschko mit seiner Gattin und beiden Töchtern in dem an Naturschönheiten reizenden

Digitized by Google

Gmunden am Traunsee zu, um nach den Arbeiten des verflossenen Winters Erholung in Gottes freier Natur, in Wald und Flur zu finden. Bei der letzten Begegnung, die der Schreiber dieser Zeilen im December 1890 mit dem verewigten Dichtergreis hatte, schien dessen sonst unverwüstliche Gesundheit im Rückgang begriffen zu sein, und sollten die trüben Ahnungen leider nur allzu rasch in Erfüllung gehen. Er selbst hegte jedoch die beste Hoffnung, hatte weitgehende Plane für künftige literarische Arbeiten und freute sich, 1892 sein fünfzigjähriges Jubiläum als Schriftsteller begehen zu können. Es sollte jedoch anders kommen. In den Weihnachtsfeiertagen 1890, die er sonst immer im trauten Familienkreise mit wahrhaft religiös poetischem Hauche zu feiern pflegte, mußte er sich zu Bette legen. Als der übliche Neujahrsbrief, mit dem Proschko den Verfasser dieses seit einer Reihe von Jahren zu erfreuen pflegte, ausblieb und letzterer sich in den ersten Januartagen 1891 nach dem Befinden seines Gönners erkundigte, erhielt er die Kunde von der schweren Erkrankung desselben. Es war keine ausgesprochene Krankheit, sondern eine in Folge Erkältung eingetretene allgemeine Schwäche, die ihn nicht mehr verließ und trotz der aufopferungsvollsten Pflege seiner Familienglieder und der hingebendsten Behandlung des treuen Hausarztes, Sanitätsrathes Dr. Lorinser, nicht gebannt werden konnte. Ein starker Geist wie Proschko fürchtete sich vor dem Tode nicht. Er verlangte nach den Tröstungen der Religion und empfing am 1. Februar die heiligen Sterbesacramente, die ihm von Don Barnabas Günther gereicht wurden, gab wie ein Patriarch Kindern, Enkeln und Freunden väterliche Lehren, betonte insbesondere in allen Lagen des Lebens religiös, charakterfest und dynastisch zu bleiben, dankte allen, die ihm Liebe, Treue und wahre Freundschaft gespendet, empfahl sich ihrem Andenken und hauchte am 6. Februar 1891 in Gottesfrieden in Mitte eines leise gesprochenen Gebetes seine Seele aus!

An seinem Sarge floß manche Thräne, und die Verehrung und Liebe, die der Selige im Leben genossen, gab sich bei dem 8. Februar in der Mariahilfer Pfarrkirche unter zahlreicher Betheiligung stattgefundenen Leichenbegängnisse kund. Propst Don Gregor Zudrung, ein langjähriger Jugendfreund des Verblichenen und Genosse in der Direction des österreichischen Volksschriftenvereines, nahm die Einsegnung vor. Die Familienangehörigen, nebst dem Verfasser dieses Nachrufes, geleiteten den Verblichenen zur letzten Ruhestätte am Centralfriedhofe, [1]) woselbst er an

[1]) Gruppe 34, Reihe 5, Grab Nr. 20.

Digitized by Google

der Seite seines ihm im Tode vorangegangenen früh verblichenen Sohnes beigesetzt wurde. Blätter aller Parteischattirungen widmeten dem Verstorbenen ehrenvolle Nekrologe; den Hinterbliebenen wurde aus allen Schichten der Gesellschaft und aus amtlichen und gelehrten Kreisen die innigste Theilnahme an dem erlittenen Verluste in warmen Worten ausgesprochen.

* * *

Mit dem verewigten Dichter und Schriftsteller Proschko hat die Kirche einen ihrer treuesten Söhne, das Vaterland einen glühenden Patrioten, dessen dynastisches Gefühl seine zahlreichen Werke wie ein rother Faden durchzieht, die Schriftstellerwelt eine ihrer Zierden, die Familie den zärtlichsten und opferwilligsten Gatten und Vater und der Verfasser dieses Lebensbildes seinen wahrhaft väterlichen theilnehmenden Freund und Gönner verloren! Der Mund, der die Schönheiten des heimatlichen Bodens in Wort und Lied in so treffender Weise zu besingen verstand, ist für immer geschlossen; das Herz, welches so warm für seinen heißgeliebten Kaiser wie für Gottes Ehre schlug, hat aufgehört zu schlagen; unsere an wirklich edlen und volksthümlichen vaterländischen Liedersängern vom alten Schrott und Korn nicht allzu reiche Zeit ist um einen solchen ärmer geworden.

Sein Geist und seine Werke werden jedoch fortleben, so lang noch Sinn für edles und gutes, für Religion und Recht, für wahre Freiheit und Vaterlandsliebe nicht erstorben ist — Kinder wie Kindeskinder werden sich an den hinterlassenen Geistesschätzen bilden und erbauen — sein Andenken wird für immerwährende Zeiten gesegnet sein — der Name

Isidor Proschko

wird in dem Ehrenbuche der Literatur Oesterreichs in goldenen Lettern eingetragen sein und stets erglänzen!

Schließen wir mit den warm empfundenen Worten, die eine liebende Tochter ihrem dahingegangenen Vater geweiht!

Am Grabe meines Vaters.

Schlaf sanft nach schönem Tagewerke
So friedlich wie Dein Leben war,
Der Du im Herzen Jugendfreude
Noch fühltest mit ergrautem Haar.

Digitized by Google

Schlaf ſüß Du beſter aller Väter,
Bis wir uns einſtens wiederſeh'n,
Es däucht mir, ſeit Du ſtarbſt, das Sterben
Nur mehr ein ſüßes Heimwärtsgeh'n.

In Deinem Sinne will ich leben,
In Deinem Sinn, in Wort und That —
An Deinem Sterbebette ſah ich,
Wie mild Dich Gott gerichtet hat.

Ein Lächeln hell wie Sonnenſtrahlen
Verklärte ſanft Dein Angeſicht,
Und dieſes Lächeln ſei im Leben
Für mich fortan ein Himmelslicht.

Es ſei mir eine helle Leuchte
In Kummer und in banger Zeit,
Es ſei mir auch ein treuer Führer
Dereinſtens in die Ewigkeit!

Hermine Proſchko.

Digitized by Google

Anhang.

Aus den hinterlassenen Stammbuchblättern Dr. Isidor Proschko's.

Wie mag der Schöpfer nicht in seiner Allmacht lachen,
Wenn sich das Nichts zu was und ihn zu Nichts will machen.
Hamann.

Roma, 1850.

J. M. Rohden.

Auf der Jugend ruht die Zukunft.

Linz, 21. Mai 1852.

Adolf Kolping,
Domvicar.

In alles Unvermeidliche
Gib Dich geduldig d'rein,
Sonst steigert in's Unleidliche
Sich Dir des Lebens Pein.

Juli 1853.

Joh. Nep. Vogl.

Wenn sich das Licht verbirgt in Nacht,
Die alles umher finster macht,
Und wenn der Tag zu Abend wird,
Da sucht das Lamm nach seinem Hirt.
Des Geistes Palme kann gedeih'n
In Weisheit klarem Sonnenschein;
So werd' ich mich des Glückes freu'n,
Wenn mir ihr Licht wird Leuchte sein.

Linz, den 1. November 1853.

Ludwig Koch,
gesichtsloser Naturdichter.

Digitized by Google

So lang gekannt, ſo lang ein Bild getragen
Im Herzen — dann ein frohes friſches Finden:
Das iſt das Glück, das jene nur ergründen,
Die über Zeit und Räume mit den Winden
Hinfliegen und die goldne Leier ſchlagen,
Und die auch ſcheidend nicht dem Blick entſchwinden!

Linz, den 20. Juni 1854.

Uffo Horn.

Wie wirr ſich verſchlingen des Schickſals Ringe,
Wie die Gegenwart leidet im Wechſel der Dinge,
Ein Hoffnungsſtern leuchtet dem Menſchengeſchlecht:
Der endliche Sieg von Wahrheit und Recht.

Linz, im November 1855.

Franz Schuſelka.

Wenn eine Hoffnung ſtürzt, laſſ' Dich's nicht kümmern,
Verliere nicht Dein Selbſtvertrauen —
Du kannſt ja eben aus den Trümmern
Dir eine neue Hoffnung bauen.

Gainfarn in Nieder-Oeſterreich, im November 1856.

Franz Schuſelka.

Gelöſet iſt mit leichter Hand
Der Kahn vom ſichern Uferrand,
Mit leiſem Hauch führt Dich der Wind
Hinaus auf's hohe Meer geſchwind.

Allein was draußen Deiner harr't
Und ob und wann von irrer Fahrt
Du wieder laufſt im Hafen ein,
Das weißt Du nicht, weiß Gott allein!

Krems, 14. Januar 1857.

Franz Joſeph Schaffer.

Viel große berühmte Männer
Sie haben's nicht weit getrieben
Und ſind meiſt in der Schule
Im Schreiben zurückgeblieben,

Ich ſchreibe rein und verſtändlich,
Verwirre die Buchſtaben nie,
Doch wär' es mir lieber, ich ſchriebe
So ſchlecht und ſo gut wie Sie.

Linz, 14. September 1858.

Dr. J. F. Caſtelli.

Digitized by Google

Wann Du im Leb'n Dir Freund' erwählest,
So schau Dich um nach ächte;
Denn 's gibt jetz unter hundert Freund',
Wohl mehr als neunzig schlechte.
Wer immer sagt: „ich bin dein Freund",
Thuats nur, dass er was plauscht,
A stiller Bach is tiefer oft,
Als der, der gar so rauscht.

Wien, den 20. December 1858.

Anton Baron Klesheim.

A Löbn is a herligs,
Wer a Herz hat an erligs,
An erligs, a ganz's;
Wers nöt hat, das is trauri,
Wers nöt kriegt, den bedaur i,
So wahr i haiß Franz

Stelzhamer.

Linz, 9. Januar 1860.

Wer nach ewigem Ruhme strebt, hat im Grunde eine sehr schwere Arbeit, da es nur zwei unvergängliche Orte gibt, in denen ein solcher Ruhm möglich ist, den Himmel und die Hölle.

Linz, am 13. Januar 1860.

Adalbert Stifter.

Der Mensch sammelt so lange Erinnerungen, bis er selber eine Erinnerung wird.

Linz, am 13. Januar 1860.

Adalbert Stifter.

Der schönste Trost in trüber Zeit ist die Gewissheit, dass alle Dinge in Gottes Hand stehen.

Linz, 17. Feber 1860.

Jodok Stülz,
Propst zu St. Florian.

Die alte Garde.

Epistel an Franz Isidor Proschko.

Die Garde mein' ich nicht, die in den Tagen
Des Völkerbrandes sich der Corse schuf,
Die ihn zum Kaiserthron emporgetragen
Und durch die Welt gedonnert seinen Ruf.

Digitized by Google

Nicht todt' ist sie — Kein Auge sah sie wanken;
Sie glänzt für immer in des Ruhmes Licht.
Ein Gott rief: Halt! Des Corsen Adler sanken —
Die Garde starb, doch sie ergab sich nicht.

Ich will jetzt eine and're Garde loben,
Die, keinem Weltverwüster unterthan,
Nicht Schwert noch Lanze jemals hat gehoben,
Doch treu gestritten auf der Ehre Plan.

Es ist die Garde jener edlen Sänger,
In welcher, nie entmuthigt, Mann für Mann
Des Glaubens und des Vaterlandes Dränger
Bekämpft mit ihres Liedes Acht und Bann.

Die Garde ist es jener Vielgetreuen,
Die um Altar und Thron sich fest geschaart,
Selbst unter'm Prägstock dieser freien neuen
Gewalt'gen Zeit ihr alt' Gepräg' bewahrt;

Die ohne Selbstsucht für ihr Ziel entbrannte,
Ob Lob, ob Tadel ward zum Lohne ihr,
Sich zu denselben Farben stets bekannte,
Zur Kreuzesfahn' und ihres Herrn Panier.

Sie weihte sich und wird sich ewig weihen —
Doch fühlt von Wehmuth sich ihr Herz beengt:
Gelichtet stehen ihre tapfern Reihen,
Auf einen kleinen Raum zusamm'gedrängt.

Wie viele stiegen von den treuen Kriegern
Schon nieder in des Todtenreichs Gefild,
Wie viele liegen schon gleich Sparta's Siegern
Nach heißem Tagwerk kalt auf ihrem Schild!

Doch mustert man die Schaar mit ernstem Ahnen,
Gedenkend was sie war — und was sie ist,
Erblickt man doch noch manchen Veteranen,
Erblickt man Dich, Du tapferer Gardist!

Und schlägt auch manches Herz wohl bang und bänger,
Wenn rings umher der Tod die Brüder mäht —
Du kämpfest muthig fort, ein Held und Sänger
Der stark und treu bei seiner Fahne steht.

Digitized by Google

Du bietest Deine Stirne kühn den Stürmen,
Die rings sich heben aus der Zeiten Fluth,
Denkst, mit den Wogen, die sich höher thürmen,
Wächst auch dem echten Steuermann der Muth.

Drum wenn sie einst zur späten Gruft Dich tragen,
Erglänzt auch Dir des Ruhmes ew'ges Licht,
Und jeder Ehrenmann wird trauernd sagen:
„Die Garde stirbt, doch sie ergibt sich nicht".

Linz, 18. Mai 1862.

Karl Rain
(C. H. Roeßler.)

Nicht Ehren und Würden sind es, welche des Menschen Glück ausmachen; viel weniger ist es der Besitz von Geld und Gut — ein reines Gewissen, verbunden mit dem Bewusstsein, seinem Nächsten genützt zu haben, wiegt alle Erdengüter auf und erfüllt die Seele mit himmlischem Frieden in Mitte der schwersten Heimsuchungen. Das erste zu bewahren, das letztere anzustreben, ist die wichtigste Aufgabe des Menschen — des Mannes — des Christen.

Linz, 2. Juni 1862.

Athanasius C. Zuber,
Bischof.

Bist Du glücklich, theil' mit andern:
Nur wenn zwei zusammen wandern,
Kann man wahrhaft fröhlich sein;
Bist Du traurig, flieh' die Menge,
Trotz des Mitleids Wortgepränge
Bleibt der Schmerz doch stets allein.

Wien, am 10. September 1862.

Friedrich Steinebach.

Ein And'rer schweb' im Adlerflug
Zum Himmel hoch und hehr:
Mir ist das stille Thal genug,
Ich wünsche mir nicht mehr.

Wien, am 21. September 1863.

Johann Gabriel Seidl.

Du kennst vom Prometheus die alte Sage,
Der, weil er ein paar Götterfunken stahl,
Erdulden mußte namenlose Plage
Und nebenbei demant'ner Fesseln Qual!
Nun siehst Du, Freund, wir haben nichts gestohlen,
Nur ehrlich unser Eigenthum gepflegt,

Digitized by Google

In unſ're Herzen die paar Himmelskohlen
Hat uns der liebe Gott hineingelegt —
Und dennoch ſind wir kleine Prometheuſe,
Uns feſſelt altes Eiſen lange Zeit;
Es haben leider nebſtbei unſere Zeuſe
Nicht eine Spur von Götterähnlichkeit!
O dieſe Menſchen — wie ſo oft im Stillen
Hab' ich das leidige Geſchick verflucht,
Daß ihrer frevlen Grauſamkeit zu Willen
Die Blüthe nimmer keimen darf zur Frucht!
Doch bald getröſtet mußt' ich lächeln wieder:
Die Aermſten foltern ja nicht uns allein,
Sie rotten aus die Vögel und die Lieder,
Verdunkeln wollen ſie den Sonnenſchein,
Dann legt ſolch' kleiner Zeus ſich plötzlich nieder
Und ſtirbt — was dann? ein kurzer Leichenchor!
Und alle Vöglein ſingen luſtig wieder,
Hell ſcheint die liebe Sonne wie zuvor.

12. December 1867. J. Weyl.

Wenn unſer Herz mit dem Verſtand im Bunde
Das Gute ſtets und Edle angeſtrebt,
Verſüßt der Troſt dereinſt die Sterbeſtunde:
Daſs wir, Gottlob, vergebens nicht gelebt!

12. April 1869. J. Weyl.

Als man zählte das achtzehnhundert und Sechzigſte Jahr, im Erntemond ſo zu Linz ich war, ſahen wir uns das erſtemal — und doch hatten wir ohne Zahl im Geiſte bereits mitſammen verkehrt, einander geachtet und geehrt. Das kam, weil wir gar manches erzählt und geſungen, was voll und harmoniſch durch die Heimat geklungen, weil wir in geiſtigem Rapporte ſtanden, und uns in unſern Werken fanden.

Unſere Werke! Manche lächeln höhniſch, wir wollen es leiden und denken an des Meiſters Worte: „Nur Lumpe ſind beſcheiden".

Eduard Breier.

So dürr kein Haideland,
So traurig kein Gemüth,
Daſs nicht trotz Dorngeſtrüpp und Sand
Ein Blümchen troſtreich blüht!
Sogar dem alten Herzen iſt
Der Lenz Bedürfnis noch —
Und wenn der Menſch auch Poliziſt,
Poet ſein kann er doch!

Wien, 19. Juli 1882.

Joſef Weyl.

Digitized by Google

Der Mohr that seine Pflicht, nun kann er gehen,
Die Worte sind bekannt, leicht zu verstehen.
Und mancher ging, und hat sich müd' gegangen,
Bis er zum Grabe sollt' gelangen.
Gott sei mir gnädig, wenn ich stehe
Vor ihm, dass ich nicht höre: Gehe!

Wien, 21. December 1886.

P. Max v. Klinkowström S. J.

O Vanitas vanitatum et omnia vanitas, praeter amare Deum et ipsi soli servire.

De imitatione Christi Liber I.

Viennae, 18. Jan. 1887.

Sebastianus Brunner.

Ist in diesen Erdentagen
Werth ein Ziel darnach zu ringen?
Lerne And'ren Segen bringen
Und Du wirst nicht länger fragen.

Wien, 24. Feber 1888.

Betty Paoli.

Geht über das Dasein Dein Sinnen und Trachten,
Dann kannst Du die Güter der Erde verachten,
Nur was Du erstrebst mit Gewissen in Ehren
Wird über die irdische Wanderschaft wehren.

Wien, 5. Juli 1888.

Sebastian Brunner.

Ein lebendiger Glaube gepaart mit inniger Liebe zu Gott und den Nächsten macht den Menschen allein wahrhaft glücklich; sie sichern ihm in allen Lebensverhältnissen hier auf Erden schon die volle Zufriedenheit, und im Jenseits eine ewige Glückseligkeit.

Wien, am 10. November 1889.

Franz Schuch.

Der schönste und dankenswerthe Beruf des Dichters und Schriftstellers ist der, feste Charaktere zu bilden, Herzen zu veredeln, Sinn für Hohes, Edles und Heiliges zu wecken, und nie zu vergessen, dass der Mensch das herrlichste Geschöpf Gottes — der Erde und des Himmels Sohn — zweier Welten Bürger sei.

Wien, den 25. Februar 1890.

Dr. Hanns Maria Truxa.

Digitized by Google

Vereins-Angelegenheiten.

Rechenschaftsbericht.

Am 6. April 1891 um 6 Uhr Nachmittags hielt der unter dem höchsten Protectorate Seiner Kaiserlichen Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Ferdinand Großherzogs von Toscana stehende österreichische Volksschriften-Verein unter dem Vorsitze des Vereins-Präsidenten Seiner Excellenz Dr. Joseph Alexander Freiherrn von Helfert im grünen Saale der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften seine 44. Generalversammlung, zu welcher die Einladung mittelst Kundmachung in der „Wiener Zeitung" und mittelst brieflicher Verständigung der in Wien domicilirenden Mitglieder erfolgt war, ab.

Der Vorsitzende begrüßte die Anwesenden und eröffnete die Generalversammlung mit folgenden Worten:

Verehrte Generalversammlung!

Aus dem abgelaufenen Jahre 1890 habe ich zuvörderst die traurige Kunde zu bringen, daß der Tod uns nachstehende Mitglieder entrissen hat:

Herr Karl Wittek, Advocat in Znaim;
„ Med. Dr. Adolf Jurié, k. k. Polizeiarzt in Wien;
„ Jacob Lang, Pfarrer in Jedlersdorf;
„ Augustin Rosiwal, Hauptschullehrer in Wien;
„ Ludwig Schütz, Pfarrer in Gumpendorf;
„ Dr. Isidor Franz Proschko, k. k. Regierungsrath in Wien;
„ Franz Hayder, Consistorialrath in St. Margarethen;
„ Johann Hrubý, Dechant und Pfarrer in Jalub (Mähren), und
„ Aloys Riefler, Directions-Adjunct im k. k. Ministerium des Innern in Wien.

Unter diesen Dahingeschiedenen waren die Herren Dr. Isidor Proschko und Aloys Riefler, welche durch eine lange Reihe von Jahren der Vereins-Direction, und beziehungsweise dem Vereins-Ausschusse angehörten, stets bemüht, die Vereins-Interessen nach jeder Richtung zu fördern, insbesondere hat sich der erstere durch uneigennütziges literarisches Wirken zu Gunsten des Vereines hervorgethan und haben daher die beiden genannten Herren dem Vereine die Pflicht auferlegt, dieselben fortdauernd in Erinnerung zu erhalten.

Digitized by Google

Aber auch die andern Verstorbenen haben im Schoße unseres Vereines ein ehrenvolles Andenken hinterlassen, daher wollen wir ihrer mit warmer Theilnahme gedenken und dies durch Aufstehen von den Sitzen zum Ausdrucke bringen (geschieht).

Ich schreite zu dem Rechenschaftsberichte über die Thätigkeit des Vereines und die Gebahrung mit den Vereinsmitteln im abgelaufenen Jahre. In den theils unter meinem, theils unter dem Vorsitze des I. Vice-Präsidenten Herrn Anton Böhm abgehaltenen fünf Ausschuß- und fünf Directions-Sitzungen kamen nachstehende wichtigere Gegenstände zur Berathung:

In der Ausschuß-Sitzung am 7. Januar 1890 wurde das vom Privatbeamten Karl Stützer eingesendete Schreiben, worin sich derselbe anheischig macht, einige Vorträge über „Die Brandschriften des Nihilismus" zu halten, verlesen und hierüber beschlossen, den Einsender dahin zu verständigen, daß der Verein gemäß seiner Statuten auf diesen Antrag einzugehen nicht in der Lage sei. Das vom Herrn Ministerialrathe und General-Consul a. D. Walcher von Moltheim an mich gerichtete Ersuchsschreiben, wegen einer vorzunehmenden Tendenzprüfung der „Weltgeschichte" von Weiß und „Oesterreichische Geschichte" von Macherl, rücksichtlich der Eignung dieser Werke für Volks- und Schulbibliotheken, wurde verlesen und hat sich Monsgr. Panholzer bereit erklärt, über diese Werke ein Gutachten zu erstatten.

In der Directions-Sitzung am selben Tage hat Monsgr. Panholzer den Antrag gestellt, der Verein möge an einige Journale das Ansuchen richten, eine kurze Besprechung und Empfehlung des pro 1890 erschienenen „Oesterr. Jahrbuches" gratis aufzunehmen und hat sich der Herr Antragsteller anheischig gemacht, dies besorgen zu wollen.

In der Ausschuß-Sitzung am 30. April 1890 wurde zur Kenntnis gebracht, daß Herr Pfarrer Don Gregor Zudrung die Stelle eines Ausschußmitgliedes aus Rücksicht auf seine angegriffene Gesundheit niedergelegt hat. Dies wurde mit großem Bedauern zur Kenntnis genommen und dem Scheidenden für sein langjähriges eifriges und ersprießliches Wirken als Ausschußmitglied der wohlverdiente Dank votirt.

Hierauf wurde die Wahl von zehn Directions-Mitgliedern vorgenommen und es erschienen als gewählt die Herren:

Anton Böhm,
Rudolph Brzezowsky,
Franz Dohnel,
Dr. Karl Herrdegen,
Franz Kleindienst,
Johann Panholzer,
Dr. Isidor Proschko,

Digitized by Google

Aloys Riefler,
Franz Schuch und
Dr. Hanns Maria Truxa.

In der Directions-Sitzung am selben Tage wurde die Wahl von zwei Vice-Präsidenten vorgenommen und es erscheinen als gewählt die Herren: Anton Böhm als I. und Dr. Hanns Maria Truxa als II. Vice-Präsident.

In der Ausschuß-Sitzung am 24. October 1890 wurde das Schreiben des Obersthofmeisters Sr. k. und k. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Ferdinand IV. Großherzogs von Toscana betreffend die stattgefundene Generalversammlung verlesen und hierüber beschlossen, dem durchlauchtigsten Herrn Vereins-Protector den ehrerbietigsten Dank zum Ausdrucke zu bringen. Auch wurde das Schreiben des gewesenen Leiters des Lesezirkels Nr. 20 in Krakau, Herrn Oberstabsarztes Dr. Karl Pětnik verlesen und daraus mit Bedauern entnommen, daß der obige Lesezirkel nicht in der Lage sei einen Beitrag zu leisten, ferner daß die Leitung dieses Lesezirkels dem Herrn k. und k. Oberstabsarzt Dr. Roman Szeliga übergeben wurde. Hierüber wurde beschlossen, an den neuen Leiter ein Ersuchsschreiben wegen Uebernahme und Weiterführung des Lesezirkels zu richten und ihm bekannt zu geben, daß der Verein bereit sei, diesem Lesezirkel auch fernerhin von Zeit zu Zeit Vereinsbücher zuzusenden ohne einen Beitrag zu verlangen.

Ueber das vom Herrn Franz Lipperheide in Berlin dem Vereine zum Geschenke gemachte Werk „Zum 25jährigen Bestehen der Modewelt 1865—1890" hat der Ausschuß beschlossen, dem Spender ein Dankschreiben zu übermitteln.

Im weiteren Verlaufe referirte Herr Dr. Truxa, daß zur Bestreitung der Auslagen für vier Illustrationen zu dem von ihm verfaßten Aufsatze: „Erinnerungs-Denkmäler", einen Beitrag von 120 fl. aufzubringen ihm gelungen ist und zwar:

Nicolaus Dumba	45 fl.
Sr. Excellenz Baron Bach	35 „
Karl Tagleicht	10 „
Dr. Gustav Benischko	8 „
Hanns Silbernagel	5 „
Zusammen . .	103 fl.

wofür den genannten Herren Spendern Dankschreiben übermittelt wurden.

Ueber Antrag des I. Vice-Präsidenten Herrn Anton Böhm wurde dem Spendensammler Herrn Dr. Truxa der wärmste Dank votirt. Bei dieser Gelegenheit brachte der Vorsitzende zur Kenntnis, daß die Kosten für zwei

Digitized by Google

Illustrationen zu dem Aufsatze „Graf Leo Thun", die Excellenz-Frau Gräfin Caroline Thun-Hohenstein im Betrage von nahezu 300 fl. bereitwilligst bestritten hat, was zur erfreulichen Kenntnis genommen und der hochherzigen Spenderin der besondere Dank ausgesprochen wurde.

In der Directions-Sitzung vom 24. October 1890 theilte der Vorsitzende mit, daß die mit der Einzahlung der zugesicherten Jahresbeiträge im Rückstande gebliebenen Mitglieder gemahnt wurden.

In der Ausschuß-Sitzung am 23. December 1890 hat der Vorsitzende den Antrag gestellt, eine Persönlichkeit ausfindig zu machen, welche bei der Generalversammlung einen Vortrag zu halten geneigt wäre.

Dieser Antrag wurde angenommen und Herr Audreas Reischek, Naturforscher in Wien, hiefür in Aussicht genommen, wobei Monsgr. Panholzer die Versicherung gab, mit dem genannten Herrn sich diesbezüglich in's Einvernehmen zu setzen. Daß diese Bemühung keine erfolglose war, ersehen Sie aus der Tagesordnung für die heutige Generalversammlung, die sich, so hoffen wir, in höchsterfreulicher Weise wird verwirklichen lassen.

Der Vorsitzende brachte ferners zur Kenntnis, daß Seine Excellenz Herr Erzbischof in Wien Dr. Eduard Angerer, über Fürsprache des Herrn Dr. Truxa, dem Vereine aus dem Verlassenschaftsvermögen der verstorbenen Frau Rosalie Edlen von Rauscher ein Geschenk im Nominalwerthbetrage von 1000 fl. zur Förderung der Vereinszwecke gemacht hat, wofür sowohl Seiner Excellenz dem hochherzigen Widmer dieses Betrages, als Herrn Dr. Truxa, dessen eifriger Verwendung dieser Erfolg gelungen ist, der wärmste Dank unseres Vereines ausgesprochen wurde.

Schließlich wurde die Zuschrift des k. k. Central-Taxamtes, um Einsendung des Vermögens-Einbekenntnisses pro V. Decennium (1891—1900) verlesen und zur Kenntnis genommen, die entsprechende Erledigung dieser Zuschrift aber der Vrreins-Direction übertragen.

In der Directions-Sitzung am selben Tage wurde die vom Vereinsdiener Laurenz Burian, dessen pflichtgetreuer Verwendung ich, wie in den vergangenen Jahren, so auch heuer das verdiente Lob zu spenden in der Lage bin, vorgebrachte Bitte um Gewährung einer Remuneration berücksichtigt und demselben eine solche bewilligt, ferner die Höhe der zu vertheilenden Neujahrsgelder bestimmt.

Ich habe weiters noch zu berichten, daß im verflossenen Jahre die an den Verein gestellten Ansuchen um unentgeltliche Ueberlassung von Büchern nach Thunlichkeit berücksichtigt und sonach unter anderem mit Gratisbüchern betheilt wurden:

1. Der katholische Schulverein in Wien;
2. der Ortsschulrath in Gablitz;

Digitized by Google

3. das Privat-Lehrer-Seminarium zu Tisis (Vorarlberg) und

4. das Blinden-Institut in Brünn, wobei ich beizufügen mir erlaube, daß der Universitäts-Buchbinder Herr Louis Rautter in Wien eine größere Partie von Büchern unentgeltlich hat einbinden lassen, wofür demselben der verdiente Dank ausgesprochen wurde.

Ueber den Stand der Vereins-Mitglieder habe ich nachstehendes zur geneigten Kenntnis zu bringen:

Vom vorigen Jahre sind verblieben	477	Mitglieder
Zugewachsen sind	47	„
Zusammen .	524	Mitglieder
Hievon gestorben	9	Mitglieder
Freiwillig ausgetreten	13	„
Summe des Abganges .	22	Mitglieder.

Der Verein zählt sonach am heutigen Tage 502 ordentliche und 4 Ehren-Mitglieder.

Obigen Zuwachs von 47 Mitgliedern hat der Verein fast durchgehends dem Eifer des II. Vice-Präsidenten Herrn Dr. Hanns Maria Truxa zu verdanken, weshalb ich mir den Antrag zu stellen erlaube, dem genannten Herrn einen besonderen Dank hiefür zu votiren. (Wurde zur Ausführung gebracht.)

Aus dem bis nun Gesagten stellt sich heraus, daß unser Verein sowohl in finanzieller als auch in geschäftlicher Richtung in erfreulicher Entwicklung begriffen ist, welche Thatsachen mit Rücksicht auf die jetzige Zeitströmung und die socialen Verhältnisse als Anzeichen zum Besserwerden ausgelegt werden dürfen, was vom Herzen zu wünschen wäre.

Ich habe noch zu erwähnen, daß alle im abgelaufenen Jahre eingelangten Geschäftsstücke ihre ordnungsmäßige und entsprechende Erledigung fanden, ferner daß das österreichische Jahrbuch pro 1891 sich bereits in den Händen der geehrten Vereinsmitglieder befindet. Es wurde mir von einer Seite gelegentlich angedeutet, daß das österreichische Jahrbuch zu wenig Aufsätze und Illustrationen in sich faßt. Ich muß darauf erwidern, daß in früheren Jahren das österreichische Jahrbuch 16 bis 17 Druckbogen stark war, während dasselbe in den letzteren Jahren 20 Druckbogen und noch darüber stark ist, ferner, daß die Herstellungs- und Ausstattungskosten per Exemplar auf 3 fl. und oft noch höher zu stehen kommen, ungeachtet dessen daß mehr als die Hälfte von Aufsätzen dem Vereine unentgeltlich überlassen werden; ich glaube daher, daß diejenigen p. t. Vereins-Mitglieder, welche einen Jahresbeitrag von 2 fl. entrichten, den Verein zu einer größeren Gegenleistung zu verhalten nicht vermögen.

Die geehrte Versammlung wolle noch zur geneigten Kenntnis nehmen, daß am 11. März l. J. die Rechnungs-Revision und am 18. desselben

Digitized by Google

Monats die Cassa-Scontrirung durch die Herren Revisoren kaiserlichen Rath Wilhelm Rauscher und k. k. Rechnungs-Revidenten Alphons Pichler vorgenommen und sowohl die Rechnung als auch die Vereins-Casse in vollster Ordnung befunden wurden, wofür den hiebei betheiligt gewesenen Herren Functionären für ihre bereitwillige Mühewaltung die vollste Anerkennung im Namen des Vereines hiermit ausgesprochen sein möge.

Bei dieser Gelegenheit fühle ich mich angenehm veranlaßt, dem kaiserlichen Rath Herrn Thomas Bauer für gewissenhafte Cassaführung, ferner dem Vereins-Secretär Herrn Andreas Szelc für eifrige und umsichtige Pflichterfüllung die volle Anerkennung auszusprechen.

Der Verein nimmt sich annoch die ergebenste Freiheit, Ihren Majestäten sowie unserem höchsten Vereins-Protector und den Mitgliedern des Allerhöchsten Kaiserhauses so auch den höchsten und hohen Behörden, den p. t. hochgestellten Persönlichkeiten, überhaupt allen Wohlthätern für die Förderung unserer Vereinszwecke den tiefgefühlten Dank hiermit zum Ausdrucke zu bringen.

Indem ich der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften für die unentgeltliche Ueberlassung dieses Saales zur Abhaltung der Generalversammlung bestens danke, schließe ich meinen Bericht und ersuche den Herrn Dr. Hanns Maria Truxa, an Stelle des erkrankten Herrn Vereinsbuchführers k. und k. Militär-Oberrechnungsrathes Franz Dohnel, den Bericht über die Gebahrung mit den Vereinsmitteln gefälligst erstatten zu wollen.

Hochgeehrte Versammlung!

Unter Bezugnahme auf den mittelst der Einladung zur Generalversammlung Ihnen bereits zugesendeten Abschluß der Vereinsrechnung für das Solarjahr 1890 erlaube ich mir über den Stand der Vereinsmitglieder, die Gebahrung mit dem Vereinsvermögen und die außerordentlichen Beiträge das nachstehende zu berichten:

Laut Bericht vom 21. April 1890, als dem Tage der vorjährigen Generalversammlung zählte der Verein 477
ordentliche Mitglieder.
Zugewachsen sind im Jahre 1890 bis heute 45,
abgefallen sind durch Tod, angemeldeten Austritt oder Sistirung, der Jahresbeiträge bis zum 6. April 1891, als dem Tage der diesjährigen Generalversammlung 22,
demnach ergibt sich der neue Zuwachs mit 23,
mithin die Gesammtzahl der ordentlichen Vereinsmitglieder bis zum heutigen Tage . . . . . 500.

Digitized by Google

Auf die Gebahrung mit dem Vereinsvermögen übergehend, wird mitgetheilt:

Die Baar-Einnahmen vom Jahre 1890 per . . . 2389 fl. 86 kr.
gegen diejenigen vom Jahre 1889 per . . . . . 2579 „ 42 „
stellen sich in diesem Jahre um . . . . . 189 fl. 56 kr.
niedriger heraus.

Diese Mindereinnahme wird dadurch motivirt, daß unter den Einnahmen des Vorjahres 1889 drei Beträge, nämlich: 25 fl. als Spende eines Vereinsmitgliedes, 67 fl. 55 kr. als Rückersatz des Steueramtes von der für die Jahre 1885 bis 1889 vom Vereine entrichteten Einkommensteuer und 95 fl. als aus der Sparcasse behoben, als zufällige Einnahmen figuriren, auf welche Rubriken in der Rechnung für das Jahr 1890 Baar-Einnahmen nicht vorkommen.

Ebenso erscheinen die Baar-Ausgaben für das
Jahr 1890 per . . . . . 2394 fl. 65 kr.
gegen jene für das Jahr 1889 per . . . . . 2579 „ 42 „
geringer um . . . . . 184 fl. 77 kr.

Diese Minder-Ausgabe hat darin ihren Grund, weil einerseits in diesem Jahre eine Einlage in die Sparcasse nicht stattgefunden hat, während laut der Rechnung für das Jahr 1889 der Baarbetrag von 100 fl. dahin eingelegt wurde; anderseits die Ausgabe-Rubriken für „Buchdrucker-Buchbinder-Arbeiten" in der Rechnung für das Jahr 1890 sich etwas niedriger darstellen als im Vorjahre.

Bei Vergleichung des reinen Activ-Vermögens
vom Jahre 1890 per . . . . . 4272 fl. 04 kr.
mit jenem für das Vorjahr . . . . . 2565 „ 48 „
ergibt sich ein Mehrvermögen von . . . . . 706 fl. 56 kr.

Diese Vermehrung des Vereinsvermögens ist, was bereits in dem Rechenschaftsberichte des Herrn Vorsitzenden erwähnt wird, einem Legate aus der Verlassenschaft der Frau Hofrathswitwe Rosalie von Rauscher zu verdanken.

Durch dieses hochherzige Legat findet nicht nur der aus der vorjährigen Bilanz hervorgegangene Differenzbetrag per 300 fl. 50 kr. seine Deckung, sondern auch die obige aus der diesjährigen Bilanz hervorgehende Vermögens-Vermehrnng per 706 fl. 56 kr. ihre Begründung.

Die Rechnung des „Oesterreichischen Volksschriften-Vereines" für das Solarjahr 1890, wie auch die Casse dieses Vereines wurde durch die bei der letzten Generalversammlung wiedergewählten beiden Revisoren, nämlich durch die Herren Wilhelm Rauscher, Rechts-Consulent bei der k. k. priv. Kaiser Ferdinands-Nordbahn, und Alphons Pichler, k. k. Rechnungs-Revident,

Digitized by Google

der Prüfung, beziehungsweise Scontrirung, unterzogen und laut der der Vereinsrechnung beigefügten Befunde vom 11. und 18. März 1891, die erstere auf Grund der Original-Beilagen richtig und letztere sowohl hinsichtlich des baren Geldes als auch bezüglich der Werth-Effecten in Ordnung gefunden.

An außerordentlichen Beiträgen von Seite des Allerhöchsten Kaiserhauses und Höchstdessen durchlauchtigsten Mitgliedern, dann von hohen Herrschaften und derlei k. k. Staatsbehörden, sind in diesem Jahre 747 fl. eingegangen, welche sich, wie folgt, vertheilen:

Von Sr. k. u. k. apost. Majestät dem Kaiser Franz Joseph I.	100	fl.
„ Ihrer Majestät der Kaiserin Elisabeth	30	„
„ „ kais. Hoheit der Frau Erzherzogin Kronprinzessin Stephanie	20	„
„ Sr. kais. Hoheit dem Herrn Erzherzog Karl Ludwig . .	15	„
„ „ „ „ „ „ „ Ludwig Victor .	20	„
„ Höchst dessen Herrn Obersthofmeister Freiherr v. Wimpffen	2	„
„ Sr. kais. Hoheit dem Herrn Erzherzog Ferdinand, Großherzog von Toscana, unserem erhabenen Protector	50	„
„ Sr. Excellenz dem Herrn k. u. k. Generalmajor v. Teuffenbach	5	„
„ „ kais. Hoheit dem Herrn Feldmarschall Erzherzog Albrecht	15	„
„ „ „ „ „ „ Erzherzog Wilhelm	15	„
„ „ „ „ „ „ „ Sigismund . . .	20	„
„ „ „ „ „ „ „ Rainer	10	„
„ Ihrer kais. Hoheit Frau Erzherzogin Marie Rainer . .	10	„
„ „ „ „ „ „ Elisabeth	5	„
„ Sr. kais. Hoheit dem Herrn Erzherzog Friedrich . . .	15	„
„ „ königl. „ „ „ Herzog Phil. v. Württemberg	5	„
„ „ „ „ „ „ „ Philipp von Sachsen-Coburg-Gotha	5	„
„ Sr. Durchlaucht dem Fürsten Emanuel v. Collalto . .	25	„
„ „ „ „ „ Jos. Ad. v. Schwarzenberg	10	„
„ „ Excellenz dem Herrn Grafen Franz Lamberg . . .	10	„
„ dem hohen k. k. Ministerraths-Präsidium	60	„
„ „ „ „ „ Ministerium des Aeußern	100	„
„ „ „ „ „ Statthalterei für Niederösterreich	200	„
in Summe .	747	fl.

Nachdem beide Berichte richtig befunden, wurde das Absolutorium ertheilt.

Digitized by Google

Zu Rechnungs-Revisoren für das Jahr 1891 wurden über Vorschlag des Herrn Präsidenten die im Vorjahre mit dieser Function betraut gewesenen Herren Wilhelm Rauscher und Alphons Pichler und als Ersatzmann Herr Franz Kleindienst wiedergewählt.

Auf Einladung des Präsidenten hielt hierauf Herr Andreas Reischek seinen angekündigten Vortrag über „Forschungen auf den Inseln Neuseeland" ab, während dessen die Wahl von zehn Ausschußmitgliedern an Stelle der nach § 23 der Vereins-Statuten alljährlich Ausscheidenden vorgenommen und mit der Berificirung dieser Wahl die Herren Brzezowsky, Dr. Herrdegen und Pollak betraut wurden.

Nachdem Herr Reischek von der Versammlung seinen hochinteressanten und lehrreichen Vortrag zu Ende geführt hatte und demselben der gebührende Dank zum Ausdruck gebracht worden, gab der Vorsitzende das Resultat der vorgenommenen Wahl bekannt, wonach zu Ausschuß-Mitgliedern gewählt wurden die Herren:

Fliedl J. E.,
Kaschl Franz,
Kleindienst Franz,
Kundi Julius,
Limbach Heinrich,
Dr. Maschke Karl Ludwig,
Panholzer Johann,
Dr. Riefler Franz,
Schuch Franz Xaver und
Dr. Truxa Hanns Maria.

Nachdem über Anfrage des Herrn Präsidenten keines der anwesenden Mitglieder von dem § 14 der Vereins-Statuten zustehenden Rechte, weitere Anträge zu stellen, Gebrauch machte und somit die Tagesordnung erschöpft war, erklärt der Vorsitzende die 44. General-Versammlung für geschlossen und dankte den Anwesenden für das zahlreiche Erscheinen.

Digitized by Google

Verzeichnis

der im Vereinsjahre 1891/1892 dem Vereine beigetretenen Mitglieder.[1])

Herr Adler Hans, Dr., k. k. Primarius und Augenarzt in Wien.
Augustiner-Stift in Altbrünn.
Herr Bachmayr Leopold, Großhändler in Wien.
„ Blome Gustav, Graf, Excellenz in Wien.
„ Clary-Aldringen Carlos, Graf, Erlaucht in Wien.
„ Čtvertečka Bruno, Dr., Abt und Prälat des Stiftes in Braunau.
„ Fenz Rudolf, Dr., Hof- und Gerichtsadvokat in Wien.
„ Fischer-Colbrie August, Dr., k. k. Hof-Caplan in Wien.
„ Fürnkranz Joseph, Phil.-Dr. in Salzburg.
„ Griftner Johann, Stadt-Caplan in Knittelfeld.
„ Grünwald Joseph, Pfarrer zu St. Florian in Wien.
„ Hausner Heinrich, pens. k. k. Ober-Baurath in Wien.
„ Heinisch Anton, Director des Wr. Hausfrauen-Vereines in Wien.
„ Heinz Ferdinand, Pfarr-Cooperator bei St. Elisabeth in Wien.
„ Heugl Johann, Hausbesitzer in Wien.
„ Höltschl Joseph, Ingenieur und Geometer in Wien.
„ Hochberg Sigmund, Ober-Ingenieur der Nordbahn in Mährisch-Weißkirchen.
„ Kullmann Joseph, kais. Rath und Ober-Postcontrolor in Wien.
„ Lamberg Franz, Graf, Excellenz in Steyr.
Leseverein, katholischer, in Skotschau.
Leseverein, katholischer, in Neunkirchen.
Herr Linde Rudolf Freih. v., Dr., Dom-Capitular bei St. Stephan in Wien.
Frau Liste Anna, Private in Wien.
Herr Maroičić Ambros, Freiherr von, Dr., k. k. Bezirkshauptmann in Cattaro.
„ Nádherný Th. von, Ingenieur in Tlumatschau.
Ortsgruppe des Vereines österr. Handelsangestellter in Floridsdorf.
„ „ „ „ „ in Salzburg.
Herr Pražák Aloys, Freiherr von, Dr., k. k. Minister, Excellenz in Wien.

[1]) Falls in der Namensschreibung oder Standesbezeichnung der p. t. Herren Mitglieder ein Versehen unterlaufen sein sollte, wolle dies wegen Berichtigung gefälligst der Vereins-Kanzlei (I. Salvatorgasse 12) mitgetheilt werden.

Digitized by Google

Frau Salm-Reifferscheidt Felicie, Altgräfin, Excellenz in Wien.
Herr Schöpf Joseph, Theol.-Dr., Professor in Guggenthal.
„ Seitschek Joseph, k. k. Hofbau-Controlor in Wien.
Stifts-Bibliothek in Raigern.
Herr Swoboda Heinrich, Dr. Privatdocent an der k. k. Universität in Wien.
„Unitas", kath. Studenten-Verbindung in Czernowitz.
Herr Unterrichter Paul, Freiherr von, k. k. Bezirks-Commissär in Knin.
„ Vogelsang Karl, von, Ober-Official der Nordbahn in Zauchtl.
„ Wiedl Heinrich, kais. Rath in der Militärkanzlei Sr. Majestät in Wien.
„ Wilherek Karl, Pfarrer in Pruchna.

Verzeichnis

derjenigen ordentlichen Mitglieder des Vereines, welche ihren Jahresbeitrag in der außergewöhnlichen Höhe von 5 fl. oder darüber entrichten.

	fl.	kr.
Frau Auersperg Wilhelmine, Fürstin, Durchlaucht	10.	—
Herr Bach Alexander, Freiherr von, Excellenz	5.	—
„ Bachmayr Leopold, Großhändler	5.	—
„ Belcredi Richard, Graf, Excellenz	5.	—
„ Bellegarde Franz, Graf, Excellenz	5.	—
„ Blome Gustav, Graf, Excellenz	10.	—
„ Coreth Karl, Graf, k. und k. Generalmajor, Kämmerer	5.	—
„ Clary-Aldringen Carlos, Graf, Erlaucht	10.	—
„ Czernin Jaromir, Graf, Excellenz	5.	25
„ Čtvrtečka Bruno, Dr., Abt und Prälat	5.	—
„ Dobner von Dobenau Leopold, k. u. k. Oberst i. R.	5.	—
Dornbach, Gemeinde	5.	25
Herr Dumba Nicolaus, Mitglied des Herrenhauses ꝛc.	10.	—
„ Dutschka Franz, Ritter von, Großhändler	5.	—
„ Falkenhayn Franz, Graf, Excellenz	10.	—
Frau Fleischmann Alida, Medicinae-Doctors-Witwe	5.	—
Herr Freiberg Rudolph, Ritter von, k. k. Hofrath	5.	—
Frau Fünfkirchen Louise, Gräfin, geb. Prinzessin Liechtenstein	10.	—
Herr Geitler Robert, Gemeinderath, Realitätenbesitzer ꝛc.	5.	—
„ Gerl Peter Rudolph, Architekt	5.	—
„ Gruscha Anton, Cardinal, Fürsterzbischof von Wien	50.	—
„ Hauser Alois, k. k. Baurath und Professor	5.	—
„ Hauswirth Ernst, Abt des Stiftes Schotten	5.	—
„ Helfert Joseph Alexander, Freiherr von, Dr., Excellenz ꝛc.	5.	25

Digitized by Google

Frau Hoffinger Anna von, Gutsbesitzerin . . . . . 5.—
„ Jankovics Anna, Gräfin in Kalksburg . . . . . 5.—
Herr Jenny S., Fabriksbesitzer . . . . . 10.—
„ Karl Alexander, Abt des Stiftes Melk . . . . . 5.—
Karthaus, k. k. Strafanstalt in . . . . . 6.—
Herr Kinsky Ferdinand, Fürst, Durchlaucht . . . . . 15.—
Knaben-Seminarium, f.-e. in Ober-Hollabrunn . . . . . 5.—
Herr Kosterfitz Ubald, Abt des Stiftes Klosterneuburg . . . . . 5.—
Frau Lagusius Anna, Edle von, Realitätenbesitzerin . . . . . 5.—
Herr Lamberg Franz, Graf, Excellenz . . . . . 10.—
„ Ledebur-Wicheln Hans, Graf, k. u. k. Kämmerer . . . 5.—
„ Liechtenstein Alois, Prinz, Durchlaucht . . . . . 5.—
„ Liechtenstein Johann, souveräner Fürst, Durchlaucht . . . 50.—
Lilienfeld, Stift in . . . . . 5.—
Herr Linde Rudolph, Freiherr von, Domcapitular . . . . . 5.—
„ Lorenz M., bürgerlicher Handelsmann 5.25
„ Manz Hermann, k. k. Buchhändler . . . . . 5.—
„ Metternich-Winneburg Richard, Fürst, Durchlaucht . 10.—
„ Prazák Aloys, Freiherr von, Dr., k. k. Minister, Excellenz . 5.—
„ Preising Karl, Realitätenbesitzer ꝛc. . . . . 5.—
Frau Schloißnigg Auguste, Freiin von . . . . . 5.—
Herr Schöpf Joseph, Theol.-Dr., Professor . . . . . 5.—
„ Schwarz-Senborn Wilhelm, Freiherr, Excellenz . . . . 5.—
„ Seilern Karl Max, Graf, Excellenz . . . . . 5.—
„ Sereny Otto, Graf, Reichsraths-Abgeordneter . . . . . 5.—
„ Spiegel-Diesenberg Ferdinand, Graf . . . . . 5.—
„ Skene August, Ritter von . . . . . 5.—
Stift der P. P. Augustiner in Alt-Brünn, . . . Obligation per 50.—
Herr Sylva-Tarouca Ernst Emanuel, Graf in Türmitz . . . 10.—
„ Teuffenbach zu Tiefenbach und Maßweg Albin, Freiherr von, Excellenz . . . . . 5.—
Verein österr. Handlungs-Angestellten in Wien . . . 5.—
Herr Bittinghof-Schell Max, Freiherr von, k. u. k. Kämmerer . 5.—
„ Weitmann V. E., Guts- und Realitätenbesitzer . . . . . 5.—
„ Wetzer Leander, k. u. k. Oberst ꝛc. . . . . 5.—
„ Wiedl Heinrich, kais. Rath . . . . . 5.—
Wiener Gemeinderath . . . . . 5.—
Herr Wierzbicki Johann, k. k. Senats-Präsident am obersten Gerichtshofe . . . . . 5.—
„ Windisch-Grätz Alfred, Dr., Fürst, Durchlaucht . . . . 10.—

Digitized by Google

Frau Windisch-Grätz Valerie, Fürstin, Durchlaucht . . . . . 10.—
Herr Zabeo Alfons, Graf, Dr., in Schloß Faal bei Marburg . 5.—
„ Zudrung Gregor, Pfarrer, f.-e. geistl. Rath . . . . . 5.—

Verzeichnis

der Functionäre des österreichischen Volksschriften-Vereines für das Jahr 1891.

Nach Ergänzung des Ausschußes und Neu-Constituirung der Vereins-Direction.

Präsident.

Se. Excellenz Herr Dr. Joseph Alexander Freiherr von Helfert, Sr. Maj. Wirkl. Geh. Rath, Mitglied des Herrenhauses, Präsident der k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale, Großkreuz des k. k. Franz Joseph-Ordens und des Großherzog. toscanischen Civil-Verdienst-Ordens ꝛc. ꝛc.

Vice-Präsidenten.

I. Herr Böhm Anton, Magistratsrath i. R., Ritter des Franz Joseph-Ordens.
II. „ Dr. Truxa Hans Maria, kais. Rath, Secretär der k. k. priv. Nordbahn, Besitzer des päpstlichen Ehrenkreuzes „Pro Ecclesia et Pontifice“ und der k. k. goldenen Medaille mit dem Allerhöchsten Wahlspruche.

Directoren.

Siehe oben S. 293.

Ausschuß-Mitglieder.

Herr Jur. Dr. Berger Wilhelm, Freiherr von,
„ Böhm Anton, s. oben,
„ Dohnel Franz, k. u. k. Militär-Ober-Rechnungsrath,
„ Dossi Gabriel, Curat bei St. Michael,
„ Dobner Joseph, Commandeur bei St. Karl,
„ Fliedl J. E., Gymnasial-Professor und Weltpriester,
„ Freudhofmeier Aloys, Kirchen-Director im Salesianer-Kloster, f.-e. geistlicher Rath,
„ Geitler Robert, Realitätenbesitzer, Gemeinderath,
„ Dr. Herrdegen Karl, Bureau-Vorstand der priv. österr.-ungar. Staatseisenbahn-Gesellschaft,

Digitized by Google

Herr Kaschl Franz, Bürgerschul-Director,
„ Kleindienst Franz, Registraturs-Director des Wiener Magistrates,
„ Kundi Julius, k. k. Professor,
„ Kuttig Zdenko, kais. Rath, Ober-Inspector der Nordbahn,
„ Kirsch August, Herausgeber des „Neuigkeits-Weltblatt",
„ Limbach Heinrich, Hausbesitzer,
„ Dr. Maschke Karl Ludwig, Hof- und Gerichtsadvocat,
„ Panholzer Johann, päpstlicher Kämmerer, f.-e. geistlicher Rath,
„ Pfeifer Egyd, Novizenmeister im Stifte Schotten,
„ Pichler Alphons, k. k. Rechnungs-Revident,
„ Pollak Jacques, Fabrikant und k. k. Schätzmeister,
„ Rauscher Wilhelm, Central-Inspector der Nordbahn, Kaiserl. Rath,
„ Dr. Riefler Franz, Medicinae-Doctor,
„ Schuch Franz X., Eigenthümer des „Volksblatt für Stadt und Land",
„ Dr. Truxa Hans Maria, s. oben.

Anhang.

Auszug aus den Statuten des österreichischen Volksschriften-Vereines.

Der Verein hat die Aufgabe, die Volksbildung im Geiste wahrer Humanität, Gesittung, fortschreitender Aufklärung und guten Geschmackes vorzüglich unter jenen Volksschichten, welche streng wissenschaftliche Kenntnisse sich nicht erwerben konnten, durch Verbreitung angemessener Druckschriften zu fördern, insbesondere auch den häuslichen und Familienkreisen eine belehrende und erheiternde Lectüre zu verschaffen (§. 2).

Als Mittel zur Erreichung des Zweckes werden angewendet:

a) Drucklegung und Verbreitung guter Volksschriften;
b) Erleichterung des Ankaufes solcher anderweitig gedruckten Schriften;
c) öffentliche Anempfehlung derselben;
d) unentgeltliche Vertheilung der selbst aufgelegten oder erworbenen Volksschriften in Fabriken, Herbergen, Schulen u. s. w.;
e) Errichtung und Erhaltung von Lesezirkeln;
f) Verkehr mit anderen ähnliche Zwecke verfolgenden Lesevereinen.

Die hiezu erforderlichen Geldmittel werden durch die regelmäßigen Beiträge der Mitglieder und den Ertrag der Vereinsschriften, durch Geschenke, Sammlungen und auf sonstige geeignete Weise aufgebracht (§. 4).

Die Mitglieder des Vereines sind entweder: a) ordentliche, oder b) correspondirende, oder c) Ehren-Mitglieder (§. 7).

Digitized by Google

Wer ordentliches Mitglied des Vereines werden will, meldet seinen Beitritt bei der Direction an und verpflichtet sich zur Leistung eines jährlichen Beitrages von mindestens zwei Gulden ö. W.

Findet die Direction gegen die Aufnahme eines Neuangemeldeten Anstände zu erheben, so sind dieselben binnen einem Monate der Entscheidung des Ausschußes zu unterziehen.

Jeder andere selbständige ähnliche Zwecke verfolgende Verein kann innerhalb der Schranken des Vereinsgesetzes dem österreichischen Volksschriften-Vereine in corpore als ordentliches Mitglied beitreten, so dass je ein von einem solchen Vereine aus seiner Mitte gewähltes Mitglied in den Sitzungen des Ausschußes des Volksschriften-Vereines mit berathender, an der General-Versammlung aber mit beschließender Stimme theilnimmt, jeder dieser Vereine gleich den Lesezirkeln des Volksschriften-Vereines mit Büchern betheilt wird, und überdies die jedem einzelnen Vereinsmitgliede unentgeltlich zukommenden Druckschriften in so vielen Exemplaren unentgeltlich erhält, als die Zahl 2 in dem von dem betreffenden Vereine dem Volksschriften-Vereine jährlich zugewendeten Beitrage (mit Weglassung der Bruchtheile) enthalten ist (§. 8).

Der Austritt aus dem Vereine ist der Direction halbjährig und im vorhinein schriftlich anzuzeigen. Wer diese Anzeige rechtzeitig zu machen unterläßt, hat noch einen halben Jahresbeitrag zu entrichten (§. 12).

Wenn sich in irgend einem Orte mindestens zwölf Personen, deren jede dem Vereine mit einem jährlichen Beitrage von 2 fl. ö. W. als Mitglied beitritt, finden und eine davon die Leitung übernimmt, so haben sie nicht nur jede für sich alle Rechte der ordentlichen Mitglieder, sondern alle zwölf oder mehr mit einander das besondere Recht, von der Direction die Errichtung eines Lesezirkels zu verlangen.

Ein solcher Lesezirkel erhält sofort bei der Errichtung aus den Vorräthen, und weiterhin in gewissen Zwischenräumen, aus den Mitteln des Vereines lediglich gegen Vergütung der Porto-Auslagen die der Besonderheit eines jeden Lesezirkels angemessenen Bücher.

Wenn in einem Lesezirkel, neben den allgemeinen Vereins-Jahres-Beiträgen, Auflagen an die Mitglieder behufs Anschaffung noch anderer als der von der Direction nach ihrem Ermessen eingehenden Bücher beschlossen und an die Direction abgeführt werden, so übernimmt die Vereins-Direction die Anschaffung derselben, insofern sie nicht der Tendenz des Vereines widerstreiten. Diese Bücher sind Eigenthum des betreffenden Lesezirkels und steht den Mitgliedern desselben die weitere Disposition darüber auch für den Fall der Auflösung desselben zu (§. 16).

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Einige Worte über das Volksthümliche. Von Joseph Ritter Tandler von Tanningen 1
Krains Chronist Freiherr von Valvasor. Von P. v. Radics 6
Ein persischer Königssohn in k. k. österreichischen Diensten. Von Leopold von Beckh-Widmanstetter 21
Margaretha Maultasche. Von Friedrich Steinebach 27
Zwei Blätter zur hundertjährigen Gedenkfeier des Todes Wolfgang Amadeus Mozart's. Von Hermine Proschko 56
Die Tyroler-Colonie am Pozuzo in Peru. Von Dr. Schöpf 59
Königin Hedwig von Polen. Von José Baronin Schneider-Arno . . . 78
Graf Leo Thun im kaiserlichen Justiz- und Verwaltungs-Dienste. Von Jos. Alex. Frhr. v. Helfert 84
Das älteste christliche Baudenkmal Oesterreichs. Von Heinrich Penn . . . 167
Die slovenische Bewegung im Frühjahr und Vorsommer 1848. Von Joseph Apih 175
Gedichte. Von Alma Friedland 209
König Mathias (Corvinus) in Wien. Von Dr. J. H. Schwicker 215
Mila. Von Hedwig Wolf 239
Ein vaterländischer Schriftstellerveteran. Von Dr. Hans Maria Trnka . . 259
Vereins-Mittheilungen 292

☞ **Allfällige Reclamationen wolle man gefälligst an die Kanzlei des österr. Volksschriften-Vereines, Wien, I. Salvatorgasse 12, richten, welche täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertagen von 4 bis 6 Uhr geöffnet ist.**

Digitized by Google

Die bisher erschienenen

sechzehn Jahrgänge des Österreich. Jahrbuches

enthalten unter andern:

Ackermann J. E., Die Fortschritte unserer Zeit, Betrachtungen; 1883, S. 304—363.

Alexis, Dr. Guido, Die weiße Frau von Neuhaus; 1887, S. 239—261.

Apih Joseph, Die Slovenen u. die Märzbewegung 1848; 1890, S. 79—106.

Batinić, Der Einfluß der Franciscaner auf die politischen Angelegenheiten in Bosnien; 1890, S. 285—320.

Beckh-Widmannstetter, Die ältere Art der Geldbeschaffung im Kriege; 1881, S. 148—176.

Becker M. A., Schottwien und Umgebung; 1877, S. 105—163.

Böhm Anton, Johann Nep. Waldschütz, eine Lebensskizze; 1886, S. 30—52.

Bowitsch L., Die Gräber von vier Hochmeistern der Tonkunst in Wien; 1878, S. 179—196.

Cerri Cajetan, Bausteine, Fragmentarisches; 1883, S. 254—262.

Domanig Karl, Der Schatzgräber. Ein psychologisches Fragment aus dem Tyroler Volksleben; 1883, S. 263—278.

— Der falsche Hunderter; 1888, S. 281—290.

Franz Emma, Beim Sturm auf Belgrad; 1886, S. 292—310.

Friedland Alma, Reise-Erinnerungen aus Oesterreich; 1886, S. 23—29.

Grienberger Theodor v., Peter Anich, Bauer, Mechaniker, Kartenzeichner; 1886, S. 275—278.

Guzek Leo, Vincenz Pol und dessen Ritter-Rhapsodie Mohort; 1887, S. 216 bis 236. 1889, S. 39—82. 1890, S. 28—55

Haas, Dr. G. E., Die Propheten des dreißigjährigen Krieges; 1890, S. 1—27.

Hans Maria, Zwei alte geistliche Lieder; 1886, S. 243—246.

Hassaurek Friedrich, Oesterreicher in der Ferne; 1884, S. 245—275.

Helfert, Dr. Freiherr, Der Krakauer Emigranten-Aufstand 1848; 1890, S. 201—284.

— Erzherzog Franz Karl, ein Lebens- und Charakterbild; 1879, S. III bis XLVIII.

— Die confessionale Frage in Oesterreich 1848. Zugleich ein Beitrag zur Tages- und Flugschriften-Literatur jener Zeit; 1882, S. 86—180, 1883, S. 61—196. 1884, S. 113—220. 1885, S. 301—341. 1886, S. 110—242. 1887, S. 45—152. 1888, S. 127—238. 1889, S. 83—280.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

3 2044 100 856 970

Digitized by Google